H. un. 238 (19

<36603817710015
<36603817710015
Bayer. Staatsbibliothek

Ug. 4389. 2

~~H. ist. univ. gen 199~~
238
(19

Haeberlin.

Die

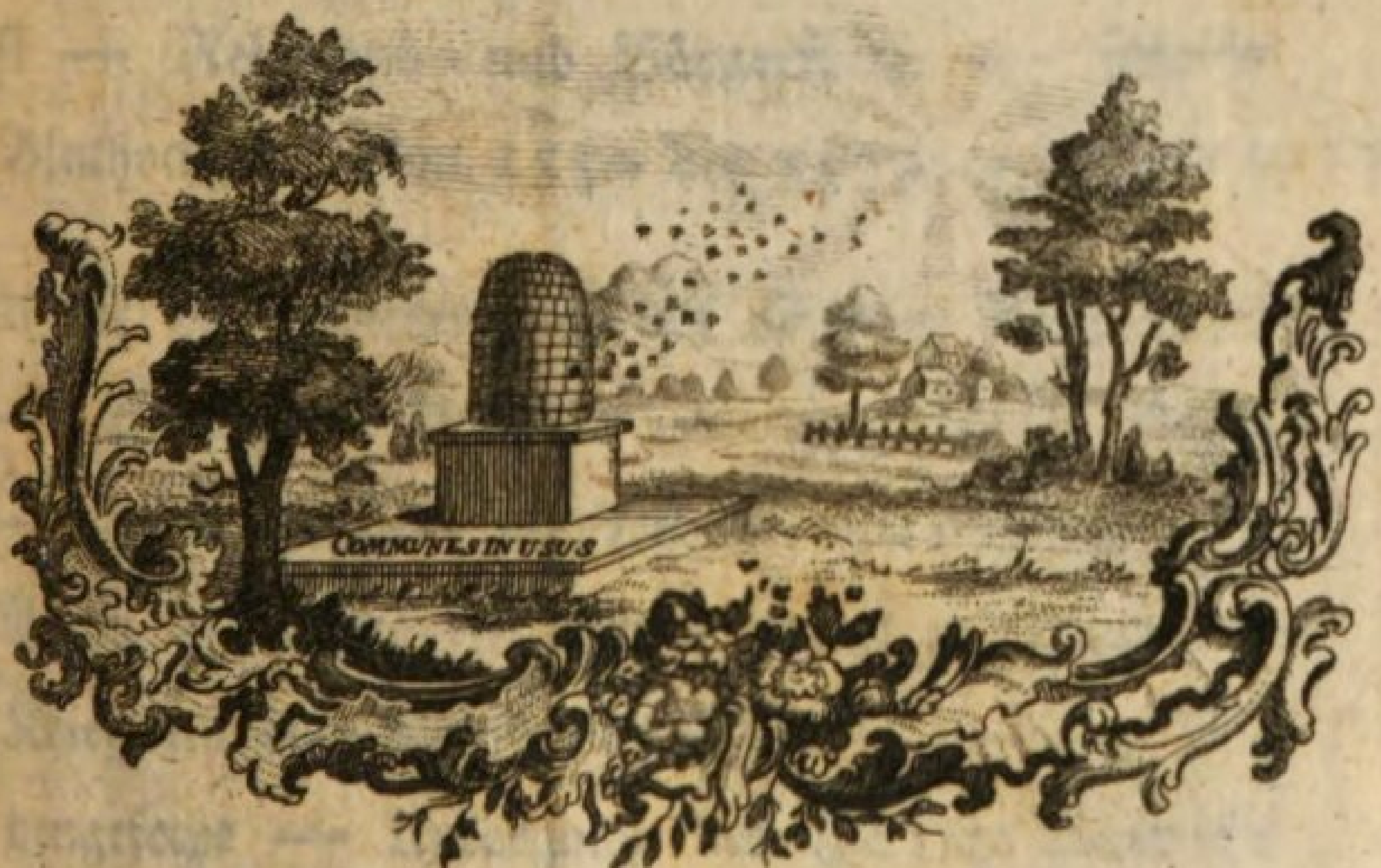
Allgemeine Welthiſtorie

durch
eine Geſellſchaft von Gelehrten in Teutſchland
und Engelland ausgefertiget.

In einem
vollſtändigen und pragmatiſchen Auszuge.

Verfaſſet
von
Johann Georg Meuſel.

Neue Hiſtorie XIX. Band.



Mit gnädigſter Churfürſtl. Sächſ. Freyheit.

HALLE,
bey Johann Jacob Gebauer, 1778.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Siebente Epoche. Vom Anfang der bürgerlichen Kriege bis zu ihrem durch Heinrich den Groſſen bewürkten Ende, oder bis auf den Frieden zu Vervins. Von 1559. bis 1598.

Abſchnitte der ſiebenten Epoche.

Verfolgung der Reformirten unter Heinrich und Franz dem Zweeten — die Guiſen — Condé, ihr Gegner — die verwittwete Königin Katharine von Medici — die Kanzler Olivier und l'Hopital — Minderjährigkeit Karls des Neunten — Mancherley Edikte zum Vortheil der Reformirten und ihre Widerrufung — Triumvirat — Blutbad zu Vaſſi — Religions- und Bürgerkriege — Pariſer Bluthochzeit. Von 1559 bis 1572. - Seite 1 - 174

Zuſtand der Reformirten nach der Pariſer Bluthochzeit — Partey der Politiker — Heinrich der Dritte — Sein Bruder, der Herzog von Alençon oder Anjou — Ligue — Bund der Sechszehner — Krieg mit dem König von Navarra — Barrikadengefecht — Untergang des Herzogs Heinrichs von Guiſe und ſeines Bruders, des Kardinals *)

von

*) S. 175 ſteht durch ein Verſehn Herzogs ſtatt Kardinals.

)(

von Lothringen — Herzog von Mayenne, das neue Haupt der Ligue — Ermordung König Heinrichs des Dritten. Von 1572 bis 1589. S. 175 = 310.

Heinrichs des Groſſen Mühſeligkeiten beym Antritt ſeiner Regierung, ſeine Kriege mit der Ligue und mit den ſie unterſtützenden Spaniern — Herzog von Mayenne — Sechszehner und Politiker — Heinrichs Uebertritt zur römiſchkatholiſchen Kirche — Eroberung der Stadt Paris — Johann Chatels fruchtloſer Verſuch, den König zu ermorden — Friede zu Vervins — Nachgeholte Erzählung der während dieſes Zeitraums mit den Herzogen von Savoyen und Mercoeur geführten Kriege. Von 1589 bis 1598. . . S. 311 = 433.

Achte Epoche. Vom Ende der bürgerlichen Kriege unter Heinrich dem Groſſen und von der daher entſtandenen Erneuerung der Stärke des Staats bis zum Pyrenäiſchen Frieden. (Sülli — Richelieu — Mazarini — Schwächung der Reichsſtände, der Reformirten, und des öſtreich = ſpaniſchen Hauſes). Von 1598 bis 1659.

Abſchnitte der achten Epoche.

Heinrichs des Groſſen und Sülli's Bemühungen, den Flor des Staats zu erneuern — Edikt von Nan-

tes — Beylegung der Streitigkeit mit Savoyen wegen Saluzzo — Verſchwörung des Marſchalls von Biron — Wiedereinführung der Jeſuiten in Frankreich — Paulette — Navarra mit Frankreich vereinigt — Heinrichs Entwurf einer allgemeinen chriſtlichen Republik — Ravaillac. Von 1598 bis 1610. ‐ ‐ S. 434 ‐ 480.

Ludwigs des Dreyzehnten Minderjährigkeit und Regentſchaft ſeiner Mutter Marie von Medici — Concini oder Marſchall von Ancre und deſſen Gemahlin — Uneinigkeit und Mißvergnügen der Groſſen — Letzte allgemeine Verſammlung der Reichsſtände — Lüines — Irrung zwiſchen dem Parlament und dem Hof — franzöſiſch‐ſpaniſche Doppelheurath — Der Herzog von Rohan und die meiſten Reformirten ergreifen die Waffen zum Beſten der mißvergnügten Prinzen — Vergleich zu Loudün — Friedensedikt zu Blois — Neue Unruhen, Condé, Epernon ꝛc. — Richelieu tritt auf — Religionskrieg, während deſſen Lüines ſtirbt — Friede mit den Reformirten — Richelieu kommt in den Staatsrath. Von 1610 bis 1624. S. 481 ‐ 596.

Vermählung der franzöſiſchen Prinzeſſin Henriette mit dem Prinzen Karl von Wallis — Frankreichs Bündniß mit den Holländern — Neue Miniſter — Veltliner Händel — Innerlicher Krieg —

Friede zu Monzon — Unruhen, veranlaßt durch den Herzog von Anjou, nachher von Orleans — England erkläret Frankreich Krieg — Rochelle erobert — Streit und Krieg über die Erbfolge in Mantua und Montferat — Vertrag zu Regensburg — Wechſelſeitige Ränke und Verfolgungen der Königin Mutter und des Kardinals Richelieu — Bund zwiſchen Frankreich und Schweden — Verträge zu Chieraſco — Händel mit dem Herzog von Lothringen — Verhalten des franzöſiſchen Hofs bey dem damaligen Krieg in Teutſchland — Bündniß der Herzoge von Orleans und Montmorenci gegen Richelieu — Vergleich mit dem Herzog von Orleans und ſeinem Liebling Püylaurens — Kriegsanſtalten gegen Oeſtreich und Spanien — Neues Bündniß mit Holland. Von 1624 bis 1635. . S. 597-784.

CARTE DE
LA FRANCE
dressée pour la lecture
DE LA GEOGRAPHIE ET
DE L'HISTOIRE DE FRANCE
comme aussi
pour la commodité des Voyageurs
PAR LE S.R ROBERT
Géographe ordinaire du Roi.
Echelle
Milles pas geometriques de 60 au degr.
Lieues communes de France de 25 au degr.
Lieues d'une heure de Chemin de 20 au degr.
ENVIRONS DE PARIS
Echelle
Lieue d'une heure
Septentrion
Orient
Occident
ANGLETERRE
OCEAN
MER MEDITERRANEE
ESPAGNE
NORMANDIE
BRETAGNE
MAINE
ANJOU
POITOU
CHAMPAGNE
BOURGOGNE
FRANCHE COMTE
LORRAINE
ALSACE
PICARDIE
ARTOIS
FLANDRE
HAINAUT
BRABANT
PALATINAT
ORLEANOIS
BERRY
NIVERNOIS
BOURBONOIS
LYONOIS
AUVERGNE
LIMOSIN
SAINTONGE
ANGOUMOIS
GUIENNE
GASCOGNE
LANGUEDOC
DAUPHINÉ
PROVENCE
SAVOYE
SUISSES
ROUSSILLON
PERCHE
CAUX
Quercy
Perigord
Velay
Vivarais
Gevaudan
Paris
Lyon
Marseille
Bourdeaux
Isles d'Hyeres

Bayerische
Staatsbibliothek

Siebente Epoche.

Vom Anfang der bürgerlichen Kriege bis zu ihrem durch Heinrich den Groſſen bewürktem Ende, oder bis auf den Frieden zu Vervins. Von 1559 bis 1598.

Verfolgung der Reformirten unter Heinrich und Franz dem Zweeten — die Guiſen — Condé, ihr Gegner — die verwittwete Königin Katharine von Medici — die Kanzler Olivier und L'Hopital — Minderjährigkeit Karls des Neunten — Mancherley Edikte zum Vortheil der Reformirten und ihre Widerrufung — Triumvirat — Blutbad zu Vaſſi — Religions- und Bürgerkriege — Pariſer Bluthochzeit. Von 1559 bis 1572.

In der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, da das Haus Oeſtreich ſein Gebiet ſo ſehr erweitert hatte, ward Frankreichs Herrſchaft mit neuen ländern eben nicht ſonderlich vermehrt. Alle Eroberungsplane in Italien 1559

1559 lien waren nun durch den Frieden zu Chateau-Cambreſis vollends verrückt worden; in der neuen Welt hatten die Franzoſen bisher noch nichts Wichtiges gewonnen; und nach ſo viel ſtarken Anſtrengungen vier auf einander folgender Regierungen war der Umfang des Königreichs faſt noch eben derſelbe, als ihn Ludwig der Eilfte gelaſſen hatte. Ob aber gleich Frankreich nicht ſolche Rieſenſchritte zum Erwerb neuer Gebiete that, als das Haus Oeſtreich, ſo gieng es doch Fuß vor Fuß weiter, und um ſo viel ſicherer, als ſein Anrücken allmählig geſchah und weniger auffiel. Die Eroberung von Calais nahm den Engländern die Macht, in Frankreich einzufallen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt der äuſſerſten Gefahr blos ſtellen wollten, und befreyte die Franzoſen von der Furcht ihrer alten Feinde, die vor dieſem Verluſt durch dieſen Zugang, ſo oft es ihnen nur beliebte, in das Königreich eindringen, und dadurch die Ausführung ſeiner durchgedachteſten Unternehmungen gegen eine fremde Macht verzögern oder hintertreiben konnten. Die wichtige Erwerbung von Metz deckte den Theil ihrer Gränzen, der ehemals der ſchwächſte geweſen war, und den Angriffen der Feinde am meiſten blos lag. Frankreich muß von der Zeit an, da es dieſe neuen Sicherheitsplätze gegen auswärtige Anfälle gewonnen hatte, für das mächtigſte Königreich in Europa angeſehen werden; denn ſeine Lage iſt zu Eroberungen ſowohl, als zur Vertheidigung glücklicher, als alle übrige Monarchien des feſten Landes. Von den Gränzen der Grafſchaft Artois an, bis an den Fuß der Pyrenäen, und von dem brittiſchen Kanal bis an die Gränzen von Savoyen und das mittelländiſche Meer liegen die franzöſiſchen Länder gleichſam in einander gedrängt, ohne Miſchung des Gebiets einer fremden Macht. Verſchiedene beträchtliche Provinzen, die, da ſie lange

den groſſen Kronvaſallen, die ſich oft gegen die Kö- 1559
nige aufgelehnt hatten, gehörten, und ſtets unabhängig hatten ſeyn wollen, hatten ſich nun gewöhnt, einem einzigen Oberherrn zu gehorchen. Aber ſo fürchterlich und drohend auch die Macht einer ſolchen Monarchie den übrigen europäiſchen Nationen hätte werden können, ſo kräftig ward in dem Zeitraum, deſſen Beſchreibung wir nunmehr beginnen, der Ausbruch dieſer Macht gehemmt. Bürgerliche Kriege lodern in Frankreich auf, greifen weit um ſich, wüten lange, und retten die Nachbarn. Dieſe Kriege, deren Vorwand die Religion, die wahre Quelle aber der Ehrgeiz war, worin von den Anführern der verſchiedenen Parteyen groſſe Fähigkeiten, und von der Krone, unter blöden Fürſten, wenig Klugheit und Standhaftigkeit bewieſen ward, erhielten Frankreich ein halbes Jahrhundert lang mit ſich ſelbſt beſchäftigt und in einer höchſt nachtheiligen Gährung. Während dieſer Erſchütterungen ward die innere Stärke des Königreichs ſehr geſchwächt, und unter dem Adel, dem der Aufruhr nichts fremdes und der Geſetzzwang unbekannt war, breitete ſich ein ſolcher Geiſt von Anarchie aus, daß eine beträchtliche Zeit erfordert ward, nicht allein die innere Stärke der Nation zu erfriſchen, ſondern auch das Anſehn des Königs von neuem zu befeſtigen; und alſo währte es lange, ehe Frankreich ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf auswärtige Verhandlungen richten, oder mit hinreichender Kraft auswärtige Kriege führen konnte.

Die Lehrſätze der **Reformirten** hatten in Frankreich unter **Franz dem Erſten** und **Heinrich dem Zweeten** tiefe Wurzeln geſchlagen und einen groſſen Theil der Nation von dem römiſchkatholiſchen Glauben abgezogen, ſo heftig auch die Verfolgungen waren, die man gegen ihre Bekenner ausübte. **Heinrich der Zweete** äuſſerte, auf Anreitzen der

1559 Guiſen und ihrer Anhänger, eine weit härtere Strenge gegen die Reformirten, als Franz der Erſte. Er ließ die ſchärfſten Verordnungen wider ſie ergehen, ſie in Gefängniſſe ſperren und Dutzendweis verbrennen. Ganz kurz vor ſeinem Abſterben hatte er zu Eſcouan ein Edikt bekannt machen laſſen, nach welchem die Nichtkatholiſchen ohne Ausnahme zum Tode verdammt ſeyn ſollten, und allen Richtern verboten wurde, dieſe Strafe zu ändern, wie vorher öfters geſchehen war. Nach dem Frieden mit Spanien und England beſtärkten die Herzogin von Valentinois, die ſich durch die Güter der Verurtheilten bereicherte, und das Haus Guiſe, das durch Beſtrafung der Ketzerey an verſchiedenen Groſſen, die ihm entgegen arbeiteten, Rache zu üben, und Lob beym Pöbel und Vergröſſerung ſeiner Macht ſuchte, den König mehr, als jemals, in ſeinem Haß gegen die kirchlichen Veränderungen, und ſtellten ihm vor, daß man nichts ausrichten würde, ſo lange man nur Leute von geringem Stande beſtrafte; man müſſe die Beſchützer der Ketzerey in und auſſer dem Parlament angreifen und austilgen. Zu dem Ende ſey es nöthig, daß der König ſelbſt unvermuthet in das Parlament käme, wozu die bevorſtehende **Merkuriale** den ſchönſten Anlaß gebe. Solche Merkuriale hatte ſchon Karl der Achte angeordnet, und Ludwig der Zwölfte hatte ſie beſtätigt. Es mußte nämlich der königliche Generalprokurator nebſt ſeinen Leuten alle Monate am letzten Mittwochen *) ins Parlament gehen, und unterſuchen, ob das Parlament und alle Glieder deſſelben ihrer Pflicht nachgelebt hätten, oder nicht. Er übte hierbey eine Gewalt aus, die der Cenſur der alten Römer ähnlich war. Er verfuhr wider die Parlamentsglieder rechtlich, die man bey ihm wegen Vernachläſſigung ihrer Aemter oder

*) Die Mercurii; daher **Merkuriale.**

oder wegen Fehler wider die Würde ihres Standes 1559
angegeben hatte. Die Strafe folgte gleich auf die Anklage, wenn dieſe nur völlig erwieſen war, und beſtand meiſtens in der Suſpenſion oder in der völligen Abſetzung. Franz der Erſte hatte verordnet, daß dieſe Merkuriale nur alle Vierteljahre ſollten gehalten werden; und diesmal war der letzte Mittwochen im April dazu angeſetzt. In dieſer Merkuriale berathſchlagte man über die Art, wie die königlichen Anordnungen gegen die Ketzer zu vollziehen wären. Einige meynten, man müſſe mit aller Strenge dabey verfahren: andre, und zwar die meiſten, riethen zu einer allgemeinen Kirchenverſammlung, und wollten, daß man bis dahin die Ketzer nicht mehr am Leben ſtrafen ſollte. **Arnold dü Ferrier**, Präſident in Inquiſitionsſachen und einer der berühmteſten Rechtsgelehrten ſeines Jahrhunderts, war hauptſächlich dieſer Meinung, ferner **Anton Finne'e**, **Paul von Foix**, **Nikolaus dü Val**, **Euſtachius de la Porte**, und **Klaudius Viole**. Als der König dies erfuhr, ward er heftig darüber entrüſtet, und kam am 15. Junius in Begleitung der guiſiſchen Partey ſelbſt ins Parlament, wo er denn, nach Bezeugung ſeiner ſchmerzlichen Empfindung über die Religionsſtreitigkeiten, dem Parlament befahl, die angefangene Berathſchlagung fortzuſetzen. So gewiß man nun auch wußte, daß Heinrich nur zur Ausforſchung der Geſinnungen der Parlamentsglieder über dieſe Sache gekommen war; ſo ſprachen doch einige Räthe eben ſo frey, als vorher. Klaudius Viole gab ſeine Stimme auf eben die Art, wie ſie Ferrier in der vorhergehenden Zuſammenkunft gegeben hatte, wie auch **Ludwig dü Four**, welcher noch hinzuſetzte: es ſey wahr, daß die Religionszwiſtigkeiten im Reiche Verwirrung machten; allein, man müſſe wohl unterſuchen, wer Schuld daran

 ſey,

1559 ſey, damit man nicht ſagen dürfe, was ehedem Elias in einem ähnlichen Fall zu Ahab geſagt habe: **Biſt du es nicht, der Iſrael verwirret?** Der Rath **Annas du Bourg**, ein ſehr gelehrter Mann, drückte ſich nach ihm ſo aus: Es würden alle Tage in Frankreich unzählige Sünden und durch die Geſetze verdammte Laſter, Gotteslåſterung, Meineyd und Ehebruch verübt, die weder mit Feuer, noch mit Schwerd und Galgen beſtraft würden. Dieſe Lebensſtrafen würden nur für diejenigen aufbehalten, die weder ſolcher Laſter noch andrer Unordnungen ſchuldig wären. Denn Leute, die ihrem Oberherrn nichts als Gutes von Gott erflehten, könnten wenigſtens des Verbrechens der beleidigten Majeſtät nicht ſchuldig ſeyn; man könnte ſie auch nicht beſchuldigen, daß ſie die Geſetze übertreten oder die Städte und Provinzen zum Aufſtand verleitet hätten. Ihr Verbrechen beſtände blos darinn, daß ſie die Fehler der päbſtlichen Gewalt durch die Fackel der heiligen Schrift ans Licht gebracht, und gebeten hätten, den daher entſtandenen Mißbräuchen durch eine gerechte und nothwendige Verbeſſerung abzuhelfen. Hierauf gaben auch die andern ihre Stimmen, und endlich redete der Präſident le Maitre ſehr heftig wider die Proteſtanten, und wies den König auf das Verfahren des Königs Philipps Auguſt gegen die Albigenſer, als auf ein Muſter zur Nachahmung. Nach Endigung ſeiner Rede wurde dem König das Protokoll der Stimmen überreicht, der dann nach deſſen Durchſicht erklärte, daß er nunmehr das Gerücht von den Proteſtantiſchgeſinnten in ſeinem Parlament glauben müſſe, und daß er die noch Unverführten ernſtlich ermahne, bey ihrer Pflicht zu verharren. Die Parlamentsräthe **du Four** und **du Bourg** wurden alsdann in die Baſtille gebracht. **Foix**, **Fümée** und **de la Porte** bekamen

kamen Hausarreſt: **Ferrier** aber, **dü Val** und 1559
Viole entwiſchten.

Zu eben der Zeit liefen aus Teutſchland Schreiben ein von dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Herzog Auguſt von Sachſen, dem Markgrafen Joachim von Brandenburg, Herzog Chriſtian von Würtemberg, und Grafen Wolfgang von Veldenz, worinn der König erſucht wurde, des Chriſtenbluts zu ſchonen, und mit den Proteſtanten einen gelindern Weg zu gehen. Heinrich bezeigte ſich gegen die teutſchen Geſandten ſehr gnädig, und verſprach, ihren Herren nächſtens die Beweggründe ſeines Verfahrens kund zu machen. Allein, kaum waren ſie abgereiſt, ſo wurden von dem König Kommiſſarien angeordnet, die das rechtliche Verfahren gegen die gefangenen Parlamentsräthe anfangen ſollten. **Annas dü Bourg**, der zuerſt verhört werden ſollte, verwarf ſeine Richter, weil er, als Parlamentsrath, nur in vollem Parlament gerichtet werden konnte. Dennoch mußte er ſich ſo verhören laſſen, nachdem er gegen dieſe Beraubung ſeiner Vorrechte förmlich proteſtirt hatte. Als er über ſeine Religion befragt wurde, nahm er keinen Anſtand, ſich freymüthig zur Lehre der Proteſtanten zu bekennen; weswegen ihn auch der Biſchof von Paris für einen Ketzer erklärte, ihn ſeines Diakonats entſetzte, und urtheilte, daß er den weltlichen Gerichten übergeben werden müßte: allein, dü Bourg berief ſich dagegen auf den Erzbiſchof von Sens, zu deſſen Sprengel Paris gehörte. Und da unterdes Heinrichs unglücklicher Tod erfolgte, ſo bekam ſein Schickſal einigen Aufſchub.

Die **Proteſtanten** überhaupt ſchmeichelten ſich mit der Hoffnung, die **Regierung** des neuen **Königs**, **Franz des Zweeten**, bisherigen Dauphins, der damals ſechszehn Jahr alt war, würde

1559 gelinder ſeyn: allein, ſie ſahen ihren Irrthum bald ein. Franz, oder vielmehr die damalige Hofpartey, that ihnen weit gröſſern Schaden. Ehe wir die dahin gehörigen Begebenheiten erzählen, müſſen wir die neuen Veränderungen an dem franzöſiſchen Hof nach Heinrichs des Zweeten Tode kennen lernen. Ueberhaupt waren damals an dieſem Hof verſchiedene groſſe Männer, die man als Säulen des Staats würde verewigen können, wenn ſie ihre Kräfte gemeinſchaftlich zum Wohl des Vaterlandes vereiniget hätten: allein, da ſie unter einem ſchwachen Regenten ſtanden, der ihren Ehrgeitz nicht im Zaum halten konnte, ſo waren ſie einander ſtets zuwider und zerrütteten die Regierung. Schon unter dem vorigen König haben wir zwo Hauptparteyen in Frankreich geſehen. Denn die Prinzen vom Geblüt waren nicht im Stande, eine dritte zuſammen zu bringen, weil man ſie ſeit der Untreue des Konnetabels von Bourbon auf mancherley Art einſchränkte. So zahlreich daher das Haus Bourbon war, ſo konnte ſich doch keiner von den Herren, aus denen es beſtand, eines beſondern Anſehns bey Hofe rühmen. Doch, die plötzliche Veränderung nach Heinrichs Tode gab ihnen neue Hoffnung zu einer Gewalt, die ihrem Stand und ihrer Geburt gemäß war. Die beyden Häupter dieſes Hauſes waren, **Anton von Bourbon**, ein Sohn Herzog Karls von Bourbon, der im Jahr 1537 ſtarb. Anton hieß erſt Herzog von Vendome, und als ſolchen haben wir ihn auch verſchiedene mal angeführt. Durch ſeine Vermählung mit **Johannen von Albret**, der einzigen Tochter und Erbin König Heinrichs von Navarra, ward er **König von Navarra.** Er wird als ein wollüſtiger und zaghafter Herr beſchrieben, den mehr ſeine Herkunft als Tapferkeit erhob; wie er denn öfters aus Mangel an Standhaftigkeit ſeine jüngern Brüder verließ.

Der

Der berühmteſte von dieſen iſt **Ludwig der Er-** 1559
ſte, Prinz von Condé, damals ein Herr von dreyſſig Jahren, der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauſes Condé. Er war tapfer, feurig, offenherzig, und, ſo wie der König von Navarra, reformirt geſinnt. Ein andrer Bruder, **Karl**, war **Kardinal**, Erzbiſchof zu Rouen und päbſtlicher Legat zu Avignon. Der Prinz von Condé war mit Eleonoren von Roye, einer Nichte des Konnetabels Annas von **Montmorenci** vermählt, und unterhielt ſeit langer Zeit mit dem **Admiral Coligni** und deſſen Bruder, dem Herrn von **Andelot**, eine genaue Gemeinſchaft. Der Admiral war bey vieler Geſchwindigkeit und Scharfſinnigkeit etwas kaltſinnig: Andelot aber überaus lebhaft, unerſchrocken, und ſehr fähig, die Abſichten des Prinzen von Condé zu unterſtützen. Doch die Herren aus den Häuſern von Bourbon, Montmorenci und Guiſe waren ſämtlich noch einer andern Perſon furchtbar, die bey dieſem neuen Auftritt des Hofs ebenfalls eine wichtige Rolle ſpielen ſollte.

Dies war die **Königin Mutter Katharine von Medici**, die bey aller ihrer Herrſchſucht während der Regierung ihres Gemahls das Anſehn der Herzogin Diana von Valentinois mit wunderbarer Gedult, Verſtellung und Gefälligkeit ertragen hatte, und nun einen günſtigen Zeitpunkt vor ſich ſah, das Staatsruder zu ergreifen, um ſich an ihrer Mitbuhlerin, die ihr das Vertrauen des Königs entzogen hatte, zu rächen. Sie erwartete nunmehr zwiſchen Furcht und Hoffnung, was für eine Wendung die Staatsangelegenheiten in Anſehung ihrer nehmen würden. Der König war zwar nach den Reichsgeſetzen nicht mehr minderjährig, aber an Leib und Gemüth ſo ſchwach, daß er nur durch andre regieren konnte. Die Königin Mutter wünſchte

1559 nicht nur ein Mitglied ſeines Staatsraths zu werden, ſondern auch die Hauptperſon darinn zu ſeyn. Allein, dieſer Wunſch war ſchwer zu erfüllen, weil die Prinzen von dem Hauſe Guiſe, der Konnetabel und die Prinzen vom Geblüt vor allen andern an der Regierung Theil nehmen wollten; und ſich über alle dieſe Herren hinwegzuſetzen, oder ſie vor den Kopf zu ſtoſſen, war höchſt unſchicklich. Denn ſie war eine Fremde und durfte ſich nicht blos auf die Zuneigung ihres Sohns, des Königs, verlaſſen, ohne ein mächtiges Haus im Reich auf ihrer Seite zu haben. Lange blieb ſie unentſchloſſen, zu welcher Partey ſie ſich wenden ſollte. Endlich thaten die Guiſen den erſten Schritt, und dies entſchied ihren Zweifel. Der König von Navarra hatte noch vor Heinrichs des Zweeten Tod aus Verdruß den Hof verlaſſen, weil man in dem Frieden zu Chateau-Cambreſis ſein Anliegen wegen der Rückgabe von Navarra nicht in Betrachtung gezogen hatte, und hielt ſich in ſeiner Herrſchaft Bearn auf. Ob ihn gleich der Konnetabel nach der Verwundung des Königs erſuchen ließ, ſchleunig an den Hof zu kommen, um ihren gemeinſchaftlichen Vortheil zu beobachten; ſo reiſte er doch ſo gemächlich, daß die Gegenpartey Zeit gewann, ihre Maasregeln gehörig zu nehmen. Den Konnetabel hatten die Guiſen gleich nach des Königs Tod mit guter Art vom Hof entfernt, indem ſie ihm die Sorge für des Königs Leichenbeſtattung auftrugen, wodurch er in dem Pallaſt Tournelles, wo Heinrichs Leichnam ausgeſetzt war, zurückgehalten wurde. Indeſſen boten die lothringiſchen Prinzen der Königin Katharine ihre Dienſte an, welche dieſe auch lieber annahm, als daß ſie ſich vor andern hätte erniedrigen und ſie erſt darum bitten ſollen. Bey der Vereinigung mit den Guiſen bedung ſie ſich aus, daß ſie ihr die Herzogin von Valentinois über=

überlaſſen ſollten, der ſie doch ihre Erhebung zu dan- 1559 ken hatten: allein, da es an Höfen nicht eben üblich iſt, ſeinen Eigennutz der Großmuth und Erkenntlichkeit aufzuopfern; ſo war man über dieſen Punkt bald einig, zumal da die Königin ſo weit nachließ, daß ſie mit der Entfernung der Herzogin vom Hof und mit der Abtretung ihres Pallaſtes zu Chenonceaux gegen das Schloß Chaumont an der Loire zufrieden war.

Das lothringiſche Haus Guiſe beſtand damals aus ſechs Brüdern; dieſe waren, der Herzog Franz von Guiſe, der Kardinal Karl von Lothringen und Erzbiſchoff zu Reims, Herzog Klaudius von Aumale, Kardinal Ludwig von Guiſe und Erzbiſchoff zu Sens, Marquis Renatus von Elboeuf, und ein andrer Franz, Großprior der Maltheſerritter. Von dieſen Herren kommen nur die zween erſten in vorzügliche Betrachtung; die übrigen vier wurden von ihnen regiert. Der erſte verband ſich ſeine Brüder durch Tapferkeit, Freygebigkeit und Gefälligkeit: der andre durch Beredſamkeit und Verſprechen. Der erſte verdiente einen Platz unter den größten Feldherren: der andre ſtand bey der Kleriſey in groſſem Anſehn, die ſich unter ihm, als ihrem Oberhaupt, vereinigte, um ſich ſowohl wider die Proteſtanten, als gegen die alten Kriegsbedienten, die nach den Kirchengütern trachteten, zu wehren. Beyde Brüder waren von ſehr verſchiedener Gemüthsart; der Herzog war gemäſſigt, billig und unerſchrocken: der Kardinal hitzig, rachgierig, kühn und eitel, im Glück übermüthig, bey Widerwärtigkeiten muthlos. Durch ihre Vereinigung mit der verwittweten Königin gewann ihre Partey ein ſtarkes Uebergewicht; denn wenige Tage darauf übergab der junge König dem Herzog von Guiſe die Stelle eines oberſten Be-

1559 Befehlshabers über die Armeen, und ernannte den Kardinal von Lothringen zu ſeinem erſten Staatsminiſter. Der Konnetabel ward hierüber ſehr beſtürzt und fühlte die Annäherung ſeines Falls. Seine Feinde wußten auch den ſchwachen König ſo zu ſtimmen, daß dieſer ihm zu verſtehen gab, er möchte ſich nun in die Ruhe begeben, weil die Laſt der Geſchäfte und die Beſchwerlichkeiten des Kriegs ſeinem Alter nicht gemäß wären, und gar leicht ſeiner Geſundheit ſchaden könnten. Montmorenci nahm dieſes Kompliment dem Schein nach mit aller Erkenntlichkeit an, empfahl ſeine Kinder und Neffen dem Schutz des Königs, und begab ſich nach Chantilli. Man muthete ihm zu, die Bedienung eines königlichen Großhofmeiſters, die er verwaltete, und auf die ſein älteſter Sohn Anwartſchaft hatte, dem Herzog von Guiſe abzutreten. Er that es, wiewohl nicht ohne geheimen Verdruß, und ſein Sohn erhielt dafür den Marſchallsſtab von Frankreich, ohngeachtet damals keiner erledigt war.

Durch die Entfernung des Konnetabels hatten die Guiſen eine der ſtärkſten Hinderniſſe zur Vergröſſerung ihres Hauſes aus dem Weg geräumt: aber die Gegenwart des Prinzen von Condé war ihnen eben ſo beſchwerlich; ſeine heftige Gemüthsart war ihnen eben ſo furchtbar, als die Klugheit und Mäſſigung des Konnetabels. Aemter und Staatsgeſchäfte konnte man dem Prinzen nicht abnehmen, weil er keine hatte: um ihn aber doch wenigſtens auf eine Zeitlang vom Hof zu entfernen, ſchickte man ihn in die Niederlande an den König von Spanien, um den letzten Friedensſchluß zu beſtätigen, und ihm den Michaelsorden zu überbringen, wofür König Franz hernach den Orden des goldenen Vliesſes erhielt. Condé übernahm die Geſandſchaft, konnte aber nicht mehr als tauſend goldene Schildthaler

Geſand-

Geſandſchaftskoſten erlangen, welches ihn bey ſeiner 1559
Dürftigkeit ſehr ſchmerzen mußte. In ſeiner Abweſenheit machten die Königin Katharine und die Guiſen in den Befehlshaberſtellen der Gränzplätze allerhand Veränderungen, wo ſie die Kreaturen des Konnetabels ab- und ihre eigenen einſetzten. Dem **Kardinal Johann Bertrandi** nahm man die Siegel ab und hieß ihn nach Rom ziehen. An ſeiner Statt ward der vortreffliche **Kanzler Franz Olivier** wieder an den Hof berufen, um durch die Wiedereinſetzung dieſes bey der Nation angeſehenen und beliebten Mannes den neuen Veränderungen einen Anſtrich zu geben. Auch der **Kardinal Tournon**, deſſen Gemüthsart aus dem vorhergehenden bekannt iſt, ward wieder in den Staatsrath genommen, ohngeachtet ihm der Kardinal von Lothringen mißgünſtig war; denn die Königin hatte ihm ihre Vermählung zu danken. Der **Marſchall von St. André**, der eben ſo tapfer als witzig und artig war, aber durch ſeine Verſchwendungen ungeheure Schulden gemacht, und die Gnade des vorigen Königs zu gewiſſen Gewaltthaten gemißbraucht hatte, ergab ſich den Guiſen ganz und gar, und verſprach dem Herzog, ſeine Tochter einem von deſſen Söhnen zur Ehe zu geben, nebſt einer Anweiſung auf ſein und ſeiner Gemahlin ſämtliches Vermögen, deſſen Genuß er ſich nur auf Lebenszeit bedung; und dies that er blos in der Abſicht, um ſich gegen ſeine Ankläger und Gläubiger zu ſchützen, wenn er etwa vom Hofe verſtoſſen würde.

Dem Prinzen von Condé gab man während ſeines Aufenthalts in den Niederlanden ſtarken Anlaß zum Mißvergnügen. Der Admiral von Coligni war zugleich Statthalter von Isle de France und von der Picardie. Nun aber war es damals noch nicht gebräuchlich, daß Eine Perſon zwo Statthalterſchaf-

ten

1559 ten bekleidete. Aus dieſem Grunde nahm man ihm noch bey des vorigen Königs Lebzeiten die Picardie, um ſie dem Prinzen von Condé, als Statthalter, zu überlaſſen. Als aber Heinrich darüber ſtarb, bekam ſie auf Anſtiften der Guiſen der Marſchall von Briſſac, der zwar dieſe Belohnung wohl verdiente, aber dadurch dem Hauſe Guiſe völlig verbunden wurde. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligni beſchloſſen hierauf, ſich der Macht des Hauſes Guiſe, das ihnen den Untergang drohte, zu widerſetzen, und verabredeten unter ſich eine geheime Zuſammenkunft zu Vendome, wo ſich der König von Navarra, ſtatt nach Paris zu eilen, damals noch aufhielt. Es fanden ſich alſo dort ein, der Prinz von Condé, der Admiral von Coligni, deſſen beyde Brüder, der aus dem Gefängniß entkommene Herr von Andelot und der Kardinal von Chatillon, ferner Graf Karl von la Rochefoucault, Franz von Vendome, Stiftshauptmann von Chartres, Anton von Croi, Graf von Porcien, nebſt andern Anhängern der Häuſer Bourbon und Montmorenci. Der Konnetabel ſchickte ſeinen Sekretar Dardres dahin ab. In dieſer Verſammlung ward beſchloſſen, ſich den Anſchlägen des guiſiſchen Hauſes zu widerſetzen, und den Prinzen vom Geblüt ihr ehemaliges Anſehn im Staat wieder zu verſchaffen. Aber welche Mittel ſollte man hierbey ergreifen? Der Prinz von Condé, Andelot und Vendome waren der Meynung, man dürfe den Feinden keine Zeit laſſen, ihr Anſehn zu befeſtigen, und müſſe deswegen ſogleich zu den Waffen greifen. Ganz anders dachten der König von Navarra, der Admiral, der Graf von Porcien und der Sekretar des Konnetabels. Sie ſahen einen innerlichen Krieg für das letzte Mittel an, zu dem man erſt in der äuſſerſten Noth Zuflucht nehmen müſſe, und verab-

ſcheue-

ſcheueten deſſen Folgen. Sie riethen, die Mutter 1559
des Königs zu gewinnen, und im übrigen die Grän-
zen der Mäſſigung nie zu überſchreiten. Dieſe Mey-
nung behielt auch die Oberhand, und der König von
Navarra gieng an den Hof nach St. Germain en
laye, um dem König unmittelbare Vorſtellungen zu
thun, und die Königin Mutter dem Hauſe Guiſe
abgeneigt zu machen. Er ward aber ſo ſchlecht em-
pfangen, daß er nicht einmal eine Wohnung würde
gefunden haben, wenn nicht der Marſchall von St.
André ihm einen Theil der ſeinigen eingeräumt hätte.
Demohngeachtet begegnete er dem Kardinal von Lo-
thringen und dem Herzog von Guiſe mit einer Höf-
lichkeit, welche viele von ſeinem Gefolg für nieder-
trächtig, andre hingegen für ſtaatsklug anſahen.
Den König konnte er nicht anders, als in Gegen-
wart der Guiſen ſprechen, und Franz gab ihm deut-
lich zu verſtehen, das einzige Mittel, ſeine Gnade
zu erhalten, würde das gute Vernehmen mit den
Guiſen ſeyn, die er gewählt habe, die Regierung
unter ihm zu führen. Die Königin Mutter ſprach
eben ſo mit ihm, und wußte ihm dabey ſo zu liebko-
ſen, daß ſie ihn zu einer Unentſchloſſenheit brachte,
die er nicht verbergen konnte, und die viele Herren
von ihm abwendig machte.

Unterdes hatte ſich die Königin Mutter von
den Guiſen bewegen laſſen, in eine nähere Verbin-
dung mit Spanien zu treten, und ſich den Schutz
Philipps gegen die Parteyen im Reich auszubitten.
Mit Freuden ergriff dieſer die Gelegenheit, der
Schiedsrichter von Frankreichs Schickſal zu werden,
und ſchickte Schreiben an den König Franz, worinn
er ſeine Macht gegen die Aufrührer, die ſich in deſ-
ſen Staaten finden möchten, anbot. König Anton
hatte den Verdruß, daß dieſes Schreiben vor ſeinen
Augen im Staatsrath erbrochen und vorgeleſen wur-

1559 de; und ſein Plan wurde dadurch dergeſtalt zerrüttet, daß er alle Gedanken wegen der Staatsregierung fahren ließ, und den Hof zu verlaſſen beſchloß. Damit dies aber doch einigermaſſen mit Ehren geſchehen möchte, ſo nahm er den Auftrag willig an, welchemnach er die neue Königin von Spanien Eliſabeth an die Gränze begleiten ſollte. Auf dieſe Art brachte man ihn vom Hofe weg, und nachdem er gegen das Ende dieſes Jahrs ſeine Verrichtung vollführet hatte, blieb er in Bearn, mit dem Entſchluß, von den Mißvergnügten völlig abzutreten. Der **Prinz von Condé** empfand hierüber den größten Widerwillen. Er trat nun an die Stelle ſeines Bruders, und berief die Vornehmſten ſeiner Parthey an die Gränzen von Champagne auf ſein Schloß la Ferté, ſtellte ihnen das unwürdige Betragen des Hofs gegen ſeinen Bruder vor, und die geringe Hoffnung, auf dem Wege der Mäſſigung der Guiſiſchen Sklaverey zu entgehen. Der Admiral fiel ihm jeżt bey, und gab zuerſt den unglücklichen Rath, daß man ſich der Religionsunruhen zur Ausführung ihrer Abſichten bedienen möchte, weil die Reformirten wegen der täglich zunehmenden Verfolgungen in der größten Verzweiflung wären, und ſich mit Freuden zu ihrer Parthey ſchlagen würden. Nach Genehmigung dieſes Vorſchlags ward der **Prinz von Condé**, nach dem Ausdruck damaliger Geſchichtſchreiber, zum **ſtummen Haupt** der Unternehmung erklärt, weil er noch nicht genennt werden ſollte. Andelot und **Vendome** erhielten den Auftrag, unmittelbar Hand ans Werk zu legen, um eine Parthey zuſammen zu bringen.

Indeſſen währten die **Verfolgungen wider die Proteſtanten** immer fort, und man hörte täglich von Gefangennehmungen, Einziehung der Güter und Lebensſtrafen. Vornehmlich ſetzte man den

Pro-

Proceß gegen die im Gefängniß ſitzenden Parla- 1559
mentsräthe, beſonders gegen du Bourg eifrig fort. Man ſtellte dem König vor, daß er den letzten Willen ſeines Vaters nicht beſſer erfüllen könne, als wenn er alle diejenigen, die dem katholiſchen Glauben nicht zugethan wären, ausrottete. Es erſchien alſo ein Edikt, darinnen den Proteſtanten bey Lebensſtrafe verboten wurde, gottesdienſtliche Verſammlungen anzuſtellen. Bey jedem Parlament wurde eine beſondere Kammer angelegt, die ſich blos mit Beobachtung und Verfolgung der Proteſtanten beſchäftigte. Man nennte ſie **Feuerkammern** *), weil ſie ohne alle Barmherzigkeit diejenigen verbrannten, die wider dieſen königlichen Befehl gehandelt hatten. Niemand that ſich dabey mehr hervor, als der Parlamentspräſident **Minard** und ein gewiſſer Inquiſitionsrath **Mouchi**, der ganze Banden Spionen warb, die aus verdorbenen Schneidern, Schuſtern, und ähnlichen Leuten beſtanden, und nach ſeinem Namen **Mouchards** genennt wurden. Dieſe durchkrochen alle Winkel, auch die Klüfte und Höhlen der Berge, und ſagten wider die Proteſtanten ſchändliche Dinge aus, z. B. daß ſie bey ihren Zuſammenkünften ein Oſterlamm nebſt einem Schwein verzehrten, alsdann die Lichter auslöſchten, und mit den verwechſelten Weibern die verabſcheuenswürdigſte Unzucht trieben. Dieſe in alten und neuen Zeiten gegen verfolgte Sekten gebrauchte Verläumdung breitete ſich in der Stadt und im Louvre aus, und kam endlich vor die Ohren des Königs und der Königin, welche von dieſer Zeit an gegen die Proteſtanten noch mehr erbittert wurden. Und obgleich der Kanz-

*) *Chambres ardentes.* Einigen Geſchichtſchreibern zu Folge hatte man dergleichen ſchon unter der vorigen Regierung angeordnet.

1559 Kanzler **Olivier** dieſe Verläumder der Lügen überführte, ſo fand ihre Ausſage doch Beyfall, weil man geneigt war, durchaus bös von den Proteſtanten zu urtheilen. Sie wurden daher allenthalben aufgeſucht und zur Strafe gezogen: diejenigen aber, die ſich mit der Flucht retteten, verlohren ihre Güter. Vornehmlich wurde die Pariſer Vorſtadt S. Germain fleiſſig durchſucht, welche man wegen der darin wohnenden Proteſtanten **das kleine Genf** zu nennen pflegte. Eben dieſe Nachſuchungen geſchahen in den Provinzen.

Die Proteſtanten, oder vielmehr die mißvergnügten Groſſen, beſaſſen aber Muth genug, ſich in **Schriften** zu vertheidigen, die das neue Staatsſyſtem des Hofs angriffen, und die dem König und den Guiſen nothwendig nahe gehen mußten. Denn ſie zeigten darin, daß die Könige nicht eher, als andre vernünftige Menſchen, volljährig würden; daß es den Ständen gebühre, ihnen bey ihrer Minderjährigkeit einen Staatsrath zu beſtimmen; daß die Prinzen vom Geblüt dabey vor andern das Vorrecht hätten; daß die Reichsgeſetze dabey weder Weibern noch Fremden Zutritt verſtatteten; daß die Guiſen keine gebohrne Franzoſen wären; daß ſie überdies Anſpruch auf Anjou und Provence, ja auf das ganze Königreich machten, weil ſie ſich für Nachkommen Karls des Groſſen ausgäben; daß alſo der ganze Staat in Gefahr ſtehe, wenn man ihnen die Regierung überlieſſe; obgleich Franz der Erſte ſich ihrer bedient hätte, ſo wäre es doch eher nicht, als bey den Angelegenheiten mit dem römiſchen Hofe geſchehen; und daß überhaupt die Erfahrung die Maasregeln der Venetianer höchſt weiſe erkläret habe, als welche die Geiſtlichen von allen Staatsgeſchäften ausſchlöſſen. Dieſe Schriften waren zu gründlich, als daß ſie hätten hinreichend widerlegt werden können,

und der gerechte Schmerz ſchaffte ihnen bey denjeni- 1559
gen treuen Dienern noch gröſſern Eingang, die bis-
her im Krieg ihr Leben gewagt hatten, aber keinen
Unterhalt erlangen konnten, und für welche der Her-
zog von Guiſe nebſt dem Kardinal Galgen aufrich-
ten ließ, wenn ſie ferner um die Rückſtände ihrer
Beſoldungen anhalten würden. Die Verfolgung
der Proteſtanten wurde daher allgemein und alles
für ketzeriſch angeſehn, was dem neuen Hofſyſtem
zuwider war. Die Gefängniſſe wurden mit den
vornehmſten und reichſten Perſonen angefüllt und
die Feuerkammern machten ihnen den Proceß. Der
Pöbel wurde aufgehetzt, auf öffentlichen Straſſen
Kreutze und Bilder aufzuſtellen, Lichter anzuzünden
und Litaneyen zu ſingen; wer nun im Vorbeygehen
nicht die gewöhnliche Devotion bezeugte, war ſo gut
als vogelfrey; man ſchlug ihn bis auf den Tod,
ſchleppte ihn im Koth herum und warf ihn ins Ge-
fängniß.

Inzwiſchen wurde der Proceß des Parlaments-
raths **Annas du Bourg** ſehr hitzig betrieben. Als
alle ſeine Rechtsausflüchte nichts helfen wollten,
übergab er dem Parlament eine Schrift, worin er
ſich öffentlich zur Lehre der Proteſtanten bekannte,
wider den Pabſt herzhaft zeugte, und ſich für bereit
erklärte, in dieſem Glauben zu leben und zu ſterben.
Unterdes kamen Fürbittſchreiben von dem Pfalzgra-
fen Friedrich für den Beklagten an. Allein, nicht
lange darnach wurde der Präſident **Minard** bey
Nachtzeit auf der Straſſe durch einen Schuß ge-
tödtet, und man ſagte, le Maitre und der Mar-
ſchall von St. André würden gleiches Schickſal ge-
habt haben, wenn ſie an eben dem Tage ins Parla-
ment gegangen wären. Man beſchuldigte den ge-
fangenen du Bourg, daß er hiervon Wiſſenſchaft ha-
be, und wollte es ihm zur Vergröſſerung ſeiner Be-

1559 ſchuldigung anrechnen. Ob man ihn nun gleich deſſen nicht überführen konnte, ſo ward er doch, blos um ſeines Glaubens willen, zum Tode verdammt,
am 23. Dec. den er auch ſtandhaft erduldete, und dadurch vielleicht eben ſo viel neue Proteſtanten machte, als man durch ſeine Hinrichtung Römiſchkatholiſche machen wollte. — Weil die andern gefangenen Räthe ſich nicht öffentlich für die Proteſtanten erklärten, und auf die an ſie wegen der Religion gethane Fragen mit vieler Behutſamkeit antworteten, ſo wurde einigen nur die Verwaltung ihrer Aemter auf eine Zeitlang unterſagt, die andern aber losgeſprochen.

Während dieſer Bewegungen nahm die Herrſchſucht der Guiſen und mit ihr der Haß ihrer Feinde, die ſie immer mehr und mehr gegen ſich aufbrachten, täglich zu. Es entſtanden Verſchwörungen gegen ihre Eingriffe in die Vorrechte der Prinzen vom Geblüt, und gegen ihre vielfachen Beeinträchtigungen der Stände und des Volks. Um ſicher und gewiſſenhaft zu gehen, fragten die Mißvergnügten verſchiedene gelehrte Juriſten und Theologen um Rath; die meiſten antworteten, man könne ſich allerdings geſetzmäſſig den Anmaſſungen der Guiſen widerſetzen. Nach mancher Berathſchlagung beſchloß man alſo, den Herzog von Guiſe und den Kardinal von Lothringen gefangen zu nehmen und ihr Betragen von einer allgemeinen Verſammlung der Reichsſtände unterſuchen zu laſſen. Die ganze Schwierigkeit beſtand demnach jetzt darin, wie man
1560 ſich der Guiſen bemächtigen ſollte. Der Prinz von Condé und die ihm anhängenden Herren fanden endlich einen Mann, der zur Ausführung ihrer Abſichten vollkommen geſchickt war. Dies war ein Edelmann aus Perigord, mit Namen **Gottfried von Barri, Herr von la Renaudie**, mit dem Beynamen **la Foreſt**, ein ſehr geſchickter und thätiger

Mann, zu herzhaften Unternehmungen vorzüglich 1560
geſchickt. Er war ſchon ehedem, weil er ſich bey einem Proceß falſcher Urkunden bedient hatte, in das Gefängniß gekommen, und durch den Herzog von Guiſe daraus befreyet worden. Er begab ſich hierauf nach Genf, und von da nach Lauſanne, wo er ſich mit einem Fräulein von Regnac vermählte, mit dem er wieder nach Frankreich kam. Zu Metz hatte er einen Schwager, der an verſchiedenen teutſchen Höfen geweſen war, und beſchuldiget wurde, daſelbſt allerhand Ränke wider Frankreich angeſponnen zu haben. Es ward ihm deswegen der Proceß gemacht, und er ſtarb unter den Martern der Folter. Die Begierde, den Tod dieſes Schwagers zu rächen, machte, daß **la Renaudie** die Verbindlichkeit, die er dem Hauſe Guiſe ſchuldig war, vergaß, und ſich bewegen ließ, das öffentliche oder ſichtbare Haupt der Verſchwörung zu werden. Er ward nach England geſchickt, um die Königin Eliſabeth zu einer Veränderung in Schottland zu bewegen, und brachte gute Hoffnung zurück. Er reiſte hierauf durch Frankreich, um in jeder Provinz Anführer zu den verſchiedenen Haufen der Mißvergnügten zu beſtellen. Dieſe betrieben die Sache mit ſolchem Eifer, daß man beſchloß, ihre Truppen ſollten ſich am ſechſten März 1560 in der Stille verſammlen, und die am 6. März.
Guiſen zu Blois, wo damals der Hof war, aufheben. Alle mußten vorher ſchwören, daß ſie nichts wider das königliche Haus, die Prinzen oder den Staat unternehmen, ſondern einzig und allein gegen die Guiſen, zum Beſten des Reichs, handeln wollten. Renaudie zog auch würklich mit ſeinen Leuten gegen Blois, als der ganze Anſchlag verrathen wurde. Er hatte ſich dies ſelbſt zuzuſchreiben, indem er einem Parlamentsadvokaten zu Paris, mit Namen **Peter Avenelles**, das Geheimniß anvertrauet hatte.

1560 Dieſer entdeckte es nachher dem Sekretar des Herzogs von Guiſe und darauf der Königin ſelbſt. Der
am 18. März. Hof begab ſich ohne Geräuſch ſogleich nach Amboiſe, wo ein ſehr feſtes Schloß war. Hier ward der **Herzog von Guiſe** öffentlich zum **Generalſtatthalter des Reichs** erklärt. Der Kanzler **Olivier**, der die guiſiſchen Gewaltthaten verabſcheute, und ohne deſſen Vorwiſſen das darüber ausgefertigte Dekret war entworfen worden, weigerte ſich, daſſelbe zu beſiegeln: als ihn aber der Herzog, der keine Weigerung ertragen konnte, mit Zudringlichkeiten gleichſam übertäubte; ſo willigte er endlich ein, unter der Bedingung, daß man, um die Sache weniger verhaßt zu machen, an eben demſelben Tag ein Edickt bekannt machen ſollte, wodurch denen, die ſich, wie man ſagte, **der Religion wegen** bewaffnet verſammlet hatten, Verzeihung ſollte angeboten werden, welches denn auch geſchah.

Seiner neuen Würde gemäß ſorgte der Herzog von **Guiſe** für die Sicherheit des Königs und für ſeine eigene. Er ließ in Amboiſe alle Zugänge durch Schweitzer und franzöſiſche Schützen beſetzen, und ſchickte in alle Gegenden Spionen, um nicht von den Verſchwornen überfallen zu werden. Er rief die vertrauteſten Freunde ſeines Hauſes an den Hof, und befahl, die Hauptplätze wohl zu verwahren, und alle bewaffnete Leute, die man auf dem Wege nach Amboiſe antreffen würde, gefangen zu nehmen. Aus dieſen und andern Anſtalten konnte la Renaudie wohl ſchlieſſen, daß ſein Anſchlag verrathen ſey. Doch ließ er ſich dadurch noch nicht abſchrecken, ſondern wies ſeinen Leuten zu Carliere, drey Meilen von Amboiſe, den Sammelplatz an. Sie rückten dieſemnach näher an, marſchirten aber nur bey Nacht. Der Kardinal von Lothringen erſchrack heftig über dieſe Annäherung: der Herzog hinge-

hingegen beſetzte die Thore mit groſſer Unerſchrocken- 1560
heit, und übergab ſelbſt dem Prinzen von **Condé** *) die Verwahrung des Schloßthors, doch ſo, daß er ihm ſeinen Bruder, Franz von Lothringen, Großprior von Malta, zugab, und ihn mit eben ſo viel Wächtern umſetzte, als er Officiere und Soldaten bey ſich hatte. Als er glaubte, hinreichende Anſtalten zu ſeiner Sicherheit getroffen zu haben, ſchickte er verſchiedene Parteyen aus, um die anziehenden Haufen der Mißvergnügten zu überfallen, welches um ſo viel leichter gelung, weil einer ihrer Anführer, mit Namen Lignieres, alle ihre Verſammlungsplätze und den ganzen Plan entdeckt hatte. **La Renaudie** ſelbſt ward mit dem größten Theil ſeiner Leute getödtet. Mit den Gefangenen ward ſehr ſtreng verfahren. Man hängte, erſäufte und räderte ſie. Auf den Straſſen zu Amboiſe lagen über zwölfhundert Leichen; und die Straſſen waren mit Galgen beſetzt. Die Bauern erſchlugen alle Flüchtige, die ſie antrafen. Die Vornehmſten wurden zuletzt hingerichtet, und die Königin Katharine ſtand mit ihren drey Prinzen und mit ihren Hofdamen an den Fenſtern, um dieſes ſchreckliche Trauerſpiel mit anzuſehen. Die Unterſuchung erſtreckte ſich bis auf den **Prinzen von Condé**, zumal da er zum König, als Zuſchauer bey der Hinrichtung ſeiner Mitverſchwornen, ſagte: es gehe ihm nahe, daß der König ſolche wohlverdiente Männer könne tödten laſſen, damit, wenn ſie aus dem Wege wären, fremde Böſewichter mit dem Reiche machen könnten, was ſie wollten. Er bekam Befehl, nicht aus dem Schloß zu Amboiſe zu weichen, weil der Sekretar des getödte-

*) Denn dieſer Prinz ſowohl, als der Admiral von Coligni und deſſen Bruder, der Kardinal von Chatillon, hielten ſich zu Amboiſe auf, um deſto weniger Verdacht gegen ſich zu erregen.

1560 tödteten la Renaudie, dem man verſprochen das Leben zu laſſen, geſagt hatte, der Prinz würde ſich an die Spitze der Mißvergnügten geſtellt haben, wenn der Anſchlag auf Amboiſe gelungen wäre. Es iſt allerdings ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Guiſen Beweiſe genug gewünſcht hätten, um den Prinzen unter einem ſo ſcheinbaren Vorwand aus dem Wege zü räumen. Allein, diesmal wollte es ihnen nicht gelingen; der Prinz forderte den König auf, ihm den Proceß machen zu laſſen, und vertheidigte ſich in dem Staatsrath mit groſſer Herzhaftigkeit. Unter andern ſagte er: es ſey die Verſchwörung im geringſten nicht wider das königliche Haus gerichtet geweſen; er ſey bereit, ohne Rückſicht auf ſeinen Stand, die Lügner, die dem König dieſes aufgebunden hätten, vor der Spitze des Degens der Unwahrheit zu überführen, und ſie als hinterliſtige Ehrendiebe darzuſtellen, deren Anſchläge auf den Untergang des königlichen Hauſes zielten. Er forderte alsdann die ganze Verſammlung auf, ob irgend ein Glied derſelben ihn einer Unternehmung wider den König und deſſen Haus beſchuldigen könne. Und da ſich niemand regte, ſo bat er den König, ihn öffentlich für unſchuldig zu erklären, den Verläumdern ferner kein Gehör zu geben, ſondern ſie als Stöhrer der allgemeinen Ruhe vom Hofe zu jagen. Weil nun der Kardinal von Lothringen ſich vor einer ihm nachtheiligen Antwort fürchtete, ſo gab er dem König mit der Hand einen Wink, daß er aufbrechen, und die Verſammlung ohne Antwort aus einander gehen laſſen möchte. Der Prinz von Condé reiſte hierauf von Amboiſe ab zu ſeinem Bruder, dem König von Navarra, in Bearn. Der Admiral von Coligni und deſſen Bruder, auf die man eben ſo wenig bringen konnte, verlieſſen gleichfalls den Hof. Um ſie gleichſam zu gewinnen, trug man ihnen und

dem Konnetabel auf, für die Wiederherſtellung der 1560.
Ruhe in verſchiedenen Provinzen zu ſorgen.

Der Schrecken über die Verſchwörung von Amboiſe und der Verdruß über die Vergieſſung ſo vieles Menſchenbluts, drang dem Kanzler Olivier ſo ſtark zu Herzen, daß er davon krank wurde und ſtarb. Auf Empfehlung der Königin ward nunmehr **Michael von l'Hopital**, bisheriger Kanzler der Herzogin von Savoyen zu Nizza, mit dieſer Würde beehrt. Er war von dunkler Herkunft, hatte aber den Ruhm einer groſſen Gelehrſamkeit, Klugheit und Redlichkeit, und beſaß dabey viele Neigung für die Reformation, ohne ſich jedoch äuſſerlich dazu zu bekennen. Er war auch das Werkzeug, das gewiſſe allzuheftige Anſchläge des Kardinals von Lothringen gegen die Proteſtanten, hintertrieb. Zwar hatte es ſchon nach der erſten Entdeckung des Anſchlags auf Amboiſe das Anſehn, als wenn man mit dieſen armen Leuten, die man ſeit der Zeit **Hugenotten** *) nennte, gelinder verfahren wollte. Denn der Admiral Coligni hatte der Königin Mutter geſagt, das beſte Mittel Verſchwörungen zu hindern, beſtehe in Unterlaſſung der Lebensſtrafen der Hugenotten, welche die Gemüther des Volks nur erbitterten, und in Verſtattung der Gewiſſensfreyheit bis zu einer allgemeinen Kirchenverſammlung. Der Kanzler Olivier hatte dieſem Rath Beyfall gegeben, und die Guiſen gleichfalls dazu bewegt, weil ſie den

*) Dieſer Name ward den Proteſtanten zuerſt zu Tours im Orleaniſchen gegeben, wo der Pöbel glaubte, der **König Hugo** oder **Hüguet** wandre zu Nacht als ein Geſpenſt herum und beunruhige die Leute; weil nun die Proteſtanten, die bey Tage nicht ohne Lebensgefahr zuſammenkommen konnten, nächtliche Zuſamkünfte hielten, ſo ward ihnen der Name **Hugenotten** oder **Hüguenets** von ihren Feinden zum Spott gegeben.

1560 Ausbruch der Verſchwörung dadurch zu hindern hofften. Man befahl daher, mit den Verfolgungen der Ketzer inne zu halten, und nahm davon nur diejenigen aus, die aufrühriſch predigten, und unter dem Vorwand der Religion Verſchwörungen wider den König und deſſen Miniſter anſtifteten. Weil aber der Anſchlag auf Amboiſe auf ganz andern Gründen, als auf Religionshändeln, beruhete, folglich das Edickt die gehoffte Würkung nicht that, ſo ward es ſogleich wiederrufen und mit den Verfolgungen fortgefahren, jedoch mit dieſer Veränderung: die Parlamenter hatten bisher das Recht gehabt, die Unterſuchungen darüber anzuſtellen: allein, weil viele von den gelehrteſten Parlamentsräthen die Proteſtanten begünſtigten, ſo brachte es der Kardinal von Lothringen oder vielmehr der Kanzler l'Hopital, der dadurch die von den Guiſen vorgeſchlagene Einführung der Inquiſition in Frankreich hindern wollte, dahin, daß der König im Monat May durch das **Edickt von Romorantin** die Erkenntniß in Ketzerſachen von dem Parlament an die Prälaten brachte. Nicht ohne groſſe Schwierigkeit und unter gewiſſen Einſchränkungen ward endlich das Edickt regiſtrirt.

Nicht lange hernach ſchrieb der **Admiral** aus der Normandie an die Königin, die Empörungen würden nicht aufhören, ſo lange die Urſache derſelben beſtände; und dies ſey die uneingeſchränkte Gewalt der Guiſen. Er rieth ihr, das Staatsruder ſelbſt zu führen und die Verfolgungen der Proteſtanten einzuſtellen. In der That erneuerte auch die Königin das zu den Zeiten des Kanzlers Olivier abgefaßte Edickt: aber es ward ſo ſchlecht beobachtet, daß man Urſache zu glauben hatte, es ſey nur deswegen kund gemacht worden, um die heimlichen Proteſtanten deſto gewiſſer zu entdecken.

Der

Der franzöſiſche Hof wurde aber zu dieſer Zeit 1560
nicht nur durch inländiſche, ſondern auch durch ausländiſche Unruhen in Kummer geſetzt. Die Königin **Eliſabeth** unterſtützte die Sache der Mißvergnügten in Frankreich, und ließ ein Manifeſt gegen Frankreich ausgehen, worin den Herren des Hauſes Guiſe allerhand ehrgeitzige Abſichten Schuld gegeben wurden. Der franzöſiſche Hof ſchickte den Biſchof **Montlüc von Valence** und den Malthe- am 24.
ſerritter, Herrn von **Seure** nach England, um März.
dieſes Manifeſt zu beantworten: allein, ihre Vorſtellungen waren ohne Frucht. Die Engländer belagerten nebſt fünftauſend Schotten die Stadt Leith, in die ſich Jakob von Broſſe mit franzöſiſchen Truppen geworfen hatte. Man ſchritt aber in Edinburgh am
zu einem Vertrag, nach welchem die Proteſtanten Jul.
in Schottland die Gewiſſensfreyheit haben, Marie Stuart, Königin von Frankreich und Schottland, das Wappen von England nicht mehr führen, hingegen die Königin von England und der König von Frankreich ihre Truppen zurückziehen, und die ſchottiſchen Stände im nächſten Januar zuſammenkommen, und zwölf Perſonen die ſchottiſche Regierung verwalten ſollten, von welchen der König und die Königin von Frankreich ſieben, und fünf die Schotten ernennen könnten.

Indeſſen arbeiteten die verſchiedenen Parteyen, in die damals der franzöſiſche Hof und die Nation zertheilt waren, unermüdet an ihrer Verſtärkung und an ihrem wechſelſeitigen Umſturz. Die Königin Mutter hatte, ſeitdem ſie der Kanzler l'Hopital durch ſeine Rathſchläge unterſtützte, ſowohl gegen die Guiſen, als gegen die Prinzen vom Geblüt ihre Maasregeln genommen. Ihr vornehmſter Grundſatz, man müſſe, um zu regieren, die Gegenparteyen zertheilen, bewegte ſie, die Unruhen zu nähren,

1560 und die beyden Hauptparteyen gegen einander im Gleichgewicht zu erhalten; und da die Abweſenheit der zween Prinzen vom Geblüt und der Familie des Konnetabels die Macht der Guiſen allzuſehr erhöhte, ſo fieng ſie an, den Hugenotten mehr Gehör zu geben, und ſo gar einige ihrer Vertheidigungsſchriften zu leſen. In eben der Abſicht, oder vielmehr um die Geſinnungen der Groſſen kennen zu lernen, ließ ſie dieſelben alle nach Fontaineblau berufen, unter dem Vorwand, ihre Meinungen über die Religion, über die Finanzen, und über die Wiederherſtellung des dem König ſchuldigen Gehorſams zu vernehmen; ſo wie es in ältern Zeiten mehr gewöhnlich
im Aug. war. Die Verſammlung wurde ſehr zahlreich. Der Konnetabel, der Admiral, der Herr von Andelot und die beiden Söhne des Konnetabels, der Marſchall von Montmorenci und der Herr von Damville, kamen unter ſtarker Begleitung vom Adel dahin. Sie hätten ſehr gewünſcht, daß, wo nicht der Prinz von Condé, der ſich nunmehr öffentlich für die reformirte Religion erklärt hatte, doch wenigſtens der König von Navarra dahin gekommen wäre. Allein, der erſte war gegen den Hof mißtrauiſch, ſeitdem man ihn zu Amboiſe mit Gefängniß und gerichtlichen Unterſuchungen beunruhiget hatte; und der andre blieb bey ſeiner natürlichen Unentſchloſſenheit. —
am 21. Aug. Man hielt vier Sitzungen. Die Eröffnung der Zuſammenkunft geſchah in dem Zimmer der Königin Mutter, in Gegenwart des Königs. Am erſten Tag erklärte der König die Abſicht dieſer auſſerordentlichen Verſammlung mit wenig Worten, und ermahnte die Anweſenden, ihre Gedanken freymüthig und ohne Furcht zu ſagen, worüber ſich hernach die Königin Mutter und der Kanzler weitläufiger erklärten. Hierauf berichtete der Herzog von Guiſe der Verſammlung den Zuſtand der Truppen und die

ganze

ganze Kriegsverfaſſung; eben dieſes that der Kardi- 1560
nal von Lothringen in Anſehung der Schatz- und Rentkammer. Die zwote Sitzung ließ ſich Anfangs ſehr unruhig an. Der Admiral, völlig überzeugt, daß ihm alle Wege ſich beym Staat in Anſehn zu erhalten, verlegt waren, auſſer derjenige, dadurch er ſich furchtbar machen und an die Spitze der Hugenotten treten konnte, that einen der kühnſten Schritte. Ehe noch etwas zum Vortrag gebracht war, ſtand er von ſeinem Sitz auf, näherte ſich dem König, und überreichte ihm eine Schrift, wobey er mit lauter Stimme, ſo daß es alle hörten, ſagte, es ſey eine Bittſchrift derjenigen, die ſich zu der verbeſſerten Glaubenslehre bekennten, und ſich, im Vertrauen auf die königlichen Edickte, nach welchen jedem vergönnt ſeyn ſollte, ſeine Beſchwerden anzubringen, ihn um Ueberreichung ihres Geſuchs gebeten hätten; ob ſie nun gleich von niemand unterzeichnet wäre, ſo fänden ſich doch in der Provinz Normandie allein, als von welcher ihm der Hof Rechenſchaft zu geben aufgetragen hätte, wenigſtens funfzigtauſend Perſonen, die ſich unterſchreiben würden. Die Hugenotten erboten ſich darin, zu beweiſen, daß ihre Lehre mit der heiligen Schrift übereinſtimme, und baten um Gewiſſensfreyheit und um Erlaubniß Kirchen zu bauen. Nachdem dieſe Schrift auf Befehl des Königs verleſen war, ſo ſollte jeder ſeine Meinung rangmäſſig darüber ſagen. Jedoch der Kardinal von Lothringen, der ſich ſeiner Hitze überließ, weil er meinte, es ſey ſchimpflich, daß man in Gegenwart von vier Kardinälen und vielen Biſchöffen einen ſolchen Vortrag nur anhörte, fieng geſchwind an zu reden, ſchalt heftig auf dieſe Schrift, erklärte ſie für aufrühriſch, frech, ärgerlich, ketzeriſch, unverſchämt, und verſicherte, daß eine ganze Million rechtſchaffener Leute im Königreich bereit

1560 ſtände, ſich dem Trotz dieſer funfzigtauſend Normänner zu widerſetzen, und den dem König ſchuldigen Gehorſam zu leiſten. Der Admiral wollte darauf antworten, weil aber der König merkte, daß man von beiden Seiten in Hitze gerieth, legte er ihnen Stillſchweigen auf, und befahl, die Angelegenheiten nach der vorgeſchriebenen Ordnung zu verhandeln.

Montlüc, Biſchof von Valence, mußte, als jüngſter Staatsrath, ſeine Stimme zuerſt geben. Dieſer Prälat, deſſen wir ſchon gedacht haben, und der nachher ſehr häufigen Antheil an den Staatsgeſchäften erhielt, war der jüngere Bruder des Feldherrn Blaſius von Montlüc, und iſt in jüngern Jahren Dominikaner geweſen. Die Königin Margarethe von Navarra, die an ihm viel Verſtand und auſſerordentliche Gaben entdeckte, zog ihn aus dem Kloſter, brachte ihn an den Hof, machte ihn da bekannt, und wendete zu deſſen Erhebung ihr groſſes Anſehn beym König Franz dem Erſten, ihrem Bruder, an. Er ward in verſchiedenen Geſandſchaften gebraucht, die er mit groſſem Beyfall verrichtete. Er erlangte die Bißthümer Valence und Die, und eine Stelle im Staatsrath. Dies gab ihm ein Recht, in der Verſammlung zu Fontainebleau ſeine Geſinnungen über die Religion deutlich zu äuſſern. Er that dies mit vieler Weisheit, Mäſſigung, Offenherzigkeit und Gelehrſamkeit. Zuerſt rühmte er die Guiſen wegen ihres Eifers und ihrer Klugheit bey Zerſtöhrung des Anſchlags auf Amboiſe Dann ſprach er ſehr ſtark über die verderbten Sitten, den Geitz, die Unwiſſenheit, Nachläſſigkeit der hohen und niedern Geiſtlichen, ſelbſt der Päbſte, denen er die Ordnung, die Beſcheidenheit, Ehrbarkeit, Uneigennützigkeit und Gelehrſamkeit von drey bis vierhundert Prieſtern der neuen Verbeſſerung und ihren Muth entgegen ſtellte,

den ſie in Verkündigung des Wortes Gottes in ihren 1560
Büchern und in ihrem Leben, mit Todesgefahr zu Tage legten. Man dürfte, ſagte er, ſich nicht wundern, daß das Volk ſich durch einen ſo guten Schein gewinnen lieſſe und überzeugt würde, daß die Wahrheit auf Seiten derer ſtände, wo es ſo viele Wiſſenſchaft und Tugend ſähe, da es auf der andern hingegen ſo viele Lügen, ſo grobe Unwiſſenheit und Laſter ſehen müßte. Das beſte Mittel, das man zur Heilung der Staatsgebrechen anwenden müſſe, wäre die Verbeſſerung der Sitten in allen Ständen, die Wiederherſtellung des öftern Gebrauchs der Predigten bey Hofe und im Reich, und daß man dabey die heilige Schrift in ihrer Reinigkeit vortrüge und auslegte. Es würde ſehr rathſam ſeyn, wenn der König die rechtſchaffenſten Männer aus allen Provinzen verſammlete, und mit ihnen über die Tilgung des allgemeinen Verderbens Rath hielte. Hierauf wendete ſich der Biſchof an die beiden Königinnen, mit der Ermahnung, daß ſie den Damen und andern Perſonen ihres Gefolgs die liederlichen Geſänge unterſagen, und dagegen die Pſalmen in der Landesſprache zu ſingen einführen möchten. Das zweyte Mittel, das er in Vorſchlag brachte, war eine allgemeine Kirchenverſammlung, als eine zu allen Zeiten in der Kirche gebrauchte Hülfe, die anwachſenden Ketzereyen auszurotten. Er that hierbey den Vorſchlag, daß in Erwartung derſelben ein Nationalkoncilium angeſtellt werden möchte, wo den geſchickteſten Bekennern der neuen Lehre ihre Schwierigkeiten vorzutragen erlaubt würde, welches der Gebrauch bey Kirchenverſammlungen von je her geweſen ſey. Was den Gehorſam der Unterthanen gegen ihren Oberherrn beträfe, ſo müſſe man nicht alle Kalviniſten in Frankreich nach Einem Maaß richten. Einige hätten zur Vertheidigung ihrer Lehre die Waffen ergrif-

1560 ſen und ſich wider ihren Fürſten aufgelehnt; dieſe verdienten allerdings eine ernſtliche Strafe, als Aufrührer: es wären aber auch noch andre, welche, wie die erſten Chriſten in den Verfolgungen, denen, die ihnen Güter, Freyheit und leben haben rauben wollen, nichts anders als Geduld und Gebet entgegen geſtellt hätten; ihr Betragen bey Erduldung der Marter und des Todes zeuge hinreichend von ihrer Redlichkeit und Unſchuld, uud daß ſie ſich nach ihrem Gewiſſen zum Bekenntniß ihrer Religion entſchloſſen hätten. Die Selbſtverleugnung, die Standhaftigkeit, die Frömmigkeit, die ſie mitten unter den Martern blicken laſſen, hätten der neuen lehre eine Menge von Nachfolgern erweckt. Die Würde, mit der er bekleidet ſey, und die ihm Abſcheu gegen die Vergieſſung ſo vielen Blutes einpräge, ertheile ihm das Recht, für ſolche leute um Gnade zu bitten, und ſein Rath wäre, daß man ihnen die Freyheit, ihre Religion zu bekennen, laſſen, oder ſie des landes verweiſen möchte. Die Verbrecher und Uebertreter der königlichen Verordnungen aber, die Empörungen ſtiften wollten, müſſten allerdings nach dem Maaß ihrer Uebertretungen hart oder gelinde beſtraft werden.

Die Rede des Biſchofs von Valence wurde ſehr verſchieden aufgenommen, je nachdem die Mitglieder der katholiſchen oder der proteſtantiſchen lehre ergeben waren. Faſt eben ſo, ja noch ſtärker, ſprach **Karl von Marillac, Erzbiſchof zu Vienne,** ein beredter, gelehrter und ſtaatskluger Prälat. Er ſchonte der Päbſte nicht, rieth auch zu einem Nationalkoncilium und zu einer Verſammlung der Stände, um durch dieſe leztere das Finanz- und Polizeyweſen in Ordnung zu bringen, und trug darauf an, daß man die Biſchöffe und andre Geiſtliche und die Statthalter bey ihren Kirchen und in ihren Provinzen zu bleiben anhalten ſollte.

Am

Am dritten Sitzungstag ſprach der Admiral 1560
ſehr ſtark gegen die neue Leibwache, die man dem am 24. Aug.
König zugeordnet hatte, und drang darauf, daß man die Reichsſtände berufen, die neue Leibwache abſchaffen, die Verordnungen wider die neue Lehre bis zur Berufung einer allgemeinen oder Nationalkirchenverſammlung zurückhalten, und die Bittſchrift der Reformirten nicht zurückweiſen ſollte, wenn man die Erhaltung der Ruhe im Reich verlange. — Mit dem größten Mißvergnügen hörten ihn der Kardinal von Lothringen und der Herzog von Guiſe an, und ſie bemühten ſich, den Admiral ſo gut zu widerlegen, als es die Beſchaffenheit der Sache und der Umſtände zuließ, und ſich wider die gegen ſie geäuſſerten Beſchuldigungen zu vertheidigen. Der Konnetabel ſchlug ſich öffentlich zu keiner Partey. Die übrigen Glieder der Verſammlung gaben ihre Stimmen, ohne weitläufige Reden zu halten, und traten meiſtentheils der Meinung des Kardinals von Lothringen bey. am 25. Aug.

Der König und die Königin dankten der Verſammlung für den ertheilten guten Rath, und er- am 26. Aug.
klärten, daß die Stände auf den zehnten December ſollten verſammlet werden. Zugleich wurde beliebt, daß die Biſchöffe am zwanzigſten Januar des folgenden Jahrs zuſammenkommen ſollten, damit man ein Nationalkoncilium halten könnte, wenn etwa der Pabſt mit der allgemeinen Kirchenverſammlung zögern ſollte. Unterdes ſollte ſich jedermann in ſeine Provinz zu ſeinem Amt begeben, und das Volk in ſeiner Pflicht halten. Die Lebensſtrafen gegen die Proteſtanten ſollten aufhören, und nur gegen die Aufrührer peinlich verfahren werden. Dies war der Anfang zur Duldung der Proteſtanten.

Das Publikum wunderte ſich nicht wenig über die leichte Bewilligung einer Verſammlung der Reichsſtände. Man wußte, daß ſie der Admiral

1560 und ſeine Freunde verlangten, weil ſie dabey ihre Partey ſo ſtark zu vereinigen hofften, daß daraus eine Veränderung in der Regierung entſtehen ſollte. Man glaubte gewiß, der Hof werde nicht dazu ſtimmen, zumal da man gleich Anfangs den Vorſchlag verworfen, und dafür die Verſammlung zu Fontainebleau beliebt hatte. Dennoch geſchah es, weil die Guiſen hofften, den Prinzen von Condé durch dieſes Mittel an den Hof zu locken, und ihn in Verhaft zu nehmen, oder, wenn er zu erſcheinen ſich weigern ſollte, ihn für einen Aufrührer erklären zu laſſen. Kaum war aber die Verſammlung beurlaubt, ſo entdeckte man noch andre Geheimniſſe. Der König von Navarra und der Prinz von Condé bedienten ſich eines Biſcayers, mit Namen de la Sague, um Briefe an ihre Freunde zu bringen. Dieſer entdeckte zu Fontainebleau einem ſeiner alten Bekannten die Anſchläge des Prinzen von Condé, der ſie dem Marſchall von Briſſac und darauf dem Herzog von Guiſe verrieth, und verurſachte, daß la Sague zu Etampes mit allen ſeinen Briefſchaften in Verhaft genommen und heimlich nach Fontainebleau zurückgebracht wurde. Hier drohte man ihm mit der Folter, und die Furcht vor derſelben bewegte ihn, alles zu geſtehen, was er wußte, und was er vermuthete; unter andern, daß der Prinz von Condé nächſtens, unter dem Vorwand nach Hofe zu gehen, von Bearn wegreiſen, unterwegs durch Hülfe ſeiner Anhänger einige Städte wegnehmen, und ſich durch den Beyſtand des Marſchalls von Montmorenci, Statthalters von Paris, dieſer Stadt zu bemächtigen ſuchen werde; er bemühe ſich auch, die Picardie und Bretagne aufrühriſch zu machen; er ſey Willens, der Königin Mutter und den Guiſen die Regierung abzunehmen, und ſich nebſt dem König von Navarra und dem Konnetabel zu Reichsregenten zu machen,

chen, bis der König nach den alten Reichsgeſetzen 1560
zwey und zwanzig Jahr alt, das iſt, volljährig ſeyn
würde. Er ſetzte hinzu, daß, wenn man die Briefe des Stiftshauptmanns von Chartres, die man
ihm abgenommen, durchs Waſſer zöge, ſo würde
man alles, was er geſagt hätte, darinn leſen können, welches dann auch geſchah und ſo befunden
wurde. Dies Geſtändniß und die Gefangennehmung des la Sague wurden ſehr geheim gehalten.
Indeſſen nahm der Hof ſeine Maasregeln darnach.
Man ließ alle diejenigen, deren ſich der Prinz zum
Aufſtand bedienen wollte, nach Hof kommen. Man
ſchickte die Statthalter in ihre Provinzen, und gab
den Ordonnanzkompagnien ſolche Befehlshaber, denen
man trauen konnte, und befahl ihnen, das Betragen der Hugenotten, deren ſich die mißvergnügten
Groſſen zu ihren Abſichten bedienen wollten, genau
zu beobachten, und alle, die ſie im Gewehr fänden,
niederzumachen. Als la Sague nicht wieder zurückkam, und der Prinz von Condé alle Bewegungen
des Hofs erfuhr, ſo konnte er leicht vermuthen, daß
er verrathen ſey, und eilte daher, den Hauptanſchlag, den er auf Lyon gemacht hatte, auszuführen. Er wollte aus dieſer Stadt einen Waffenplatz
machen, und in der That hätte er keine bequemere
dazu wählen können. Sie war Geld- und Volkreich; es wohnten viel Proteſtanten darin, und ihr
Beſitz öffnete ihm ein weites Land dies- und jenſeits
der Rhone und Saone. Durch ihre nahe Lage bey
Genf und der Schweitz konnte man gar leicht Unterſtützung aus Teutſchland erhalten, und im Fall er
nachmals allzuſehr bedrängt würde, fiel es ihm nicht
ſchwer, in kurzer Zeit ans äuſſerſte Ende des Reichs
zu kommen, und ſich daraus zu retten. In Lyon
alſo hatte ſich der Prinz ein Verſtändniß mit einigen
der Vornehmſten der Stadt durch Vermittelung

1560 Kalvins, Beza und des nach Genf entwichenen Biſchofs Spifame von Nevers, zuwege gebracht. Da er aber nicht rathſam fand, bey der Verſchwörung von Amboiſe zu ſeyn, ſo wollte er auch nicht für das Haupt von dieſer gehalten werden. Alles gieng durch die beiden Brüder von Maligni, die ſeine Vertraute und Verwandte waren. Der jüngere nahm die Ausführung über ſich, indem er nach und nach Soldaten in die Stadt brachte und ſich unter der Bürgerſchaft Anhang erwarb. Vermuthlich würde auch der Anſchlag gelungen ſeyn, wenn nicht der Abt von Achon, der in Abweſenheit ſeines Oheims, des Marſchalls von St. André, Statthalter daſelbſt war, das Vorhaben entdeckt und die Bürger zeitig in Waffen gebracht hätte. Maligni hatte von Glück zu ſagen, daß er ſich nach geringem Verluſt aus der Stadt ziehen konnte, weil der Abt, aus Furcht für weitern Unruhen, eine Pforte öffnen ließ. Er ließ hierauf die Pforte zumauern, berief einige Truppen aus den benachbarten Städten, bemächtigte ſich vieler Bürger, von denen der unterdes angekommene Marſchall von St. André einige hängen ließ, die andern aber unter ſtarker Bedeckung nach Hofe ſchickte. Man erfuhr von ihnen viele Umſtände der Verſchwörung, die dem Prinzen von Condé neuen Verdruß verurſachten.

Der König, der jetzt noch ſtärker von den Guiſen eingenommen war, folgte ihnen blindlings; eben dies mußte die Königin Mutter aus Verſtellung thun. Nun kam es nur noch auf die Verſammlung der Stände an, die erſt zu Meaux, hernach zu Orleans gehalten werden ſollte; denn durch ſie ſollte entſchieden werden, welche Partey im Reiche die Oberhand zu haben verdiente? Die Guiſen hatten vor ihren Widerſachern den Vortheil, daß ſie durch das königliche Anſehn gedeckt waren. Dadurch

durch wußten ſie es dahin zu bringen, daß lauter 1560
eifrige Katholicken zu Abgeordneten gewählt wurden, denen man gleich nach ihrer Ankunft zu verſtehen gab, daß der Wille des Königs, wie auch die Wohlfahrt des Staats und der Kirche erfordere, keine Veränderung in Glaubensſachen zuzulaſſen. Die Guiſen ertheilten überdies den Statthaltern in den Provinzen uneingeſchränkte Gewalt, allen Unruhen vorzubeugen, lieſſen die königliche Leibwache mit Artillerie nach Orleans kommen und den Einwohnern dieſer Stadt alles Gewehr abnehmen, weil man ſie in dem Verdacht einer Verbindung mit dem Hauſe Bourbon hatte. Alle dieſe Anſtalten und Vorſichtigkeiten machten den König von Navarra, den Prinzen von Condé, den Konnetabel und den Admiral ſehr beſtürzt; denn ſie ſahen nun wohl ein, daß ſie nicht die ſtärkſten bey der Verſammlung ſeyn würden, dahin man ſie indeſſen zu kommen, inſonderheit den König von Navarra und den Prinzen von Condé recht angelegentlich beſchied. Den erſten lud König Franz ſelbſt durch ein nachdrückliches Schreiben ein, und verlangte von ihm, den letztern mitzubringen, weil er durch die Ausſage vieler Zeugen ſehr beſchweret ſey, und man ſeine Vertheidigung aus ſeinem Munde zu hören verlange: würde er ſich aber zu erſcheinen weigern, ſo wolle er ihm zeigen, daß er König ſey, und ihn ſchon zum Gehorſam zu zwingen wiſſen. Ein ſolcher Ton erſchreckte den König Anton, und er bat in ſeiner ehrerbietig abgefaßten Antwort den König von Frankreich, daß er ſich durch die Feinde ſeines Hauſes nicht möchte einnehmen laſſen. Der Prinz von Condé ſchrieb auch an den König mit der Erklärung, daß er ſich nach der ſtrengſten Gerechtigkeit vertheidigen wolle, wenn ſich ſeine Ankläger öffentlich für ſeine Gegner erklären und ſeine Feinde die Gewalt ablegen wollten,

1560 die ſie zu Unterdrückung ſeiner Unſchuld mißbrauchten. Doch ſchwiegen beyde Prinzen von ihrer Erſcheinung bey Hofe. Dies bewegte den König, den Marſchall von St. André an ſie zu ſchicken, der ſie auf ſein königliches Wort verſichern mußte, daß ſie bey Hof die völlige Freyheit, zu bleiben und wegzugehen, behalten, und ihre Stelle im Staatsrath einnehmen ſollten; auch würde man dem Prinzen von Condé wegen ſeiner Religion nicht mit Zwang begegnen, und weiter nichts, als ſeine Vertheidigung, von ihm verlangen. Der Marſchall brachte auch ein Schreiben von der Königin Mutter an den König von Navarra mit, worin ſie eben dies meldete. König Anton verfiel hierüber in ſeine gewöhnliche Unentſchloſſenheit. Bald wollte er abreiſen, bald wieder nicht. Bald wollte er das Erbieten ſeines Adels, der ihn in ſtarker Anzahl begleiten wollte, annehmen, bald fürchtete er durch ein ſo ſtarkes Gefolge den König zu beleidigen und ihm zum Argwohn Gelegenheit zu geben. Ehe er einen feſten Entſchluß faßte, kam der Kardinal von Bourbon, ſein Bruder, der ihn durch verſchiedene Gründe endlich bewegte, nach Orleans zu gehen, wozu ſich auch der Prinz von Condé entſchloß. Seine Gemahlin bat ihn mündlich und ſchriftlich, dem Wort eines jungen Königs, der es ihm nicht halten könne, keinen Glauben beyzumeſſen, ſondern lieber mit dem Degen in der Fauſt, als auf dem Blutgerüſte zu ſterben. Der Hugenottiſche Adel bat auch den König von Navarra, ſich an ſeine Spitze zu ſtellen, und bot ihm 7000 Mann zu Fuß aus Gaſcogne und Poitou, 4000 aus Provence und Languedok, und eben ſo viel aus der Normandie, mit einer Verhältnißmäſſigen Reuterey an. Allein Anton, der allen heftigen Anſchlägen von Natur feind war, der auf ſolche Verſprechen ſich nicht feſt verlaſſen konnte, und

der mit falſchen in guiſiſchem Sold ſtehenden Räthen 1560
umgeben war, beſchloß, dem Wort des Königs
völlig zu trauen, und nur in Begleitung ſeiner Hof-
bedienten nach Orleans zu gehen. Er beurlaubte
ſiebenhundert Edelleute, die ſich zu ihm nach Limo-
ges begeben hatten, und verſprach ihnen, den Stän-
den ihre Beſchwerden vorzutragen und Gnade für ſie
zu erbitten. Als ſie näher gegen Orleans kamen,
rückte ihnen der Marſchall von Termes mit Truppen
entgegen unter dem Vorwand, ihnen zur Ehrenbe-
gleitung zu dienen; in der That aber, ſie zu beobach-
ten, und ihren Rückzug zu hindern; denn er beſetzte am 31. Okt.
alle Orte hinter ihnen. Bey ihrem Einzug in Or-
leans kam ihnen niemand im Namen des Königs
entgegen. Sie fanden die Stadt wie einen Kriegs-
platz beſetzt, und den Pallaſt des Königs, wie das
Zelt eines Generals, mit Wachten umgeben. Als
man ſie in des Königs Zimmer brachte, wurden ſie
ſehr kaltſinnig empfangen. Die Königin Mutter
fanden ſie ſehr betrübt, ſo daß ſie auch einige Thrä-
nen fallen ließ. Der König verwies dem Prinzen
von Condé in ſehr harten Ausdrücken, daß er, oh-
ne von ihm beleidigt zu ſeyn, ſeine Unterthanen ge-
gen ihn aufwiegele, einen innerlichen Krieg errege,
die vornehmſten Städte überfallen und ſich ſogar an
ſeiner Perſon und an ſeinen Brüdern vergreifen
wolle. Der Prinz antwortete ſehr ſtandhaft, es
wären dies Verläumdungen ſeiner Feinde, um deren
Widerlegung willen er gekommen ſey. Der König
erwiederte, dies ſey zwar ganz gut: aber, damit die
Wahrheit deſto beſſer ans Licht komme, ſo müſſe
man ſie rechtlich unterſuchen. Er verließ hierauf
das Gemach, ohne weiter ein Wort zu ſagen, und
der Prinz wurde gefangen genommen. Die Fenſter
ſeines Hauſes wurden mit Gittern verwahrt und vor
der Thür Kanonen aufgeführt. Vergebens beſchwerte

1560 ſich der König von Navarra über dieſe Begegnung bey der Königin Mutter. Er ſelbſt wurde einige Augenblicke darnach in ein Haus neben dem königlichen Pallaſt gebracht, wo er ſo gut als gefangen war; doch durfte er Beſuche annehmen und erlangte auch bald hernach Erlaubniß auszugehen, aber jedesmal unter ſcharfer Beobachtung. **Bouchard**, ſein Kanzler, und **la Haye**, ein Edelmann aus der Picardie und des Prinzen von Condé Hausmeiſter, kamen auch in Verhaft. Zu gleicher Zeit ward auch der Herr von **Carauges** in die Picardie geſchickt, die **Frau von Roye**, des Prinzen Schwiegermutter, des Admirals Halbſchweſter von der Mutter, wie auch die **Prinzeßin von Condé**, ſeine Tochter, welche die eifrigſte Hugenottin in Frankreich war, wegzunehmen. Man brachte dieſe Prinzeſſin ins Schloß zu St. Germain en Laye, und da man wußte, daß ſie von allen Anſchlägen ihrer Partey genaue Nachricht hatte, ſo hoffte man aus ihren abgenommenen Briefſchaften von allem, was bisher vorgegangen, hinreichendes Licht zu erlangen. Der Konnetabel eilte keinesweges nach Orleans, ſondern gieng vielmehr, da er von Chantilli abgereiſt war, unter dem Vorwand eines Anfalls vom Podagra, wieder zurück, ohne daß der Hof, der ſich vor ihm fürchtete, auf ſeine Anweſenheit gedrungen hätte.

Unterdes ließ man von allen Orten her Zeugen wider den Prinzen von Condé kommen, und ſuchte alle zu ſeinem Proceß dienliche Briefſchaften zuſammen. Denn die Guiſen hatten einmal ſeinen Untergang beſchloſſen: um aber dem ihnen in Schriften gemachten Vorwurf auszuweichen, als wenn ſie ſich durch Ausrottung des königlichen Hauſes den Weg zum Throne zu bahnen gedächten, lieſſen ſie ausſtreuen, daß der Prinz das Haupt des Anſchlags auf Amboiſe geweſen, wo der König und deſſen

Brü-

Brüder dem Haſſe der Hugenotten hätten aufgeopfert 1560
werden ſollen, um die Krone auf das Haus Bourbon zu bringen; daß die Verſchwörung zu Lyon auf ſeinen Antrieb geſchehen ſey, und daß er geſchworen habe, nie wieder in die Meſſe zu gehen. Um die letztere Beſchuldigung — wenn es anders eine iſt — deſto einleuchtender zu machen, ſchickte ihm der König einen katholiſchen Prieſter ins Gefängniß, der ihm Meſſe leſen ſollte. Er wies ihn aber ab; und da ihm einige ſeiner Freunde, die nur in Gegenwart ſeiner Wache mit ihm reden durften, Mittel zur Verſöhnung mit den Guiſen vorſchlugen, antwortete er ihnen ſehr hitzig, der Zwiſt könne nicht anders, als vor der Degenſpitze ausgemacht werden. Die Form ſeines Proceſſes war dieſe: der Kanzler, der Parlamentspräſident, Chriſtoph von Thou, und zween Parlamentsräthe, nebſt dem Generalprokurator Bourdin, und dem Parlamentsgerichtsſchreiber, Johann du Tillet, begaben ſich in das Gefängniß, um den Prinzen zu verhören. Er weigerte ſich aber eines ſolchen Gehörs, weil er als Prinz vom Geblüt, keine andern Richter erkennen durfte, als die Pairs von Frankreich und das ganze Pariſer Parlament. Er appellirte alſo an dieſe ſeine natürliche Richter: am 15.
allein, der König erklärte im geheimen Rath dieſe Nov.
Appellation für nichtig, und befahl den Kommiſſarien, in dem Proceß fortzufahren, und den Prinzen, im abermaligen Weigerungsfall der Verantwortung, eben ſo zu verurtheilen, als wenn er ſein Verbrechen bekannt hätte. Er appellirte hierauf von dem übel berichteten König an einen beſſer zu berichtenden *). Da aber auch dieſe Appellation verworfen wurde, ſo ließ er ſich bewegen, gegen ſeinen Advokaten Robert ſich zu erklären, was er wider die ihm gemachten Beſchuldigungen einzuwenden habe,

 und

*) A rege male informato ad melius informandum.

1560 und dieſe Erklärung ſogar zu unterſchreiben. Da der Prinz einmal dieſen Fehler begangen und ſich eingelaſſen hatte; ſo verſammlete man eine groſſe Anzahl Ritter vom Michaelsorden, die aber gröſstentheils Kreaturen des guiſiſchen Hauſes waren, und einige Pairs, nebſt vielen andern geheimen Räthen, die den **Prinzen** nach den mehrern Stimmen **zum Tode verurtheilten:** doch wurde dieſes Urtheil entweder gar nicht, oder doch nicht von allen unterſchrieben. Das erſte behauptet der Geſchichtſchreiber von Thou, aus dem Munde ſeines Vaters, der ſelbſt einer von den Kommiſſarien war. Andre ſagen, daß nur der Kanzler und der Graf von Sancerre die Unterſchrift verweigert hätten.

Der Prinz von **Condé** war bey dem allen gutes Muths, und verſicherte ſeine Gemahlin in etlichen Schreiben, daß GOtt gewiß ſeine Unſchuld ſchützen werde. Indeſſen waren alle ihre Verſuche ihn zu ſprechen, oder ihm beym König Gnade und Freyheit auszuwürken, vergeblich. Die Prinzeſſin that einen Fußfall vor dem König, und bat mit Thränen um die Begnadigung ihres Gemahls; allein, Franz blieb unerbittlich, und gab keine andere Antwort, als dieſe, der Prinz müſſe als ein ſolcher ſterben, der ihm nach Kron und Leben getrachtet, und eine neue Religion in den Staat habe einführen wollen. Seine Verurtheilung war in der That, nach den Verſicherungen aller Unparteyiſchen, den franzöſiſchen Geſetzen völlig entgegen. Ein Prinz vom Geblüt kann auch in Sachen, die nur die Ehre betreffen, nicht anders, als durch eine Verſammlung von Pairs gerichtet werden. Dieſen Grundſatz beobachtete man unter Karl dem Siebenten und Ludwig dem Eilften, denen doch ſonſt das Blutvergieſſen nicht ſchwer ankam. Allein, diesmal wurde dieſer Grundſatz völlig aus den Augen geſetzt. Es

blieb bey dem Urtheil, und die Vollſtreckung deſſelben 1560
ward auf den zehnten December, da die Verſamm=
lung der Stände ſollte eröffnet werden, feſtgeſtellt.
Die Urſache dieſes Aufſchubs war ohne Zweifel,
weil man den König von Navarra nebſt dem Kon=
netabel in das Unglück des Prinzen einflechten wollte,
wozu aber gegenwärtig die nöthigen Beweisthümer
fehlten.

Bey dieſen wichtigen Vorfällen äuſſerte die Königin Mutter nicht wenig Argliſt. Sie war dem Prinzen von Condé gewiß nicht günſtig, und hätte ihn ebenfalls gern auf dem Blutgerüſt geſehn: allein, ſie hätte gern den Haß dieſer Hinrichtung auf die Guiſen gewälzt. Daher gab ſie ſich das Anſehn, als wenn ſie den Prinzen gern retten wollte. Sie ließ bald den Admiral, bald den Kardinal von Chatillon zu ſich rufen, um ihnen ihren groſſen Unwillen über die Verurtheilung des Prinzen an den Tag zu legen. Oefters unterhielt ſie ſich mit der **Herzogin Jakobine von Montpenſier**, einer Vertrauten des Königs von Navarra, einer ſehr gutmüthigen und in den Hofränken noch nicht allzuſehr geübten Prinzeſſin, der ſie tauſend verbindliche Dinge gegen dieſen Fürſten vorſagte, die er ſogleich wieder erfuhr. Und dieſer verſicherte ſie hinwiederum ſeiner Erkenntlichkeit und Ergebenheit durch den Mund dieſer Herzogin. Dennoch erklärte ſich Katharine öffentlich für die Katholiken; denn auf ihren Befehl wurde, mit Einſtimmung der Guiſen, eine **Glaubensformel** entworfen, die jedermann im Reich, von dem König bis auf den geringſten Unterthan, auch das Frauenzimmer nicht ausgenommen, unterſchreiben ſollte; obgleich die **Krankheit des Königs** nachher die Vollziehung dieſes Entwurfs hinderte.

Mit dem **König von Navarra** verfuhr man indeſſen von Seiten der Guiſen auf eine andre

Art,

1560 Art, als mit ſeinem Bruder. Denn man konnte keine Zeugniſſe wider ihn aufbringen, die ihn, auch nur dem Schein nach, des Todes würdig gemacht hätten. Daher riethen einige, daß man ihm bey einer Mahlzeit Gift beybringen ſollte: die Guiſen hingegen meinten, der König ſollte ihn in der Nacht zu ſich fordern laſſen, da ſie denn in ſeiner Gegenwart Händel mit ihm anfangen und ihn auf der Stelle tödten wollten. Der König befolgte dieſen Rath, den aber der König von Navarra durch die Herzogin von Montpenſier erfuhr. Als nun Anton in der Nacht zum König gefordert ward, ſo wollte er nicht erſcheinen. Er ward zum zweytenmal gerufen, da er denn den Kapitän Ranty zu ſich nahm, und vorher zu ihm ſagte: „Ich gehe an einen Ort, „wo man mir den Tod geſchworen hat, aber es ſoll „nie eine Haut ſo theuer verkauft werden, als die „meinige. Iſt es GOttes Wille, ſo wird er mich „erretten. Euch aber bitte ich um eure Treue und „Freundſchaft, mir dieſen letzten Dienſt zu erweiſen, und, wenn ich ſterbe, mein blutiges Hemd „meiner Gemahlin zu ſchicken, damit ſie es allen „auswärtigen chriſtlichen Potentaten ſende, daß ſie „meinen betrübten und grauſamen Tod rächen, weil „mein Sohn dies zu thun noch nicht im Stande iſt.„ Als nun Anton in das Zimmer des Königs getreten war, ſo ſchloß der Kardinal von Lothringen die Thür hinter ihm ab. Der König ließ ihn ſehr hart an, um eine Urſache an ihn zu bekommen: er aber antwortete mit groſſer Beſcheidenheit und Ehrfurcht, ſo daß man ſich an ihm nicht vergreifen konnte. Da alſo dieſer Anſchlag nicht von Statten gieng, riethen die Guiſen Franzen, den König von Navarra zu einer Jagd einzuladen, und ihn dabey erſchieſſen zu laſſen. In der feſten Hoffnung, daß dieſer Streich gewiß gelingen würde, waren ſchon Truppen beſtellt,

welche die Länder des Königs von Navarra in Beſitz 1560
nehmen ſollten. Allein, ehe dieſe Bosheit ins Werk gerichtet werden konnte, fiel König Franz plötzlich in eine gefährliche Krankheit, worüber die Guiſen äuſſerſt beſtürzt wurden: doch hofften ſie ſich auf alle Fälle in Sicherheit zu ſetzen, wenn nur erſt der Prinz von Condé nebſt ſeinem Bruder aus dem Weg geräumt wären. Sie wendeten alle Mühe an, um der Königin Mutter begreiflich zu machen, daß die Hinrichtung dieſer Prinzen ein gewiſſes Mittel zur Befeſtigung ihrer Macht wäre. Allein, der Kanzler ſtellte ihr die abſcheulichen Folgen dieſer Miſſethat ſo lebhaft vor, daß ſie ihren blutdürſtigen Anſchlägen durchaus nicht beyſtimmen wollte. Vielmehr ließ ſie den König von Navarra verſichern, daß, wofern er mit ihr in gutem Vernehmen leben würde, er weder für ſich, noch für ſeinen Bruder etwas befürchten dürfte. Anton, froh über dieſes unerwartete Rettungsmittel, verſprach, ſich in allen Stücken nach dem Willen des Königs zu richten, und dieſes ihres Schutzes nie zu vergeſſen. Sie ließ ihn hierauf ſelbſt in ihr Zimmer kommen, nahm die ihr eigene majeſtätiſche Mine an, und ſagte, daß ſie zuverläſſige Zeugniſſe von ſeinen und ſeines Bruders gefährlichen Unternehmungen wider den Staat in Händen hätte, die ihnen das ſtrenge Verfahren des Königs zugezogen hätten; ihr allein hätten ſie es zu danken, daß ſie dem Zorn des Königs noch nicht wären aufgeopfert worden. Jetzt ſollte er ſich nur nicht entſchuldigen, ſondern ſeinen Fehler bekennen und bereuen, und in zwo Forderungen, die ſie an ihn zu thun hätte, ohne Anſtand willigen: nämlich, er ſollte allem Rechte der Regentſchaft nach dem Tod des Königs völlig entſagen, und ſich mit den Guiſen aufrichtig verſöhnen. Alsdann ſollte er ſeine Stelle im Staatsrath wieder erhalten und zum General-

1560 neralſtatthalter des Reichs erkläret werden. Der König von Navarra war von keiner Leidenſchaft ſo ſehr, als von der Furcht eingenommen, daß er mit ſeinem Bruder möchte aufgeopfert werden. Ehrgeitz hatte ihn nicht parteyſüchtig gemacht, ſondern das dringende Anliegen des Prinzen von Condé, des Konnetabels und des Admirals. Nach ſeiner Gemüthsart würde die Reichsregierung eine ſchwere Laſt und eine Quelle vieler Kümmerniſſe für ihn geweſen ſeyn, denen er auf alle Weiſe zu entgehen ſuchte. Mithin beſann er ſich nicht lange, und gab der Königin eine ſchriftliche Verzicht über den ihm zuſtehenden Rechtsanſpruch auf die Regentſchaft. Mehr Mühe verurſachte ihm die Verſöhnung mit den Guiſen: doch verſtand er ſich endlich, aus Achtung gegen die Königin, zu dieſer Cärimonie. Der Kardinal von Lothringen und der Herzog von Guiſe wurden augenblicklich gerufen, und man umarmte ſich, dem Anſehn nach, mit derjenigen Freude und Aufrichtigkeit, mit der man an Höfen die Empfindungen des grauſamſten Haſſes zu verbergen gewohnt iſt. Und der kranke König erklärte nachher, um die Verſöhnung zu befeſtigen, daß das Verfahren gegen den König von Navarra und den Prinzen von Condé nicht auf Anſtiften der Guiſen, ſondern auf ſeinen eigenen Befehl geſchehen ſey. Das Werk zu krönen fehlte weiter nichts, als die Befreyung des Prinzen von Condé. Die Königin verſprach dabey ihre gute Dienſte, ohne ihn würklich zu befreyen.

Indeſſen wurde der König immer ſchwächer. Den Aerzten muthete man zu, deſſen Leben wenigſtens bis Oſtern zu friſten; und als ſie dies weder verſprechen noch leiſten konnten, ſo hielt man ſie für Ketzer. Man griff daher zu den andern in ſolchen Fällen gewöhnlichen Mitteln, zu Wallfahrten, Proceſſionen, Meſſen und Gelübden. Selbſt der gute

Kö=

König, der ſchon Blutſchulden genug auf ſeinem Ge- 1560
wiſſen hatte, gelobte GOtt und allen Heiligen, wenn
er wieder aufkäme, keine Ketzer in ſeinem Reich zu
dulden, und in dieſer Betrachtung weder der Bluts-
verwandten noch der treuen Diener ſeines Hauſes zu
ſchonen. Allein, es gefiel der Vorſehung nicht, ſeine
Wünſche zu erfüllen: **Franz der Zweete ſtarb** im am 5.
achtzehnten Jahr ſeines Alters, nachdem er nur ein Dec.
Jahr, 4 Monate und 28 Tage regiert hatte. Die
Urſache ſeines Todes war ein Geſchwür am Kopf,
welches aufgieng und zu einer Fiſtel wurde. Andre
laſſen ihn an einer Vergiftung ſterben, aber ohne
Beweis. Obgleich das Königreich nach ihm einen
minderjährigen König bekam, ſo wurde er doch nicht
ſonderlich bedauret, weil man eine wahre Minderjäh-
rigkeit einer eingebildeten Volljährigkeit vorzog.
Denn Franz der Zweete war ein guter Herr ohne
Gemüthskräfte, der ſich beſſer dazu ſchickte, regiert
zu werden, als ſelbſt zu regieren. Seine Schmeich-
ler nennten ihn den **König ohne Laſter**, eine Be-
nennung, die die rühmlichſte unter allen iſt, wenn
ſie nicht Schwachheit des Geiſtes, ſondern Wahr-
heit und Tugend zum Grunde hat! Von ſeiner Ge-
mahlin, der Königin Marie von Schottland, hatte er
keine Kinder. Für die Proteſtanten war ſein Tod
ein wahres Glück, und für die Guiſen Unglück. Eben
daher kam es, daß dieſe nebſt der Königin Mutter
nur auf ihre Rettung bedacht waren, und völlig ver-
gaſſen, Anſtalten zum Leichenbegängniß zu machen.
Unter ſo vielen Standesherren und Biſchöffen, die da-
mals zu Orleans waren, fanden ſich nur Sanſac und
la Broſſe, ſeine Hofmeiſter, nebſt dem blinden Bi-
ſchof von Senlis, Ludwig Guillard, die ſeinen Leich-
nam nach St. Denis begleiteten; welche Nachläſſig-
keit den Guiſen ſehr übel ausgelegt wurde, und ih-
rem Ruhme nachtheilig war.

Ein

1560 Ein König von zehn Jahren ſollte nun den Thron beſteigen, Heinrichs des Zweeten andrer Prinz, **Karl der Neunte**, der auch **Maximilian** hieß, weil der nachherige teutſche Kaiſer dieſes Namens ſein Pathe war; eine Regentſchaft war alſo nothwendig. Die Königin Mutter, **Katharine von Medici**, hatte, während der Krankheit des vorigen Königs, durch Hülfe des Kanzlers von l'Hopital und durch die anſcheinende Ausſöhnung des Königs von Navarra mit den Guiſen, einen ſo ſtarken Schritt dazu gethan, daß ſie der Staatsverwaltung verſichert ſeyn konnte, ohne jedoch öffentlich zur Regentin erklärt zu werden. Um aber ihr Anſehn noch feſter zu gründen und die Guiſen zu ſchwächen, ließ ſie den Konnetabel, Annas von Montmorenci, an den Hof kommen. Er erſchien in Begleitung eines zahlreichen Adels, und befahl der Leibwache, welche die Thore beſeẓt hielt, abzuziehen. **Ich will, ſagte er, daß der König in Zukunft ſicher und ohne Wache unter ſeinen Unterthanen leben könne.** Als er ſich dem jungen Karl näherte, ſeẓte er ein Knie auf die Erde, küßte ihm die Hand, und ſagte bey einer zärtlichen Empfindung, die ihm Thränen in die Augen trieb: **Sire, laſſen Sie ſich bey gegenwärtigen Unruhen nicht bange ſeyn; ich werde, ſo wie alle getreue Unterthanen, mein Leben für die Erhaltung ihrer Krone aufopfern.** Dieſe Geſinnungen waren aufrichtig, und der Konnetabel fieng den Beweis davon damit an, daß er ſich bemühte, die Königin Mutter mit dem **König von Navarra**, der nun würklich zum **Generalſtatthalter des Reichs** war erklärt worden, dauerhaft zu vereinigen. Er ſuchte alles abzuwenden, was in der Folge Stoff zu Zwiſtigkeiten geben konnte. Gewiſſe Angelegenheiten wurden

dem

dem König von Navarra zur Einſicht vorgelegt, an- 1560
dre der Königin Mutter. Sie ſollte das Recht haben, die Briefe zu öffnen, aber über ihren Inhalt ohne Zuziehung der Miniſter nichts beſchlieſſen. Man beſtimmte die Tage und die Einrichtung des Staatsraths, die Zahl und den Rang derer, die dabey ſollten zugelaſſen werden, die Art Befehle zu ertheilen, und geſchwind, obgleich gemeinſchaftlich, alles auszufertigen, was ſich auf die Staatsverwaltung beziehen würde.

Je muthiger durch dieſe Anordnungen die Partey des Königs von Navarra wurde, deſto mehr Behutſamkeit — nicht Furcht — wendeten die Guiſen bey allen ihren Handlungen an. Beyde Parteyen wurden täglich ſtärker, und die Stadt Orleans ward zu einem Waffenplaß. Doch, die Sorge und Geſchicklichkeit der Königin beugte allen Unordnungen vor. Hauptſächlich bemühte ſie ſich, parteylos zu ſcheinen, und dadurch immer Freyheit zum Uebergang auf dieſe oder jene Seite zu behalten. Mit dem Konnetabel ſprach ſie beſonders, verſicherte ihn ihres vollkommenen Vertrauens auf ſeine Perſon, und ſagte, daß er der einzige ſey, auf den ſie ihrer Kinder, ihre eigene und des Reichs Sicherheit gründe, wußte ihm auch ſo zu ſchmeicheln, daß ſie ihn zur Einwilligung und Unterſtüzung des mit dem König von Navarra über die Regentſchaft verfertigten Entwurfs bewegte. Auf beyder Theile Anſuchen bewilligte ſie die **Loslaſſung des Prinzen von Condé**, jedoch unter der Bedingung, daß er ſich mit einer nur dem Scheine nach zugegebenen Wache ſo lange nach la Fere in der Picardie begeben ſollte, bis er durch einen Rathsſchluß und ein Parlamentsurtheil von allen Beſchuldigungen losgeſprochen würde, wie in der Folge würklich geſchah. Erſt wollte der Prinz nicht eher aus ſeiner Gefangenſchaft

 gehen,

1560 gehen, als bis man ihm ſeine Ankläger würde genennt haben; weil man aber darauf beharrte, daß ſeine Gefangennehmung auf Befehl des verſtorbenen Königs geſchehen ſey, ſo verließ er endlich Orleans.

Unterdes waren die Abgeordneten der Reichsſtände müſſige Zuſchauer von allen dieſen Vorfällen geweſen. Da ſie unter der vorigen Regierung waren berufen worden, um die Rache, welche die Guiſen an dem Prinzen von Conde' nehmen wollten, zu rechtfertigen, dieſer Anſchlag aber vereitelt war, ſo wollte man die Stände doch nicht ganz unverrichteter Dinge wieder aus einander gehen laſſen; daher begab ſich der König nebſt dem ganzen am 13. Dec. Hof in ihre Verſammlung, und hörte die Reden des Kanzlers und der andern Sprecher an. **L'Hopital** ſprach mit vieler Würde von allen Materien, die damals in Betrachtung kommen konnten. Vornehmlich drang er auf die Herſtellung des innerlichen Friedens, und er bewies, daß die Verſchiedenheit der Religion kein Hinderniß dabey wäre. Der Sprecher des Adels verlangte eine Umſchaffung des Hofs, der Geiſtlichkeit und der Obrigkeit, und behauptete, kein Stand, als nur der Adel, beobachte ſeine Pflichten. Der Redner des Bürgerſtandes zog gegen die Geiſtlichen heftig los, ward aber eben ſo heftig von dem Sprecher der Kleriſey widerlegt, der dann auch den König ermahnte, die Ketzer ohne Barmherzigkeit zu ſtrafen und ſich dabey des ganzen Anſehns, das ihm Gott verliehen, zu bedienen. Die Reformirten kamen bey dieſem aufrühriſchen und unchriſtlichen Vortrag ſehr in Bewegung, und verlangten Gerechtigkeit. Dieſe ward ihnen in ſo fern bewilliget, daß der Redner der Kleriſey öffentlich erklärte, er habe den Admiral und andre Groſſe nicht gemeynt. Im übrigen brachten einige Abgeordnete ſolche Punkte in Vorſchlag, die den Guiſen keines-

wegs gefielen. Der Staat war damals beynahe auf 1560
43 Millionen Livres ſchuldig, ohngeachtet Heinrich der Zweete 1700000 Thaler in dem königlichen Schatz gefunden hatte. Man verlangte daher Rechenſchaft von den Aufſehern der Finanzen. Da ſie nun der Kardinal von Lothringen bisher allein verwaltet hatte, ſo hinderten die Königin und die Anhänger des Hauſes Guiſe dieſe Unterſuchung, indem ſie vorgaben, ſie ſey wider die Hauptabſicht dieſer Verſammlung, welche dahin gehe, allen Anläſſen zu neuen Verwirrungen vorzubeugen. Man begnügte ſich daher mit Einſchränkung des Aufwandes für das königliche Haus, mit Abſchaffung unnützer Bedienten, mit Einziehung verſchiedener Beſoldungen ꝛc. Und weil der Mittelſtand zur Bezahlung der königlichen Schulden am meiſten beytragen mußte, ſo ward ihm zum Beſten eine Verordnung ausgefertiget, wodurch die Befehlshaber und Obrigkeiten im Reiche vom Erkauf ihrer Aemter frey ſeyn ſollten, welcher Erkauf beym Anfang der neuen Regierung, ſeitdem die Gewohnheit, die Aemter zu verkaufen, eingeriſſen war, geſchehen mußte. Die Urſache, der man ſich zu dieſer Verordnung bediente, war die ſehr kurze Regierung des vorigen Königs.

Ohngeachtet des Vergleichs, wodurch der König von Navarra ſeinen Anſprüchen an die Regentſchaft entſagt und ſie der Königin abgetreten hatte, fanden ſich doch einige Abgeordnete, die dieſe Sache wieder in Bewegung bringen wollten. Doch, der Prinz hielt Wort, und da der Konnetabel, den Katharine völlig gewonnen hatte, dieſen Vortrag nicht unterſtützte, dem ſich der Kanzler, der Herzog von Guiſe und die meiſten Staatsräthe widerſetzten; ſo beſtand man auch ſo feſt nicht darauf. Man beſtätigte nur des Königs von Navarra Beſtellung zum Generalſtatthalter des Reichs. Der Konnetabel

 ward

1560 ward zum oberſten Feldherrn der königlichen Heere erklärt, und der **Kardinal von Lothringen** behielt, wie vorher, die Oberaufſicht über die Finanzen. Der **Admiral**, der geheime Urheber des Geſuchs der Regentſchaft für den König von Navarra, ſahe nun aus der Art, wie derſelbe aufgenommen ward, daß ſeine Partey die ſtärkſte nicht ſey. Noch mehr aber ward er davon überzeugt, da man das Anbringen der adelichen Abgeordneten, den Reformirten ihres Standes Kirchen zu geſtatten, nicht einmal in Ueberlegung zog, ſondern alle darüber eingegebene Bittſchriften abwies. Man antwortete nur darauf, daß man die Sache bey einer neuen Verſammlung der Stände, die zu Pontoiſe im nächſtfolgenden Maymonat angeſtellt werden ſollte, in Ueberlegung nehmen wolle. Indeſſen ertheilte der König eine Vergebung alles deſſen, was geſchehen war, auch denen, die zum Anſchlag auf Amboiſe Geld hergegeben hatten, wovon jedoch allzeit die Urheber deſſelben ausgeſchloſſen blieben. Die Gefangenen wurden entledigt: wiewohl der bisher in der Baſtille geſeſſene Stiftshauptmann von Chartres, **Franz von Vendome**, dieſe Freyheit nicht genieſſen konnte, weil er unter der Zeit an einer Krankheit im 38. Jahr ſeines Alters geſtorben war. Der König verbot alle fernern Verfolgungen in Glaubensſachen. Er hemmte die Vollſtreckung der hierüber ergangenen Edikte, und befahl den Biſchöffen, daß ſie ſich zu der Kirchenverſammlung, die Pabſt Pius der Vierte nach Trident berufen würde, anſchicken ſollten.

Hierauf ergiengen aus dem königlichen Staatsrath auf die von den Ständen überreichte Schriften vielfältige **Verordnungen**, worunter die berühmteſte diejenige iſt, welche in **Kirchen- und Rechtsſachen** gemacht wurde. Der erſte Artickel derſel-

ben

ben führte in Anſehung der geiſtlichen Wahlen die 1560
pragmatiſche Sanktion wieder ein. Der Beweggrund dazu war, weil der Pabſt das in Frankreich ſo übel aufgenommene Konkordat, weil es ihm zu vortheilhaft für den König ſchien, wieder aufheben, die Vergebung der geiſtlichen Pfründen nach ſeinem Vortheil wieder herſtellen, und den Franzoſen das Recht der päbſtlichen Kanzleyordnung aufdringen wollte. Unter ſolchen Umſtänden ließ man zur Demüthigung des Pabſts die pragmatiſche Sanktion wieder gelten, unter dem Vorwand, daß das Konkordat mit Franz dem Erſten wieder hätte aufhören ſollen. Der Pabſt, der ſich dadurch der Bullen beraubt ſah, ohne den Vortheil der Kollation zu haben, verlangte das Konkordat wieder, welches auch der Kardinal von Eſte, der nach Frankreich kam, vom König erhielt, und Karl der Neunte widerrief durch eine Erklärung vom Jahr 1562 dieſen erſten Artickel der Verordnung von Orleans, und brachte das **Konkordat** wieder auf, welches von Heinrich dem Dritten beſtätiget worden, und noch jetzt in Frankreich gilt.

Die Quelle innerlicher Unruhen war durch die 1561
Verſammlung von Orleans ſo wenig verſtopft worden, daß ſich vielmehr nach und nach alles zu einem noch weit ſtärkern Ausbruch vorbereitete. Die heimliche Gährung zwiſchen den Guiſen und den Prinzen vom Geblüt dauerte fort, und wurde von der Königin Katharine mit Fleiß unterhalten. Die Proteſtanten ſeufzten immer noch unter dem Druck, und der **König von Navarra** unterließ nicht, bey der Königin Mutter für ſie zu bitten: ſie fertigte ihn aber immer mit Vertröſtungen ab. Dies verurſachte, daß er ſich mit dem Prinzen von **Condé** und dem **Admiral** nicht genauer verband. Dieſe bemühten ſich dagegen den **Konnetabel** auf ihre

1561 Seite zu bringen; in der That neigte er ſich auch ſehr zu ihnen. Dies offenbarte ſich deutlich bey dem Streit, den der König von Navarra erregte, als
im Fbr. der König im Februar 1561 nach Fontainebleau zurückkam, und die Schlüſſel des Schloſſes alle Abend dem Herzog von Guiſe überbracht wurden, die jener als Reichsſtatthalter verlangte, dieſer aber als Großhofmeiſter mit Recht zu fordern glaubte. Als jener mit ſeiner Forderung nicht durchdringen konnte, wurde er darüber ſo mißvergnügt, daß er ſchon im Begriff ſtand, mit allen Prinzen vom Geblüt den Hof zu verlaſſen. Der Konnetabel ließ ſich bewegen, eben dieſen Entſchluß zu faſſen: die Königin Mutter aber wußte ihn zu gewinnen, und ließ ihm in Gegenwart der Staatsſekretarien durch den König befehlen, nicht vom Hof zu gehen, ſondern zur Sicherheit des Königs ſein Amt zu verwalten; worin er auch gehorchte. Dies machte den König von Navarra ſo biegſam, daß er ſich entſchloß, ebenfalls zu bleiben, ohngeachtet ſchon alle Anſtalten zur Abreiſe gemacht waren, und ſich mit der Königin zu vergleichen. Aber eben von dieſer Zeit fieng der **Konnetabel** an, ſich von den Prinzen vom Geblüt abzuſondern. Hierzu wurde er noch beſonders durch den Umſtand veranlaſſet, daß ſein Sohn, der Statthalter von Iſle de France, **Marſchall von Montmorenci**, der dieſen Prinzen ganz ergeben war, ſich deutlich merken ließ, wie man die Abſicht hätte, bey der angekündigten Reichsverſammlung zu Pontoiſe unter andern in Vorſchlag zu bringen, daß diejenigen, die von dem letztverſtorbenen König wichtige Geſchenke empfangen hätten, zur Rückgabe derſelben angehalten, und einsweilen, bis die Sache unterſucht wäre, von der Verwaltung ihrer Aemter ausgeſchloſſen werden ſollten. Der **Konnetabel** ließ ſich vorſpiegeln, man wolle dadurch auch ihm unangenehme

genehme Stunden machen, und wurde dadurch ſehr 1561
beleidigt. Auſſerdem ermahnten ihn ſeine Gemahlin, Magdalene von Savoyen, die den Marquis von Villars, ihren Bruder, gern in ſeine Gunſt bringen wollte, die Herzogin von Valentinois, die bey Ausführung jenes Entwurfs auch viel verlohren hätte, und ſein eigener andrer Sohn, Heinrich von Damville, unabläſſig, daß er ſich doch, als erſter chriſtlicher Baron, wider die neue Religion erklären, und ſich zur Erhaltung der alten mit dem Herzog von Guiſe und dem Marſchall von St. André vereinigen ſollte. Dies geſchah. Sie ſchwuren einander ewige Freundſchaft, verſprachen einander, ſich nie zu trennen, alles Vergangene zu vergeſſen, und den alten Glauben zu erhalten. Zur ſtärkern Befeſtigung ihres Bundes, den man das Triumvirat nennte, genoſſen ſie um Oſtern an Einem Altar das Abendmahl.

Die lang verzögerte aber nunmehr vollzogene am 15. Krönung des Königs war ein Vorwand, die Ver- May. ſammlung der Stände zu Pontoiſe aufzuſchieben. Nach Errichtung des Triumvirats kannte der Haß des Konnetabels gegen die Hugenotten keine Gränzen mehr. Er gieng ſelbſt in die Verſammlungshäuſer der Proteſtanten, jagte ihre Prediger weg, und ließ in ſeiner Gegenwart Predigtſtühle und Bänke verbrennen. Ja, als er hörte, daß der Biſchof von Montlüc auf dem Schloßſaal in der Kleidung eines reformirten Prieſters predigte, begab er ſich ſelbſt dahin, und machte durch ſeine trotzige Reden, daß er ſeine Sicherheit in der Flucht ſuchte. Die Königin Katharine erklärte ſich weder für das Triumvirat, noch für die Partey des Admirals: vielmehr wollte ſie beyde Parteyen bis zur Volljährigkeit des Königs ſchonen, zugleich aber ihr Anſehn dadurch erhalten, daß ſie ihrer wechſelſeitigen Eiferſucht ſtets

1561 Nahrung verſchaffte und nur den heftigen Ausbruch derſelben mäſſigte. Zu dem Ende ſchmeichelte ſie zugleich dem Triumvirat und dem König von Navarra, den ſie immer mit der Hoffnung eines leidlichern Schickſals der Hugenotten nährte. Im Vertrauen auf dieſe Hoffnung überreichte König Anton auf Anſtiften des Admirals Karl dem Neunten eine **Bittſchrift der Proteſtanten**, die dem Staatsrath vorgelegt wurde. Man fand für gut, das Parlament wegen einer Antwort auf dieſe Bittſchrift um Rath zu fragen. Zu dem Ende begab ſich der König, die Königin, die Prinzen vom Geblüt und die Pairs ins Parlament. Hier hörte man vorzüglich dreyerley Meinungen. Einige glaubten, man müſſe die Verfolgung der Proteſtanten ſo lang einſtellen, bis eine Kirchenverſammlung den Ausſpruch über ihre Lehre gethan hätte; andre, die Obrigkeiten müßten nach aller Strenge der Geſetze wider dieſe Ketzer verfahren, noch andre, die Erkenntniß über Ketzereyen müſſe an die Kirchengerichte gewieſen, und alle Verſammlungen, Predigten und Austheilung der Sakramente, nach Hugenottiſcher Weiſe, bey Lebensſtrafe verboten werden. Dieſe Meinung wurde durch die meiſten Stimmen unterſtützt, wiewohl man den Parlamentsſchreiber du Tillet beſchuldigte, er habe die Stimmen unredlich gezählt.

Nach dieſem Schluß entwarf man das berühmte **Edikt vom Monat Julius**, darin vor allen Dingen die Erhaltung der Ruhe und Einigkeit durch das ganze Königreich eingeſchärft wurde. Den Katholicken, beſonders den Predigern, wurde bey Lebensſtrafe verboten, ehrenrührige, gehäſſige und empörende Ausdrücke in ihren Reden zu äuſſern: hingegen wurden auch den Reformirten alle öffentliche und geheime Zuſammenkünfte, ſelbſt dann, wenn ſie unbewaffnet dabey erſcheinen würden, unterſagt.

terſagt. Bey Verwaltung der Sakramente ſollte 1561
blos der katholiſche Lehrbegriff befolget werden. Die Biſchöffe ſollten über Verbrechen der Ketzerey erkennen und die Schuldigen dem weltlichen Arm überliefern, da ſie dann blos zur Landesverweiſung ſollten verdammt werden können. Auch wurde eine allgemeine Vergebung für diejenigen beygefügt, die ſich ſeit Heinrichs des Zweeten Tode des Aufruhrs ſchuldig gemacht hatten, und den falſchen Angebern eine ſcharfe Strafe verordnet.

Die Hugenotten wurden über dieſes Edikt ſehr unwillig, beſonders der Admiral. Nichts war ihnen empfindlicher, als das Verbot aller Zuſammenkünfte: deſto vergnügter war der Herzog von Guiſe, und er ſchwur beym Herausgehn aus dem Parlament, er wolle alle ſeine Kräfte zur Vollziehung dieſes Edikts anwenden. Katharine von Medici ſuchte den Admiral dadurch zu beſänftigen, daß ſie nach ſeinem Wunſch eine öffentliche Unterredung zwiſchen proteſtantiſchen und katholiſchen Geiſtlichen in Vorſchlag brachte. Der Kardinal von Tournon widerſtrebte in dieſem Punkt am heftigſten, weil er davon ſehr bedenkliche Folgen für die Sache der Katholiken befürchtete. Allein, der Kardinal von Lothringen, der eine Verſammlung von dieſer Art als eine Gelegenheit anſahe, ſeine Weisheit und Beredſamkeit ſehen zu laſſen, widerſprach ihm, und bewürkte durch ſein Anſehn den Schluß, ein Religionsgeſpräch zu Poiſſi anzuſtellen. Hierzu kam das wiederholte Anſuchen der Proteſtanten in Frankreich, daß man ſie doch nur einmal wegen ihrer Lehre öffentlich hören möchte, und die Neigung vieler Perſonen des Hofs, ſelbſt der Königin Mutter, und des nachmaligen Königs Heinrichs des Dritten, als Prinzen von Anjou.

1561 Durch Hülfe des Edikts vom Julius ſtiftete man bey Hof einige Ausſöhnungen. Die ſchwerſte war zwiſchen dem Herzog von Guiſe und dem Prinzen von Condé. Dieſer äuſſerte ſtets ſeinen Unwillen gegen den erſten; der König verlangte, daß ſie ſich verglichen; Reden und Thaten wurden vorher verabredet. **Erzählt**, ſagte der König zum Herzog, **was zu Orleans vorgefallen iſt.** Der Herzog erzählte, und ſchob die ganze Kränkung und Gefangenſchaft des Prinzen von Condé auf den verſtorbenen König. **Wer auch**, ſagte Condé, indem er ſich gegen den Herzog wendete, **derjenige ſey, der mir dieſe Beleidigung zugefügt, ſo halte ich ihn für einen nichtswürdigen Menſchen und Böſewicht. Und ich auch**, erwiederte der Herzog, **aber mich geht dies alles nichts an.** Dann umarmten ſie ſich, aſſen mit einander, ſchwuren einander Freundſchaft, und — blieben erbittert.

am 24. Aug.

Unterdes hatten ſich die **Reichsſtände zu Pontoiſe verſammlet**, und jedermann war voll von Erwartung ihrer Geſchäfte. Nachdem ſie ziemlich lang an dem Anordnen, Vergleichen und Ausziehen ihrer Forderungen gearbeitet hatten, begaben ſie ſich nach St. Germain, wo der König den Reichstag eröffnete. Der Adel und der Bürgerſtand ſprachen ſehr nachdrücklich gegen die Kleriſey. Man warf ihr nicht allein ihre faſt unglaubliche Unwiſſenheit und böſen Sitten vor, ſondern auch vornehmlich ihre übermäſſige Habbegierde und unrechtmäſſig erworbenen Reichthum. Man trug darauf an, ihr ein Drittheil ihrer Einkünfte zu laſſen, und die beyden andern Drittel zur Bezahlung der Staatsſchulden anzuwenden. Zur Abwendung dieſes Ungewitters erboten ſich die Häupter der Kleriſey ohne langen Verzug, ſechs Jahre nach einander vier Zehnten

von den Kirchengütern an die königliche Rentkam- 1561
mer zu bezahlen. Der Hof nahm dies an; die Feinde der Kleriſey ſchwiegen; und die Verſammlung gieng auseinander.

Wichtiger und merkwürdiger iſt die bald hernach gehaltene **Unterredung zu Poißi**, einem Städtchen unweit St. Germain, wo ſich der Hof damals aufhielt. Man konnte leicht voraus ſehen, daß eine ſolche Unterredung dem Pabſt nicht gefallen würde. Daher wendete die Königin Katharine alles an, um dem Pabſt das Gerücht davon vorzuenthalten, und ſchrieb endlich ſelbſt an ihn, um allen ſchlimmen Eindruck, den eine ſolche Nachricht in das Gemüth des Pabſts machen konnte, zu hindern. Sie entſchuldigte ihre Gelindigkeit gegen die Hugenotten mit der Nothwendigkeit, und ermahnte ihn, diejenigen ja nicht für abgefallene Söhne der Kirche zu halten, welche die Hauptlehren des Glaubens beybehielten und nur in einigen Nebenſachen zweifelten. Zu dieſen rechnete ſie den Bilderdienſt, den Exorcismus und andre in der Schrift nicht befohlne Gebräuche. Sie verlangte die Herſtellung des Abendmahls unter beyderley Geſtalt, die Abſchaffung des Fronleichnamfeſtes, der lateiniſchen Sprache beym Gottesdienſt und der ſtillen Meſſe. Im übrigen verſprach ſie, das Anſehn des Pabſts in Frankreich zu unterſtützen. Man kann leicht denken, daß der Inhalt dieſes Briefs dem Pabſt nicht gefallen habe. Er antwortete kurz, man würde die Kirchenverſammlung zu Trident halten, auf welcher alle dieſe Punkte ausgemacht werden könnten. Allein, weder dies noch die Bemühungen des Kardinallegaten und der ihm gleich denkenden Prälaten waren im Stande, das Vorhaben der Gegenparthey rückgängig zu machen. Ehe die öffentliche Unterredung eröffnet wurde, ſtellte man eine Konferenz zwiſchen Theo-

1561 dor **Beza** und **Klaudius d'Eſpence** nebſt einigen andern katholiſchen Theologen an, worin man beſonders die Lehre von den Bildern in Betrachtung zog, da doch wichtigere Punkte auszumachen geweſen wären. Vermuthlich fiel man aber deswegen darauf, weil ſich die Hugenotten hin und wieder an den Bildern vergriffen hatten, und weil die Lehre von den Bildern ſehr geſchickt war, ſie bey dem Pöbel verhaßt zu machen, der die Glaubenslehren nicht achtet, wenn ihm nur ſeine Bilder gelaſſen werden.

Die gelehrten Häupter der beyden Religionsparteyen bey der öffentlichen Unterredung waren auf Seiten der Proteſtanten **Theodor Beza**, Kalvins Liebling, **Peter Martyr**, ein Florentiner, und **Auguſtin Marlorat** von Rouen: auf Seiten der Katholiken, der **Kardinal von Lothringen**, **Johann Montlüc d'Eſpence** und **Klaudius von**
am 9. Sept. **Xaintes**. Der junge König eröffnete die Verſammlung mit einigen Zeilen, die er auswendig gelernt hatte. Der **Kanzler von l'Hopital** aber entdeckte deſſen Meynung und Abſicht ausführlicher, und mit Einſtreuung ſolcher Wahrheiten, die den katholiſchen Eiferern, beſonders dem Kardinal **Tournon**, unerträglich waren. Denn er erklärte unter andern die Forderung der Hugenotten, daß man ſich in Glaubensſachen allein an die Bibel halten ſollte, für billig. Hierauf bekam Beza Erlaubniß zu reden. Er und ſeine Mitbrüder traten mitten in den Saal, knieten nieder, hoben die Hände gen Himmel, und in ſolcher Stellung ſprach Beza ein Gebet, voll von Nachdruck und Salbung, um von Gott Beyſtand und Einſichten zu erbitten. Hierauf legte er das Glaubensbekenntniß ſeiner Kirche ab, beſchwerte ſich in rührenden Ausdrücken über die gegen ſeine Brüder gebrauchte Strenge, ſetzte die ſtreitigen Punkte kurz auseinander, und gab von jedem ſo viel Beweiſe,

weiſe, als es die Zeit verſtattete. Die ganze Ver- 1561
ſammlung hörte ſehr aufmerkſam zu, und er würde gewiß nicht wenig Gutes geſtiftet haben, wenn er ſich nicht bey dem Punkt vom Abendmahl des allzu auffallenden Ausdrucks bedient hätte, daß Chriſtus von dem Brod und Wein ſo weit entfernt wäre, als der Himmel von der Erde. Es entſtand darüber auf einmal groſſes Murren unter der Verſammlung; doch mäſſigten ſich die Prälaten mit Sprechen, bis Beza's Vortrag zu Ende war: allein, kaum war dies geſchehen, ſo ſtand der Kardinal Tournon auf, und zog mit aller Hitze, die ein lange zurückgehaltener Eifer eingiebt, gegen die Reformirten los, ſchalt ſie als Gotteslåſterer, und bat den König, ihnen in keinem Stück Glauben beyzumeſſen, ſondern auch die Biſchöffe anzuhören, welche alles hinreichend widerlegen würden. Er tadelte die Unbeſonnenheit, daß man den jungen König ſolche Reden, die gefährliche Zweifel erregen könnten, anhören lieſſe. Die Königin Mutter, die ſich getroffen fühlte, entſchuldigte die Gegenwart ihres Sohns mit der Einwilligung, welche die Prinzen, der Rath, und ſogar das Pariſer Parlament dazu gegeben hätten. Unterdes würkte dies ſo viel, daß der König nur noch dem nächſtfolgenden Geſpräch beywohnte. Der Kardinal Tournon trug gar darauf an, die Unterredung ſogleich aufzuheben; allein die Königin beſtand auf der Fortſetzung. Daher ward am 16. am 16.
September die zwote Sitzung gehalten, da denn der Sept.
Kardinal von Lothringen unter andern das Anſehn der katholiſchen Kirche, der Kirchenväter und der Koncilien, nebſt der Transſubſtantiation mit vieler Beredſamkeit darzuthun ſuchte. Am Ende ſeiner Rede erklärte er, daß man die Proteſtanten über die andern ſtreitigen Punkte hören wolle, wenn ſie in Anſehung deſſen, was er vorgetragen habe, mit der

1561 Kirche einſtimmen wollten. Beza bat um Erlaubniß, die Rede des Kardinals zu beantworten. Allein, er konnte dies nicht erlangen und man entſchuldigte ſich mit der Kürze der Zeit: doch erlaubte man ihm, mit den katholiſchen Theologen beſondere Unterredungen zu halten, damit er nicht ſagen könne, man habe ſich vor ſeiner Gegenantwort gefürchtet. Indeſſen kam **Hippolytus von Eſte**, Kardinal von Ferrara und päbſtlicher Legat, zu Poiſſi an, welcher den General der Jeſuiten, **Jakob Lainez**, einen gebohrnen Spanier, bey ſich hatte. Dieſer fand ſich auch auf Befehl des Legaten bey den beſondern Unterredungen der katholiſchen und proteſtantiſchen Theologen ein, und redete mit ſolcher Unverſchämtheit, daß er die franzöſiſchen Proteſtanten für Schlangen, Affen, Füchſe und Wölfe erklärte, und der Königin ins Angeſicht ſagte, daß es ihr nicht gebühre, ſich in Religionsſachen zu miſchen, und daß es Verwegenheit von ihr ſey, den Ketzern eine freye Religionsübung verſtatten zu wollen. Er ſchlug vor, die proteſtantiſchen Lehrer an die Kirchenverſammlung zu Trident zu weiſen, und die Unterredungen nicht in Gegenwart ſolcher Perſonen anzuſtellen, auf welche die Einwürfe der Ketzer ſchlimmen Eindruck machen könnten. Seine Vorſtellungen würkten auch ſo viel, daß die Geſpräche nicht mehr in Gegenwart des Hofs fortgeſetzt wurden. Die beyderſeitigen Theologen wollten eine Glaubensformel über den Artikel vom Abendmahl entwerfen, welche beyde Religionsparteyen annehmen könnten. Die Königin und der Kardinal von Lothringen waren auch ſehr wohl damit
am 9. Okt. zufrieden. Allein die Sorbonne verwarf ſie als unzulänglich, verfänglich und ketzeriſch. Eben dies Urtheil fällte die Verſammlung der katholiſchen Theologen zu Poiſſi. Sie ließ dem König durch den Kardinal Tournon vorſtellen, daß man nur die Zeit verſplit-

ſplittere; indem man mit den kalviniſchen Lehrern da- 1561
durch nichts ausrichten könne; man ſollte ſie die Lehre von der Kirchengewalt, dem Anſehn der Koncilien und der Kirchenväter, und von der Verwandlung im Abendmahl unterſchreiben laſſen, und, wofern ſie dies nicht wollten, ſie aufs ſchleunigſte vom Hof und aus dem Reiche ſchaffen.

Der Kardinal von Lothringen that den Hugenotten den verfänglichen Vorſchlag, daß ſie das augsburgiſche Glaubensbekenntniß unterſchreiben möchten, in der Abſicht, daß der Unterſchied zwiſchen ihnen und den Lutheranern ſich entdecken ſollte, und ſie dadurch deren Unterſtützung beraubt würden, im Fall ſie, wie leicht zu vermuthen war, die Unterzeichnung verbitten ſollten. Beza aber merkte die Liſt, und erbot ſich hierzu unter der Bedingung, daß die franzöſiſchen Prälaten das Glaubensbekenntniß erſt unterſchreiben ſollten. Die Unterredung wurde hierauf abgebrochen, ohne daß die Abſicht derſelben wäre erreicht worden. Der Kardinal von Lothringen, der nur bey dieſer Gelegenheit gehört und bewundert ſeyn wollte, wurde mit ſeiner Kunſt zu Schanden; und die Proteſtanten hatten davon weiter keinen Vortheil, als daß man ihre Lehre öffentlich gehört hatte, und die Duldung ihrer Religion noch eine Zeitlang fortſetzte.

Auf Betreiben des Pabſts hatte indeſſen der 1562
Legat Hippolytus von Eſte unaufhörlich an Verſtärkung der katholiſchen Partey gearbeitet. Man glaubte, die beſte Würkung in dieſem Stück werde die Vereinigung des Königs von Navarra mit dem Triumvirat thun. Es wurden aber vortheilhafte Erbietungen erfordert, wenn er ſollte bewegt werden, eine Partey, deren Haupt er ſeyn konnte und deren Glieder alle ſeine Freunde waren, zu verlaſſen, und eine andre zu ergreifen, bey der die Guiſen, ſeine Fein-

1562 Feinde, die Oberhand hatten. Mit Wiederholung der alten nie erfüllten Verſprechen wegen Rückgabe des Königreichs Navarra getraute man ſich keinen Verſuch zu machen; Anton würde daran ſogleich die Schlinge erkannt haben; man mußte alſo den Angriff ändern, und ihn bey einer andern Schwäche faſſen. **Marie Stuart**, die junge liebenswürdige Witwe Franz des Zweeten, war in der Mitte des vorigen Jahrs, in Begleitung des Herzogs von Guiſe, nach Schottland zurückgekehrt. Lange war ſie unſchlüſſig hierzu, und ſie verließ Frankreich ſehr ungern. Seit der Zeit waren auch ihre übrigen Lebenstage eine Reihe von Unfällen und Verdrießlichkeiten, Vorboten eines blutigen Ausgangs. Die Guiſen, die dieſe junge Königin, ihre Nichte, blos wegen der durch ſie zu erlangenden Vortheile liebten, boten ſie, nebſt der ſchottiſchen Krone und der Hoffnung auf die engliſche, dem König von Navarra an. Er war zwar mit Johannen von Albret, von der er Kinder hatte, vermählt: allein, der Legat gab ihm zu verſtehen, daß es leicht ſeyn würde, dieſe Vermählung aufzuheben, weil ſeine Gemahlin eine ausgemachte Ketzerin wäre. Man weiß nicht, ob der König von Navarra einige Rückſicht auf dieſe Anträge genommen habe: aber gewiß iſt, daß er ſie am Ende ausgeſchlagen. Eben ſo wenig ließ er ſich durch die aufblühenden Reitze der Prinzeſſin Margarethe von Valois rühren, die ihm deren Mutter, Katharine von Medici, anbot, um die Unterhandlungen des Triumvirats zu vereiteln. Da man endlich merkte, daß dieſer Prinz aller ſolcher verfänglichen Anträge überdrüſſig ward, ſo verſprach ihm der König von Spanien, zur Schadloshaltung wegen des von ihm abhängigen Theils von Navarra, das Königreich Sardinien. Man ſah bald die prächtigſten Beſchreibungen von dieſer Inſel; man brachte dem ſchwachen

Anton

Anton bey, dies ſey das einzige Mittel, eine Ent- 1562
ſchädigung wegen der verlohrnen Länder von Spanien zu erlangen; er würde immer nur der Zweete bey der hugenottiſchen Partey ſeyn, deren ganzes Vertrauen der Prinz von Condé beſitze; wenn er bey dieſer Partey bliebe, ſo verſchlöß' er ſich auf immer den Weg zu dem Glücke, das ihm die groſſe Jugend des Königs und ſeiner Brüder verſpräche. Dieſe Betrachtungen bewegten endlich den König von Navarra, ſich mit den Guiſen öffentlich zu verbinden, ſich ohne Zurückhaltung für die katholiſche Partey zu erklären, und daher das Predigen der Hugenotten in allen Gemächern des Louvre zu verbieten. Die **Königin Mutter**, die er nunmehr auch ganz hintanſetzte, gerieth hierüber in ſo heftige Unruhe, daß ſie ſich genauer mit dem Prinzen von **Condé** und mit dem Hauſe **Coligni** verband. Das erſte, was ſie ihnen zum Vortheil that, war die Berufung einer allgemeinen Verſammlung der Obrigkeiten und Abgeordneten aller Parlamenter und Obergerichtshöfe des Reichs, die im Januar zu St. Germain angeſtellt wurde. Man widerrief daſelbſt das Edikt vom Julius und fertigte ein günſtigeres aus, das am 17.
man gemeiniglich das **Edikt vom Januar** nennet. Jan.
In dieſem wird zwar den Hugenotten befohlen, den Katholiken die Kirchen, deren ſie ſich in den Städten bemächtiget hatten, wieder zu geben, ihnen aber zugleich erlaubt, ihre Verſammlungen in den Vorſtädten und an andern Orten zu halten, und ihre Religion zu üben, bis eine allgemeine Kirchenverſammlung die ſtreitigen Punkte entſcheiden würde. Das Parlament zu Paris, in dem die katholiſche Partey ſtärker war, that Vorſtellungen dagegen. Es war aber doch genöthiget, daſſelbe mit gewiſſen Klauſeln zum Protokoll zu nehmen. Eben dies thaten auch die übrigen Parlamenter des Reichs.

1562 Unterdes arbeiteten der ſpaniſche Geſandte und der päbſtliche Legat unaufhörlich an dem König von Navarra, um ihn zur Entfernung der Coligni vom Hofe zu bewegen. Er that auch ſein Möglichſtes. Allein, da die Königin Mutter nicht darein willigen wollte, wenn ſich nicht der Kardinal von Lothringen, der Herzog von Guiſe und der Marſchall von St. Andre' ebenfalls entfernten; ſo mußten endlich dieſe die Bedingung eingehen, ſo wie ſich die **Coligni** ebenfalls bequemten, den Hof zu verlaſſen. Der Prinz von **Conde'** wendete dieſe Entfernung zur Verſtärkung ſeiner Partey in Paris an, und die Guiſen brauchten dieſe Zeit, um die geheimen Unterhandlungen deſſelben mit den proteſtantiſchen Fürſten in Teutſchland zu ſtöhren. Denn ſie unterredeten ſich zu Zabern mit dem Herzog **Chriſtian von Würtemberg**, von dem der Prinz von Conde' viel Unterſtützung hatte, und bezeugten ſtarke Neigung für die Kirchenverbeſſerung: dabey aber gaben ſie ihm zu verſtehen, daß es weder für Frankreich noch für Teutſchland vortheilhaft ſeyn würde, wenn die Zwingliſche Lehre die Oberhand bekäme. Dies geſchah alles in der Abſicht, um den Herzog und die übrigen proteſtantiſchen Fürſten in Teutſchland, bey einem etwan in Frankreich entſtehenden Krieg, in Unterſtützung der Hugenotten gleichgültig zu machen.

Das Edikt vom Januar hatte ſehr verſchiedene Folgen. Der Verluſt der Kirchen in den Städten, war den Proteſtanten höchſt unangenehm, und die Katholiken hatten noch mehr Urſachen, ſich zu beklagen. Man ſahe vor und nach Protokollirung dieſes Edikts die Anzahl der Hugenotten von Tag zu Tag zunehmen. Viele Katholiken liefen aus Neugier in ihre Predigten, und wurden Hugenotten. Mönche und Nonnen fielen öffentlich ab, und viele Prieſter lieſſen ſich trauen. Ueberhaupt erlaubten

ſich die Hugenotten zu Paris in Gegenwart des 1562
Prinzen von Condé täglich mehr Freyheiten. Daher beſchloß der König von Navarra, dieſen ſeinen Bruder zur Abreiſe zu nöthigen, und bat zu dem Ende den Herzog von Guiſe und den Konnetabel, ſich in ſtarker Begleitung nach Paris zu begeben. Der Herzog, der ſich inzwiſchen zu Joinville in Champagne aufgehalten hatte, reiſte mit dem Kardinal, in Begleitung eines zahlreichen Adels und vieler Reuterey, ab. Unterwegs aber ereignete ſich ein Zufall, durch den der bürgerliche Krieg, zu dem ſchon alle Federn geſpannt waren, zum Ausbruch kam. Der **Herzog von Guiſe** kam auf ſeiner Reiſe am 1. Märt.
nach **Vaßi**, einer kleinen Stadt in der Herrſchaft Joinville in Champagne, wo die Hugenotten eben in einer Scheune, nicht weit von dem Ort, wo der Herzog Meſſe leſen ließ, Gottesdienſt hielten. Einige Leute ſeines Gefolgs fiengen unter mancherley Vorwand mit den Hugenotten Händel an. Von Schimpfworten kam es zu Schlägen und Blutvergieſſen. Der Herzog kam ſelbſt herbey, um den Tumult zu ſtillen, ward aber durch einen Steinwurf im Geſicht verwundet, welches dann ſeine Leute ſo erbitterte, daß ſie in die Scheune brachen, über ſechzig Reformirte tödteten, und noch weit mehrere, worunter der Prediger ſelbſt war, verwundeten, auch die Kanzel nebſt den Bänken zerbrachen und die Bibel zerriſſen. Als der Herzog dem Richter des Orts einen ſcharfen Verweis gab, weil er den Hugenotten die Freyheit des öffentlichen Gottesdienſtes erlaubt hatte, und dieſer ſich zu ſeiner Entſchuldigung auf das Edikt vom Januar berief, ſo ſoll der Herzog die Hand an den Degen gelegt und geſagt haben: **Dieſer hier ſoll das verfluchte Edikt zerhauen.** Die Nachricht von dieſem Blutbad wurde verſchiedentlich aufgenommen. Die hugenottiſchen Predi-

1562 ger ſeufzten laut darüber, und der Prinz von Condé, der Admiral und der Kanzler forderten, wegen dieſes Bruchs der öffentlichen Sicherheit, Genugthuung. Die allzueifrigen Katholiken hingegen beehrten den Herzog von Guiſe, der jedoch an dem ganzen Handel unſchuldig ſeyn wollte, in ihren Predigten mit Lobreden, und verglichen ihn mit Moſes und Jehu, die durch Vergieſſung des Bluts der Gottloſen ihre Hände geheiligt hätten. Er zog mit königlichem Pomp unter häufigen Zurufungen und Segenswünſchen in Paris ein, wo die Zahl ſeiner Anhänger ſehr ſtark war. Ueber dieſen triumphirenden Einzug bekümmerte ſich niemand mehr, als die **Königin Mutter**, die vorher ſchon den Herzog von Guiſe von der Reiſe nach Paris abzuhalten vergebens bemüht war. Sie konnte nun nicht länger an dem völligen Umſturz ihrer Macht zweifeln; es ward ihr ſogar um ihr eigenes Leben bange. Die Hugenotten boten ihr Beyſtand an; Katharine warf ſich in ihre Arme, und bat den Prinzen von **Condé** in einem Schreiben, Mutter und Kind zu retten. Er war nach Paris zurück geeilt, um dem Herzog von **Guiſe** die Spitze zu bieten: aber er fand ſeine Parthey hierzu nicht ſtark genug. Er wußte ſich daher nicht anders zu helfen, als daß er nach Meaux gieng, und dort ſeine Anhänger verſammlete; beſonders bat er **Andeloten** und den **Admiral** ſehr dringend, zu ihm zu ſtoſſen. So bald dies geſchehen war, eilten ſie zur Unterſtützung der Königin Mutter, die ſich mit dem König nach Melün und von da nach Fontainebleau begeben, um von den Triumviren deſto entfernter zu ſeyn: allein ſie konnte ihrem ſchlimmen Geſchicke doch nicht entgehen. Ihre Feinde kamen unverſehens mit einer zahlreichen Reuterey nach Fontainebleau, und erklärten ihr gerade heraus, daß ſie den König ſuchten; ihr ſelbſt ſtellten ſie frey, ob ſie

ihn begleiten, oder ſich anders wohin begeben wollte. 1562
Indem ſie noch hierüber nachdachte und durch Drohungen und Bitten Zeit zu gewinnen ſuchte, gab der Konnetabel Befehl zur Abreiſe. Man räumt die Gemächer aus, ladet das Geräthe auf, die Truppen begeben ſich auf den Marſch; und die Königin folgt ihnen traurig, mitten unter ihren ſchluchzenden und ſeufzenden Damen. In ihre Arme ſchloß ſie den jungen König, der, erſchrocken über eine ſo ſeltſame Begegnung, ſo ſehr weinte, als wenn er ins Gefängniß ſollte geführt werden. In dieſem betrübten Aufzug kam der Hof zu Melûn an. Katharine geht aufs neue mit ſich ſelbſt zu Rath. Soll ſie bey den Triumviren bleiben, die ſie vielleicht von ihrem Sohne trennen und ſie in ein abgelegenes Schloß ſchicken werden? Glücklich, wenn ſie ſie nach Italien zurückgehen lieſſen! Oder, ſoll ſie ſich den Kalviniſten vertrauen? Da würde die Ehre und Sicherheit des Königs in nicht geringere Gefahr gerathen. Auf beyden Seiten Abgründe! Das Sicherſte war Parteyloſigkeit: aber ſie überlieferte ſich endlich doch den Händen der **Triumviren.** Vielleicht glaubte ſie, daß dieſe dafür ſie mit ihrem Sohne zu Melûn oder in irgend einem Schloß laſſen würden, von da aus ſie den Kämpfen der beyden Parteyen ruhig zuſehen könnte, ohne ſelbſt Theil daran zu nehmen. Allein, die Triumviren bedurften zu ihren Unternehmungen des königlichen Namens; daher brachten ſie ihn nach Vincennes, und da ſie ihn auch hier nicht ſicher glaubten, lieſſen ſie ihn nach Paris kommen, wo er mit den größten Freudensbezeugungen empfangen wurde. Der **Konnetabel**, der zur Rechtfertigung ſeiner Thaten gegen die Reformirten die Ankunft des Königs erwartet hatte, zog nunmehr an der Spitze ſeiner Truppen, die er nicht anders, als wenn er ſie zu einer

1562 gefährlichen Unternehmung anführen wollte, in Schlachtordnung geſtellt hatte, in die Vorſtädte, um die Kirchen, wo die Reformirten ihren Gottesdienſt hielten, anzugreifen, ſprengte die Thüren auf, zerbrach die Predigtſtühle und die Bänke, machte Freudenfeuer daraus, und zog unter frohem Zuruf des Pöbels wieder in die Stadt zurück, voll von Entzücken über eine Handlung, die ihm den Spottnamen **Kapitän-Bankbrenner** zuzog. Man hielt hierauf häufige Berathſchlagungen über die Mittel, den Prinzen von Condé und deſſen Anhänger zu unterdrücken, und bediente ſich hierzu des ganzen Gewichts der königlichen Macht. Wäre der Prinz einige Stunden früher gekommen, ſo hätte er die Vortheile ſeiner Gegner geerndtet. Auf wiederholtes Bitten der Königin war er auf Fontainebleau zu an der Spitze einer Reuterey von dreytauſend Pferden gezogen: aber unterwegs vernahm er, daß ihm die Triumviren zuvor gekommen wären. Er hielt ſogleich mit dem Admiral Rath, und nach kurzer Ueberlegung ſagte der Prinz ſeufzend: **Es iſt einmal geſchehen; wir ſind ſchon ſo tief im Waſſer, daß wir es austrinken oder uns erſäufen müſſen;** und ſogleich flog er mit ſeinen Truppen nach **Orleans**. Andelot hatte ſich daſelbſt ſeit einigen Tagen mit Truppen verſteckt gehalten; er war entdeckt worden, und ſchlug ſich eben
am 2. April. mit den Katholiken, als der Prinz ankam. Seine Gegenwart entſchied den Sieg, und er machte aus der Stadt einen Waffenplatz, der ihm zur letzten Zuflucht dienen ſollte.

Man empfand bald, daß der Krieg unvermeidlich wäre: allein, da noch keine von beyden Parteyen alle Anſtalten dazu gemacht hatte, ſo fieng man mit Manifeſten an. Diejenigen, die der Prinz von Condé ausgehen ließ, waren voll von Galle gegen

die Guiſen. Er beſchuldigte ſie als Urheber und Er- 1562
halter der Unruhen in Frankreich, und forderte alle rechtſchaffene Franzoſen auf, zu ihm nach Orleans zu kommen, um den gefangenen König und deſſen Mutter aus den Händen der Triumviren zu reiſſen. Auf dieſe Beſchwerden antworteten die Guiſen, man könne und dürfe ihnen von den gegenwärtigen Vorfällen nicht mehr zur Laſt legen, als dem König von Navarra, dem Konnetabel, und andern katholiſchen Herren, mit denen ſie gemeinſchaftliche Sache machten. Zugleich lieſſen ſie, zum Beweis ihrer Duldſamkeit, das **Edikt vom Januar** durch den König **beſtätigen**, welches im ganzen Reich vollſtreckt werden ſollte, nur nicht zu Paris und am Hofe, wo das Predigen nicht erlaubt wurde. Durch **ein andres Edikt** erklärte der König, daß die Gerüchte von ſeiner Gefangennehmung falſch wären, und daß er, ſo wie die Königin, ſeine Mutter, frey ſey. Auf dieſe erſte Schriften folgten Apologien, Klagſchriften, Herausforderungen, Anerbietungen des Friedens unter gewiſſen Bedingungen, die keine von beyden Parteyen zu halten gedachte. Ueberall herrſchte Argliſt, Verſtellung und Betrug. Die Triumviren ſchrieben nach Teutſchland, ſie hätten es blos mit Rebellen, nicht mit der neuen Religion, zu thun, da ſie doch allenthalben, wo ſie konnten, die Bekenner derſelben niedermachen lieſſen, ohne die Mörder zu ſtrafen. Condé und deſſen Freunde hingegen verſicherten die auswärtigen katholiſchen Fürſten, daß ſie nicht um der Religion willen die Waffen ergriffen, ſondern um den König, der von ſeinen eigenen Unterthanen gefangen gehalten würde, zu befreyen: aber ſie bekannten ſich doch zu dieſer Religion.

Inzwiſchen war **Condé** hauptſächlich beſorgt, wie er eine ſtarke Armee zuſammenbringen möchte.

1562 Zu dem Ende verlangte er von allen Orten, wo ſich die Reformirten häufiger aufhielten, ihm Geld und Truppen zu ſenden. Er ließ auch die ihm ergebenen Edelleute zu ſich kommen, und nachdem er ihnen die nöthigen Verhaltungsbefehle gegeben, ſchickte er ſie wieder in ihre Provinzen zurück, um ſowohl mehrere zu gewinnen, als auch um die geworbenen Soldaten anzuführen. Um aber aus dieſen zerſtreueten Gliedern einen Körper zu machen, und ihm, ſo zu ſagen, eine Seele zu geben, die fähig wäre, ihn zu regieren, ſo beſtimmte man die Beweggründe und den Zweck dieſer Bewaffnung durch einen Vertrag, zu deſſen Vollziehung ſich die Verbündeten durch Eidſchwüre anheiſchig machten. In dieſem Vertrag äuſſerten ſie unter andern, daß ſie durch gewiſſe unruhige Köpfe zu den Waffen wären gezwungen worden, daß ſie ſich hiermit verbindlich machten, ſie nicht eher, als bis zur Volljährigkeit des Königs, wieder nieder zu legen, ihr Vermögen und ihr Leben zu ſeiner Befreyung aus der Gefangenſchaft aufzuopfern, ſein und der Königin Anſehn wieder herzuſtellen, und den Reichsgrundgeſetzen ihre Kraft wieder zu geben. Sie verſprachen, dem Aberglauben, der Gottesläſterung, der Schwelgerey, dem Kirchenraub, mit einem Worte allem, was durch Gottes Geſetze und durch das Edikt vom Januar verboten worden, nach allen Kräften zu wehren. „Wir erkennen, ſetzten „ſie hinzu, den Prinzen von Condé für den Vertheidiger und Rächer des Königreichs; wir ſchwören ihm, als unſerm Haupte, und allen denen, „die er an ſeine Stelle ſetzen will, Gehorſam, und „verſprechen ihm Waffen, Pferde, Kriegsbedürfniſſe, Vermögen, unſer Leben und unſre Perſonen; und ſollten wir ja unſrer Verbindlichkeit nicht „nachleben, ſo unterwerfen wir uns vorläufig jeder „Strafe, die er verordnen wird.„ Dieſe Verbindung

dung ward als eine billige Wiedervergeltung des 1562
Triumvirats angeſehen; und da die Katholiken ſich kein Bedenken gemacht hatten, den König von Spanien als ihr Oberhaupt anzunehmen, ſo lieſſen ſie ſich dagegen mit der engliſchen Königin Eliſabeth in Unterhandlungen ein. Die Folge dieſer Maasregeln war ein faſt allgemeiner Aufſtand durch das ganze Königreich, beſonders in der Normandie, deren vornehmſte Plätze, ſelbſt die Hauptſtadt Rouen, ſich für die Reformirten erklärten. Von allen Seiten her erſchollen Nachrichten von Ueberfällen und Einnahmen feſter Plätze, von Mordthaten, von blutigen Gefechten, von Mordbrennereyen, von Plünderungen, und von andern Uebeln bürgerlicher Kriege.

Die Reformirten erſchienen jetzt nicht zum erſtenmal im Felde, unter Kapitänen, mit Fahnen, und mit allem Aufzug regelmäſſiger Truppen. Zwey Jahre zuvor hatte ſchon Maugiron im Delphinat, Montbrün in der Grafſchaft Venaißin, die Brüder Mouvans in Provence, und verſchiedene Edelleute in andern Gegenden des Reichs Soldaten geworben, Oerter eingenommen und bisweilen Gewaltthätigkeiten ausgeübt: allein, ſolche kaum aufgeloderte Feuer verloſchen wieder durch den Tod oder die Verbannung der Anführer. Jetzt hingegen verkündigte alles einen hartnäckigen Krieg. Es war nicht mehr die Rede von einzelnen leicht zu zerſtreuenden Haufen, ſondern von einer ganzen Armee, die ſich unter den Mauern der Stadt Orleans bildete. Aus allen Provinzen kamen Krieger dahin, unter Anführung des Admirals, des Herrn von Andelot, Antons von Croi Prinzen von Porcien, der Herren von Rochefoucault, Rohan, Genlis, Grammont, und vieler andrer. Bey der Armee des Triumvirats, die ſich zu Paris verſammlete,

1562 lete, und die man die königliche oder **Royaliſtiſche** zu nennen pflegte, befand ſich weit weniger Adel.
im Jun. Beyde Armeen, jede von acht bis zehntauſend Mann, zogen in den erſten Tagen des Junius zu Felde. Der Prinz machte bekannt, daß er nach Paris gehen wolle, den König zu befreyen; die Triumviren, daß ſie den Prinzen in Orleans einſchlieſſen und belagern wollten. Ehe ſie ſich einander näherten, verlangte die Königin Mutter eine Unterredung. Sie ward zwiſchen Angerville und Thouri gehalten. **Katharine** kam in Begleitung des Königs von **Navarra** und des Herrn von **Damville**, Sohns des Konnetabels. **Condé** aber wurde von dem **Admiral** und deſſen Bruder, dem Kardinal **Odet von Chatillon**, der ſich öffentlich zur reformirten Kirche bekannt hatte, zu der Unterredung begleitet. Die Bedeckungen und alle dabey zu beobachtende Umſtände wurden genau beſtimmt, ſogar die Schritte, die ſie trennen ſollten, weil man befürchtete, es möchte von Worten zu Beleidigungen, und von dieſen zum Blutvergieſſen kommen. Allein, kaum waren die zur Bedeckung gehörigen Edelleute eine halbe Stunde lang gegen einander geſtanden, ſo konnten ſie ſich nicht mehr in ihren Poſten halten. Sie erkannten beyderſeits Verwandte und Freunde, und verlangten von ihren Anführern Erlaubniß, einander zu umarmen. Dies geſchah, und ſie ſchwuren wechſelſeitig, friedliche Geſinnungen anzunehmen und wieder Freunde zu werden. Hätten doch die Anführer ſolche Gedanken gehegt! Sie unterredeten ſich zwo Stunden lang, ohne etwas beſchloſſen zu haben, und erbitterter, als vorher. Nicht beſſer gelung es den hernach von beyden Parteyen abgeſchickten Unterhändlern. Es begleitete ſie ein Staatsſekretar, der im Namen des Königs dem Prinzen von Condé befehlen mußte, die Waffen nieder zu legen,

die Städte wieder zurück zu geben, ſeine Truppen ab= 1562
zudanken: dagegen ward verſprochen, daß die Triumviren alsdann den Hof ſogleich verlaſſen, und niemand weder wegen Ergreifung der Waffen noch wegen der Religion beunruhiget werden ſollte. Der Prinz antwortete, er könne die Forderung nicht anders als für eine Schlinge anſehen; er würde die Waffen nicht eher niederlegen, bis der Konnetabel, der Herzog von Guiſe und der Marſchall von St. André den Hof und die Armee würden verlaſſen haben. Die Königin Mutter und der König von Navarra verſprachen ihm dies ſchriftlich. In der That entfernten ſich auch die drey verdächtigen Herren einige Meilen weit von der Armee, worauf dann eine neue **Unterredung zu Talſi**, einem Flecken zwiſchen Orleans und Chateauderü erfolgte. Der vornehmſte Unterhändler hierbey war der **Biſchof Montlüc von Valence**, dieſer verſchlagene und beredte Mann, der vertraute Rathgeber der Königin, der den Reformirten nicht verdächtig ſeyn konnte. Wenn man den ganzen Gang dieſer Unterhandlung genau betrachtet, ſo kann man ſich nicht enthalten, zu glauben, Katharinens Abſicht ſey geweſen, ſich der Häupter der beyden Parteyen zu entledigen, und ſich nebſt dem König von Navarra der Lenkung der Staatsgeſchäfte zu bemeiſtern. Es war ſchon viel, daß ſie den Herzog von Guiſe und den Konnetabel Montmorenci bewegt hatte, durch Verlaſſung der Armee ihr Anſehn aufs Spiel zu ſetzen. Hernach flößte ſie dem Prinzen und ſeinen Bundsgenoſſen ſo viel Vertrauen ein, daß ſie ohne Argwohn mitten durch die königliche Armee giengen. Endlich wußte ſie ſehr geſchickt die ganze Streitigkeit auf dieſen einzigen Schluß zuſammenzuziehen: die Hugenotten ſind die minder alten und minder zahlreichen Unterthanen im Königreich; um alſo Frieden zu behalten,

müſſen

1562 müſſen ſie es verlaſſen. Ja, ſie brachte es ſo weit, daß Condé ſelbſt dieſen Vorſchlag that. Eigentlich leitete der Biſchof von Valence dieſe ganze Liſt. Er ſtellte dem Prinzen vor, wie großmüthig es lauten würde, wenn er ſich erböte, lieber das Reich zu meiden, als es länger in Unruhen und Bedrängniſſen zu laſſen, und wenn er ſich nur die Entfernung der Triumviren vom Hofe dabey bedünge. Dieſe Bedingung würden ſie nicht annehmen; die Königin würde darauf ſeine Partey nehmen, und alles Gehäſſige des Kriegs auf ſeine Feinde zurückfallen. Dem Prinzen gefiel dieſe Auskunft, und er begab ſich zur Konferenz, mit dem Vorſatz, Gebrauch davon zu machen. Man ließ ihn dabey Anfangs ſeinen Verdruß über ſeine Nebenbuhler äuſſern: als aber in der Folge die Königin merkte, daß die Stärke ſeiner Ausdrücke nachtheilige Erklärungen zwiſchen ihm und dem anweſenden König von Navarra verurſachen könnte, nahm ſie das Wort, und ſagte, daß in Abſicht auf die Verfaſſung des Königreichs kein dauerhafter Friede zu hoffen ſey, ſo lange man eine andre, als die römiſchkatholiſche Religion darin einführen wollte. Der Prinz von Condé antwortete, wenn dem ſo wäre, daß man nicht unter königlichem Schutz ſeine Gewiſſensfreyheit genieſſen könnte, ſo müſſe er und ſeine Freunde ſich nur entſchlieſſen, das Königreich zu verlaſſen; ſollte kein andres Mittel zur Herſtellung des Friedens vorhanden ſeyn, ſo ſey er nicht abgeneigt dies zu thun, wenn nur auch ſeine Feinde den Hof und die Staatsgeſchäfte verlaſſen würden. Katharine erhob ſeinen Eifer und bewegte ihn, vermittelſt ſeiner Lobſprüche und verſtellter Zweifel, ſeine Anerbietungen zu wiederholen. Nachdem ſie ihn ſo weit gebracht hatte, daß er ſeine Worte nicht läugnen oder zurücknehmen oder anders auslegen konnte, ſagte ſie zu den anweſenden

ſenden verbündeten Prinzen und Herren: „Da es 1562
„mit unſern Widerwärtigkeiten ſo weit gekommen
„iſt, daß man ihnen nicht anders, als durch ein ſo
„ſonderbares Mittel abhelfen kann, ſo nehme ich
„das Erbieten des Prinzen von Condé an, nach
„welchem er ſich nächſter Tagen aus dem Königreiche
„begeben will, hoffe aber, es werde dies nur auf
„kurze Zeit geſchehen, während welcher die Erbit-
„terung der Gemüther ſich legen wird. Ich entſage
„nicht einmal ſeinen Dienſten, und ſchmeichle mir,
„daß ich ihn immer zur Unterſtützung des Staats
„bereit finden werde, wofern Uebelgeſinnte ihn zer-
„rütten wollten. Heute wollen wir es hierbey be-
„wenden laſſen, und das Uebrige morgen anord-
„nen.„ Nach dieſem unerwarteten Schluß ſahen die verbündeten Herren beſtürzt und ſtillſchweigend einander an, und entfernten ſich, voll von Verwirrung. Sie meinten, es ſey keine ſo leichte und ſo ſchnell zuzugebende Sache, Vaterland, Vermögen, Familie zu verlaſſen, um in fremden Ländern herum zu irren. Die ganze Armee murrte; jedermann war mißvergnügt. Was ſollte der Prinz unter ſolchen Umſtänden thun? ſein ſo feyerlich gegebenes Wort zurück nehmen? dadurch würde er ſich entehrt haben. Sollte er es halten? dann hätte er ſich zu Grunde gerichtet. Seine Anhänger fanden jedoch eine Auskunft, die ſie für einen ſchicklichen Mittelweg hielten. Sie begaben ſich am andern Tag, ihrem Verſprechen zu Folge, wieder an den Ort der Zuſammenkunft. Die Königin freute ſich darüber, und glaubte ſchon, zur Vollendung ihres Werks würden nur noch einige Aufopferungen geſchehen müſſen, auf die ſie ſich ſchon gefaßt gemacht hatte. Der Prinz eröffnete die Verſammlung mit Klagen über Hinterliſt, welcher ſich ſogar ſeine Feinde rühmten, wie man aus ihren aufgefangenen Briefen geſehen habe. Die

Kö-

1562 Königin wollte antworten: aber ein ſtarkes Gemurmel unter der Verſammlung hinderte ſie. Man rief, der Prinz ſey nicht ſicher, die Dauer der Verſammlung ſey nicht beſtimmt, die Triumviren wären nur einige Meilen weit vom Lager entfernt, und könnten alle Augenblicke gegenwärtig ſeyn, das Beſte ſey, ſich zu entfernen. Sogleich ſtand jedermann auf: die Königin ſucht den Prinzen zurück zu halten; er entwiſcht; ſie folgt; ſeine Freunde reiſſen ihn mit ſich fort, ſetzen ihn aufs Pferd und fliehen mit verhängten Zügeln davon. Die Armee war ſehr erfreut über dieſe Veränderung, empfieng den Prinzen mit fröhlichem Zuruf, und verlangte, gerade gegen den Feind angeführt zu werden. Dieſen Eifer wollte man benutzen, und es ward befohlen, die königliche Armee zu überfallen, da der König von Navarra eben allein, und der Konnetabel nebſt dem Herzog von Guiſe und dem Marſchall von S. André noch entfernt ſey: allein, die Wegweiſer führten die Bundsgenoſſen irre, und die königliche Armee bekam Zeit, ſich in gehörigen Stand zu ſetzen. Die Triumviren kamen eilends zurück, und der Prinz zog ſich
am 2. Jul. nach **Beaugenci**, eroberte dieſe Stadt, die der König von Navarra noch beſetzt hielt, ohngeachtet dies nur ſo lang, als die Unterredung dauren würde, hätte geſchehen ſollen. Die Stadt wurde geplündert, und dabey die unmenſchlichſten Ausſchweifungen begangen, indem ſich die Hugenotten als verblendete Schwärmer betrugen. Mit eben der Unempfindlichkeit plünderten die Royaliſten **Blois**, und **Mer**, eine kleine Stadt in dem Gebiet von Blois. Solche grauſame Wiedervergeltungen von Seiten der Oberhäupter flößten den Geringern Verwegenheit zu den ſchrecklichſten Miſſethaten ein. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, welche von beyden Religionsparteyen ſich ſchwärzere Barbareyen erlaubt habe;

doch

doch mißt der unparteyiſche Thuan den Katholiken 1562
mehrere bey. Die Geſchichte hat die Namen einiger blutgieriger Ungeheuer aufbewahrt, die ſtets von Morden glühten, die aus ihren Schlöſſern Gefängniſſe und aus ihren Bedienten Henkersknechte machten, die nicht etwan nur aus dem Leben ihrer Mitmenſchen ein Spiel machten, ſondern ihnen dieſes Leben unter langwierigen Martern und bittern Spottreden nahmen. Nirgends war Sicherheit oder Freyſtätte gegen Gewalt zu finden. Die Heiligkeit der Verträge und Eydſchwüre ward mit Füſſen getreten. Ganze Beſatzungen, die ſich auf militariſche Bedingungen ergeben hatten, wurden niedergehauen und ihre Anführer gerädert. Die Jahrbücher einzelner franzöſiſcher Städte ſind, zur ewigen Schande des damaligen Zeitalters, voll von Beyſpielen der Unmenſchlichkeit, die ſich unter den mannigfaltigſten Geſtalten geäuſſert hat. Durch langſames Foltern verlängerte man die Plagen menſchlicher Körper; Väter und Männer wurden in den Armen ihrer vor ihren Augen gemißhandelten Töchter und Frauen ermordet, Weiber und Kinder mit viehiſcher Wuth, die vielleicht den wildeſten Völkern unbekannt iſt, behandelt, ehrwürdige in obrigkeitlichen Bedienungen ſtehende Greiſe todt gemartert, und nachher noch, zum äuſſerſten Entſetzen der Menſchheit, geſchleift, zerriſſen, zerfleiſcht ꝛc. Zu Tours wurde der Präſident an einen Baum geknüpft, und ihm das Eingeweide aus dem Leibe geriſſen. Schwangere Weiber zog man ganz nackend aus, öffnete ihre Leiber, und warf ihre Kinder ins Waſſer. Erwachſenere Kinder verkaufte man denen um einen Thaler, die das barbariſche Vergnügen haben wollten, ſie zu ſchlachten. Zu **Caſtres** ſchund ein Henkersknecht fünf Männer lebendig, und fraß ihre Lebern, und einem ſchnitt er den Leib lebendig von einander. Zu

1562 Agen wurden fünfhundert aufgehängt. Zu Cahors verbrannte man eine nicht geringe Zahl. Zu Signe ließ ein Bruder ſeine Schweſter nothzüchtigen und hernach verbrennen, wobey er brennenden Speck auf ihre Haut träufeln ließ. Ralet, königlicher Prokurator zu Troyes, ließ ſeinen eigenen Sohn aufhängen. In der Provence hörte man von nichts anderm, als von Gewaltthaten, Nothzüchtigungen und Blutvergieſſen. Ueber funfzehnhundert Menſchen wurden zu Tode gemartert. Zu Aix hieng man einige bey den Händen auf, nachdem man ihnen zuvor die Augen ausgeſtochen; einige ſteinigte man zu Tode; andre band man an Pferdeſchweife und ließ ſie ſchleifen; andern hackte man die Glieder einzeln ab; ja, einige begrub man lebendig. Bertrand Taſquiers Ehefrau wurde lebendig von einander geſchnitten, und die beyden Kinder, die ſie unter ihrem Herzen trug, wurden den Hunden zu freſſen vorgeworfen.

Dieſes jämmerliche Verfahren betraf, ſelbſt nach Thuans Bericht, hauptſächlich die Proteſtanten, die aber freylich, zumal Anfangs, durch Mißhandlung der Reliquien, der Bilder und andrer Heiligthümer der Katholiken, dieſe ihre Feinde gegen ſich gereizt und zu ſolcher Wuth verleitet hatten. Der Prinz von Condé brauchte bey ſeiner Flucht nach Orleans Geld, und bemächtigte ſich daher, nachdem er die königlichen Einkünfte erſchöpft hatte, der Reliquienkäſtchen, der Kreutze, der Kelche, und andrer goldenen und ſilbernen Gefäſſe, und ſchickte ſie in die Münze. Seine Freunde folgten dieſem Beyſpiel, und plünderten alle Kirchen, deren ſie ſich bemächtigen konnten. Am unerbittlichſten zeigten ſich die Reformirten gegen die Klöſter; gemeiniglich fügten ſie den Bewohnern derſelben die bitterſten Kränkungen zu. Sie riſſen die Kirchen nieder,

war=

warfen die Altäre um, und beſchmutzten ſie auf viel 1562
fache Art. Sie verſtümmelten die Bildſäulen der Heiligen, zerriſſen deren Verzierungen, und trieben ihren Spott damit. Beym Anblick ſolcher Entheiligungen donnerten die Geiſtlichen von den Kanzeln gegen die Schuldigen; viele ergriffen die Waffen, und vertrieben Gewalt mit Gewalt. Was bey den Prieſtern Eifer war, wurde beym Pöbel Wuth, die hernach in die ſchrecklichſten Ausſchweifungen ausbrach, ohne daß die Obern ihnen hätten Einhalt thun können. Auſſer dem natürlichen Hang zur Rache wurden die Katholiken auch durch Parlamentsſchlüſſe gereitzt, die Waffen zu ergreifen, die Sturmglocken zu läuten, die Kalviniſten ohne Unterſchied zu überfallen, und ſie überall, wo ſie dieſelben überwältigen könnten, zu tödten. Auf dieſe Schlüſſe folgten neue Anſuchungen der Königin bey dem Prinzen von Condé, wodurch ſie ihn zu einem Vergleich bewegen wollte. Sie ließ ihm wiſſen, daß der Staatsrath entſchloſſen ſey, die äuſſerſte Strenge gegen die Sektirer anzuwenden, daß der König ſich ſelbſt an die Spitze ſeines Heers ſtellen wolle, und daß man fremde Truppen erwarte, um ihm vollends den letzten Stoß verſetzen zu können. Der Prinz antwortete, ſo wie immer, er habe die Waffen auf Befehl des Königs und der Königin, welche ſeine Feinde gefangen hielten, ergriffen; die Schlüſſe des Staatsraths wären ihm nicht fürchterlich, weil man wohl wiſſe, daß er blos aus Anhängern der Triumviren beſtehe, die ſogar den Kanzler und andre treue Diener des Königs daraus vertrieben hätten; faſt eben ſo verhalte es ſich in Anſehung des Parlaments, deſſen Glieder größtentheils ſeine perſönliche Feinde wären.

Bald hernach erſchien die durch die Drohungen der Königin Mutter angekündigte Erklärung.

1562 Man ließ den König darin ſagen, daß alle diejenigen, die zu Orleans die Waffen ergriffen hätten, ſeine Feinde, folglich Aufrührer und Verbrecher der beleidigten Majeſtät wären; und als ſolche ſollten ſie verdammt ſeyn, ihr Leben und ihre Güter zu verliehren, und nebſt ihren Kindern aller Bedienungen, Ehrenſtellen und Würden verluſtig zu ſeyn. Blos **Condé** ward von der Zahl der Bundsgenoſſen ausgenommen, weil man vorausſetzte, er ſey nicht frey, ſondern gleichſam ein Gefangener in den Händen der Aufrührer; eine dem Anſchein nach lächerliche, aber in der That weiſe Vorausſetzung, wodurch man verhütete, daß der Prinz nicht zur äuſſerſten Verzweifflung getrieben wurde, und doch immer ein Weg zum Frieden offen blieb. Die königliche Armee fand ſich im Stande, dieſem Edikt Nachdruck zu geben. Zahlreiche Rekruten aus Frankreich und verſchiedene Haufen teutſcher und ſchweizeriſcher Krieger hatten ſie anſehnlich vergröſſert, da hingegen das Heer des Prinzen von Condé von Tag zu Tag abnahm. Die Edelleute, die den ſtärkſten Theil deſſelben ausmachten, ſahen nach der Plünderung der Stadt Beaugenci wohl, daß ſich der Krieg in die Länge ziehen würde; bey ihrer eilfertigen Abreiſe von Hauſe hatten ſie ſich nicht hinreichend mit Geld und andern Bedürfniſſen verſehen; die Nachrichten aus ihren Provinzen, wo alles im Feuer war, zwangen ſie noch mehr, den Prinzen zu verlaſſen, und ihr Eigenthum zu vertheidigen. Bey der Unmöglichkeit, dieſe Abzüge zu hindern, trug ihnen der Prinz auf, den Krieg fortzuſetzen und Soldaten zu werben. Hierauf warf er ſich mit einer ſtarken Beſatzung in die Stadt **Orleans**, um daſelbſt den Erfolg ſeiner in England und Teutſchland angefangenen Unterhandlungen wegen Geld und Truppen abzuwarten.

In der That ſtanden die benachbarten Natio- 1562
nen bereit, an den innerlichen Unruhen Frankreichs Theil zu nehmen und Vortheile dabey zu erndten; ſie zögerten nur noch, in Hoffnung, ihren Beyſtand deſto theurer an den Mann zu bringen. Der König von **Spanien** zeigte den Katholiken zur Aufmunterung Armeen, die zu ihrer Unterſtützung bereit ſtanden. Die Königin von **England**, ſtolz auf ihre Flotten und auf ihren Reichthum, ſchien nur eine Bitte abzuwarten, nach welcher ſie ihre Truppen den Hugenotten zur Hülfe wollte abgehen laſſen. Aus **Teutſchland** und der **Schweitz** konnten beyde Parteyen Truppen erlangen. Auch die übrigen Nachbarn zeigten Bereitwilligkeit: aber, wenn es zu Unterhandlungen kam, verſchwand die Uneigennützigkeit, und jeder wollte die Umſtände zu ſeinem Gewinnſt anwenden. Was **Philipp den Zweeten** inſonderheit betrifft, ſo verlangte er, daß der franzöſiſche Hof diejenigen Perſonen, die ihm mißfielen, von der Staatsverwaltung entfernen ſollte; denn war einmal dies geſchehn, ſo gab ſich das Uebrige von ſelbſt ziemlich leicht. Der **Pabſt** drung darauf, daß bey der Armee, zu der er Soldaten wollte ſtoſſen laſſen, ein Legate, ſo wie bey den Kreutzzügen, ſeyn ſollte. Die Guiſen glaubten die Parteyloſigkeit des Herzogs von **Savoyen** durch Abtretung der Stadt Turin und des ſchönſten Theils von Piemont nicht zu theuer zu erkaufen. Die Schweitzer und die Teutſchen wurden zwar größtentheils aus Neigung zur Annahme der reformirten Partey getrieben: aber durch Geld zogen die Triumviren doch mehrere an ſich. England ſchien bey ſeinen Unterhandlungen mit den Hugenotten am meiſten zu gewinnen. **Condé** erbot ſich, **Havre de Grace** den Engländern in die Hände zu liefern, wenn ſie, auſſer dreytauſend Mann zur Beſatzung dieſes Ortes,

1562 noch dreytauſend zur Vertheidigung der Städte Dieppe und Rouen hergeben, und den Prinzen mit einer Beyſteuer von hunderttauſend Kronen unterſtützen wollten. Die Königin Eliſabeth hatte, auſſer dem allgemeinen und weſentlichen Vortheil, den Proteſtanten beyzuſtehen und ſich dem ſchnellen Fortgang ihres Feindes, des Herzogs von Guiſe, zu widerſetzen, noch andre Beweggründe, dieſen Vorſchlag anzunehmen. Da ſie den Frieden zu Chateau-Cambreſis ſchloß, konnte ſie leicht vorausſehn, daß Frankreich den Punkt wegen Wiedererſtattung der Feſtung Calais nie gutwillig erfüllen würde; und viele folgende Begebenheiten beſtärkten dieſen Verdacht. In Frankreich konnte kein Verfahren allgemeiner verhaßt ſeyn, als dieſer Vergleich mit Eliſabeth. Man ward natürlicher Weiſe bewogen, die Aufführung des Herzogs von Guiſe, der die Engländer aus Frankreich vertrieben und dieſem gefährlichen und verderblichen Feind allen Zugang dahin verſperret hatte, mit der verrätheriſchen Staatsklugheit des Prinzen von Condé zu vergleichen, der ihnen wieder einen Weg ins Herz des Königreichs eröffnete. Der Prinz hatte deſto mehr Urſache dieſes Verfahren zu bereuen, weil er davon nicht alle Vortheile zog, die er erwartete. Dreytauſend Engländer nahmen ſogleich Beſitz von Havre und Dieppe: aber dieſen letztern Platz fand man der Vertheidigung ſo wenig fähig, daß man ihn ſogleich wieder verließ. Die Belagerung der Stadt **Rouen** hatten die Katholiken unter Anführung des Königs von Navarra und des Konnetabels ſchon angefangen; und kaum konnten die Engländer eine geringe Verſtärkung hineinwerfen. **Montgommeri**, der das Unglück gehabt hatte, König Heinrich dem Zweeten beym Turnier den tödlichen Stoß beyzubringen, hatte den Oberbefehl in dieſer Hauptſtadt der Normandie und ver-

vertheidigte ſie, als ein erfahrner Krieger, mit groſ- 1562
ſer Tapferkeit. Die Königin Mutter, die mit im Lager war, ließ die Einwohner verſchiedenemal auffordern: allein, ſie antworteten allemal, ſie wären treue Diener des Königs, aber den Guiſen würden ſie ſich nie unterwerfen. Eine ſolche Widerſetzlichkeit verdoppelte die Angriffe und die Hitze der Belagerer, und ſie eroberten nach Verlauf eines Monats Rouen mit Sturm, worauf ſie drey Tage lang mordeten und plünderten. Montgommeri rettete ſich auf der Seine. Das Parlament, das zu Anfang der Belagerung die Stadt verlaſſen hatte, begab ſich nun wieder hinein, und verdammte viele Bürger und einige Geiſtliche zum Tode, und unter dieſen letztern den gelehrten **Auguſtin Marlorat**. Zur Wiedervergeltung ließ **Condé** zu Orleans den geiſtlichen Parlamentsrath von Paris, Johann Baptiſt Sapin, und den Abt von Gaſtines, Johann von Troye, aufknüpfen. Die meiſten Officiere der Beſatzung erhielten Gnade, bis auf den Hauptmann Johann von Croſe, der den Engländern Havre überliefert hatte, und deswegen geviertheilt wurde. Während dieſer Belagerung ſtarb auch König **Anton von Navarra** an einer Wunde. Er nahm die ſehr eitle Hoffnung mit ins Grab, als wenn ihm der König von Spanien Sardinien würde abgetreten haben, wenn er länger gelebt hätte. Seine ſehr verſtändige Gemahlin, **Johanne von Albret**, hatte den Hof verlaſſen, ſo bald er dem Triumvirat beygetreten war, und begab ſich in ihre Staaten, wo ſie ihren Sohn, den nachherigen **König Heinrich den Vierten**, in der reformirten Religion ungeſtöhrt erziehen konnte.

Condé erfuhr die Nachricht von dem Tode ſeines Bruders, als er eben aus **Orleans** gezogen war, wo er lang in peinlicher Unſchlüſſigkeit gelebt

 hatte.

1562 hatte. Von groſſen Städten ſeiner Partey waren jeʒt nur noch Lyon und Orleans übrig, die zu weit von einander entfernt waren, als daß ſie einander wechſelſeitige Hülfe hätten leiſten können. Ein anſehnlicher Haufen Krieger, den ihm der Graf von **Dūras** aus Guyenne zuführte, ward von den königlichen Befehlshabern Montlûc und Bûrie geſchlagen und zerſtreuet. **Rochefoucault** ſammlete die Ueberbleibſel und brachte eine beträchtliche Schaar tapferer Ritter mit zu dem Prinzen. Endlich langte auch der **Andelot**, den der Marſchall von St. André abſchneiden wollte, nach unendlichen Mühſeligkeiten mit einer Armee aus Teutſchland an, welche ſieben bis achttauſend Mann ſtark war, denen der Landgraf Philipp von Heſſen einen erfahrnen General, Friedrich von Rodelshauſen, mitgegeben hatte. Mit dieſen Verſtärkungen alſo verließ **Condé** Orleans, zog auf Paris zu, und fieng an, die Vorſtädte anzugreifen, jedoch ohne Nutzen. Es folgten hierauf Unterhandlungen und Stillſtand. Die Zeit, die darüber verlohren gieng, war für den Prinzen, deſſen Armee die Strenge des Decembermonats empfinden mußte, ſehr nachtheilig. **Paris** ward unterdes mehr befeſtigt, und ein Haufen von ſechstauſend Spaniern konnte zu den Royaliſten ſtoſſen. Darüber zerſchlugen ſich die Unterhandlungen,
am 10. Dec. und Condé zog in die Normandie, um die aus England geſchickten Gelder in Empfang zu nehmen, und die Engländer zu nöthigen, daß ſie in Gemeinſchaft mit ihm handelten, und ihn durch den fernern Beyſtand, den er von Eliſabeths Eifer und Muth erwartete, verſtärkten. Die Triumviren folgten ihm mit dem katholiſchen Heer auf dem Fuſſe nach, und die zwo Armeen kamen nach wenigen Märſchen ſo nahe zuſammen, daß ſie einander ohnweit der Stadt
am 19. Dec. **Dreux ein Treffen** lieferten.

Das königliche Heer beſtand aus 14000 1562
Mann zu Fuß und 4000 Reutern. Der Prinz von Condé aber hatte nur 7000 Mann Fußvolk, aber auch 4000 Reuter, und überhaupt die beſten Truppen. Der Konnetabel kommandirte, und der Marſchall von St. André war ſein Generallieutenant. Der Herzog von Guiſe aber, der bey einem Heer, wo der Konnetabel und ein Marſchall war, nicht kommandiren konnte, führte nur die Gens d'Armes an. **Condé** und der **Coligni** wurden unvermuthet angegriffen. Doch hielt ſich die Reuterey, welche ſich gut ausbreiten konnte, ſehr wohl. Sie warf die Schweitzer nach dem hartnäckigſten Widerſtand über den Haufen, nahm den Konnetabel gefangen, ſchlug das königliche Mitteltreffen völlig, und nahm ihm ſieben Kanonen ab. Allein, der Prinz hatte den Fehler begangen, daß er faſt mit ſeiner ganzen Reuterey gefochten, und nur etwas weniges zur Vertheidigung des Fußvolks zurückgelaſſen hatte. Die Sieger waren auch unter das Feldgeräthe gefallen, und hatten ſich, anſtatt die Reuterey auch zu Grunde zu richten, mit dem Fußvolk aufgehalten. Dies bemerkte der Herzog von Guiſe, und fiel mit ſeinen Gens d'Armes, einiger leichten Reuterey und vier Feldſtücken ſo heftig auf die Eſkadronen, die Condé bey dem Fußvolk gelaſſen hatte, daß ſie zerſtreut wurden, und durch ihre Flucht auch das Fußvolk in Schrecken ſetzten, welches das Gewehr wegwarf und das offene Feld ſuchte. Zu gleicher Zeit ſetzte ſich der Marſchall von St. André zwiſchen des Prinzen von Condé Reuterey, die mit Verfolgung der Flüchtigen im Mitteltreffen beſchäftiget war, und zwiſchen das Fußvolk, welches niedergehauen wurde, ohne unterſtützt zu werden. Condé, der ſich des Siegs verſichert hielt, ward ſehr beſtürzt, als er den Marſchall in

1562 völliger Schlachtordnung gegen ſich anrücken ſahe. Er hatte kaum zweyhundert Reuter um ſich, weil die übrigen den Flüchtigen nachſetzten. Sein Pferd wurde verwundet, ſo, daß er es nicht mehr von der Stelle bringen konnte; und indem man ihm ein andres brachte, ward er von dem Herrn von Damville, Sohn des Konnetabels, umringt, und ſich zu ergeben genöthigt. Allein, damit war die Sache noch nicht entſchieden. Der Admiral verſammlete hinter einem kleinen Gehölze einen Theil ſeiner Reuterey, bedeckte damit einen Haufen Fußvolk, und marſchirte nach dem Dorfe Blainville. Hier kam es wieder zu einem hitzigen Gefechte, wobey der Marſchall von St. André mit dem Pferd ſtürzte, und durch einen Piſtolenſchuß das leben einbüßte. Dies war in der That ein wichtiger Verluſt für die Hofpartey; denn ob er gleich einen gränzenloſen Stolz und unerſättlichen Geitz beſaß, und eben ſo hungrig nach der Einziehung hugenottiſcher Güter als nach der Ausrottung dieſer Religionsparten war; ſo kann man ihm doch das lob der Tapferkeit nicht abſprechen. Das Gefecht währte indeſſen fort, bis die Nacht einfiel, da ſich denn der Admiral in beſter Ordnung und fechtend zurückzog und den Royaliſten das Schlachtfeld nebſt einem Theil des Gepäckes und des ſchweren Geſchützes überließ. Man zählte auf beyden Seiten acht bis neuntauſend Todte und Verwundete, und der Verluſt war beynahe gleich; doch mit dem Unterſchied, daß das Fußvolk der Hugenotten am meiſten, und auf katholiſcher Seite Fußvolk und Reuterey faſt gleich viel gelitten, auch die Katholiken die meiſten Standesperſonen eingebüßt hatten. Die Hugenotten behaupteten, daß man keinem Theil den Sieg zuſchreiben könne. Hingegen rühmten ſich die Katholiken des Siegs; wenigſtens ſind die Folgen für dieſe vortheilhaft geweſen. Denn

der

der **Admiral**, der nach der Gefangennehmung des 1562
Prinzen von Condé zum General der hugenottiſchen Armee ernennt worden war, mußte ſeinen Bruder, den Herrn von Andelot nach Orleans abſchicken, und ſich zu Anfang des folgenden Jahrs in die Gegend von Berri zurückziehen. Als er aber ſahe, daß der Guiſe ſeine Macht bey Orleans zuſammenzog, und der Admiral nicht im Stande war, ſie zu beunruhigen; ſo gieng er in die Niedernormandie, und eroberte das Schloß Caen, welches der Marquis von Elboeuf weggenommen hatte. Der Konnetabel wurde nach Orleans gebracht; Condé aber von dem Herzog von Guiſe mit aller ſeinem Stande gebührenden Ehre aufgenommen. Sie ſpeisten an Einer Tafel; und da ſich in der Verwirrung nach einem ſolchen Treffen nicht mehr als ein Bett in des Herzogs Wohnung fand, ſo ſchliefen ſie beyſammen.

Uebrigens waren, auſſer der **Normandie**, **Burgund**, **Languedok**, **Saintonge**, **Poitou**, **Güyenne**, **Dauphiné** und **Provence**, diejenigen Gegenden, die im Jahr 1562 von den Greueln des bürgerlichen Kriegs am meiſten litten. Als die Hugenotten zu Sens aus der Predigt kamen, wurden ſie von den Katholiken angegriffen und ihrer viele niedergemacht. Auch wurden ihnen Chalons an der Saone und Macon wieder entriſſen. In der Provence mußten ſie ebenfalls unterliegen, und wurden überall, wo die Katholiken die Oberhand hatten, ermordet. Der Herr von **Sommerive** gieng wider den Grafen von **Tende**, ſeinen eigenen Vater, einen Freund der Hugenotten, zu Felde, und es kam ſo gar von beyden Seiten zu Belagerungen. Vorzüglich aber machte ſich in dieſen Gegenden der Baron **des Adrets**, ein Edelmann aus dem Delphinat, bekannt; er ſtammte von dem berühmten Geſchlecht derer von Beaumont ab, und wurde we-

1562 gen ſeiner Thätigkeit und Unerſchrockenheit, wie auch wegen des glücklichen Fortgangs ſeiner Unternehmungen gar bald das Haupt der Hugenotten im Delphinat. Man nennte ihn nur den **Montlüc der Hugenotten**, weil er die Katholiken eben ſo unmenſchlich haßte und blutdürſtig verfolgte, als der Marſchall von Montlüc die Hugenotten, und weil er ſich durch dieſen Haß zu ähnlichen Grauſamkeiten reitzen ließ. Er that ſich zuerſt durch den Ueberfall der Städte Valence und Lyon und durch die Streiferey in die Grafſchaft Venaiſſin hervor, wobey er ſo viele Grauſamkeiten verübte, daß Condé ihm hierüber einen Verweis gab, und dem Herrn von Soubiſe das Kommando in Lyonnois an deſſen Statt übertrug. In **Languedok** ereigneten ſich auch täglich blutige Auftritte. In **Poitou** und **Saintonge** war es etwas ruhiger. Wichtiger waren die in **Savoyen** geſchehene Bewegungen, weil der kluge Herzog dieſes Landes ſich der Verwirrung in Frankreich bedienen wollte, um Turin, Chieri, Pignerol, Chivas, Villanova und andre Oerter wieder zu erlangen, welche Frankreich nach dem Vertrag zu Chateau-Cambreſis zurückbehalten hatte, bis die Anſprüche der Louiſe von Savoyen, Franz des Erſten Mutter, berichtiget ſeyn würden. Anfangs fand er mit ſeinen Forderungen groſſe Schwierigkeiten; denn der Herr von **Bourdillon**, der in Piemont Statthalter des Königs von Frankreich war, und die Ehre nebſt den groſſen Einkünften dieſer Bedienung nicht gerne verlohr, widerſetzte ſich der Rückgabe aus allen Kräften. Allein, der König von Navarra beförderte die Sache ſehr ernſtlich, weil ihm der Herzog von Savoyen Hoffnung gemacht hatte, bey dem ſpaniſchen Hof alles, was zur Entſchädigung wegen ſeines Königreichs Navarra dienen könnte, anzuwenden. Er brachte es dahin, daß der Staatsſekretar,

kretar, Florimond Robertet, nach Piemont geſchickt 1562
wurde, um mit dem Herzog zu handeln, und verſprach ihm zur Belohnung, ſeine Vermählung mit dem Fräulein von Pienne, das er heftig liebte, zu befördern, wenn er zu des Herzogs Zufriedenheit einen Vergleich ſtiften würde. Bourdillon wurde durch das Verſprechen eines Marſchallſtabs auch geſchmeidiger, und es kam endlich ein **Vertrag** zu Stande, vermöge deſſen Frankreich von allen in Piemont beſetzten Plätzen nur Pignerol, Savigliano und Perugia behielt.

Nach der Schlacht bey Dreux machte der Her- 1563
zog von **Guiſe** alle erſinnliche Anſtalten zur Belagerung der Stadt **Orleans**, ohngeachtet die Königin Mutter ſtarke Neigung zum Frieden äuſſerte. Ueberhaupt bezeigte ſich der Herzog nach der Schlacht, durch die alle Nebenbuhler von ihm waren entfernt worden, ſehr übermüthig, und verlangte, auſſer andern Belohnungen, deren Austheiler er ſeyn wollte, ein Marſchallspatent, das er nach Belieben geben könnte, wem er wollte. Für ſich ſelbſt forderte er nichts: aber Katharine merkte bald ſeine Abſichten, und ſie vermochte es nicht zu hindern, daß ihm das Patent zu der Würde des oberſten Befehlshabers der königlichen Armeen ausgefertiget wurde. Voll von ſchmeichelhaften Hoffnungen auf noch glänzendern Ruhm unternahm Guiſe die Belagerung der am 6.
Stadt Orleans, in die ſich der Herr von Andelot, Febr.
der wegen ſeines ſchon lange angehaltenen Fiebers einen Zuſchauer in der Schlacht bey Dreux abgegeben, mit guten Truppen und erfahrnen Heerführern geworfen, und wo man ſich zu der allerverzweifeltſten Gegenwehr vorbereitet hatte. Dennoch hatte Guiſe in wenig Tagen die Vorſtädte, mit Verluſt von achthundert Mann auf Seiten der Belagerten, nebſt den Thürmen an der Brücke eingenommen, und ſchon

1563 ſchon machte er Anſtalten, die Inſeln und Verſchanzungen an der Brücke anzugreifen, als ein betrübter Vorfall ſeinen ganzen Plan vernichtete.

Johann Poltrot von Merey, ein junger Edelmann aus Angoumois, der mit dem Bekenntniß der proteſtantiſchen Religion eine ihr widerſprechende und unanſtändige Schwärmerey verband, glaubte berechtiget zu ſeyn, einen Meuchelmord an dem Herzog von Guiſe zu begehen, weil er über den König und das Vaterland tyranniſch herrſchte, und die gereinigte Religion unterdrücken wollte. Er nahm die Gelegenheit in Acht, da der Herzog am 18. Februar Abends unter ſchwacher Begleitung nach ſeinem Quartier zurückritte, und ſchoß ihn mit drey vergifteten Kugeln durch die Schulter, an welcher Wunde er am ſechſten Tage hernach den Geiſt aufgab. Als man den Mörder ergriffen hatte, und ihn nach den Urſachen ſeiner ſchändlichen Unternehmung fragte, ſo antwortete er, der Eifer um ſeine Religion habe ihn angetrieben, den Verfolger derſelben aus dem Wege zu räumen. Auf die Frage, wer ſonſt noch an dieſer That Antheil habe? antwortete er ſehr unbeſtändig: doch legte er dem Admiral, dem Theodor Beza, Feuquieres und von Biron vieles zur Laſt, indem er behauptete, er habe den Mord auf ihr Anſtalten verübt. Er gab auch zu einigen ſchwachen Muthmaſſungen Anlaß, wodurch der Graf von Rochefoucault verdächtig wurde: hingegen ſprach er den Herrn von Soubiſe, den man bey Hof in Verdacht hatte, und den Herrn von Andelot von allem Antheil los. Weil man aber den Admiral von Coligni gern in Verbrechen verſtricken wollte, ſo nahm man für gewiß an, daß er der Stifter dieſes Meuchelmords ſey; daher halfen auch alle ſeine Entſchuldigungen nichts. Er ließ eine Vertheidigung drucken, welche er, der Graf von Rochefoucault

am 18. Febr.

und

und Beza unterſchrieben, und ſchickte ſie nebſt einem 1563
Schreiben an die Königin, worin er ſie bat, den Mörder aufs genaueſte verwahren zu laſſen, damit er mit ihm zuſammengeſtellt werden könnte, um ihn von der Falſchheit ſeiner Ausſage zu überführen. Allein, das Haus Guiſe ließ ſich von ſeiner Behauptung nicht abbringen. Dem Mörder wurde von dem Parlament zu Paris der Proceß gemacht, ohne daß man an eine Zuſammenſtellung deſſelben mit dem Admiral dachte, und er wurde verurtheilt, mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerriſſen zu werden, welches in Frankreich die gewöhnliche Strafe derer iſt, die ſich am Leben des Königs vergreifen.

Nach der Ermordung des Herzogs von Guiſe konnte die Königin Katharine freyer athmen. Das Haus Guiſe konnte ihr jetzt nichts als zween Geiſtliche und Kinder entgegen ſtellen, und der Kardinal von Lothringen war noch dazu damals in Italien. Was aber die Proteſtanten betrift, ſo wurde ſie durch die Ausbreitung ihrer Religion nicht ſonderlich beunruhiget, weil ſie die wahren Geſinnungen derſelben kannte und das Intereſſe der Religion ihre Seele wenig rührte. Allein, der Friede ſchien doch unumgänglich nothwendig, um ihr Anſehn zu befeſtigen; und ſo bald ſie nur denſelben ernſtlich wollte, ſo wurde er auch geſchloſſen. Condé verabſcheute ohnedem den bürgerlichen Krieg und fand an der Gefangenſchaft kein Vergnügen. Der Admiral war auch der Zerrüttungen überdrüſſig, und geneigt, ſich in die Zeit zu ſchicken, um die beſten Bedingungen zu erhalten. Ueberhaupt aber ſahen beyde Parteyen mit Widerwillen die Engländer in dem Beſitz von Havre de Grace, weil man täglich befürchten mußte, ſie würden ſich von da aus der ganzen Normandie bemächtigen. Faſt durch ganz Frankreich lag der

Acker=

1563 Ackerbau und die Handlung; die Finanzen waren erſchöpft; und in einem Jahr hatte der bürgerliche Krieg mehr Verwüſtungen angerichtet, als ein langwieriger Streit mit Ausländern. Alle Glieder des Staats bedurften der Erholung und einer gewiſſen Ruhe, die zur Würkſamkeit der Geſetze nothwendig war, um Folgſamkeit und Policey wieder herzuſtellen. Man verſammlete ſich daher zu **Orleans** und traf einen **Vergleich**, nach welchem die Kriegsgefangenen gegen einander ausgewechſelt und mit Erneuerung des Edikts vom Januar den Proteſtanten die Gewiſſensfreyheit unter folgenden Bedingungen geſtattet werden ſollte: die Edelleute, welche hohe Gerichte und Lehen hätten, ſollten auf ihren Gütern die freye Religionsübung genieſſen: diejenigen aber, die niedere Gerichte hätten, ſollten in ihren Häuſern für ſich und ihre Familie Gott nach ihrer Religion dienen dürfen, wenn ſie anders nicht in Dörfern oder Städten wohnten, die, auſſer der königlichen, einer andern höhern Gerichtsbarkeit unterworfen wären. In jedem Amt, von dem unmittelbar an das Parlament appelliret werden könnte, ſollte den Hugenotten eine Stadt zur öffentlichen Religionsübung angewieſen werden. Auch ſollten ſie in den Städten, in denen ſie bis auf den ſiebenten März die freye Religionsübung beſeſſen hätten, dieſelbe weiter behalten. Doch ſollte ihnen weder in Paris noch in dem ganzen dazu gehörigen Amt die Religionsübung erlaubt ſeyn. Zugleich mußten die Hugenotten verſprechen, alle fremde Truppen aus dem Reich zu ſchaffen, alle eingenommene Städte abzutreten, und keine Bündniſſe mit Ausländern zu ſchlieſſen: dagegen verſprach ihnen der König eine allgemeine Vergebung des Vergangenen.

am 19. März. Mit dieſem Vergleich, der am 19. März in Geſtalt eines Edikts ausgefertigt wurde, und daher

das **Edikt von Amboiſe** heißt, war niemand weniger zufrieden, als der Admiral von **Coligni**, weil er glaubte, es ſey den Reformirten äuſſerſt nachtheilig. Allein, da der Prinz von Condé ihm bey ſeiner Wiederkunft aus der Normandie ſchlechtweg erklärte, daß er von den Hugenotten abtreten würde, wenn ſie dieſen Vergleich nicht annehmen wollten, ſo ließ er ſich denſelben auch gefallen. In der That hatte der Prinz den Frieden mit aller Aufrichtigkeit eingegangen; und wenn ihm die Königin das gegebene Wort gehalten hätte, daß er nämlich künftig im Staatsrath den Rang und das Anſehn ſeines verſtorbenen Bruders, des Königs von Navarra, haben ſollte; ſo würde der Friede ohne Zweifel dauerhafter geweſen ſeyn. Allein, ſo bald ſie ſeiner nicht mehr benöthiget war, ſo achtete ſie nicht auf ihn und begegnete ihm kaltſinnig. Der Admiral und ſeine Brüder ſowohl, als der Konnetabel, begaben ſich gleich nach geſchloſſenem Frieden zu Orleans auf ihre Landgüter. Der letztere that es aus Mißvergnügen, weil man ihm nach dem Tode des Herzogs von Guiſe die erledigte Stelle des königlichen Großhofmeiſters, die man ihm beym Anfang der vorigen Regierung nicht wiedergegeben, ſondern dem jungen Herzog Heinrich von Guiſe ertheilt hatte, nicht wiedergab. Die Königin befriedigte ihn aber, indem ſie ſeinem jüngern Sohn, dem Herrn von Damville, die Statthalterſchaft von Languedok übertrug. 1563

Bald nach der Bekanntmachung des Edikts von Amboiſe wurden die Friedensartickel ſchnell nach einander erfüllt, und die Königin **Katharine** hatte ihren Zweck, bey der Staatsverwaltung keinen Nebenbuhler zu haben, glücklich erreicht. Nun unternahm ſie auch, die von Condé in die Normandie gelockten **Engländer** wieder zu vertreiben, welches ihr

1563 ihr auch gelung, indem der Konnetabel, unter dem die Marſchälle von Briſſac und Montmorenci ſtanden, mit einer gröſtentheils aus Teutſchen und Schweitzern beſtehenden Armee Havre de Grace am 28. Julius eroberte.

Da bey der Rückkunft von Havre König Karl in ſein vierzehntes Jahr trat, ſo ließ ihn ſeine Mutter von dem Parlament zu Rouen unter dem
am 17. Aug. gewöhnlichen Gepränge für mündig erklären. Das Parlament zu Paris regiſtrirte dieſe Erklärung erſt nach wiederholten Vorſtellungen, und gründete ſich hierin auf das Recht, die Edikte vor allen andern Parlamentern des Reichs rechtskräftig zu machen. Von dieſer Zeit an bemühte man ſich weit mehr, als vorher, die groſſe Gewalt dieſes Parlaments zu mindern, und es wieder dahin zu bringen, daß es ſich nur um die Gerichtsverwaltung bekümmern, keinesweges aber in Hof- und Staatsgeſchäfte miſchen ſollte. Uebrigens bemerkt man, daß Karl der Neunte der erſte König von Frankreich geweſen, der ſich durch das Parlament für volljährig hat erklären laſſen. Dies forderte das Intereſſe der Königin Katharine, welche die von Karl dem Fünften auf völlige vierzehn Jahre geſetzte Volljährigkeit verkürzte, damit ihr Sohn erklären konnte, daß ſie das Staatsruder führen ſollte, und dadurch alle abgewieſen wurden, die Anſpruch oder Hoffnung dazu hatten, daher auch Condé, der Konnetabel und der Admiral ihr Mißfallen hierüber nicht verbergen konnten.

Der franzöſiſche Hof war damals eine Schaubühne, auf der alle Tage Stücke und Auftritte geſpielt wurden, die ſonſt nur in der Einbildungskraft tragiſcher Dichter erzeugt werden. Die Zuſchauer blieben in der Ungewißheit des Ausgangs dieſer mannigfaltigen Scenen, die ſich endlich mit dem abſcheulichſten Blutbad ſchloſſen. Die Königin Katharine

rine iſt von nun an ſtets die Hauptperſon, welche 1563
die übrigen Schauſpieler, Katholiken und Hugenotten, nach ihren Abſichten lenkte. Unter dieſen war der Prinz von Condé durch die Wollüſte des Hofs und durch gewiſſe Wohlthaten, die man ihm theils würklich erwies, theils voraus verſprach, ziemlich geſchmeidig worden. Die Guiſen hingegen äuſſerten den ſtrengſten Eifer für das römiſchkatholiſche Chriſtenthum, um die Feinde der Hugenotten in ihren Vortheil einzuflechten, und in Geheim ihre Verbindungen mit Spanien und dem Pabſt zu unterhalten. Um die Liebe des Volks gegen ihr Haus zu nähren, und deſſen Mitleiden rege zu machen, forderten ſie in einer dem König überreichten Schrift Gerechtigkeit wegen der Ermordung des Herzogs Franz von Guiſe. Der König bezeugte viele Willfährigkeit hierin, und gab ihnen Erlaubniß, den Proceß bey dem Pariſer Parlament anhängig zu machen. Allein, der Admiral ſetzte ſich dawider, und ſtellte dem König vor, daß der Mord des Herzogs durch das Friedensedikt verdeckt ſey, und daß er ſich nicht eher für verbindlich achte, ſich dagegen zu rechtfertigen, als bis die Sache den Rechten nach unterſucht, dieſe Unterſuchung aber Männern, die das Kriegsweſen verſtänden, nicht aber Zungendreſchern und Rechtsverdrehern — ſo nennte er die Parlamentsräthe — aufgetragen werden würde. Uebrigens ſey der Mord durch die Verurtheilung des Thäters hinreichend gerochen worden: doch laſſe er ſich gefallen, daß die Sache von dem hohen Rath verhandelt werde. Die Guiſen hingegen verwarfen dieſes Gericht, und die Sache blieb eine Zeitlang liegen. Der Admiral blieb am Hofe, und wohnte zum Verdruß ſeiner Feinde im Louvre. Da aber dieſe den Handel aufs neue in Bewegung brachten, ſo beſchloß der Hof endlich, zu erklären, daß der König und die

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

1563 Königin Mutter ſich die Erkenntniß dieſer Sache vorbehalten, und dem gerichtlichen Verfahren drey Jahre Aufſchub geben wollten. Als dieſe drey Jahre zu Ende gehen wollten, brachte der Hof die Verſöhnung der Guiſen mit dem Hauſe Coligni zu Stande, und erklärte den Admiral für unſchuldig, worauf die Gemüther dem äuſſern Anſchein nach ſo lang ruhig blieben, bis endlich das Haus Guiſe auf der Bluthochzeit die abſcheulichſte Rache übte.

Unter den Katholiken, die über die nunmehrige Verwaltung des Staats murrten, war der alte **Konnetabel von Montmorenci** der vornehmſte. Er bildete ſich ein, es ſey Pflicht, ihn wegen ſeiner langwierigen Erfahrung und Dienſte bey allen Staatsangelegenheiten um Rath zu fragen: die Königin Mutter dachte anders, wodurch er denn ſo aufgebracht ward, daß er ſein Mißvergnügen nicht mehr verbergen konnte. Sein Haus ward bald der gewöhnliche Sammelplatz der Unzufriedenen. Obgleich der Vertrag zu Amboiſe ſein Werk war, ſo hörte er es doch gern, wenn man es tadelte, weil es den Reformirten doch noch zu vortheilhaft wäre und ſie ſich unter dem Schatten des Friedens täglich weiter ausbreiteten. Dieſem Unheil könnte, wie er wähnte, nicht anders, als durch einen lebhaften Krieg geſteuret werden. Ohne Zweifel waren dieſe Geſinnungen Schuld daran, daß der Konnetabel den **Anſchlag zu einer Empörung** in der Hauptſtadt genehmigte und unterſtützte. Man wollte gewiſſe Leute beſtellen, die den Pöbel aufwiegeln und mit ihm die Hugenotten überfallen, tödten und ihre Häuſer plündern ſollten. Dreyhundert Hugenotten waren beſonders aufgezeichnet und ihr Todesurtheil durch den Konnetabel unterſchrieben. Zum Glück ward die Königin noch zur rechten Zeit davon benachrichtiget, ſo daß ſie noch bald genug mit dem

Bayerische Staatsbibliothek München

König nach Paris kommen und die Ausführung ei- 1563
nes ſo abſcheulichen Entwurfs hindern konnte. Aus Verdruß begab ſich der Konnetabel nach Chantilli. Einige der wütendſten Mitverſchwornen wurden des Nachts, ohne weitere Rechtsform, vor den Fenſtern ihrer Häuſer aufgeknüpft, und die übrigen zerſtreuten ſich. Was der Konnetabel in der Hauptſtadt gegen die Proteſtanten unternahm, ſuchte ſein Sohn, der Herr von Damville, in Languedok, Tavannes in Burgund, Montlüc in Guyenne und Gaſcogne, und verſchiedene andre Statthalter in ihren Provinzen auszuführen. Mit ihren Verfolgungen vereinigte der Pabſt Bannſtrahlen, das Koncilium zu Trident Verwünſchungen, und auswärtige Fürſten Bitten und Drohungen. Den Zorn des oberſten Prieſters in Rom mußten vorzüglich die franzöſiſchen Prälaten fühlen, die die reformirte Religion angenommen hatten, oder ſie wenigſtens dulden; vor allen, wie auch ſchon erinnert worden, der **Kardinal von Chatillon**, Biſchof von Beauvais, der ſich nun auch mit dem Fräulein Eliſabeth von Hauteville, die er Gräfin von Beauvais nennen ließ, vermählt hatte. Alle wurden nach Rom gefordert, um von ihrem Glauben Rechenſchaft zu geben. Vielleicht hätte der franzöſiſche Hof die Prälaten ihrem Schickſal überlaſſen, wenn nicht Pius der Vierte eben ſo gegen die **Königin von Navarra, Johanne von Albret**, verfahren wäre. Auch ſie ward nach Rom eingeladen; und da ſie in der beſtimmten Friſt von ſechs Monaten nicht erſchien; that ſie der Pabſt als eine Ketzerin in den Bann, erklärte ſie ihrer königlichen Würde, ihrer Staaten und Herrſchaften verluſtig, und übergab dieſe in ſeiner Bulle demjenigen, der ſich derſelben zuerſt bemeiſtern würde. Eine ſolche Frechheit gegen die Unabhängigkeit weltlicher Fürſten, beſonders gegen

1563 eine mit dem König ſo nahe verwandte Prinzeſſin, konnte man in Frankreich nicht verdauen. Der franzöſiſche Geſandte zu Rom mußte ſich nachdrücklich darüber beſchweren, und Pius nahm ohne groſſes Geräuſch ſeine übereilte Bulle wieder zurück. In Anſehung der verurtheilten Biſchöffe wurde ihm gezeigt, daß dies dem Konkordat gerade entgegen ſey, nach welchem die franzöſiſchen Prälaten nicht zu Rom, ſondern in Frankreich vor Kommiſſarien, im Namen des heil. Stuhls, gerichtet werden müßten.

1564 Im März des folgenden Jahrs unternahm die Königin Katharine, nebſt dem König, deſſen Schweſtern und dem ganzen Hof, eine merkwürdige Reiſe durch die franzöſiſchen Provinzen, in der Abſicht, — wenigſtens gab dies die Königin vor — die Schrecken des bürgerlichen Kriegs durch die Annehmlichkeiten der Reiſe bey dem König in Vergeſſenheit zu bringen, (aber durch Beſichtigung ſo vieler zerſtöhrten Oerter mußten ſie ja deſto mehr erneuret werden) ihn ſeinen Unterthanen zu zeigen, ihn bey ihnen beliebt zu machen, und dadurch aller Gelegenheit zu neuen Unruhen vorzubeugen. Die Proteſtanten hingegen behaupteten — und würklich beſtätigte dies die Reiſe ſelbſt und ihre Folgen — es geſchehe hauptſächlich um ihrentwillen, um ihre Stärke und Einrichtung in den Provinzen deſto genauer zu erfahren, und mit dem König von Spanien und mit andern katholiſchen Fürſten Bündniſſe zur Ausrottung ihrer Partey zu ſchlieſſen. Wenigſtens hatte der Kardinal von Lothringen allerhand geheime Unterredungen mit dem Pabſt gehalten, und eine Zuſammenkunft der Königin mit dem Kaiſer, dem König von Spanien und dem Herzog von Savoyen verabredet, welche alle drey Vortheile von dem Umſturz der Hugenotten hoffen konnten. Allein, die Königin ſchien nicht geſinnt, ſie eher zu bekriegen,

bis ſie dies ohne fremde Hülfe thun könnte. Daher 1564
gab der König zu Fontainebleau den Geſandten dieſer Mächte, die ihm zu Ausrottung der Hugenotten Hülfe anboten, eine Antwort, die wahrhaftig königlich lautet, und ihm von ſeiner Mutter in den Mund gelegt war. **Ich kann, ſagte er, mich nicht entſchlieſſen, das Blut meiner Unterthanen von neuem vergieſſen zu laſſen und einen feyerlich beſchwornen Frieden zu brechen; die Zeit wird mit Gottes Hülfe gelindere Mittel darbieten, um die verirrten Gemüther auf den rechten Weg zu bringen** ꝛc. Die Reiſe des Hofs gieng durch Champagne, Lothringen, Bar, Burgund, Lyon, Provence, Languedok und Guyenne, unter lauter Luſtbarkeiten und unter freudigen Zurufen des Volks. Ueberall waren Triumphbogen aufgerichtet, Freudenfeuer angezündet, koſtbare Schmauſereyen gegeben; und jeder bemühte ſich, ſeine Mitbürger in Bezeugung der Ehrerbietung und Ergebenheit gegen den jungen Monarchen zu übertreffen. Wo er hinkam, verſchwanden Argwohn und Mißtrauen, und der noch in manchen Gegenden unbekannte Friede ſchien ſichtbar vor ihm herzugehen. Als man ſich in Lothringen aufhielt, bemühte ſich die Königin Mutter vergebens, den Herzog von Würtemberg, den Pfalzgrafen am Rhein und den Herzog Wolfgang von Zweybrücken durch ſtarke Jahrgelder von den Hugenotten abzuziehen; hingegen der Markgraf Karl von Baden und Herzog Johann Wilhelm von Sachſen nahmen ihre Anerbietungen an, und verſprachen ſogar, ihr mit Truppen beyzuſtehen.

In allen Städten, beſonders in den mittäglichen, wo die Hugenotten zahlreich und ſtark waren, wurden entweder Schlöſſer angelegt, oder die Mauern geſchleift. Man beſtimmte dem Edikt zu Folge

1564 die Oerter, wo reformirte Prediger durften gehalten werden. Man hörte auch die Klagen der Katholiken ſehr geneigt an, die ſich über die Nachſicht der Königin beſchwerten, und vorgaben, daß die Hugenotten in der Auslegung des Edikts von Amboiſe zu weit giengen und manches zu vortheilhaft für ſich erklärten. Um dieſen Beſchwerden abzuhelfen, ließ der König bey ſeinem Aufenthalt zu **Roußillon**, einem Schloß des Grafen von Tournon im Delphi-
am 4. Aug. nat, ein **Erläuterungsedikt** ergehen, worinnen aber das Edikt von Amboiſe mehr eingeſchränkt als erläutert wurde. Man nahm dadurch dem Adel die Freyheit, auf ſeinen Lehngütern predigen zu laſſen, und unterſagte ihm, bey Strafe des Lehnverbrechens, in ſeine Hauskapelle Leute zu laſſen, die nicht zu ſeinen Familien oder Hinterſaſſen gehörten. Es ſollte zehn Meilen um die Orte her, wo ſich der Hof befände, ſelbſt in Städten, wo es ſonſt nach dem Friedensedikt erlaubt war, kein reformirter Gottesdienſt gehalten werden. Man verbot den Reformirten bey Lebensſtrafe, Kollekten anzuſtellen, oder ohne Zuziehung eines königlichen Beamten Synoden zu halten, und befahl allen Mönchen und Nonnen, die ihre Klöſter verlaſſen oder ſich verehelicht hatten, das Königreich zu räumen. Dieſes Edikt war den Reformirten ſo unangenehm, daß ſich der Prinz von Condé, der ſich zu Valeri aufhielt, ſchriftlich darüber beym König beſchwerte, und zugleich andre Klagen wegen Bedrückungen der königlichen Beamten äuſſerte. Der König antwortete ihm ſehr höflich, daß er die wichtigſten Beweggründe zu dem Edikt gehabt habe, die er vielleicht ſelbſt billigen würde, wenn ſie ihm bekannt wären, und daß er die Ungerechtigkeiten ſeiner Beamten unterſuchen und beſtrafen wolle.

Wäh-

Während der Reiſe des Königs wurde der 1565
Kardinal von Lothringen zu Paris ſehr empfindlich beſchimpft. Er hatte von der Königin Mutter Erlaubniß erlangt, eine Leibwache zu halten, und wollte mit derſelben, in Begleitung ſeiner Bedienten und Freunde, bey ſeiner Rückkunft von Rom, zu Paris den Einzug halten. Der Marſchall von Montmorenci, Statthalter von Iſle de France, ließ ihn erſuchen, dies zu unterlaſſen, weil nach königlichen Edikten allen Unterthanen verboten wäre, Gewehr zu führen, und überdem auch der Parteygeiſt noch in Paris herrſche, der bey dieſer Gelegenheit gar leicht Unruhen erwecken könnte. Der Kardinal berief ſich dagegen auf das vom König erlangte Privilegium, ohne es jedoch dem Marſchall, der es forderte, zur Einſicht mitzutheilen. Bey ſeiner Ankunft fand er in der Straſſe St. Denis den Marſchall und den Prinzen von Porcien vor einem ſtarken Haufen Soldaten, der ſeiner Bedeckung das Gewehr abforderte. Da ſich dieſe widerſetzen wollte, griff man ſie an, und ſchlug ſie in die Flucht. Von beyden Seiten wurden einige getödtet und verwundet. Der Kardinal ſelbſt floh mit ſeinem Neffen, dem jungen Herzog von Guiſe, in das Haus eines Kaufmanns, von da ſie in der Nacht zu Fuß nach ſeiner Wohnung gehen mußten. Dieſer Vorgang empörte abermals die Gemüther beyder Parteyen, und es ward ſehr verſchieden darüber geurtheilt. Condé, der damals einige Achtung gegen den Kardinal hegte, ſagte: **Als Spaß war es zu viel, und als Ernſt zu wenig.** Der Herzog von Aumale, Bruder des beleidigten Prälaten, war zu gleicher Zeit durch ein andres Thor gezogen. Er beſchloß, den Schimpf des Kardinals zu rächen, ſtreifte deshalb mit Truppen um Paris herum, und lud ſeine Anhänger zu ſich ein. **Montmorenci**

1565 that eben dies. Auf ſein Erſuchen kamen unter guter Begleitung der Admiral von **Coligni**, der geweſene **Kardinal von Chatillon**, deſſen Rathſchläge viel Gewicht hatten, und **Andelot**, der Bruder dieſer beyden Herren. Auch **Condé** ſchlug ſich zu ſeinen alten Freunden, und ließ in ſeinem Pallaſt predigen. Das Parlament beſchwerte ſich hierüber, als über eine Verletzung des Edikts von Amboiſe; das Feuer des bürgerlichen Kriegs glomm ſchon ſehr ſtark unter der Aſche, und würde gewiß in ſchreckliche Flammen ausgebrochen ſeyn, wenn der König und ſeine Mutter, oder vielmehr der Kanzler l'Hopital nicht die kräftigſten Maasregeln dagegen ergriffen hätten. Der Kardinal von Lothringen verfertigte eine Apologie ſeines Betragens, unter dem Namen eines **Edelmanns aus Hennegau**, die denn auch gedruckt wurde. Sie blieb nicht unbeantwortet, und der Kardinal war bey dieſer Art vom Gefecht nicht glücklicher, als bey demjenigen, das in der Straſſe St. Denis vorgefallen war. In
im Mai eben dieſem Jahr widerfuhr ihm eine andre Unan-
u. Jun. nehmlichkeit. Er beſaß unter dem Namen der Verwaltung die Einkünfte des Bißthums Metz, und zur Beſorgung der Einnahme und der dahin gehörigen Angelegenheiten hielt er daſelbſt einen Spanier, mit Namen **Salcedo**, auf den er ſein ganzes Vertrauen ſetzte. Da ſeine Kirchengüter von teutſchen Abentheurern, ohngeachtet der franzöſiſchen Schutzbriefe, angefallen und verwüſtet wurden; ſo bat er ſich auch Schutzbriefe vom Kaiſer Maximilian dem Zweeten aus und erlangte ſie. Als er ſie aber öffentlich wollte bekannt machen laſſen, ſo widerſetzte ſich Salcedo, der die Oberhoheit, die der Kaiſer dadurch über Metz würde erlangt haben, nicht erkennen wollte, und dem es an Ehrgeitz nicht fehlte. Zu deſſen Befriedigung ſchickte er dem Kardinal ſein Geld,

Geld, ſeine Papiere und Vorrechte, die er von ihm 1565
erlangt hatte, ließ ſich königlichen Oberbefehlshaber in dieſem Lande nennen, und verbot, als ſolcher, die Schutzbriefe des Kaiſers, als eines fremden Herrn. Der Kardinal ward darüber äuſſerſt aufgebracht, warb Truppen, borgte Kanonen vom Herzog von Lothringen, und belagerte das Schloß, wohin ſich Salcedo mit ſeinen beſten Habſeligkeiten geflüchtet hatte. Das Schloß ward erobert und völlig ausgeplündert. Der Handel kam an den Hof, der nun zwar die Standhaftigkeit des Salcedo nicht mißbilligte, ihm aber doch befahl, die Waffen niederzulegen. In der Folge, an der Bluthochzeit, rächten ſich die Guiſen durch die Ermordung des ſeinem König treu dienenden Salcedo. Dieſer Streit, den man den **Kardinalskrieg** *) zu nennen pflegt, machte damals groſſes Aufſehn. Die Hugenotten beſchrieben ihn als eine öffentliche Empörung des Kardinals gegen den König; andre behaupteten, es ſey blos von Seiten des Salcedo Trotz und von Seiten des Kardinals Ehrenrettung geweſen. Der Hof ſchien nichts dabey zu beſorgen; wenigſtens äuſſerte er darüber keine Unruhe, ſondern blieb blos mit den Vergnügungen beſchäftigt, welche die **Zuſammenkunft des Königs und ſeiner Schweſter, der Königin Eliſabeth von Spanien, zu Bayonne** veranlaßte.

Unter den daſelbſt angeſtellten Feſten und Luſtbarkeiten dachte die Königin Mutter an ernſthafte Geſchäfte. Mit dem berühmten Herzog von Alba, Ferdinand Alvarez von Toledo, dem Vertrauten Philipps des Zweeten, der ihn ſeiner Gemahlin zur Begleitung nach Bayonne mitgegeben hatte, hielt ſie mancherley Berathſchlagungen über die Wiederherſtellung der Ruhe in Frankreich, oder, welches nach der

*) *La guerre cardinale;* Bellum cardinalitium.

1565 der Katholiken Meinung einerley war, über die Aus-
rottung der Reformirten. Von Bayonne gieng der
Hof nach Nerac in Gaſcogne, dem gewöhnlichen
Aufenthalt der **Königin Johanne von Navar-
ra.** Halb in Güte, halb mit Gewalt ſtellte König
Karl in dieſem Lande die von dieſer Königin abge-
ſchaffte Ausübung des römiſchkatholiſchen Gottes-
dienſtes wieder her: aber ſie ſelbſt konnte man nicht
zur Verlaſſung der reformirten Religion bewegen.
Sie begleitete den König und ihren Sohn, den man
gemeiniglich den **Prinzen von Bearn** nennte, durch
Agenois, Perigord, Angoumois, Poitou und An-
jou, und von da an den Ufern der Loire nach Blois,
im Dec. wo eine Verſammlung der Groſſen des Reichs und
der Parlamenter auf den Januar des folgenden
1566 Jahrs nach Moulins ausgeſchrieben wurde. Zu Mou-
lins entwarf die Verſammlung unter dem Vorſitz
des Kanzlers l'Hopital allerhand Verordnungen zur
Verbeſſerung der Juſtiz, die unter dem Namen
Edikt von Moulins berühmt waren.

Um ſich einen richtigen Begriff von den allgemeinen Geſinnungen der Franzoſen, wodurch die folgenden Begebenheiten bewürkt wurden, zu bilden, ſo iſt zu bedenken, daß die Katholiken ſich als die urſprünglichen Bewohner des Reichs betrachteten, und daher jede den Reformirten bewilligte Freyheit für einen Eingriff in ihre geheiligte Rechte hielten; und die Reformirten verlangten, als treue Unterthanen ihres Königs, gleiche Vorzüge und Freyheiten, wie die Katholiken. Der König, den die Kleriſey täglich mehr gegen die Reformirten erbitterte, hielt dieſe Forderungen der Reformirten für unſtatthaft und übermüthig, und er war, aller mütterlichen Lehren in der Verſtellungskunſt ohngeachtet, nicht vermögend, ſeine Geſinnung ganz zu verbergen, und die Bedrohten ſicher zu machen. Doch glaubte die

Königin Mutter, ſie werde durch ihre Kunſtgriffe 1566
im Stande ſeyn, die Augen einer Menge hellſehender Leute, die ihre Handlungen beobachteten, zu blenden. Der Eifer der Reformirten, ſelbſt ihrer Häupter, für die Religion, war nun auch nicht mehr eine erborgte Maſke, um andre Abſichten dahinter zu verſtecken. Was bey dem Anſchlag auf Amboiſe nur Mißvergnügen und Eiferſucht wegen der Staatsverwaltung war, wurde nach der Unternehmung zu Fontainebleau völlige Ueberzeugung, bloſſe Religionsvertheidigung. Eben ſo die Katholiken; die gleichgültigſten wurden nun feurig in äuſſerlichen Uebungen ihrer Religion, aus Beſorgniß, man möchte ſie mit andern Religionsverwandten verwechſeln. Daher ſah man auf beyden Seiten eine Veränderung, die die herrlichſten Früchte würde hervorgebracht haben, wenn ſie nicht Trotz und falſch verſtandenen Eifer zum Grund gehabt hätten. Die Katholiken, ſelbſt der Hof, enthielten ſich an den Faſttagen alles Fleiſcheſſens, und die Königin jagte alle Hofdamen von ſich, die zu Oſtern die Sakramente nicht empfangen wollten. Die Reformirten giengen noch weiter, ohngeachtet ſie vorher ſchon ſtreng und ſittlich genug gelebt hatten; ſie lieſſen alle Ehebrecher hängen, welches den Hofleuten Anlaß gab, zu ſpotten, und zu ſagen, ſie würden nie eine Religion annehmen, welche die Menſchen einer Galanterie wegen hängen lieſſe. Dieſe Eiferſucht zwiſchen beyden Religionen ſchränkte ſich nicht blos auf Wettſtreit in ſtrengem Lebenswandel ein; ſie ſuchten ſich auch wider einander durch Bündniſſe und eidliche Verſprechungen zu verſtärken. Bey den Katholiken waren ſchon von langen Zeiten her die ſo genannten Brüderſchaften gewöhnlich, welche gewiſſe Orte und Tage ihrer Zuſammenkünfte, eine eigene Polizey, Gaſtmahle, Uebungen und gemeinſchaftliche

1566 Gelder hatten. Hierzu durfte jeẞt nur noch eine eidliche Verbindung, Güter und Leben zur Vertheidigung des römiſchkatholiſchen Glaubens anzuwenden, kommen; ſo ſtanden ganze bewehrte Haufen zum Angriff fertig. Sie unterlieſſen auch nicht, ihre Wuth gegen die Proteſtanten ſowohl durch Scheltworte, Schläge und Martern, als auch durch Morden und Plündern, an den Orten, wo ſie die ſtärkere Parten ausmachten, auszulaſſen. Auch der Adel und die groſſen Herren machten ſolche Bündniſſe unter ſich, in die oft ganze Landſchaften und Provinzen verwickelt wurden. Während der Reiſe des Königs entdeckte man eines, deſſen Häupter Ludwig von Bourbon, Herzog von Montpenſier, die Guiſen und andre Groſſe waren. Die Königin hielt ſogleich eine Verſammlung ihrer Räthe, wozu die meiſten von den verbündeten Herren gefordert und zur Rede geſeẞt wurden: ſie ſchwuren aber, daß ſie ſich in dergleichen Verſchwörungen, die ſie verabſcheuten, nie einlaſſen und daß ſie die Waffen blos auf königlichen Befehl ergreifen würden. Dergleichen Brüderſchaften giengen über alle andre Verbindungen und ſtöhrten ſie. Brüder trennten ſich von Brüdern, Väter von Kindern, und man ſah viele Familien durch dieſe Spaltung in die äuſſerſte Verwirrung geſeẞt. Der Eifer gieng ſo weit, daß katholiſche Eltern ihre reformirte Kinder vor ihren Augen ums Leben bringen lieſſen. Die Reformirten waren daher ſtets auf ihrer Hut, und lebten, aus Beſorgniß für Ueberfällen, wie in einem feindlichen Lande, errichteten Magazine, übten ſich in Waffen ꝛc. In andern proteſtantiſchen und katholiſchen Ländern unterhielten ſie öffentliche oder heimliche Geſandte, welche die Unterhandlungen der königlichen Geſandten beobachten, und, wo nöthig, vereiteln, ihre Unſchuld darthun und vertheidigen, und vorläufigen

läufigen Beyſtand verlangen mußten. Von Zeit zu Zeit lieſſen ſie wegen der unaufhörlichen Kränkungen, die, ohngeachtet der Friedensedikte, gegen ſie fortgeſetzt wurden, Klagen und Bitten an den Hof gelangen, die ihnen aber nichts weiter nutzten, als daß ſie etwan aus den erlangten Antworten die Geſinnung des Hofs errathen konnten. 1566

Nach der Verſammlung zu Moulins beurlaubte der König die Herren, aus denen ſie beſtanden hatte, damit ihre Gegenwart nicht neue Zwiſtigkeiten verurſachen möchte. Man hielt blos den **Kardinal von Lothringen** und den **Marſchall von Montmorenci** zurück: dieſe waren aber einander noch ſtets zuwider, und erregten im Staatsrath die heftigſten Zänkereyen, ſo daß es ſchien, als wenn die Hitze der Parteyen ſich in dieſen beyden Männern vereinigt hätte. Um Ordnung und Ruhe im Staatsrath zu erhalten, verordnete die Königin, daß der Bruder des Königs, **Herzog Heinrich von Anjou**, in deſſen Abweſenheit den Vorſitz führen ſollte. Den Namen dieſes Herrn brauchte ſie auch in andern Fällen, z. B. als der Prinz von Condé die allgemeine Statthalterſchaft des Königreichs verlangte, weil ſie ſein Bruder, der verſtorbene König von Navarra, verwaltet hätte; ſo antwortete man ihm, ſie ſey ſchon dem Herzog von Anjou verſprochen. Annas von Montmorenci ſuchte für ſeinen Sohn, den Marſchall Heinrich von Montmorenci, die Anwartſchaft auf die Konnetabelwürde auszuwürken: man ſagte ihm aber, weil der König Willens ſey, ſeinen Bruder zum Generalſtatthalter zu machen, ſo bedürfe man keines Konnetabels. Um aber doch das Bittere dieſer Weigerung zu verſüſſen, ſchenkte die Königin dem Montmorenci eine anſehnliche Summe Geldes. Ueberhaupt war Katharine ſehr nachgebend und gemäſſigt,

wenn

1566 wenn ſie nur wollte, oder wenn es darauf ankam, Ungelegenheiten zu entfernen. So ſuchte ſie den **Kardinal von Chatillon**, der Biſchof, Kardinal und Ehemann war, der bald in weltlicher bald in geiſtlicher Kleidung erſchien, und dadurch die Katholiken ärgerte, bey guter Laune zu erhalten, indem ſie ihn beredete, ſeine Pfründen niederzulegen und doch die Einkünfte derſelben zu behalten. Dieſe dem kanoniſchen Recht zuwiderlaufende Gefälligkeit beunruhigte den römiſchen Hof, und die Königin ward genöthiget einen Geſandten nach Rom zu ſchicken, um den Pabſt zu tröſten. Oft koſtete es der Königin viele Mühe, die Hitze ihres Sohns zu dämpfen, die ſich, bey allen ſeinem Wachsthum in der Verſtellungskunſt, von Zeit zu Zeit äuſſerte. So oft die Reformirten neue Forderungen thaten — und daran waren freylich die Bedrückungen der Katholiken immer Schuld — ſo konnte er ſich nicht enthalten, ſeinen Verdruß zu bezeugen.

1567 Die **Proteſtanten** hatten durch die Friedensedikte mehr gelitten, als durch die Laſt des Kriegs. Dennoch ſah der Hof wohl ein, daß er damit doch nicht zum Zweck gelangen würde, weil die Proteſtanten, wegen der fortdaurenden Verfolgungen, wegen des noch anhaltenden Abſcheues des Konnetabels gegen die Religionsverbeſſerung, wegen des groſſen Anſehns des Kardinals von Lothringen bey Hof, und wegen des auſſerordentlichen Eifers der Königin Katharine bey den Uebungen der öffentlichen Andacht, täglich mißtrauiſcher und wachſamer wurden. Um ihnen mit Gewißheit den letzten Stoß zu verſetzen, waren die vorhandenen Truppen nicht hinreichend; es mußten alſo neue darzu geworben werden. Damit aber dies keinen neuen Verdacht erwecken möchte, ſo brauchte man die damaligen Kriegsrüſtungen des Königs von Spanien zum Vorwand.

wand. Philipp der Zweete hatte nämlich beſchloſſen, 1567
im Jahr 1567 den Herzog von Alba mit einer ſtarken in Italien verſammleten Armee in die Niederlande zu ſchicken, und ſeine dortigen proteſtantiſchen Unterthanen katholiſch zu machen oder zu ermorden. Der Zug ſollte durch Savoyen und an den lothringiſchen und franzöſiſchen Gränzen hingehen. Bey dieſer Nachricht, die man durch das Gerüchte, als wenn der König von Spanien ſelbſt dabey ſeyn würde, vergröſſerte, ſtellte ſich die Königin ſehr furchtſam, als wenn ſie glaubte, eine ſo nahe an den Gränzen vorbey ziehende Armee möchte eine Unternehmung gegen das Königreich wagen. Man verſammlete einen Rath, wozu Katholiken und Proteſtanten ohne Unterſchied gerufen wurden; es ward beſchloſſen ſich bereit zu halten, und die Provinzen, die der Gefahr am meiſten ausgeſetzt wären, mit Truppen zu verſehen; die Befehle hierzu wurden mit aller Eilfertigkeit ertheilt; man ſtellte die alten Ordonnanzkompagnien wieder her, und errichtete neue; man nahm ſogleich ſechstauſend Schweitzer in Sold; und damit aller Argwohn wegfallen möchte, ſchickte die Königin den Staatsſekretar l'Aubeſpine nach Spanien, mit Befehl, die Geſinnungen des dortigen Hofs zu erforſchen, und Philippen zu bewegen, daß er nicht mitziehen möchte: vorher aber hatte man einen Franciſkaner, Pater Hugo, heimlich abgeſchickt, der den König von Spanien von der ganzen Liſt unterrichtete, und ihn dadurch veranlaßte, auch ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen, daß er dem Geſandten lange kein Gehör gab, und ihm überhaupt ſehr kaltſinnig begegnete. Der Prinz von Condé und ſeine Freunde erboten ſich bey dieſer Gelegenheit, die Reformirten zum Dienſt des Vaterlandes zu bewaffnen: allein, man bedankte ſich für dieſe Willfährigkeit, und übergab vielmehr die Werbung und

1567 Anführung der Armee Katholiken, auf die ſich der Hof verlaſſen konnte. Unterdes zog Alba an den franzöſiſchen Gränzen vorbey, ohne daß der Hof das geringſte Mißvergnügen darüber geäuſſert hätte: vielmehr verſah man ihn auf die bereitwilligſte Art mit Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen. Die geworbenen Truppen wurden nicht allein nicht abgedankt, ſondern die ſechstauſend Schweitzer rückten auch in das Innere des Reichs. Endlich wurden die reformirten Herren durch einen der vornehmſten Hofbedienten gewiß verſichert, daß man in einem geheimen Rath beſchloſſen habe, den Prinzen von Condé in ein ewiges Gefängniß zu ſetzen und den Admiral von Coligni aus der Welt zu ſchaffen, zweytauſend Schweitzer nach Paris, eben ſo viele nach Orleans, und eben ſo viele nach Poitiers zu legen, andre verdächtige Plätze mit guten Beſatzungen zu verſehen und das Friedensedikt zu widerrufen. Dieſer Anſchlag, deſſen Gewißheit, die Mittel der Ausführung und der Vertheidigung wurden erſt zu Valleri, einem Schloſſe des Prinzen von Condé, in Ueberlegung genommen, aber nichts entſchieden. Die proteſtantiſchen Herren kamen bald hernach zu Chatillon am Loing bey dem Admiral wieder zuſammen, und nahmen bey der näher herbeyrückenden Gefahr die muthvolleſten Maasregeln.

Der Hof brachte den Sommer zu Monceaux in Brie, einem ganz offenen Landhauſe, zu, nur allzuſicher, ohne alle Fürſicht, als wenn er keine wichtige Abſichten habe, deren geringſte Kenntniß die Hugenotten hätte aufmerkſam machen und zu den verwegenſten Unternehmungen verleiten können. Auf im Sept. einmal verbreitete ſich in den erſten Tagen des Septembers ein Gerücht von verdächtigen Bewegungen in einigen Provinzen. Die Couriere, die aus verſchiedenen Theilen des Reichs an den Hof kamen,

erzählten, daß ſie nie ſo viele Menſchen auf den 1567
Landſtraſſen geſehen hätten, ſo viele Edelleute, Reuter und Fußgänger, die alle den Weg nach Brie hin nähmen. Man verachtete dieſe Nachrichten, und fuhr fort ſich zu beluſtigen. Dem Herrn von Montlüc, der immer ſehr geſchäftig war, wenn es auf Verfolgung der Hugenotten ankam, und der aus Guyenne, wo er kommandirte, die ängſtlichſten Nachrichten an den Hof ergehen ließ, unterſagte ſogar die Königin, ſie fernerhin damit zu beunruhigen. In der Mitte des Septembers kam der Herr von Caſtelnau aus Flandern, wo er einen Auftrag zu verrichten gehabt, wieder an den Hof zurück. Er erzählte, daß verſchiedene Edelleute in der Picardie und den dortigen Gegenden ihn um Erlaubniß gebeten hätten, bey ſeinem Gefolge zu ſeyn, und daß er unterwegs von Krieg, Angriff und Ueberfall ſprechen gehört habe. Der Konnetabel ſagte trotzig: **Wenn die Hugenotten eine Armee beyſammen hätten, ſo wüßte ichs gewiß;** und der Kanzler ſetzte hinzu, es ſey ein Hauptverbrechen, ſeinem Fürſten falſche Nachrichten, die nur Mißtrauen gegen ſeine Unterthanen erweckten, zu hinterbringen. **Nun,** verſetzte Caſtelnau, **ſo erlaube man mir wenigſtens jemand abzuſchicken, der den Admiral auf ſeinem Schloß belaure.** Man bewilligte ihm dies, und er ließ ſeine beyden Brüder nach einander dahin reiſen. Der Bericht des erſten war nicht umſtändlich genug, und machte keinen Eindruck: aber auf die Beweiſe des andern fand man für gut, ſich nach Meaux zu begeben. Um deſto mehr Gewißheit zu erfahren ſchickte der König einen angeſehenen Herrn unter einem Vorwand an den Admiral, um alles genau zu erforſchen. Er traf ihn in ſeiner häuslichen Kleidung an, mit ſeiner
Weinleſe beſchäftigt; und zwar am 26. September: am 26. Sept.

1567 am 28. ſtand ſchon der gröſste Theil von Frankreich
am 28. Sept. in vollen Kriegsflammen. Tavanes verſichert, funfzig Plätze wären auf einmal weggenommen geweſen, und ein ſtarker Haufen Reuterey ſey plötzlich zu Rozai, einer kleinen Stadt, vier Meilen von Meaux, eingetroffen, welcher aus lauter Edelleuten beſtanden, unter Anführung des Prinzen von Condé, des Admirals, ſeines Bruders Andelot, und des Grafen von Rochefoucault.

Nunmehr bemächtigte ſich der Schrecken aller Gemüther. Man hielt Rath. Vor allen Dingen ließ man die ſechstauſend Schweitzer, die nicht weit entfernt waren, herbey kommen. Anfangs beſchloß man, wegen Mangel an Reuterey in Meaux zu bleiben: als man aber erfahren hatte, daß die reformirten Herren ſo ſtark nicht wären, gaben die Anhänger der Guiſen den Rath, ſich nach Paris zu begeben; und weil die Schweitzer groſſen Eifer, den König dahin zu bringen, bezeugten, ſo willigte die Königin darein. Um Mitternacht rührten die Schweitzer die Trommel, und nun ſetzte ſich alles zur Abreiſe in Bewegung, die Miniſter, die Geſandten, der König, die Königin, ihre Kinder, ihre Damen ꝛc. Die Schweitzer ſtellten ſich in ein Viereck, nahmen Karl'n und ſein Gefolge in die Mitte, und zogen fort, unter Vorhergehung des Herzogs von Nemours, der die leichten Reuter der Leibwache anführte und einen Haufen Hofleute bey ſich hatte, die blos mit Degen bewehrt waren. Sie waren noch keine Meile weit, ſo zeigte ſich **Condé** mit einem Haufen Reuterey, zum Angriff bereit. Sogleich ſenkten die Schweitzer ihre Piquen und zeigten ſich fertig, den Feind zu erwarten. Dieſe Entſchloſſenheit brachte den Prinzen auf andre Gedanken, und er, wie auch **Andelot** und **Rochefoucault**, ſchwärmten um den Zug her, um irgend eine Gele-

genheit zum Einhauen zu erſehen; es erfolgten auch 1567 einige kleine Scharmützel. Den König, der von Grimm glühte, konnte man nur mit groſſer Mühe abhalten, dieſe Herren anzugreifen. Auf den Abend reiſten der König, die Königin und die Vornehmſten des Hofs mit einer kleinen Bedeckung voraus, und erreichten noch Paris. Die Schweitzer kamen erſt ſpät in der Nacht nach. Mancher Widerwärtigkeiten ohngeachtet rückten die Hugenotten muthig vor die Hauptſtadt. Der König ließ ihnen befehlen, die Waffen niederzulegen, und ſie der Begnadigung verſichern, wenn ſie dies in vier und zwanzig Stunden thun würden; hingegen ſollten die Widerſpenſtigen mit den härteſten Strafen belegt werden. Dies hielt die Verbündeten nicht ab, mit einer Hand voll Leute Paris zu umſetzen, und, wo möglich, auszuhungern. Sie verbrannten die Mühlen, bemächtigten ſich der Brücken, und beſetzten die Schlöſſer, die an den Straſſen lagen, auf denen Lebensmittel herbeykommen konnten. Condé hatte dabey blos zur Abſicht, alle Zerrüttungen ohne Blutvergieſſen beyzulegen, wenn er den jungen König den gierigen Händen eines Fremden entreiſſen könnte, der ſeine Macht auf eine recht grauſame Art mißbrauchte. In dieſer Bedrängniß nahm die Königin wieder ihre Zuflucht zum Unterhandeln. Der Prinz nahm Rückſicht auf ihre Vorſchläge, und man arbeitete an einem neuen Friedensedikt, das aber nicht zu Stande kam; nicht ſowohl wegen der hohen Forderungen der Reformirten, als vielmehr wegen einer Liſt, welcher ſie ſich bedienten, um den groſſen Haufen zu gewinnen. Sie verlangten eine Verſammlung der Reichsſtände und die Verringerung der Auflagen, welche durch die italieniſchen Blutigel ganz unerträglich würden. Zu gleicher Zeit lieſſen ſie in den Städten, wo ſie Meiſter waren, bekannt machen,

1567 daß ſie die Waffen blos zum Wohl der Nation und zur Befreyung ihres Königs von dem gottloſen Kardinal von Lothringen ergriffen hätten. Die Königin, als eine Italienerin, fand ſich empfindlich beleidigt, als ſie von italieniſchen Blutigeln ſprechen hörte, und brach die ganze Unterhandlung ab. Hierauf ſchickte man in die Stadt St. Denis, welcher ſich die Ver-
am 7. Okt. bündeten bemächtiget hatten, einen Herold mit einem Befehl des Königs, den zween Staatsſekretarien unterzeichnet hatten, nach welchem ſie entweder die Waffen niederlegen, oder erklären ſollten, ob ſie auf ihrer Empörung beharren wollten, damit der König ſeine Maasregeln darnach nehmen könnte. Nach reifer Ueberlegung ſetzten die etwas beſtürzten Herren eine neue etwas gemäſſigte Bittſchrift auf, worin ſie ihre Religionsbeſchwerden wiederholten und ſich wegen einiger harten Ausdrücke über die verlangte Verringerung der Steuern und die Verſammlung der Stände entſchuldigten. Den Gutgeſinnten gab dies Hoffnung zum Vergleich; als aber die Königin keine Entſchuldigung annahm, ſo bemühte ſich der Konnetabel, durch eine Unterredung mit dem Prinzen von Condé der Sache eine bequemere Richtung zu geben. Umſonſt! Die proteſtantiſchen Herren verlangten ein für allemal die allgemeine, öffentliche und unwiderrufliche Uebung ihrer Religion: der Konnetabel hingegen verſicherte, der König wolle durchaus nur eine einzige Religion in ſeinen Staaten dulden. Man gieng ſehr mißvergnügt auseinander und machte ſich zum Fechten fertig.

Während dieſer Unterhandlungen hatte ſich die Armee des Prinzen von Condé durch Zulauf aus allen Provinzen vergröſſert, und doch blieben ihm, wegen Mangel an Geld und Lebensmitteln, nur ohngefähr 1500 Reuter und 1200 Infanteri-

ſten

ſten übrig, mit denen er ſich nach St. Denis ziehen 1567
mußte. Der Hof hielt einen längern Aufſchub des Angriffs für unſchicklich, und die Pariſer verlangten ihn heftig. Aber der Konnetabel zauderte ſo lange, bis man ihm zu verſtehen gab, er würde ſich bey längerm Verzug eines geheimen Verſtändniſſes mit den Feinden verdächtig machen. Er zog alſo am 10. am 10. Nov.
November dem Prinzen auf der Ebene bey St. Denis entgegen, mit einer Armee von 16000 Mann zu Fuß und 3000 Mann Reuterey. Dieſer groſſen Ueberlegenheit und des weit zahlreichern Geſchützes, und der Vorſtellungen des Admirals ohngeachtet trug Condé kein Bedenken, den Konnetabel zu erwarten, und er wurde auch ſo muthig empfangen, daß er ſechs Wunden bekam, an denen er, als ein achtzigjähriger Greis, ſeinen Geiſt aufgab. Der Sieg war eine Zeitlang zweifelhaft: endlich mußten aber freylich die Hugenotten weichen, und ſie erwarben ſich durch ihren geſchickten Rückzug viel Ehre. Sie verlohren 57 Mann von der Reuterey, und ihre Infanterie wurde ganz zu Grunde gerichtet: aber ihren Feinden kam es eben ſo theuer zu ſtehen. Es iſt erſtaunlich, daß Condé ſich gegen eine ſo überlegene Macht, die Paris ſehr nahe ſtand, ohne Artillerie ſo lange halten konnte. Man verſichert, daß der türkiſche Geſandte, als er geſehen, daß die hugenottiſche Reuterey ſich oft wieder geſetzt, geſagt habe, er wünſche dem Sultan, ſeinem Herrn, nicht mehr als zweytauſend ſolcher weiſſer Dragoner, ſo würde er damit Europa überwinden können. Die folgende Nacht kam Andelot mit allen ſeinen Truppen von Poiſſi, wo er während des Treffens geſtanden, auf das Schlachtfeld, welches die Feinde um Mitternacht verlaſſen hatten, und forderte ſie zu einem neuen Treffen auf, um wenigſtens den Sieg zweifelhaft zu machen. Da aber niemand erſchien,

1567 ſo ſtreiften ſeine Parteyen bis an den Schlagbaum der Vorſtadt von Paris.

Die Königin Mutter, die den Tod des ihr läſtig geweſenen Konnetabels, Annas von Montmorenci, nicht ohne Vergnügen anſahe, beſetzte ſeine Stelle nicht wieder, ſondern erklärte ihren zweeten Sohn, den Herzog von Anjou, zum Generalſtatthalter des Königreichs, und gab ihm, um den Oberbefehl der Armeen ganz in ihre Gewalt zu bekommen, den Herzog von Aumale, den Marſchall von Coſſe' und den Vicomte von Tavanes zu, welche ihr völlig ergeben waren, aber auch durch ihre wechſelſeitige Eiferſucht groſſe Verwirrungen bey der Armee anrichteten, wobey die Hugenotten, die alle von einerley Geiſt und Entſchluß regiert wurden, augenſcheinlich gewannen. Man verfolgte ſie nicht: dennoch hatten ſie Beſchwerlichkeiten genug zu bekämpfen, ehe ſie ſich an den lothringiſchen Gränzen jenſeits der Maas gegen das Ende des Jahrs in Sicherheit befanden. Hier erwarteten ſie mit vieler Ungeduld die von dem Pfalzgrafen Johann Kaſimir, Sohn des Kurfürſten von der Pfalz, verſprochenen zehntauſend Reuter und vier Feldſtücke. Der Prinz kam auch mit dieſer anſehnlichen Verſtärkung: aber nun entſtand bey den Hugenotten neue Verlegenheit. Die Reuter erwarteten bey ihrer Ankunft hunderttauſend Thaler, und Conde' fand in ſeiner Kriegskaſſe kaum zweytauſend. In dieſer Noth gaben Officiere und Gemeine, die ohnehin keinen Sold bekamen, und ſich nur mit Plündern behelfen mußten, alles her, was ſie Geldes werth bey ſich hatten, ſo daß noch achtzigtauſend Livres zuſammenkamen, nach deren Empfang die Teutſchen ſich mit ihren franzöſiſchen Glaubensbrüdern vereinigten und zu Anfang des Jahrs 1568 in Frankreich einrückten.

Mit

Mit dieſem muthvollen und erfahrnen Heere 1568
beſchloß Condé wieder auf Paris loszugehen, damit der Hof zu Friedensvorſchlägen genöthiget werden möchte. Unterwegs wuchs ſeine Macht auf zwanzigtauſend Mann an, ſo daß er im Stande war, die Stadt Chartres, achtzehn franzöſiſche Meilen weit von Paris, zu belagern. Während dieſer Belagerung kam es zu Unterhandlungen, welche die Königin Mutter mit ihrer gewöhnlichen Liſt und Thätigkeit betrieb. Einigemal zerſchlugen ſie ſich; endlich kam zu Longjumeau ein Friede zu Stande, den man den kleinen Frieden zu nennen pflegt, weil er nur ein halbes Jahr lang daurete. Vermöge deſſelben wurde den Proteſtanten die Gewiſſensfreyheit nach dem Edikt vom Jahr 1562 beſtätigt, und die Einſchränkungen und Auslegungen des Edikts von Rouſſillon aufgehoben. Dagegen mußten die Hugenotten die eingenommenen Plätze räumen, und für die Wegſchaffung der fremden Truppen ſorgen. Der König ſah ſich hernach genöthiget, die Teutſchen, die wegen der groſſen Schuldforderungen Verwüſtungen anrichteten, aus ſeinen eigenen Mitteln zu bezahlen und bey den Italienern groſſe Summen hierzu aufzunehmen. Auch koſtete es viele Mühe, den Herzog Johann Wilhelm von Sachſen zu befriedigen, der auf Anhalten des Herrn von Caſtelnau dem König fünftauſend Reuter zu Hülfe geführet hatte, die zwar zu ſpät ankamen, aber doch bezahlt ſeyn wollten.

Der Admiral glaubte, der Friede ſey zur Unzeit geſchloſſen worden, weil nach der Einnahme von Chartres der König hätte Paris verlaſſen müſſen, und ſeine Flucht die Eroberung dieſer Stadt würde erleichtert haben. Er kannte auch ſeine Feinde zu gut, als daß er einen dauerhaften Frieden von ihnen erwartet hätte. In der That waren auch kaum

1568 die proteſtantiſchen Herren und ihre Soldaten auseinander gegangen, ſo fiengen die Verfolgungen ſchon wieder an, und man machte ſich der ſchrecklichſten Meineyde gegen die Hugenotten ſchuldig. Das Parlament zu Toulouſe ließ bald nach dem Friedensſchluß einen von Adel, mit Namen Rapin, enthaupten, dem der Prinz von Condé aufgetragen hatte, die Regiſtrirung des Vertrags bey dem dortigen Parlament zu betreiben. Ueberhaupt waren die Hugenotten in gröſſerer Gefahr, als zur Zeit des Kriegs, und man ließ ſie weder des Friedens noch der Gewiſſensfreyheit genieſſen. In einem Vierteljahr wurden ihrer an verſchiedenen Orten des Königreichs bey zweytauſend hingerichtet.

Auf der andern Seite aber erhoben ſich auch Klagen über das Betragen der Hugenotten. Sie wollten einige Plätze, beſonders Montauban und Sancerre, nicht ausliefern. Rochelle verſchloß der königlichen Beſatzung, die im Begriff war, einzurücken, die Thore, und berief ſich auf ihre Freyheiten. Eben dieſe Stadt wollte die Katholiken nicht wieder in ihre Güter einſetzen, ſchlug die von dem König geforderte Steuer ab, und fuhr, wider das königliche Verbot, mit Befeſtigung des Platzes und Ausrüſtung der Schiffe fort. Viele Hugenotten begaben ſich, gleichfalls wider ihres Königs Verbot, in die Dienſte des Prinzen von Oranien, der vor ihre Glaubensbrüder in den Niederlanden mit den Spaniern focht; und man beſchuldigte ſie überhaupt geheimer Verſtändniſſe mit dieſem Prinzen und mit den teutſchen Proteſtanten. Dagegen beſchwerten ſich die Hugenotten über mancherley Verletzungen des Friedens, über die Beybehaltung der ſchweitzeriſchen und italieniſchen Truppen, über die groſſen Beſatzungen in den Städten, und über die Gelindigkeit, mit welcher man die wider ſie verübten

Gewaltthaten überſahe. Dieſe Beſchwerden wür- 1568
den jedoch, wenigſtens von reformirter Seite, noch keinen neuen Krieg verurſacht haben, wenn nicht der Hof den verrätheriſchen Anſchlag gefaßt hätte, ſich der Häupter dieſer Partey zu bemächtigen, und beſonders den Prinzen von Condé und den Admiral gefangen zu nehmen. Man wählte zur Ausführung dieſes Vorhabens die bequeme Zeit, da der Admiral ohne alle Beſorgniß den Prinzen zu Noyers beſuchte. Man hatte ſchon vorher die Gräben und Mauern dieſes Schloſſes genau beſichtigen und von allen Seiten Truppen anrücken laſſen, um beyde nach und nach einzuſchlieſſen. Zu eben der Zeit bemühte man ſich, die Hugenotten wider ſie aufzubringen. Der Vicomte von **Tavanes**, der in Burgund Statthalter war, einer der ärgſten Feinde der Hugenotten, ſollte den Anſchlag ausführen. Da ihm aber der Befehl dazu nicht durch einen vornehmen Officier, ſondern nur durch den Sekretar des Präſidenten von Biragne zugeſchickt wurde, ſo wollte er ihm Anfangs nicht Folge leiſten. Endlich aber, da die Sache dem Ausbruch am nächſten war, ſchrieb er einem ſeiner Freunde, die Jagd ſey bereit, und er habe den Hirſch im Netze. Dieſer Brief fiel dem Admiral in die Hände. Er und der Prinz von Condé ſahen zu ihrer Rettung kein Mittel, als die Flucht. Dieſe war in der That ſehr demüthigend. Sie reiſten unter einer Bedeckung von 150 Reutern, in deren Mitte die Familie des Prinzen und des Admirals war, worunter ſich Kinder befanden, die noch von ihren Ammen getragen wurden. Mit ſtarken Tagereiſen und unter tauſend Gefährlichkeiten zogen ſie auf Rochelle zu. Um den Zug zu verbergen, ſchickte der Prinz ein weitläufiges Schreiben voller Klagen an den König, und ſtellte ſich, als wenn er Antwort erwarten wollte. Sie entgiengen allen

1568 Nachſtellungen, und kamen glücklich zu **Rochelle**
am 18. Sept. an. Bald nachher langte auch die tugendhafte **Königin von Navarra**, welche Montlüc in Verhaft nehmen ſollte, mit ihrer Tochter, der nachmaligen Herzogin von **Bar**, und dem Prinzen **Heinrich von Bearn** daſelbſt an. Der Kardinal von **Chatillon** aber, der ſich nicht mit ſeinem Bruder vertragen konnte, rettete ſich in Matroſenkleidung nach England, wo er ſeinen Freunden durch geſchickte Unterhandlungen wichtige Dienſte leiſtete.

Dieſe Verrätherey war ſo ſchändlich, daß nachher niemand Antheil daran gehabt haben wollte. Man beſchuldigte den burgundiſchen Statthalter **Tavanes**, daß er der Haupturheber des Anſchlags geweſen ſey. Sein Sohn bemüht ſich aber die Schuld auf den **Kardinal von Lothringen** und den Präſidenten von **Birague** zu wälzen. Der Kanzler von **l'Hopital**, der überhaupt ein Feind aller Unmenſchlichkeiten und Meineyde war, und bey allen Gelegenheiten, folglich auch in Sachen der Proteſtanten, die ſtrengſte Billigkeit zu beobachten ſuchte, kam in den Verdacht, daß er alle zum Friedensbruch abzielende Anſchläge verrathen habe, und verlohr darüber
am 7. Okt. die Siegel, welche der Herr von **Morvilliers**, Biſchof von Orleans, bekam. **L'Hopital** nahm den Ruhm in ſeine Einſamkeit mit, daß er mitten unter den bürgerlichen Unruhen die Geſetze in ihrer Kraft erhalten und den Umfang aller Pflichten ſeiner Würde eingeſehen, und nach aller Möglichkeit erfüllt habe.

Nun **rüſteten ſich beyde Parteyen** faſt mit gleichem Eifer. **Soubiſe**, **Montmorenci**, der **Stiftshauptmann von Chartres**, **Andelot**, **de la Noue**, **Genlis**, **Moui**, **Acier**, **Morvilliers** und andre warben in den Provinzen, wo ſie ihren Aufenthalt hatten, Truppen zur Verſtärkung des Prinzen von Condé. Ueberhaupt loderte die

Flamme des Bürgerkriegs hoch auf. Bald ſiegte 1568
dieſe, bald jene Partey, bald waren ſie zerſtreut, bald vereint; laureten ſtets auf einander in Hinterhalt; ſchwärmten an den Gränzen herum, und ſuchten teutſchen Beyſtand. Das damalige Verfahren des Hofs war den Reformirten mehr vortheilhaft, als nachtheilig. Man glaubte ſehr viel damit auszurichten, wenn man eine Menge von Edikten wider die Hugenotten ergehen lieſſe, wenn man ihnen unter den härteſten Strafen alle Arten von Zuſammenkünften verböte, wenn man das erſt neuerlich beſtätigte Edikt vom Januar 1562 wieder umſtieſſe, wenn man bey Todesſtrafe keine andre Religionsübung verſtattete, als die katholiſche, wenn man allen, die ſich zur reformirten bekannten, ihre Bedienungen nähme: allein, dies erhöhte nur den Eifer der Hugenotten; und da man mit förmlicher Eröffnung des Feldzugs zauderte, ſo gewannen ſie Zeit, in England, in Teutſchland und in andern Ländern, von denen her ſie Hülfe hoffen konnten, Unterhandlungen zu treiben, Manifeſte und Vertheidigungsſchriften, worin alle Schuld auf den Kardinal von Lothringen gewälzt wurde, zu verfertigen und auszuſtreuen, Lebensmittel und Waffen aufzutreiben ꝛc. Der Admiral rüſtete eine kleine Flotte aus, mit der er gegen die Niederländer, als ſpaniſche Unterthanen, kreuzen und Priſen machen ließ.

Es war nicht, wie in den vorherigen Kriegen, nöthig, die Reformirten durch die Beredſamkeit der Geiſtlichen in die Waffen zu bringen. Der plötzliche Widerruf der Edikte überzeugte ſelbſt die Einfältigſten, daß dies ein Religionskrieg ſey; ſie lieſſen ſich daher zahlreich anwerben; groſſe Haufen zogen wohlgerüſtet von den äuſſerſten Gegenden des Reichs auf Rochelle zu; Schrecken gieng gemeiniglich vor ihnen her; Raub, Mord, Brand machten alle

Oerter,

1568 Oerter, durch die ſie zogen, zu Wüſten. Die katholiſche Kleriſey empfand vorzüglich ihren Grimm. **Johann von Crüſſol, Baron von Acier**, warb in Languedok und Dauphiné bey fünf und zwanzigtauſend Mann. Seine Fahnen beſtanden aus grünem Taffet, worauf eine Hyder geſtickt war, deren verſchiedene Köpfe mit Kardinalshüten, Biſchofsmützen und Mönchskappen bedeckt waren, und die er unter der Geſtalt des Herkules tödtete. Solche Sinnbilder waren für jeden, ohnehin ſchon genug erhitzten Soldaten eine ſtete Aufmunterung, durch Thaten, die den gemahlten ähnlich waren, ſich hervorzuthun. Daher fiel ihre Wuth auf alles, was zum katholiſchen Gottesdienſt gehörte. Sie riſſen Kirchen und Klöſter nieder, tödteten Prieſter und Mönche, zuweilen auch Nonnen; und **Briquemaut**, einer ihrer Anführer, machte ſich, nach dem Zeugniß des unparteyiſchen de Thou, ein Halsband von Mönchsohren. Nicht minder grauſam betrugen ſich die Katholiken; ſie erneuerten alle Greuel der vorigen Religionskriege. Einige ihrer Anführer begiengen Ausſchweifungen, die ſich vernünftige Heiden nicht würden erlaubt haben. Einer der allerwütendſten war **Ludwig von Bourbon, Herzog von Montpenſier**; er ſprach blos von Hängen und Köpfen, und wenn er einen Hugenotten in ſeine Gewalt bekam, ſo ſagte er blos: Mein Freund, ihr ſeyd ein Hugenotte; ich empfehle euch dem P. Babelot. Dies war ein Franciſkaner, dem man den Gefangenen vorführte, der ihm dann einige Fragen vorlegte, und ihn bey befundener Beharrlichkeit auf ſeinem Glauben dem Henker übergab. War unter den Gefangenen ein ſchönes Frauenzimmer, ſo ſagte er: Ich empfehle euch meinem Fahnenjunker von Montoiran; welcher ein in Wollüſten unerſättlicher Menſch war. Aus dieſen und vielen andern

andern Umſtänden, die man hier nicht anführen kann 1568
und mag, ſiehet man, wie die Wüth der Bürgerkriege alle Ehrbarkeit und Menſchlichkeit, ſelbſt bey ſolchen Perſonen unterdrückt, denen ihr Rang und ihre Erziehung erhabene Geſinnungen hätten einflöſſen ſollen.

Die beyden groſſen Heere bewegten ſich gegen Ende des Jahrs. **Conde'** und der **Admiral**, dieſe beyde Geächtete, die drey Monate vorher armſelig entfliehen mußten, kamen aus den Winkeln der Provinz Nieder-Poitou mit einer Macht hervor, die im Stande war, allen Truppen, die der Hof aufbringen konnte, Trotz zu bieten. Sie giengen auf **Loudün** los, wo ſie den **Herzog von Anjou** antrafen, der, ſo wie ſie, Gelegenheit zum Schlagen zu ſuchen ſchien. Die beyden Heere ſtanden vier Tage lang gegen einander, ohne Gräben, Hecken oder Flüſſe vor ſich zu haben, und doch fielen kaum einige leichte Scharmützel vor. Die ſtrenge Kälte nöthigte endlich den Herzog von Anjou zum Rückzug: da hingegen die Hugenotten in den Vorſtädten zu Loudün, vor denen ſie ſtanden, Schutz gegen dieſelbe fanden. Sie behaupteten alſo ihre Eroberungen in Poitou, Angoumois und Saintonge, wo ihre Truppen gute Winterquartiere fanden.

Die Angelegenheiten des Prinzen von **Conde'** ſtanden damals ſo trefflich, daß ſie ihm auf die Zukunft die ſchmeichelhafteſten Ausſichten verſprachen. Viele Städte waren ſeiner Macht unterworfen, oder erwarteten nur ſeine Ankunft; ganze Provinzen gehorchten ihm; eine Menge adelicher Krieger, die von einerley Geſinnungen belebt wurden, und von einem Ende des Königreichs bis zum andern ſich einander die Hände boten, und eine blühende Armee, von erfahrnen Feldherren geleitet, ſtand zu ſeinen Befehlen bereit. Es iſt ungewiß, ob er damals,

von

1568 von Hoffnung trunken, eine Münze mit ſeinem Bildniß und mit der Umſchrift, **Ludwig der Dreyzehnte, König von Frankreich**, habe prägen laſſen: andre behaupten, eine ſolche Münze ſey nie vorhanden geweſen, oder ſey doch gewiß von ſeinen Feinden untergeſchoben worden, um ihn noch verhaßter zu machen. Wie dem auch ſey, Condé führte den königlichen Titel nicht, aber er übte alle Handlungen eines Königs, das Recht über Leben und Tod, Schatzungen, Einziehung des Vermögens, Verkauf der Kirchengüter, Geſandtſchaften an auswärtige Höfe, Jahrgelder, Gnadenbezeugungen ꝛc.

Die italieniſchen Fürſten ſchickten dem König Hülfsvölker; einige teutſche Fürſten, beſonders der Markgraf von Baden, thaten eben dies. Aber den Kaiſer und den Herzog Johann Wilhelm von Sachſen bewegte **Condé** zur Parteyloſigkeit. Aus England zog er Geſchütz, Mannſchaft und Geld, und von den Ufern des Rheins her erwartete er eine neue Armee unter den Befehlen des Herzogs **Wolfgang**
1569 **von Zweybrücken.** Auf die Vereinigung dieſer Hülfsvölker richteten beyde Parteyen ihr Augenmerk. Condé zog gegen den Mittelpunkt Frankreichs hin, um den an die Gränze rückenden Teutſchen deſto näher zu ſeyn. **Tavanes**, der eigentlich im Namen des Herzogs von Anjou die königliche Armee führte, bemühte ſich, die Verbündeten in die Provinzen, die ſie im Beſitz hatten, einzuſchränken, und ihre weitere Ausbreitung zu hindern. Bey dieſem Vorhaben waren beyde Parteyen ſehr wachſam, und ſuchten einander zu überfallen. Wohin ſich der Prinz von Condé wendete, fand er den Herzog von Anjou vor ſich. Verſchiedene male ſtand man auf dem Punkt, loszuſchlagen, und es fielen lebhafte Scharmützel vor. Endlich kam es an den Ufern der Cha-
am 13. März. rente bey **Jarnac**, einem Städtchen auf den Grän-

zen von Limouſin und Angoumois, zu einem allge- 1569
meinen Treffen, wider Vermuthen und zum Nachtheil der Hugenotten. Der Prinz von **Condé** ſtürzte während der größten Hitze des Gefechts vom Pferd, und konnte ſich nicht wieder aufrichten, weil ihn noch vor dem Treffen das Pferd des Grafen von Rochefoucault durch einen Schlag am Schenkel verletzt hatte; daher ergab er ſich, nachdem er noch eine Zeitlang knieend gefochten, dem Herrn von Argence, der ihm die Erhaltung des Lebens verſprach: als er aber eben in das Hauptquartier gebracht werden ſollte, kam der Baron von **Monteſquiou**, Hauptmann bey der Schweitzergarde des Herzogs von Anjou, herbey, und ſchoß ihm eine Piſtolenkugel durch den Kopf. Dieſe That, die im Getümmel des Treffens gelobt worden wäre, war in den Augen aller Rechtſchaffenen ein abſcheulicher und höchſtſtrafwürdiger Mord. Allein, da der Herzog von Anjou Befehl gegeben hatte, den Prinzen im Treffen bey keiner Gelegenheit zu ſchonen; ſo wurde das Verbrechen nicht geahndet. Andre aber meynten, die Wittwe des Marſchalls von St. André, die Frau von Lüſtrac, deren Hand der Prinz ausgeſchlagen, habe dieſen Meuchelmörder beſtellt gehabt.

Dieſer Verluſt war für die Hugenotten höchſt wichtig und empfindlich, und die Katholiken jauchzten ſchon über ihren völligen Untergang. Allein, der Admiral, ſein Bruder, Rochefoucault und andre erfahrne Anführer lebten noch, und dem **Admiral**, deſſen Muth durch keinen Unfall zu erſchüttern war, fehlte es nie an Hülfsmitteln, mißlichen Angelegenheiten wieder aufzuhelfen. Er hatte ſich nebſt ſeinem Bruder und einigen andern Herren nach St. Jean d'Angeli gerettet. Der Herr von Acier ſtand mit dreytauſend Mann, die nicht mit zum Treffen gekommen waren, zu Cognac in Angoumois und die

Neu-

1569 Reuterey hatte Saintes erreicht, wo ſich der junge Prinz **Heinrich von Bearn**, und **Heinrich**, der älteſte Sohn des Prinzen von **Conde'** aufhielten, die hernach um mehrerer Sicherheit willen nach St. Jean d'Angeli gebracht wurden.

Nachdem der Admiral die Beſatzungen überall verſtärkt hatte, ließ er die vornehmſten Häupter ſeiner Partey nach Tonnai-Charente berufen, und die beyden Prinzen in Geſellſchaft der Königin von Navarra dahin bringen. Hier führte dieſe Prinzeſſin als eine Heldin das Wort, und ſtellte durch eine nachdrucksvolle Anrede den Muth der Hugenotten dergeſtalt her, daß viele, die ſchon auf den Abzug gedacht hatten oder Friedensbedingungen von ihren Ueberwindern annehmen wollten, anderes Sinnes wurden. Der Prinz **Heinrich von Bearn**, der damals ſechszehen Jahre alt war, und erſt nach dem Tode ſeiner Mutter den Titel eines Königs von Navarra annahm, trat mit kriegeriſcher Mine hervor, und ſprach: **Ich ſchwöre, die Religion zu vertheidigen und bey der gemeinſchaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Tod oder Sieg uns allen die gewünſchte Freyheit verſchaffen wird.** Der junge Prinz von Conde', der einige Jahre jünger war, drückte durch Geberden gleiche Geſinnungen aus. Das ganze Heer bezeugte durch freudigen Zuruf ſeine Zufriedenheit; der Prinz von **Bearn** ward zum oberſten Feldherrn erklärt und ihm der Prinz von **Conde'** zugeſellet. Viele Herren, die vorher nicht unter dem **Admiral** dienen wollten, nahmen nunmehr deſſen Befehle willig an, weil alles im Namen der Prinzen geſchah.

Der Herzog von Anjou, der im Treffen bey Jarnac viele perſönliche Tapferkeit bewieſen hatte, hernach aber ſchlaff wurde, triumphirte auf eine ſehr unanſtändige Art über den Tod ſeines Nebenbuhlers

und über den vermeynten Untergang aller Proteſtan- 1569
ten. Er griff **Cognac** vergebens an, und ſeine Ab-
ſicht auf Angouleme wurde vereitelt. In der Mitte
des Aprils zog er ſich nach Perigord, um ſeinen
Truppen Lebensmittel zu verſchaffen, **Mucidan**
wurde belagert, und der blutgierige aber tapfere Graf
von **Briſſac** davor erſchoſſen. Die Uebergabe des
Platzes bezahlte dieſen Verluſt nicht. **Herzog
Wolfgang von Zweybrücken** führte den Huge-
notten 6000 Reuter und 5000 Landsknechte zu,
und **Prinz Wilhelm von Oranien** ſtieß gleichfalls
zu ihnen, nachdem ſich der Herr la Motte auf Be-
fehl des Hofs ſeines Fürſtenthums Oranien bemäch-
tiget hatte. Der Herzog von **Aumale** ſuchte dieſe
beyden Herren mit ihren Truppen aufzuhalten; ſeine
Armee war auch ſtark genug hierzu: dennoch richtete
er nichts aus, woran hauptſächlich ſeine Eiferſucht
gegen den ihm zugeordneten Herzog von **Nemours**
Schuld war. Durch die daher entſtandenen Miß-
helligkeiten und durch die bey Hofe herrſchende Unei-
nigkeit zwiſchen der Königin Mutter und den Gui-
ſen drang der Herzog von Zweybrücken glücklich in
Frankreich ein, gieng durch Auxerrois nach Bur-
gund, und wendete ſich linker Hand nach **la Chari-
té**. Hier würde ihm der Uebergang über die Loire
ſehr ſchwer geworden ſeyn, wenn er nicht nach einer
gefundenen Furth dieſe Stadt in der Geſchwindig-
keit erobert und ſich dadurch das ganze Land jenſeits
der Loire eröffnet hätte.

Nun war der Hof für den Herzog von **Anjou**
ſehr beſorgt. Das Heer des **Admirals** nahm täg-
lich zu, und das königliche ab. Das Fußvolk war
bis zur Hälfte, und die Reuterey auf den dritten
Theil geſchmolzen; und dieſer Reſt konnte nur mit
vieler Mühe im Zaum gehalten werden, weil er ſeit
länger als einem Vierteljahr keinen Sold bekommen

 hatte.

1569 hatte. Die Königin kam ſelbſt nach Limoges, wohin ſich der Herzog von Anjou, um nicht eingeſchloſſen zu werden, gezogen hatte. Sie theilte bey ihrer Ankunft mehr Verſprechungen, als Geld, unter die Truppen aus, und ſtärkte ihren Muth durch die zu erwartende Hülfe aus Italien, Teutſchland und den Niederlanden. Der **Pabſt** und der Herzog von **Florenz** hatten würklich 4000 Mann zu Fuß und 1200 zu Pferd zuſammengebracht. **Markgraf Philibert von Baden** kam ſelbſt, nach vielen Zudringlichkeiten des franzöſiſchen Hofs, mit einigen tauſend Mann nach Metz, wo der Sammelplatz der in Teutſchland geworbenen Truppen war, und der Herzog von **Alba** bewilligte ebenfalls 2000 Fußgänger und 2500 Reuter.

Die Truppen des **Herzogs Wolfgang von Zweybrücken** rückten inzwiſchen gegen den Fluß Vienne, um ſich mit dem Admiral, der zu Eſcars am Ufer dieſes Fluſſes ſtand, zu vereinigen. Er
am 11. Jun. ſelbſt aber **ſtarb** zu Neſſün, drey Meilen von Limoges, an einem viertägigen Fieber, oder an Gift, oder, wie andre ſagen, vom gar zu ſtarkem Gebrauch des Burgunderweins. **Graf Vollrath von Mansfeld** übernahm das Kommando an ſeiner Statt. Die Vereinigung der beyden Heere geſchah
am 23. Jun. zu Yrier, in Gegenwart des Admirals, der den Teutſchen Sold auf einen Monat reichen ließ.

Vorher ſchon war der Herr von **Andelot**, Bruder des Admirals von Coligni, zu Saintes an
am 27. May. einem bösartigen Fieber **geſtorben**, welches auch vom Gift, das ihm ſeine Feinde beygebracht, ſoll entſtanden ſeyn. Andelot war ſo feſt in ſeiner Religion, daß er ſich zu der Zeit, da Heinrich der Zweete die Proteſtanten ohne Barmherzigkeit verbrennen ließ, ſich öffentlich zu ihrer Religion bekannte. Er gab dem Admiral an Klugheit und Tapferkeit nichts

nach, und man ſah ihn als den gefährlichſten Mann 1569
unter den Hugenotten an. Der Herr von Acier bekam unter den Hugenotten ſeine Stelle als Colonel= am 25. Jun.
general des Fußvolks, ſo wie ſie Philipp Strozzi unter den königlichen Truppen erhielt.

Nun brach der Krieg in Ober = Poitou am heftigſten aus. Vorher überreichten die Hugenotten dem König eine Bittſchrift, und verſprachen, die Waffen abzulegen, wenn man ihnen eine vollkommene Religionsfreyheit verſtatten wollte. Allein, ihr Anerbieten wurde verworfen und von ihnen verlangt, ohne alle Bedingungen die Waffen niederzulegen. Nach dieſem fruchtloſen Verſuch rückte der Admiral an das Lager des Herzogs von Anjou, der weniger Truppen, als er, hatte, um ihn zu einem Treffen zu bewegen. Dieſes Lager war bey la Roche Abeille im Limouſiniſchen, und ſo verſchanzt, daß man ihm nicht leicht beykommen konnte. Doch weil es in demſelben an ſtrenger Kriegszucht fehlte, ſo hatten zwey Regimenter Fußvolk ſich jenſeits eines Moraſts gelagert, und ſich dadurch von dem übrigen Heer abgeſondert. Dieſe ließ der Admiral angreifen, und nach einem heftigen Scharmützel in die Flucht ſchlagen. Die Hugenotten machten faſt alle Katholiken ohne Barmherzigkeit nieder, welches ihnen in der Folge theuer zu ſtehen kam. Die Katholiken verlohren hierbey 400 Mann und über 20 Officiere. Der neue Kolonelgeneral Strozzi ward am 25. Jun.
nach tapferer Gegenwehr gefangen, und beynahe auch getödtet. Der Admiral bediente ſich dieſes Vortheils, und übergab noch eine Bittſchrift; ſie war aber, wie die vorherigen, fruchtlos, und man beantwortete ſie zu Auxerre, Pau und Orleans durch nichts anders als Schelmereyen und durch Unmenſchlichkeiten, die man kaum vernünftigen Geſchöpfen zutrauen ſollte. Indeſſen mißbilligte der Hof dieſe

1569 Schandthaten ſo wenig, daß er und das Parlament vielmehr Manifeſte ergehen lieſſen, worin **auf den Kopf des Admirals ein Preis geſezt** und befohlen war, ſeine Güter einzuziehen und ſeine Schlöſſer zu ſchleifen. Einige Zeit hernach wurde er ſogar
am 13. zu Paris vor dem Rathhaus im Bildniß verbrannt;
und 21. Sept. eben dies geſchah dem Stiftshauptmann von Chartres, Johann von Ferrieres, und dem Grafen von Montgommeri. Die Admiralswürde ward für erledigt erklärt und dem Marquis von **Villars** verliehen.

Vorher ſchon, da nämlich die Bittſchrift des Admirals abgewieſen war, hatte dieſer Feldherr verſchiedene Oerter in Poitou erobert und rückte nun-
am 24. Jul. mehr vor die Hauptſtadt **Poitiers**. Sie war für die damalige Zeit feſt, mit allen Nothwendigkeiten wohl verſehen, und hatte eine Beſatzung von dreytauſend Mann unter dem Grafen von Lüde, welche zween Tage vor der Belagerung durch den jungen Herzog von Guiſe mit 1200 Reutern war verſtärkt worden. Die Tapferkeit von Seiten der Belagerten war ſo groß, daß der Admiral ſeinen Zweck nicht erreichen konnte, zumal da er verabſäumt hatte, ſich gleich Anfangs der Vorſtadt Rochereuil zu bemächtigen. Nachdem er ſchon viel Volk verlohren hatte, hoffte er die Stadt durch Hunger zu zwingen: allein, der Herzog von **Anjou**, der von der äuſſerſten Noth der Belagerten benachrichtiget ward, brachte einen Theil der vorher beurlaubten Armee wieder zuſammen, und belagerte **Chatelleraut**, welcher Platz in Anſehung der Nachbarſchaft von Poitiers für die Hugenotten wichtig war, und hatte die Abſicht, dadurch den Admiral zur Aufhebung der Belagerung von Poitiers zu nöthigen. Er erreichte auch ſeine Abſicht; denn obgleich der Admiral noch immer ſtärker, als der Herzog, war, ſo hatte er doch

durch

durch Stürme, Ausfälle und Krankheiten ſchon vie- 1569
le Leute verlohren, und hielt für gefährlich, ſeine
Macht zu theilen. Er hob alſo die Belagerung auf, am 7. Sept.
und man gab vor, er ſey froh geweſen, daß er einen
Vorwand gefunden habe, eine Belagerung, deren
Fortgang ihm ſo zweifelhaft geſchienen, mit Ehren
aufzuheben. Der Herzog von Anjou wurde dadurch
ebenfalls genöthiget, ſeine Unternehmungen aufzu-
geben, und nahm ſeinen Rückzug mit der größten
Vorſichtigkeit. Der Admiral folgte ihm, in der
Abſicht ihn anzugreifen. Da er ihn aber zwiſchen
lauter Moräſten gelagert fand, worüber er ſeine Ar-
tillerie nicht führen konnte, ſo gieng er wieder über
die Creuſe und Vienne zurück, und lagerte ſich bey
Faye-la-Vineuſe. Hier verließ ihn der Prinz von
Oranien, und gieng, als ein Bauer verkleidet, nach
Teutſchland zurück, um ſeine Anſchläge wegen der
Niederlande ins Werk zu ſtellen.

Gegen das Ende des Septembers verſammlete der Herzog von Anjou zu Chinon ein Heer, das aus 7000 Mann Reuterey und 18000 Mann Fußvolk beſtand und in guter Verfaſſung war. Er ſetzte über die Vienne, um den Admiral aufzuſuchen, der, nachdem viele von Adel mit ihrem Gefolge nach Haus gegangen waren, nur noch 6000 Reuter und 12000 Fußgänger bey ſich hatte. Der größte Theil der Hugenotten wünſchte ein entſcheidendes Treffen. Die Teutſchen, die ſchlecht beſoldet wurden, murrten, und verlangten beſſere Quartiere und Beute; und die zurückgebliebenen Ritter drohten auch mit dem Abzuge. Eben dies that der Adel bey der königlichen Armee. Es kam aber nun auch bald zur Schlacht. Der Herzog von Anjou wollte ſich der kleinen Stadt Montcontour bemächtigen und dadurch den Reformirten den Weg nach Nieder-Poitou verſperren. Der Admiral aber ſuchte ihm zuvor-

1569 zukommen, und brachte es auch durch einen eilfertigen Zug dahin, indem er am letzten September mit ſeinem Vorderzug auf der Ebene bey St. Clair, zwey Meilen von Montcontour, eintraf. Die übrigen Truppen ſtieſſen bald darauf unter dem Grafen Ludwig von Naſſau auch zu ihm, und das Heer wurde in dem platten Felde geſtellt. Ohngeachtet ihm der katholiſche Vorderzug unter dem Herzog von Montpenſier ſehr nahe war, ſo entdeckte ihn doch der Kapitän von Moui nicht, den der Admiral auf Kundſchaft ausgeſchickt hatte. Weil alſo dieſer glaubte, es ſey alles ſicher, ſo ließ er das Heer mit dem ſchweren Geſchütz zurück nach Montcontour aufbrechen, und er ſelbſt kam mit dem Vorderzug nach. Unterdes ließ ſich der katholiſche Vorderzug auch ſehen und entdeckte den Rückzug des Admirals. Ein Haufen ſeiner Leute wurde in die Flucht getrieben: er ſelbſt ſetzte ſeinen Weg fort, bis über einen kleinen Bach, wo er wegen der vielen Moräſte gegen die Reuterey ſicher zu ſeyn glaubte. Hier machte er eine Wendung gegen den Feind, mit dem Entſchluß, den Angriff auszuhalten: er würde auch vielleicht dieſen Entſchluß glücklich ausgeführt haben, wenn nur mehr Ordnung und Gehorſam bey allen ſeinen Truppen geweſen wäre. Denn einige von denen, die vorhin geflohen waren und ihre Ehre retten wollten, bewegten, wider der Feldherren Befehl, einige andre Schwadronen, mit ihnen über den Bach zurück zu ſetzen, und die Feinde anzugreifen. Sie marſchirten einer hinter dem andern, weil der Platz keine geſchloſſenen Reihen erlaubte, und würden unfehlbar niedergehauen worden ſeyn, wenn nicht die Grafen von Naſſau und Mannsfeld an einem Ort zu ihrer Unterſtützung übergegangen wären. Sie fielen einen Haufen der katholiſchen Reuterey an, der ſich zerſtreut hatte, und jagten ihn zum Vorder-

zug

zug zurück. Der Herzog von Montpenſier ließ dieſe 1569
voreilige Krieger zurücke treiben, und viele von ihnen flohen theils nach Montcontour, theils nach Parthenai, wo ſie durch die falſche Nachricht von der Niederlage des ganzen hugenottiſchen Vorderzugs groſſen Schrecken anrichteten. Der Admiral hielt indeſſen immer Stand, litt aber durch das ſchwere Geſchütz, das die Feinde von einem Hügel abfeuerten, ſehr viel, weil er nicht darauf antworten konnte, indem ſeine Artillerie bereits nach Montcontour abgegangen war. Er wäre auch gewiß verlohren geweſen, wenn der Herzog von Montpenſier mit aller Gewalt über den Bach gedrungen wäre. Allein ſo ließ er nur ſein Fußvolk gegen den Bach anrücken, deſſen Anfälle die Hugenotten bis in die Nacht aushielten. Dieſe benutzte der Admiral, und zog ſich in derſelben nach Montcontour zurück. Von hier aus hätte er ſich gern nach Nieder-Poitou zurückgezogen: allein, er mußte ſich wider ſeinen Willen daſelbſt aufhalten, weil die Teutſchen entweder den Abſchied oder ein Treffen verlangten. Er machte alſo Anſtalten zur Schlacht, ſchickte ſein ſchweres Gepäcke weiter, zog ſich eine halbe Meile von Montcontour ab, gieng dem Feind entgegen, und nahm ſeinen Stand zwiſchen den Flüſſen Thoue und Dive, um ſeine beyden Flügel durch ſie zu decken. Er kommandirte den einen und der Graf von Naſſau den andern Flügel. Die Prinzen von Bearn und von Condé aber, die den Tag vor dem Treffen ankamen, wurden hinter die Fronte geſtellt, um ſich im Fall der Noth ohne Gefahr zurückziehen zu können. Der Herzog von Anjou kam in Schlachtordnung gegen ſie angerückt; er ſelbſt führte den Haufen an, der dem Grafen von Naſſau entgegen ſtand, und der Herzog von Montpenſier denjenigen, der gegen den Admiral anzog. Das Treffen fieng am dritten Oktober am 3. Okt.
an.

1569 an. Nachdem man vier Stunden lang mit dem groben Geſchütz auf einander gefeuert hatte, ſo ließ um zwey Uhr Nachmittags der Herzog von Montpenſier ſeine erſten Glieder, von Reuterey unterſtützt, vorrücken, und die Schwadronen der Herren von Moui und la Noue trennen. Als dieſen der Admiral zu Hülfe eilte, wurde er ſo tief in das Gefecht verwickelt, daß die teutſchen Reuter ſchon anfiengen ihn einzuſchlieſſen; ſchwerlich würde er dieſer Gefahr entkommen ſeyn, wenn ihm nicht der Graf von Mannsfeld zu Hülfe geeilt wäre. Er wurde aber doch durch einen Piſtolenſchuß in den linken Backen verwundet. Der Graf von Mannsfeld rückte nun weiter fort, und trieb alles, was ihm vorkam, in die Flucht. Der Herzog von Anjou, der noch nicht zum Fechten gekommen war, ſchickte ihm den Markgrafen Philibert von Baden und den Herzog von Aumale entgegen. Er hielt ihren Angriff muthig aus und der Markgraf wurde getödtet. Hierauf gieng der Herzog von Anjou ſelbſt mit allen ſeinen Kapitäns auf den Grafen los. Zu gleicher Zeit aber zog der Graf von Naſſau auch nach dieſer Seite, um dem Herzog den Weg zu verlegen. Beyde Haufen ſtieſſen mit dem heftigſten Grimm auf einander. Der Graf von Naſſau trennte die franzöſiſchen Schwadronen dergeſtalt, daß der Herzog von Anjou, dem ein Pferd unter dem Leibe todt geſchoſſen ward, entweder getödtet oder gefangen worden wäre, wenn ihn nicht der Marquis von Villars eiligſt aufgehoben und auf ein andres Pferd gebracht hätte. Das Gefecht wurde hierauf viel blutiger. Tavanes, der die Gefahr des Prinzen wahrnahm, war zu dem Marſchall von Coſſé geeilt, um die Schweitzer und die ſchwere Reuterey anrücken zu laſſen. Mit dieſen ward die leichte Reuterey des Grafen von Naſſau ſchnell über den Haufen geworfen,

ſen, und Biron, der mit einem Haufen aus dem 1569
Nachzug herbey eilte, trieb die hugenottiſche Reuterey völlig in die Flucht. Er vereinigte ſich hierauf mit den Schweitzern, und griff die hugenottiſchen Landsknechte mit einer ſolchen Hitze an, daß ſie endlich auch nicht weiter fechten wollten, und ohne alle Barmherzigkeit niedergemacht wurden, weil ſie den Katholiken bey la Roche-Abeille eben dies gethan hatten. Vergebens bemühten ſich der Admiral und der Graf von Mansfeld, wieder zum Gefecht zu kommen; ſie ſahen ſich ſelbſt genöthigt, auf ihre Rettung zu denken. Sie flohen nach Parthenai und von da nach Niort. Der Graf von Naſſau hatte bey dreytauſend Flüchtige wieder zuſammengebracht, und machte zuweilen Fronte gegen die Nachſetzenden, bis er nach Ervaux kam, und über den Fluß Thoue gieng, welchen Poſten der Admiral hatte beſetzen laſſen, um im Fall der Niederlage eine Zuflucht zu haben. Der Sieg war vollkommen: aber der Admiral blieb auch nach dieſer Niederlage groß, und verlohr ſeinen ſtandhaften Muth nicht. Seine Anhänger hingegen waren zum Theil ſehr zaghaft. Sie ſahen ſich ohne Geld, ohne Artillerie, ohne Lebensmittel, hatten eine ſiegende Armee hinter ſich, und waren geneigt, auch unter den härteſten Bedingungen Frieden anzunehmen. Coligni aber wendete alle ſeine Beredſamkeit an, dieſe Niedergeſchlagenen aufzurichten, und wurde durch die Prinzen von Bearn und von Condé, durch die Grafen von Naſſau und Mansfeld und andre Anführer dergeſtalt unterſtützt, daß niemand mehr vom Frieden ſprach.

Der Admiral und ſeine Freunde faßten den Entſchluß, alle Plätze in Poitou zu verlaſſen, und nur Rochelle, St. Jean d'Angeli, Angouleme und Charité zu erhalten. Sie wollten ſich in die Gebürge von Auvergne, Vivarais, Languedok und Gaſcogne

 ziehen,

1569 ziehen, ſich mit dem Grafen von Montgommeri vereinigen, und, ohne etwas zu wagen, den Krieg in dieſen Gegenden fortführen, bis neue Hülfe aus Teutſchland und England ankäme. Man ſchickte Couriere nach England, Teutſchland und Schweitz, und an den hugenottiſchen Adel, um den erlittenen Verluſt zu verringern und neue Hülfe zu ſuchen. Der Admiral brach mit den Prinzen von Niort auf, und ließ den Ritter Moui in dieſem Platz, um den Herzog von Anjou davor aufzuhalten, und nahm den Weg durch Querci nach Montauban und Gaſcogne.

Der Herzog von **Anjou** begieng einen groſſen Fehler, daß er nicht, nach dem Rath einiger Feldherren, denen aber freylich andre aus Mißgunſt widerſprachen, die Hugenotten weiter verfolgte und völlig zerſtreute, ſondern ſich mit Belagerungen aufhielt, und dadurch ſeinen Feinden zur Erhohlung Zeit ließ. Er bemächtigte ſich der Stadt **Parthenai**, woraus der Admiral die Beſatzung gezogen hatte, und belagerte **Niort**. Dieſer Platz würde ihm vielleicht langen Widerſtand gethan haben, wenn nicht **Moui**, beym Zurückziehen nach einem Ausfall, durch einen gewiſſen **Maurevel**, der zu ihm aus dem katholiſchen Lager übergelaufen war, meuchelmörderiſch wäre verwundet worden. Er zog ſich mit der Beſatzung und den meiſten proteſtantiſchen Bürgern nach Rochelle, und ſtarb daſelbſt. Die meiſten Beſatzungen in Poitou verlieſſen ihre Plätze, giengen durch Berri, und erreichten Charité glücklich. Auch die Landſchaft Berri ward von den Hugenotten verlaſſen, bis auf Sancerre und einige kleine Plätze. Nunmehr ſollte auch Saintonge bezwungen werden,
am 16. Okt. und der Herzog von **Anjou belagerte** deshalb **St. Jean d'Angeli**. Der König, der über den Ruhm ſeines Bruders eiferſüchtig wurde, kam mit ſeiner
am 26. Okt. Mutter, die dieſem günſtiger war, ſelbſt ins Lager.

St. Jean d'Angeli war nach Saintes der 1569
beträchtlichſte Ort in Saintonge und hatte gute Mauern. Die vornehmſte Stärke deſſelben beſtand aber in dem Haſſe der meiſten Einwohner gegen die Katholiken, in dem auſſerordentlichen Muth der an ſich nicht zahlreichen Beſatzung, und in der Unerſchrockenheit und Erfahrung ihres Befehlshabers Piles. Die Belagerung wurde bis in den November fortgeſetzt, und die Beſatzung wehrte ſich ſo tapfer, daß die Feinde noch keinen förmlichen Sturm wagen durften, ohngeachtet ihre Batterien groſſe Oeffnungen in die Mauer gemacht hatten, ſo daß Piles, der befürchtete, der Sturm möchte nicht auszuhalten ſeyn, bereits an einem andern Ort eine Oeffnung durch die Mauer hatte machen laſſen, um durch dieſelbe mit ſeinen Soldaten und mit den Bürgern, die ihm folgen wollten, auszuziehen. Da aber der Sturm unterblieb, gewann er Zeit, neue Verſchanzungen hinter den Mauern zu machen, und ſich alſo länger zu halten. Die königlichen Feldherren hielten es für ſchimpflich, die Belagerung in Gegenwart des Königs aufzuheben; ſie lieſſen deswegen dem Kommandanten eine Kapitulation anbieten, wie er ſie verlangte. Man verglich ſich über einen Stillſtand von zehn Tagen, binnen welchen der Kapitän la Perſonne zum Admiral reiſen ſollte, und Piles verſprach die Uebergabe, wenn während der Zeit keine Hülfe im Platz ankommen ſollte: dafür ſollte die Beſatzung mit Gewehr und Gepäcke ausziehen, und weder die Befehlshaber noch die Soldaten wegen ihrer Religion gekränkt werden. Dieſer Vertrag ward am ſechſten November gegen Abend geſchloſſen, am 6.
und es wurde ausgemacht, daß dieſer Tag nicht mit Nov.
unter die zehn Tage gerechnet werden ſollte. La Perſonne reiſte durch Angouleme, und erſuchte den dortigen Befehlshaber, ihm Hülfe zu ſchicken, welche

auch

1569 auch würklich am 17. in der Nacht glücklich in der Stadt ankam. Als daher Piles am 18. aufgefordert wurde, ſo glaubte er an ſein Wort nicht weiter gebunden zu ſeyn, und wollte ſich noch länger wehren. Das Feuer fieng alſo aufs neue von den Batterien an; die Beſatzung that einen Ausfall, vernagelte einige Stücke und würde das Pulvermagazin der Belagerer angezündet haben, wenn ſie ſich nur einen Augenblick länger hätte halten können. Da aber endlich Piles die Stadt an allen Seiten offen ſahe, und wenig Kriegsvorrath mehr übrig war, ſo daß er einen allgemeinen Sturm nicht hätte aushalten können, ſo entſchloß er ſich zur Kapitulation,
am 2. Dec. und erhielt ſie, wie man ſie ihm vor vierzehn Tagen angeboten hatte. Die Belagerer hatten durch die ſtrenge Jahrszeit und durch die Waffen über zehntauſend Mann vor dieſer Stadt verlohren, und daher war auch an keine Unternehmung weiter zu denken. Während der Belagerung von St. Jean d' Angeli nahm man den Hugenotten noch verſchiedene Plätze in Berri weg: aber an der Seite von Burgund und Nivernois wollte es ſo glücklich nicht gehen. Sanſac belagerte **Vezelai** zweymal vergebens, und verlohr dabey dreytauſend Mann. Die Hugenotten eroberten **Nimes** durch Ueberfall: mit **Bourges** aber wollte es ihnen nicht gelingen. Die
1570 Inſeln um Saintonge, Ré ausgenommen, kamen in die Hände der Katholiken, und **Rochelle** war dadurch faſt eingeſchloſſen. Um dies noch beſſer zu bewerkſtelligen, rüſtete der Kapitän **Landereau**, Unteradmiral von Poitou, einige Schiffe aus, mit denen er auf der Höhe von Rochelle kreutzte, und der alte Baron **la Garde** gieng in eben dieſer Abſicht von Marſeille mit einigen Galeeren in die See. Allein la Garde wurde durch den Hauptmann Sore, einen berühmten Seeräuber von Dieppe, genöthigt,

nöthigt, in die Mündung der Charente einzulaufen, 1570
und Landereau wurde durch eben dieſen Sore und la Noue mit vier ſeiner Kriegsſchiffe gefangen und nach Rochelle gebracht. **Pui-Gaillard** war mit 4000 Mann ins Feld gerückt, um den Fortgang des Kapitäns la Noue zu hemmen, und nahm **Lüſſon** nebſt andern von den Proteſtanten eroberten Plätzen wieder weg. Je näher der Frühling herbey kam, deſto ſtärker wurde das Blutvergieſſen; **La Noue** legte ſich vor eine ſtarke Schanze bey Lüſſon. **Pui-Gaillard** hoffte hier die Hugenotten zu überfallen, und die Einrichtung dazu war gut gemacht: allein, da la Noue Nachricht davon bekam, ſo fanden ihn die Royaliſten in Schlachtordnung, ehe ſie ſich geſtellt hatten. Ihre Reuterey floh bey dem erſten Anfall, und verließ das Fußvolk, welches zerſtreut wurde, nachdem es 500 Mann auf dem Platze liegen gelaſſen: 800 wurden gefangen genommen, und **Lüſſon** nebſt **Fontenai** erobert. Weil aber la Noue bey dem letzten Orte einen Arm verlohr, ſo übernahm der Graf von **Rochefoucault** das Kommando in Poitou und im Lande Aunis. **Renatus von Rohan** aber wurde von der **Königin von Navarra**, ſeiner Muhme, zum Anführer eines zahlreichen Heers in dieſen Gegenden, und zum Generalſtatthalter in ihres Sohns Herrſchaften während deſſen Minderjährigkeit ernennet, worauf er **Marennes** überfiel, und die Inſel **Oleron**, wie auch **Brouage** und **Saintes** eroberte.

Was nun das Heer der Prinzen von Navarra und Condé oder des **Admirals** betrift, ſo war es endlich nach vielen Mühſeligkeiten zu Montauban angekommen. Sowohl Mannſchaft als Pferde befanden ſich in einem ſo erbärmlichen Zuſtande, daß Montlüc und Damville noch vor der Vereinigung mit dem Grafen von Montgommeri dieſes Heer gar leicht

1570 leicht hätten ſchlagen können, wenn ihr Mißverſtändniß nicht immer fortgedauret hätte. Denn Damville begünſtigte den Admiral wegen ſeiner nahen Verwandſchaft, und betrug ſich bey der Ausführung der Entwürfe des ſtets thätigen Montlüc äuſſerſt ſchläfrig. Dieſes hugenottiſche Heer ſtreifte nun längs der Garonne und um Toulouſe herum, nahm **Aiguillon** weg, und ſchlug eine Brücke unter Agen über die Garonne, um in Bourdelois ſtreifen zu können, und ſich mit dem Grafen von Montgommeri zu vereinigen. Allein, **Montlüc** zerſtöhrte dieſe Brücke durch die Niederreiſſung einer Mühle. Dies nöthigte den Admiral, ſich wieder nach Toulouſe zu ziehen, nachdem Montgommeri ſeine Truppen auf Kähnen hatte überſetzen laſſen. Unterdes gieng Montlüc auf Befehl des Hofs nach Bearn, um die Beſatzungen der Hugenotten zu verjagen. Der Hof ſchickte ihm weder Geld noch Kriegsvorrath; er mußte alſo ſelbſt dafür ſorgen. Bey Belagerung eines ſehr feſten Orts in Bigorre wurde er in beyde Backen verwundet und auſſer Stand geſetzt, Bearn zu erobern. Der Marquis von **Villars** wurde für ihn Statthalter in Guyenne, ohne das ausführen zu können, was Montlüc angefangen hatte.

Weil der **Admiral** auf dieſer Seite keine vollkommene Verſtärkung erwarten konnte, ſo nahm er ſich vor, der Hülfe der Teutſchen und des Prinzen von Oranien entgegen zu gehen, und deswegen mit einer übel zugerichteten Armee, ohne Geld, ohne Artillerie, in beſtändiger Gefahr, den Katholiken zu begegnen, einen groſſen Theil von Frankreich zu durchſtreifen, und nach der Vereinigung mit Hülfsvölkern vor Paris zu rücken. Er nahm den Weg durch Nimes in Vivarais, und wurde durch **Montbrün** verſtärkt, welcher neue Truppen im Delphinat geworben hatte. Darauf gieng der Zug bey ſchlimmen

Geſund-

Geſundheitsumſtänden des Admirals durch Forez 1570
und Beaujolois nach Burgund, wo man Arnai=le
Dúc einnahm und durch **Briquemaut** verſtärkt
wurde. Weil der Herzog von Anjou krank worden
war und der Vicomte von Tavanes ſeinen Abſchied
geſucht und bekommen hatte, ſchickte der König den
Marſchall von **Coſſé** mit einem Heer von 10 bis
12000 Mann zu Fuß, 3 bis 4000 zu Pferd und
mit zwölf Kanonen nach Burgund, um dem Admiral, der nur 2500 Schützen, 2000 Reuter und
keine Artillerie bey ſich hatte, den Weg zu verlegen.
Der Marſchall ließ den Proteſtanten Zeit, ſich vortheilhaft zu ſetzen, ſo daß ſie das Städtchen Arne=le=Dúc im Rücken hatten und durch den mit hohlen
Wegen durchſchnittenen Abhang eines Hügels meiſtentheils gegen das ſchwere Geſchütz gedeckt waren.
Coſſé ließ hierauf angreifen, und es entſtand ein
hartnäckiger Kampf, bey dem viel Blut vergoſſen
wurde, ohne daß die Hugenotten einen Fuß breit wichen. Nach dieſem Vorgang wollte der Marſchall
nichts weiter wagen, und einige gaben ihm Schuld,
er habe die Hugenotten heimlich begünſtigt. Er ließ
ſie durch Autún nach Charité abziehen, wo ſie ſich
mit allerhand Bedürfniſſen verſahen, und hernach
gegen Paris hinzogen: aber Coſſé blieb ihnen immer
zur Seite.

Mitten unter der Wuth des Kriegs ſtand man
doch ſeit dem Treffen bey Montcontour in **Friedensunterhandlungen.** Bald nach demſelben
hatte die Königin Mutter den Herrn von Caſtelnau
an die Königin von Navarra geſchickt, um ihr Frieden anzubieten, und dieſe hatte verſprochen, mit
dem Admiral und andern Häuptern der Hugenotten
darüber Rath zu halten. Nachher war Coſſé in
eben der Abſicht abgeſchickt worden. Allein, man
konnte ſich nicht vergleichen, weil die Hugenotten
den

1570 den Verſprechen und Erbietungen der Königin nicht traueten. Endlich ward aber doch zu St. Germain en Laye zwiſchen den Abgeordneten beyder am 8. Aug. Theile ein aus 46 Artikeln beſtehender **Vertrag** geſchloſſen. Dadurch wurden die vorhergehenden Friedensedikte beſtätigt, das Edikt von Rouſſillon aufgehoben, und die Oerter beſtimmt, wo den Hugenotten zu predigen erlaubt ſeyn ſollte. Man bewilligte ihnen vier Sicherheitsplätze, Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, welche die Prinzen von Navarra und Condé nach Belieben beſetzen, aber nach zwey Jahren wieder abtreten ſollten. Sie waren alle ihrer Lage wegen ſehr wichtig. Rochelle ließ den Hugenotten das Meer frey, um aus England Hülfe an ſich zu ziehen; la Charité vereinigte ſie mit ihren dies- und jenſeits der Loire wohnenden Glaubensbrüdern; Montauban liegt an den Gränzen von Languedok und Querci, und diente alſo auch zu ihrer Vereinigung; und Cognac in Angoumois, wo die Hugenotten ohnehin ſtärker, als die Katholiken waren. Die Hugenotten wurden zugleich aller Aemter und Würden fähig erklärt, und ihnen erlaubt, bey ihren Rechtshändeln vor dem Parlament ſechs Richter, ſowohl Präſidenten als Räthe, ohne Anführung einer Urſache zu verwerfen.

Dieſen Frieden, der den Hugenotten ſo vortheilhaft ſchien, und diejenigen Katholiken, die der Argliſt nicht auf den Grund ſehen konnten, ſehr mißvergnügt machte, ſchloß die Königin Katharine aus keiner andern Urſache, als weil es ihr zur nachdrücklichen Fortſetzung des Kriegs an Geld fehlte, und weil ſie bereits ihre Maasregeln genommen hatte, den unſichern Weg der Gewalt zu verlaſſen und ſich durch Verſtellung und Betrug zu dem allerentſetzlichſten Schauſpiel vorzubereiten. Der Admiral hatte ſeines Orts einen ſolchen Abſcheu an den bürgerlichen

Zerrüttungen, daß er lieber ſich ſelbſt zu Grunde 1570
richten und auf dem Blutgerüſte ſterben, als länger in feindlicher Rüſtung gegen ſein Vaterland bleiben wollte, nachdem er ſahe, daß ſeine Partey die freye Religionsübung erlangen ſollte. Und der hugenottiſche Adel war gleichfalls froh, das Ende ſeiner unzähligen Mühſeligkeiten und der innerlichen Verwirrungen endlich einmal zu ſehen. Der Hof ſparte keine von allen nur möglichen Freundſchaftsbezeugungen gegen die Königin von Navarra, die beyden Prinzen und den Admiral. Man gewährte ihnen faſt alles, was ſie verlangten, oder gab ihnen doch ſolche Antworten, mit denen ſie zufrieden ſeyn konnten, und man verfuhr mit Leuten, die den Hugenotten Verdruß erregten, ſehr ſtreng. Dennoch blieben die Häupter der Hugenotten wachſam, und faßten, beſonders zu Rochelle, Anſchläge gegen jede Ueberraſchung.

Nach dem Frieden zu St. Germain vermählte am 23. Okt.
ſich der König **Karl** durch Prokuration mit der öſtreichiſchen Prinzeſſin **Eliſabeth**, Kaiſers Maximilians des Zweeten Tochter, welches Geſchäfte durch die Ränke des ſpaniſchen Hofs neun Jahre lang war aufgeſchoben worden. Die Prinzeſſin kam in Begleitung des Kurfürſten **Daniels von Mainz** nach Frankreich. Zu Mezieres empfieng der König die Prinzeſſin, und ließ ſich auch daſelbſt durch den Kardinal von Bourbon mit ihr trauen. Die Krönung der Königin und ihr Einzug geſchah erſt im März des folgenden Jahrs.

Bey den Friedensunterhandlungen zu St. 1571
Germain wurde auch von einer **Vermählung des Prinzen Heinrichs von Bearn mit Margarethen von Valois**, König Karls jüngern Schweſter geſprochen. Bald hernach, da beyde Parteyen über die ſchlechte Erfüllung der Friedenspunkte klag-

1571 ten, brachte man dieſe Vermählung, als ein ſicheres Mittel zur Tilgung aller Mißhelligkeiten, abermals in Vorſchlag. Die Königin von Navarra verſicherte, ſie ſähe dies als ein beſonderes Merkmahl der königlichen Huld an, ſie müſſe ſich aber doch noch erſt einige Bedenkzeit ausbitten. Die Häupter der Hugenotten waren ſehr vergnügt darüber, und ſie wurden noch ſicherer gemacht, als man ihnen zu verſtehen gab, daß der König auf einen Krieg mit Spanien wegen der Niederlande denke, um ſowohl den Hugenotten als den Katholiken eine ihrem kriegeriſchen Geiſte angemeſſene Beſchäftigung zu geben. Hieraus ſchloſſen die erſtern auf die Redlichkeit der Abſichten des Königs, weil er durch den Bruch mit Spanien ſich ſeiner vornehmſten Stütze berauben, das Haus Oranien begünſtigen, und hingegen die Maasregeln des Hauſes Guiſe verlaſſen wollte. Als endlich die Königin von Navarra ihren Beyfall zu der Vermählung ihres Sohnes mit der Prinzeſſin Margaretha gegeben hatte, wurde ſie an den Hof eingeladen, damit die Sache zur völligen Richtigkeit gebracht werden möchte. Sie kam, und der König gieng ihr mit dem ganzen Hofſtaat bis Blois entgegen, und gab ihr Zeichen der gröſten Vertraulichkeit, mit denen er ſelbſt ſo wohl zufrieden war, daß er ſeine Mutter, die Königin Katharine, fragte, ob er ſeine Rolle nicht gut geſpielt hätte? Und da ſie ihm Beyfall zuſicherte und dazu ſetzte, es ſey nicht genug anzufangen, man müſſe auch endigen: ſo betheuerte er mit einem Schwur, er wolle die Ketzer noch alle in die Schlinge locken. Die Artikel des Vermählungsvertrags waren bald zu Stande gebracht, und die Königin von Navarra begleitete den Hof nach Paris. Nun lud man auch den Admiral ein, unter dem Vorwand, daß ihm die Ausführung des Kriegs mit Spanien überlaſſen werden ſollte.

Da die Umſtände in den Niederlanden damals dem 1571
Prinzen von Oranien ſehr günſtig waren, ſo hatte der Admiral den Grafen Ludwig von Naſſau an den König von Frankreich geſchickt, um ihm vorzuſtellen, wie leicht es nunmehr ſey, ſeine alten Anſprüche an die ſpaniſchen Niederlande geltend zu machen, und aus den Verwirrungen Vortheil zu ziehen. Der König ſchien alles mit Vergnügen anzuhören, und verſprach, die Sache zu überlegen, bat ſich aber zugleich aus, daß der Admiral ohne Verzug zu ihm kommen möchte, weil er ihn für den einzigen Mann in ſeinem Reich halte, mit dem er ſich hierüber berathſchlagen und dem er die Führung eines ſo wichtigen Kriegs anvertrauen konnte. Der **Admiral** fand viele Bedenklichkeiten bey dieſer Einladung. Doch ließ er ſich endlich durch die Aufmunterungen des Grafen von Naſſau und der Marſchälle von Montmorenci und Coſſé, welche auch um die Sache wußten, dazu bereden. Der König empfieng den Admiral auf eine Art, die ihn vollkommen beruhigte. Er verſicherte ihm, er ſchätze dieſen Tag für den glücklichſten ſeines Lebens; er verwilligte ihm eine Leibwache von funfzig Edelleuten, die er ſich ſelbſt wählen durfte, gab ihm alle ſeine Aemter und eine Stelle im Staatsrath, nebſt einem Geſchenk von hunderttauſend Livres, um ſein während des Kriegs verwüſtetes Schloß Chatillon wieder herzuſtellen, und überließ ihm ein Jahr lang die ſehr beträchtlichen Einkünfte der geiſtlichen Pfründen ſeines Bruders, des **Kardinals von Chatillon**, der zu London durch einen ſeiner Bedienten, den man einige Zeit hernach in Rochelle entdeckte, und nach Verdienſt am Leben ſtrafte, war vergiftet worden. Die Königin Mutter, der Herzog von Anjou, alle Herren des Hofs überhäuften den Admiral mit Schmeicheleyen und Freundſchaftsbezeugungen. Vor allen bewies ſich

1571 der Herzog von Alençon, der jüngere Bruder des Königs, — vielleicht am aufrichtigſten — als ein Bewundrer dieſes groſſen Mannes; er wußte nicht, wie er die Empfindungen der Hochachtung lebhaft genug gegen ihn ausdrücken ſollte. Um das Spiel noch weiter zu treiben, ſchickte man den Admiral Schomberg nach Teutſchland, um mit den proteſtantiſchen Fürſten, die zu Ende des Jahrs 1570 Fürbitten bey dem König für die Hugenotten eingelegt hatten, ein Bündniß zu ſchlieſſen. Zugleich bemühte man ſich, die Vermählung des Herzogs von Anjou mit der Königin Eliſabeth von England zu Stande zu bringen. Die darüber gepflogenen Unterhand-
1572 lungen endigten ſich mit einem Vertheidigungsbünd-
am 29. April. niß zwiſchen Karl'n und Eliſabeth, das im April zu Blois geſchloſſen wurde.

Inzwiſchen gieng etwas in den Niederlanden vor, das den Admiral in ſeiner Meinung beſtärkte, der König ſey ernſtlich geſonnen, mit Spanien zu brechen. Der Graf Ludwig von Naſſau warb Volk in Frankreich, und überfiel damit die Stadt Mons. Da aber der Herzog von Alba dieſe Stadt wieder belagern ließ; ſo gieng Genlis, mit Bewilligung des Königs, an der Spitze einiger tauſend Hugenotten nach Hennegau, um den Platz zu entſetzen. Ob er nun gleich geſchlagen wurde, ſo gieng doch der ſpaniſche Geſandte unter andern auch wegen dieſer Feindſeligkeit von dem franzöſiſchen Hof weg; und es ſchien weiter nichts zu fehlen, als eine förmliche Kriegserklärung zwiſchen beyden Kronen.

Als man alle Anſtalten zum Vermählungsfeſt des Prinzen Heinrich von Navarra mit der Prinzeſ-
am 9. Jun. ſin Margarethe machte, ſtarb die Mutter dieſes Prinzen, die vortreffliche Königin **Johanne von Navarra**, an einem Geſchwür in der Seite. Es entſtand in den Provinzen ein Gerücht, als wenn

ihr die Königin Katharine ihre Tage durch Gift ver- 1572
kürzt hätte, und dem zu Folge wurde der Admiral
von verſchiedenen Orten her gewarnt, ſich vor den
Fallſtricken des Hofs in Acht zu nehmen; allein, er
ſpottete über dieſe und andre Warnungen, und war
ganz von dem ſpaniſchen Krieg eingenommen. Er
hatte ſich ſeit kurzem auf ſeinem Schloß Chatillon
aufgehalten, und erhielt daſelbſt faſt täglich Briefe
von ſeinen Freunden, die ihn beſchwuren, nicht wie-
der an den Hof zurück zu kehren. Aber er verließ
ſich zu ſehr auf das Wort und das Betragen des
Königs, und ſuchte alle, die ihm Verdacht erwecken
wollten, zu widerlegen. Seine Widerlegungen
thaten nicht jedermann Genüge. Einer ſeiner Edel-
leute, mit Namen Langoiran, war ſo ſehr von der
Verrätherey des Hofs überzeugt, daß er ſich vom
Admiral beurlaubte, und als ihn dieſer voll von Ver-
wunderung um die Urſache ſeines Abſchiedes fragte,
antwortete Langoiran: man macht Ihnen zu viel
Schmeicheleyen; dies erweckt mir Verdacht; ich ha-
be beſchloſſen, mich lieber mit den Thoren zu retten,
als mit den Klugen umzukommen. Der Admiral
hielt dies für bloſſen Scherz, und fuhr fort, in ſei-
ner Sicherheit dahin zu leben.

Nach vielen Widerſprüchen des Pabſts, des
Herzogs von Anjou und der Guiſen, ward die **Ver-
mählung** des neunzehnjährigen **Prinzen Heinrich**,
der nun nach ſeiner Mutter Tod den königlichen Ti-
tel angenommen hatte, **mit der Prinzeſſin Mar-
garethe** auf eine äuſſerſt prächtige und königliche
Art **vollzogen**. Vorher war auch der **Prinz
Heinrich von Condé mit der Prinzeßin Ma-
rie von Kleve vermählt** worden. Der refor-
mirte Adel war bey den Vermählungen in groſſer
Anzahl zugegen; und der Admiral ſann mitten unter
den Luſtbarkeiten auf die Ausführung ſeiner Grille,

1572 des Kriegs mit Spanien. Der König wußte ſich bey den Geſprächen und Entwürfen über dieſen Krieg ſo zu verſtellen, daß ſelbſt die Argwöhniſchſten hintergangen wurden. Coligni ſtellte ihm vor, wie weit rühmlicher für ihn, und vortheilhafter für die Armee es ſeyn würde, wenn er ſelbſt den Feldzug mit machen wollte; und zugleich überzeugte er ihn, daß ſeine Mutter ihn beym vorigen Krieg davon abgehalten habe, um ihn beſtändig unter ihrer Zucht zu haben und allein regieren zu können. Karl nahm dies zu Herzen: aber Katharine, die es erfuhr, bekümmerte ſich Anfangs wenig darum, ſondern nahm nur auf den Nothfall einige allgemeine Maasregeln und verſicherte ſich des Beyſtandes der Guiſen noch mehr. Allein, die Gefahr ward gröſſer; ſie wurde von einigen ſcharfſichtigen Hofleuten, die ſo ſehr in ihrer Gunſt, als in dem Vertrauen des Königs ſtanden, hiervon benachrichtiget, und ſie verſicherten ſie, ihr Sohn würde ihr ganz abgeneigt und von den Hugenotten völlig eingenommen werden, wenn ſie nicht durch ein gewaltſames Mittel zuvorkäme. In dieſer Noth entſchloß ſich Katharine zu einer überſpannten Auskunft. Sie bediente ſich eines Augenblicks, da ihr Sohn mit Jagen beſchäftiget und von ſeinen ihn ſtets umgebenden Räthen frey war, zog ihn bey Seite in ein benachbartes Schloß, ſperrte ſich mit ihm in ein Kabinet, und brach in die bitterſten Vorwürfe aus. Mit einer Miſchung von mütterlicher Zärtlichkeit und Ernſt ſtellte ſie ihm vor, was ſie von ſeiner Kindheit her an ihm gethan habe, die vielfache Mühe, die er ihr verurſachet, die Gefahr, mit der er von eben den Leuten, denen er ſich unbeſonnen überlaſſen, bedroht werde. Machen ſich dieſe Meiſter von den Staatsgeſchäften, was ſoll denn aus mir werden? ſagte ſie ſchluchzend; was aus dem Herzog von Anjou, den ſie tödlich haſſen?

Gebt mir, ſetzte ſie hinzu, Urlaub zur Rückkehr 1572
nach Florenz, und eurem Bruder Zeit zur Rettung. — Der König, der ſich mehr vor ſeiner Mutter und vor ſeinem Bruder, als vor den Hugenotten fürchtete, und eine ihm nachtheilige Veränderung beſorgte, geſtand ſeine Verſehen, und bat Katharinen um Verzeihung. Dieſe äuſſerte aber ein unverſöhnliches Mißvergnügen, und eilte fort in ein benachbartes Haus; Karl folgte ihr, und traf den Herzog von Anjou, die Herren von Rets, von Tavanes und von Sauve, als eben ſo viele Rathgeber, bey ihr an; ein neuer Beweggrund zur Beſorgniß für den jungen König! Er verlangte, daß man ihm wenigſtens die neuen Verbrechen der Kalviniſten bekannt machen möchte. Sogleich bemühte ſich jeder, ſie ſo verhaßt zu ſchildern, als möglich war, und alle ihre wahren und vermeintlichen Forderungen zu vergröſſern. Der eine verſicherte, ſie wären nicht blos mit der freyen Uebung ihrer Religion zufrieden, ſie verlangten auch die Abſchaffung der katholiſchen; der andre behauptete, ſie rühmten ſich, den König nach ihrem Willen lenken zu können, und der Admiral beſonders prahle unaufhörlich mit ſeinen Thaten, und ſchmeichle ſich mit einer künftigen Rache, wegen der gegen ihn ergangenen Achtserklärungen. Man muß geſtehen, daß Teligni und einige andre reformirte Herren nicht immer gemäſſigt genug in ihren Ausdrücken waren. Selbſt la Noue mißbilligte ihre Ruhmredigkeit und Unbeſonnenheit. Alles wurde vollends dem König auf der übertriebenſten Seite vorgeſtellt, ſo daß er endlich nachgab und verſprach, von nun an beſſer auf ſeiner Hut zu ſeyn, damit der Admiral und deſſen Anhänger nicht weiter Gelegenheit finden möchten, ſeine Güte zu mißbrauchen. Weil aber doch Karl noch nicht feſt entſchloſſen ſchien, ſo dachte man dar-

 auf,

1572 auf, wie man ihn gegen die Reformirten ſo in Hitze ſetzen könnte, daß nie wieder eine Ausſöhnung ſtattfinden möchte.

Zu dem Ende ſchickten die Königin Mutter und der Herzog von Anjou einen Courier an den Herzog von Aumale, der ſich mit den Herzogen von Guiſe, von Nemours, von Elboeuf, von Nevers, von Montpenſier, und mit vielen Edelleuten ſogleich einfand. Alles dies geſchah bald nach der Vermählung des Königs von Navarra, und man fand nicht für gut, die Befreyung von der Furcht, die man vor dem Admiral hatte, länger als vier Tage nach dieſer Berathſchlagung aufzuſchieben. Es fand ſich bald ein Meuchelmörder, der berüchtigte **Maurevel**, ehemals Bedienter im guiſiſchen Hauſe, der ſich in einem Hauſe verbarg, vor dem der Admiral täglich vorbey gieng, wenn er aus dem Louvre zurückkam. Durch ein mit einem Vorhang verdecktes
am 22. Aug. Fenſter ſchoß er mit einer Büchſe nach dem Admiral; die Kugeln fuhren in den rechten Arm, und nahmen den Zeigfinger der rechten Hand weg. Ohne den geringſten Schrecken wies der Admiral auf das Haus, aus dem der Schuß gekommen war; man brach die Thür auf: aber Maurevel hatte ſich ſchon gerettet. Coligni begab ſich, von ſeinen Bedienten geführt, nach Hauſe, in der Ueberzeugung, ſeine Verwundung ſey ein Werk der Guiſen.

Der König ſpielte eben mit dem Ball, als er dieſen Zufall erfuhr. **Wenn wird es doch einmal ruhig werden?** rief er aus, und warf das Raket wütend von ſich: **ſoll ich denn alle Tage neue Verwirrungen erfahren?** Alle Hofleute geriethen in Bewegung; man erſchöpfte ſich in Muthmaſſungen; von den Anhängern des Admirals drohten einige; andre ſtanden tiefſinnig da; andre gaben Rathſchläge, und über deren Menge faßte man gar

kei-

keinen. Als ſie ſich von der erſten Betäubung erholt 1572
hatten, beſchloſſen ſie, ſich beym König zu beſchweren und Gerechtigkeit zu fordern. Der König von Navarra und der Prinz von Condé thaten dies ſelbſt. Karl antwortete, es könne niemand bekümmerter über dieſes Unglück ſeyn, als er ſelbſt, und er werde auf ſchwere Rache denken. Die Königin Mutter ſetzte hinzu, dieſes Verbrechen beleidige den König ſelbſt, und wenn er es unbeſtraft lieſſe, würde er ſelbſt im Louvre nicht mehr ſicher ſeyn. Die Prinzen zogen ſich ſehr vergnügt über dieſe Geſinnungen zurück, und ſie wurden in der Aufrichtigkeit derſelben deſto mehr beſtärkt, da man alle zur Gefangennehmung des Mörders dienliche Maasregeln ergriff. Die Thore der Stadt Paris wurden verſchloſſen; es wurden Kommiſſarien zur Unterſuchung des Vorfalls verordnet; man ließ alle verdächtige Häuſer durchſuchen. Noch mehr, der König ſagte den Geſandten auswärtiger Höfe, er wolle ihren Herren melden, wie ſehr ihm dieſer Vorgang mißfalle, und den Statthaltern der Provinzen ließ er befehlen, die Mitſchuldigen einer ſo ſchändlichen That aufzuſuchen.

Der Admiral verlangte den König zu ſprechen, und dieſer begab ſich ſogleich, nebſt ſeiner Mutter, dem Herzog von Anjou, den Marſchällen von Frankreich, und einem prächtigen Gefolge zu ihm. Er tröſtete den Admiral, und ſagte: **Euch hat man verwundet, ich aber will den Schmerz auf mich nehmen; und ich ſchwöre es euch bey Gott, daß ich eine Rache ausüben will, die nimmermehr vergeſſen werden ſoll.** Coligni dankte ihm, und nach einer kurzen Verſicherung ſeiner Treue lenkte er ſogleich das Geſpräch auf den niederländiſchen Krieg, ſeine gewöhnliche Grille, und ſtellte die Nothwendigkeit deſſelben vor; zugleich aber beſchwerte er ſich über die ſchlechte Beobachtung der

1572 den Reformirten verliehenen Edikte. Mein Vater, antwortete der König, ich halte euch wahrhaftig für einen treuen Unterthanen und für einen der tapferſten Generale meines Königreichs. Seyd verſichert, daß ich für die Vollziehung meiner Edikte ſorgen, und euch rächen werde, ſo bald man die Schuldigen wird entdeckt haben. Sie ſind nicht ſchwer zu finden, verſetzte der Admiral; die Anzeigen ſind deutlich genug. Beruhiget euch, antwortete der König, eine längere Anſtrengung möchte eurer Wunde ſchaden. Mit dieſen Worten gieng er auf die Thüre zu, verlangte die kupferne Kugel zu ſehen, die man aus der Wunde genommen hatte, und ließ ſich alle Umſtände erzählen; und dann begab er ſich nach einigen Aeuſſerungen des Mitleids wieder hinweg. Während dieſes Beſuchs, der ohngefähr eine Stunde lang währte, bemerkte man, daß die Königin Mutter ſich nie vom König entfernte, und daß ſie auf alle Worte des Admirals genau horchte: da aber der Admiral mit dem König allein zu ſprechen verlangte, mußte ſich die Königin nebſt dem Herzog von Anjou vom Bett entfernen, welches ihnen groſſe Unruhe verurſachte, zumal da das ganze Haus voll reformirter Edelleute war, die um ſie herumgiengen, einander in die Ohren flüſterten, und ihnen nicht ganz ehrerbietig begegneten. Sie war es eigentlich auch, die den König unter dem Vorwand, das allzuviele Sprechen möchte dem Admiral ſchaden, von dem Bette hinweg brachte. In der That würde es damals nur ein Wort gekoſtet haben, ſie um Freyheit oder Leben zu bringen, wenn der junge Karl, deſſen erſte Bewegung äuſſerſt heftig war, gemerkt hätte, daß man ihn hintergienge, und daß ſeine nächſten Verwandten das Unglück des Admirals veranſtaltet hätten. Die

Köni-

Königin, die gern beyde Parteyen, die guiſiſche 1572
und coligniſche, zu Grunde gerichtet hätte, um
nur deſto willkührlicher regieren zu können, gab dem
König öfters zu verſtehen, daß ſie Verdacht auf den
Herzog von Guiſe habe, der vermuthlich den Tod
ſeines Vaters, den man noch immer der Anſtiftung
des Admirals Schuld gab, habe rächen wollen. Der
König war auch ſo erbittert, daß er Befehl gab, den
Herzog aufzuſuchen und ihn gefangen zu nehmen.
Die Königin Mutter und ihr lieber Sohn, der Herzog von Anjou, fanden aber dennoch für beſſer, dem
König das Geheimniß zu entdecken. Sie bedienten
ſich hierzu des Marſchalls von Rets, zu dem Karl
viel Vertrauen hatte. Er gieng in deſſen Kabinet,
und nach einigen Vorbereitungen geſtand er ihm, daß
die Verwundung des Admirals kein Werk des Herzogs von Guiſe allein ſey, ſondern daß ſie eigentlich
von ſeiner Mutter und ſeinem Bruder herrühre;
daß dies dem Staat zum Beſten ſey unternommen
worden, indem die Hugenotten die ſchändlichſten Abſichten hegten, und daß man ſie entweder mit Gewalt unterdrücken oder ſich in einen neuen Bürgerkrieg einlaſſen müſſe. Zu dieſem Geſpräch kam verabredetermaſſen die Königin Mutter in Begleitung
des Herzogs von Anjou, des Herzogs von Nevers,
des Siegelbewahrers Birague, und des Marſchalls
von Tavanes. Sie wendete alle ihre Kunſtgriffe an,
um ihrem Sohne dasjenige zu bekräftigen, was ihm
Rets verſichert hatte; ſie ſetzte hinzu, die Hugenotten wären nach der Verwundung des Admirals in ſo
groſſe Verzweiflung gerathen, daß ſie ſich nicht etwan an dem Herzog von Guiſe, ſondern an dem
König ſelbſt vergreifen würden. Man ſagt, daß
würklich einige Reformirten durch unbedachtſame Reden zu dieſem Verdacht Anlaß gegeben. Der Herr
von Piles ſoll ſogar dem König ins Geſicht geſagt

1572 haben, man würde ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu verſchaffen wiſſen, wenn ſie der König nicht verſchaffen könnte oder wollte. An ſolche Drohungen erinnerte Katharine ihren Sohn ſehr lebhaft, verſicherte, der Admiral habe Briefe nach Teutſchland und in die Schweitz geſchickt, und um eine Hülfe von zwanzigtauſend Mann angeſucht; wenn nun, ſagte ſie, dieſe Truppen ſich mit den mißvergnügten Franzoſen vereinigten, ſo wird, bey der ſchlechten Beſchaffenheit der Finanzen, für uns keine Sicherheit ſeyn; und es wäre leicht zu vermuthen, daß die Katholiken bey dem geringſten Anſchein eines Verſtändniſſes des Königs mit den Reformirten einen Generalkapitän wählen und ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Hugenotten errichten würden; der König würde ſich alsdann zwiſchen zwo Parteyen befinden, ohne Macht und ohne Anſehn ꝛc. Dieſe Betrachtungen erweckten in dem König eine wunderbare und ſeltſame Veränderung. So ſchwer er vorher zu überzeugen war, deſto ſchwerer fiel es nunmehr ſeiner Mutter und ſeinem Bruder, ihn in Schranken zu halten. Er ſtand ganz wütend auf und ſchwur auf ſeine gewöhnliche Art: Par la mort Dieu! **Man tödte, weil ihr es für gut findet, den Admiral; nicht aber ihn allein, ſondern alle Hugenotten, damit nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne; und man fertige die Befehle hierzu auf der Stelle aus.**

Kaum war dies ſchreckliche Urtheil ausgeſprochen, ſo dachte man auf deſſen Vollſtreckung; und Karl bediente ſich von dieſem Augenblick an aller der Verſtellung, die zu einem ſolchen Unternehmen nothwendig ſchien. Vor allen Dingen dachte man darauf, wie man die reformirten Edelleute zu Paris alle in Einem Quartier der Stadt verſammlen möchte, um ſie alle auf einmal in dem Netze fangen zu können.

nen. Sie gaben ſelbſt ein Mittel dazu an die Hand. 1572
Der Admiral, der durch einige Bewegungen unter dem Volk beunruhiget wurde, bat den König um eine Leibwache. Wenig Tage vorher hatte man unter gewiſſen Vorwänden das Garderegiment nach Paris gebracht. Der König ließ nicht nur eine Kompagnie davon vor dem Hauſe des Admirals in die Quartiere legen, ſondern er gab auch den benachbarten Katholiken Befehl, den Reformirten Wohnungen einzuräumen. Die Stadtbeamten mußten ein Verzeichniß davon machen, und ſie ermahnen, ſich um den Admiral aufzuhalten. Noch mehr, die Schweitzergarde des Königs von Navarra wurde in das Haus des Admirals gelegt, und dem Prinzen ſelbſt im Namen des Königs gemeldet, er möchte ſich mit allen ſeinen Leuten ins Louvre begeben, um dem Hof zu einer Schutzwehr gegen die Guiſen zu dienen, im Fall ſie etwas unternehmen ſollten. So viele Vorſicht, die blos zum Vortheil der Reformirten angewandt zu ſeyn ſchien, richtete die meiſten Freunde des Admirals gar ſehr auf: dennoch beſtanden einige auf dem klügſten Entſchluß, welchemnach man den Kranken aus Paris ſchaffen und ihn begleiten wollte: allein Coligni widerſetzte ſich immerfort, indem er behauptete, man beleidige dadurch den König, deſſen Wort er trauen wolle, ſollte es auch mit Aufopferung ſeines Lebens verbunden ſeyn. Teligni und la Rochefoucault dachten eben ſo. Dieſe Uebereinſtimmung der Gedanken hinderte diejenigen, die mißtrauiſcher waren, nicht, neue Verſuche zu machen. Unter andern ſagten ſie, man habe ſo viele Waffen ins Louvre bringen laſſen, als wenn man ein Zeughaus daraus machen wollte: der kranke Admiral antwortete, es geſchehe dies eines Turniers wegen, das der König nächſtens geben wolle, und er habe ihm ſelbſt gütigſt Nachricht davon ertheilet.

Seine

1572 Seine Freunde verſetzten, dies ſey blos liſt, und man müſſe bey einem ſolchen Fall auf alles wachſam ſeyn: aber auch der Eifer dieſer Räthe war fruchtlos.

Die Königin Mutter, die ihre Kundſchafter unter den reformirten Herren hatte, ward bald von ihren Berathſchlagungen benachrichtiget, und ſie eilte nun um ſo viel mehr mit der Vollziehung des königlichen Willens. Man ſetzte ſie auf den Tag des heiligen Bartholomäus, den 24. Auguſt feſt; und dieſer Entſchluß ward in dem Schloß der Thuileries gefaßt, von der Königin Katharine, dem Herzog von Anjou, dem Herzog von Nevers, dem Grafen von Angouleme, natürlichen Bruder des Königs, dem Siegelbewahrer Birague, dem Marſchall von Tavanes und dem Marſchall von Rets. Anfangs waren ſie unſchlüſſig, ob man auch den König von Navarra, den Prinzen von Condé, und die Marſchälle von Montmorenci und Damville mit aufopfern wollte; endlich brachten es Tavanes und Rets dahin, daß man ſie von dem Bluturtheil ausnahm. Die Ermordung des Admirals ward dem Herzog von Guiſe aufgetragen, und ſie ſollte den erſten Auftritt des Trauerſpiels abgeben. Nie hatte der Herzog einen Auftrag freudiger übernommen, als dieſen; um aber allen Verdacht zu meiden, ſtellte er ſich nebſt ſeinen Verwandten, als wenn ſie von Seiten ihrer Feinde etwas Schlimmes befürchteten und verlangten deswegen vom König Urlaub. Gehet, ſagte Karl mit zorniger Mine, **wenn ihr ſchuldig ſeyd, will ich euch ſchon wieder finden.** Auf dieſe Art konnten ſie ihre Bewegungen deſto beſſer unter dem Schein der Verwirrung, die mit Reiſeanſtalten verknüpft zu ſeyn pflegt, verbergen und ihre leute leicht verſammlen, ohne Argwohn zu erwecken. Der Marſchall von Tavanes ließ die Vorſteher der Bürger vor den König kommen, und befahl ihnen in ſei-

ner

ner Gegenwart und in ſeinem Namen, die Bürger-1572
kompagnien gegen Mitternacht vor dem Rathhaus zu verſammlen. Als man ihnen den Zweck davon kund that, und ſie hierüber erſchracken, und ſich mit ihrem Gewiſſen entſchuldigten, überhäufte ſie Tavanes ſo ſehr mit Drohungen, daß ſie verſprachen, mehr zu leiſten, als man verlangte. Man ſagte ihnen, daß mit der Glocke auf dem Pallaſt das Zeichen gegeben, daß hierauf ſo gleich vor alle Fenſter Fackeln geſteckt, daß die Ketten vor die Gaſſen gezogen, daß auf allen Plätzen und Kreutzwegen Wachten geſtellt werden, und daß die Katholiken, zur Unterſcheidung von den Reformirten, ein weiſſes Tuch am linken Arm und ein weiſſes Kreutz auf den Hüten tragen ſollten.

Alles ordnete ſich nunmehr, dieſen Anſtalten gemäß, in grauſenvoller Stille. Der König, in Beſorgniß, er möchte durch einen zu ſtarken Ausbruch der Freundſchaft das Unternehmen verrathen, getraute ſich nicht, den Grafen von la Rochefoucault, den er wegen ſeines unterhaltenden muntern Umgangs liebte, zu retten. Als ihn der König Abends aus dem Louvre gehen ſah, ſuchte er ihn ſehr zudringend zurück zu halten. Der Graf ſchlug es ab. Mit Befehlen ihn zu nöthigen ſchien mißlich; der König überließ ihn alſo ſeinem Schickſal und bedaurete ihn. Traurig und verdrießlich erwartete Karl die zum Blutbad beſtimmte Stunde. Seine Mutter ſprach ihm Muth ein, und man mußte ihm den Befehl zum Zeichen des Ueberfalls abnöthigen; er gieng hierauf aus ſeinem Kabinet in ein Zimmer bey dem Thor des Louvre, und ſah voll von Unruhe zum Fenſter hinaus. Seine Mutter und ſein Bruder blieben ſtets um ihn. Man hörte einen Piſtolenſchuß, worüber ſie mit einander in Entſetzen geriethen und von Erwartung der Dinge ganz auſſer ſich waren.

1572 waren. In der Angſt ſchickten ſie einen Edelmann an den Herzog von Guiſe mit Befehl, nichts gegen den Admiral zu unternehmen; hierdurch wäre auch allem übrigen Blutvergieſſen geſteuret geweſen: es war aber ſchon zu ſpät.

am 24. Aug. Der rachſüchtige Guiſe hatte kaum das Zeichen zum Morden gehört, als er ſich mit ohngefähr dreyhundert Mann, welche, weil man groſſen Widerſtand vermuthete, ganz geharniſcht waren, eilends zum Hauſe des Admirals begab. Das Thor ward ſogleich geöffnet, als es hieß, der König befehle es, und der Haushofmeiſter des Admirals, der dies gethan hatte, ward ſogleich niedergeſtoſſen. Die Schweitzer des Königs von Navarra flohen vor der überwiegenden Menge, und verſteckten ſich. Drey Oberſten der franzöſiſchen Truppen, in Begleitung eines Sieneſers, mit Namen Petrucci, und eines Teutſchen, Böhme genannt, liefen eiligſt die Treppe hinauf, und ſchrien, indem ſie mit einander in das Zimmer des Admirals einſtürzten, mit fürchterlicher Stimme: Mord und Tod! Der kranke Admiral war ſchon bey dem erſten Lärmen im Hauſe aufgeſtanden, hatte ſich an die Wand gelehnt, und betete. Böhme erblickte ihn zuerſt. **Biſt du Coligni?** rief er ihm zu. **Ja ich bin es** antwortete dieſer mit ruhiger Mine; **junger Menſch**, ſetzte er hinzu, **habe Ehrfurcht für meine grauen Haare.** Böhme ſtieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend heraus, und hieb ihn ins Geſicht; tauſend Stöſſe und Hiebe folgten nach. **Es iſt geſchehen,** ſchrie Böhme zum Fenſter hinaus. Guiſe antwortete: **Der Graf von Angouleme will es nicht eher glauben, bis er den Feind zu ſeinen Füſſen ſieht.** Man warf alſo den Leichnam zum Fenſter hinaus. Angouleme wiſchte mit ſeinem Schnupftuch das Blut von dem Geſicht des Ermordeten, um

zu ſehen, ob er es auch würklich wäre, und gab 1572
ihm, nachdem er ihn erkannt hatte, einen Stoß mit dem Fuſſe *).

Auf das fürchterliche Geſchrey, Heulen und Winſeln, das ſich gleich nach dem Zeichen mit der Glocke von allen Seiten her erhob, ſprangen die meiſten Reformirten halb nackend, ſchlaftrunken und unbewaffnet aus ihren Häuſern. Diejenigen, die auf das Haus des Admirals zuliefen, wurden von den Gardeſoldaten, die dort ſtanden, niedergemacht; und die ſich ins Louvre retten wollten, wurden durch Piquenſtöſſe und durch Büchſenſchüſſe zurückgetrieben; konnten ſie dann noch fliehen, ſo fielen ſie den Truppen des Herzogs von Guiſe und den Bürgerpatrouillen in die Hände, welche das ſchrecklichſte Metzeln verübten. Von den Straſſen drang man mit Gewalt in die Häuſer, würgte alles, was aufſtieß, ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechts; die Luft ertönte von dem ſchaudervollen Brüllen der Mörder und von dem ſchmerzlichen Wehklagen der Sterbenden. Der Tag brach über dieſen abſcheulichen Miſſethaten an; da ſahe man verſtümmelte Körper aus den Fenſtern werfen; die Thüren waren verſperrt mit Haufen von todten oder röchelnden Körpern, und die Straſſen mit Leichnamen, die man über das Pflaſter zu dem Fluß ſchleppte.

Eben ſo ſchrecklich wüteten Menſchen und Chriſten gegen ihre Mitmenſchen und Mitchriſten im Louvre. Die während der fünf Tage, ſeit dem die Prinzeſſin Margarethe des jungen Königs Heinrich

*) Erſt neuerlich hat der unvergleichliche Schröckh das Andenken des groſſen Coligni wieder verewiget, in dem 5ten Theil ſeiner Allgemeinen Biographie S. 134-265.

1572 rich von Navarra Gemahlin war, geſchehene Vorfälle, hatten ſtatt hochzeitlicher Feſte eine düſtere Traurigkeit verurſachet. Bey allen Luſtbarkeiten äuſſerte ſich Zwang und Aengſtlichkeit. Die junge Gemahlin, die ſowohl den Reformirten als den Katholiken verdächtig war, unterſtand ſich nicht, nach der Urſache der von ihr bemerkten Bewegungen zu fragen. Am Abend vor dem Bartholomäustag befahl ihr ihre Mutter, die Königin Katharine, ſich zeitig zu Bette zu begeben; ihre Schweſter, die Herzogin von Lothringen, wollte ſie zurück halten, und konnte ihre Wehmuth nicht verläugnen. Die Mutter ſchalt heftig ihren Vorwitz und befahl Margarethen nochmals, ſogleich zu gehen; dies geſchah unter den zärtlichſten Umarmungen der ältern Schweſter, welches alles ihr Zittern und Furcht verurſachte. Als ſie ihr Gemahl rufen ließ, fand ſie ſein Bett mit dreyſſig bis vierzig Hugenotten umgeben; ſie wachte mit ihnen, und man ſprach unaufhörlich von der Verwundung des Admirals. Mit Anbruch des Tags verließ Heinrich mit allen ſeinen Edelleuten das Zimmer, und die junge Königin ließ das Zimmer verriegeln und ſchlief. Eine Stunde darauf fuhr ſie plötzlich aus dem Schlaf auf, weil jemand mit Händen und Füſſen an ihre Thür klopfte, und aus allen Kräften ſchrie: **Navarra! Navarra!** Ihre Amme, welche glaubte, es ſey König Heinrich, öffnete die Thür; und ſogleich ſtürzte ein ganz blutiger Menſch in das Zimmer, den vier Schützen verfolgten, und die faſt mit ihm zugleich eindrungen. Der Verwundete warf ſich auf das Bett. Margarethe ſprang aus dem Bette, der Menſch folgte ihr ſogleich, ſchlug ſeine Arme um ſie; beyde ſchrien, ſo viel ihnen der Schrecken erlaubte. Endlich kam der Kapitän der Garde dazu, ſchickte die Schützen fort, und ſchenkte auf Vorbitte der Königin

gin dem armen Menſchen das Leben. Er führte ſie 1572
hernach zu ihrer Schweſter, der Herzogin von Lothringen. Als ſie in das Vorgemach trat, ward ein Edelmann, drey Schritte weit von ihr, mit einer Hellebarde niedergeſtoſſen; ſie fiel in Ohnmacht, und konnte ſich nicht eher erholen, als bis ſie bey ihrer Schweſter war. Sie erkundigte ſich vor allen Dingen nach ihrem Gemahl; und man ſagte ihr, er ſey in Sicherheit. König Karl hatte ihn nebſt dem Prinzen von Condé vor ſich kommen laſſen, empfieng ſie mit wilder Mine, und ſagte ihnen, daß man ſo eben auf ſeinen Befehl den Admiral und die übrigen Häupter der Rebellen getödtet habe, daß er ihrer ſchonen wollte, weil ſie nicht aus eigenem Antrieb, ſondern durch böſe Leute verführt, an der vorigen Empörung Theil genommen, aber unter der Bedingung, ihre falſche Religion abzuſchwören, und katholiſch zu werden. Auf eine verwirrte und zweydeutige Antwort gab ihnen Karl drey Tage Bedenkzeit.

Von dem Orte, wo ſich dieſer Auftritt ereignete, konnten ſie das letzte Schreyen ihrer Freunde, die man im Louvre und vor demſelben ermordete, hören. Die Garden hatten ſich in zwo Reihen geſtellt, und tödteten mit ihren Hellebarden die Unglücklichen, die man unbewehrt unter ſie ſtieß. Die meiſten lieſſen ſich niedermachen, ohne einen Laut von ſich zu geben; andre beriefen ſich auf die öffentliche Treue und auf das geheiligte Wort des Königs. **Groſſer Gott, ſchrien ſie, übernimm die Vertheidigung der Unterdrückten! Gerechter Richter, räche dieſe Treuloſigkeit!** Das Morden daurete drey Tage lang, und es waren wenig vornehme Familien, die nicht Verwandte dabey verlohren hätten. **La Rochefoucault, Crüſſol, Teligni,** und einige hundert andre wackere Krieger, ſtarben hier un-

1572 ter meuchelmörderiſchen Waffen. Einige retteten ſich und erlangten Gnade vom König, z. B. Rohan, der Stiftshauptmann von Chartres, Montgommeri, Grammont, Dûras, Gamaches, Bouchavannes. Auch die Guiſen verſchonten einige wenige: aber der unbarmherzige Tavanes ſchrie ſtets: **Laſſet Ader! Laſſet Ader! die Aerzte ſagen, das Aderlaſſen ſey im Auguſt ſo heilſam als im May.** Der Herzog von Guiſe, der Herzog von Montpenſier und der Graf von Angouleme rennten auf den Gaſſen herum, und ſagten, es wäre der Wille des Königs, daß dieſes Natterngeſchlecht ganz und gar ſollte ausgerottet werden. Hierdurch wurden die Bürgerkompagnien noch mehr angefriſcht, ihre reformirten Mitbürger umzubringen. Ein Goldſchmidt, mit Namen Crûcé, zeigte ſeinen nackenden mit Blut beſpritzten Arm und rühmte ſich, dieſer Arm habe über vierhundert Ketzer an Einem Tage hingerichtet.

Man glaube nicht, daß der falſche Religionseifer allein bey dieſer Gelegenheit gewütet habe: auch andre Leidenſchaften vermiſchten ſich damit. Viele Katholiken wurden dabey von ihren eigenen Glaubensgenoſſen mit gutem Vorbedacht aufgeopfert. Erben tödteten ihre Verwandte, Gelehrte ihre Neider oder Nacheiferer, Liebhaber die Nebenbuhler ihrer Zärtlichkeit, gerichtliche Parteyen ihre Gegner. Der Reichthum wurde ein Verbrechen, die Feindſchaft ein rechtmäſſiger Beweggrund zur Grauſamkeit, und der Strom des Beyſpiels riß Menſchen, die andre zur Ehre und Tugend anleiten ſollten, zu den unglaublichſten Ausſchweifungen hin. Brantome erzählt, daß viele ſeiner Freunde, welche, ſo wie er, Edelleute waren, an zehntauſend Thaler dabey gewonnen. Die Plünderer ſchämten ſich nicht, dem König und der Königin Edelſteine und andre Koſt-

barkei-

barkeiten anzubieten, und dieſe ſchämten ſich eben 1572
ſo wenig, ſie anzunehmen.

Die vor den Augen der Königin Margarethe verübten Gewaltthätigkeiten beweiſen, daß die Mörder nicht der geringſten Zurückhaltung fähig waren. Der Hofmeiſter des Prinzen von Conti, Brion, ein achtzigjähriger Greis, nahm ſeinen jungen Zögling, als einen Schutz, in ſeine Arme, da ihn die Mörder verfolgten; der Prinz hielt ſeine kleinen Hände den Dolchen entgegen: dennoch ward ſein Lehrer erwürgt. Kurz, keine Art von Grauſamkeit blieb unverſucht. Kinder von zehn Jahren tödteten Wiegenkinder; und man ſah Hofdamen, die an nackenden Leichnamen der Männer, mit denen ſie unerlaubten Umgang getrieben hatten, ihre Augen weideten, freche Anmerkungen darüber machten, und in ein lautes Gelächter ausbrachen. Die Wildheit des Königs kannte keine Gränzen, nachdem er ſich einmal ſeiner ungeſtümen Leidenſchaft überlaſſen hatte. Man beſchuldiget ihn, er habe ſelbſt aus dem Fenſter auf die unglücklichen Hugenotten, die vorbey liefen, geſchoſſen. Er rief auch den Schweitzern, die unten beym Eingange des Louvre mit Morden beſchäftigt waren, zu, ſie ſollten keines Ketzers ſchonen. Er ſah aber nicht blos aus ſeinem Pallaſte zu, ſondern gieng in Begleitung ſeines Hofes durch die Straſſen, und nach Montfaucon bey Paris, wo die Galgen ſtanden, um den Leichnam des Admirals zu ſehen. Alles, was die Wuth des ausgelaſſenſten Pöbels nur erdenken kann, ward an dieſem Leichnam verübt. Nachdem ihn die Pariſer durch die Gaſſen geſchleppt und verſtümmelt hatten, warfen ſie ihn in die Seine, zogen ihn aber wieder heraus, und warfen ihn ins Feuer, und zuletzt hiengen ſie ihn halbgebraten an den Galgen, von dem ihn endlich der Mar-

 ſchall

1572 ſchall von Montmorenci in der Nacht abnehmen und zu Chantilli begraben ließ.

Während des Blutbades und nachher waren die Urheber deſſelben in der gröſten Unentſchloſſenheit und voll von wechſelſeitigen Widerſprüchen. Der König ſchrieb am erſten Tag an die Statthalter in den Provinzen, er habe keinen Theil an den Unordnungen, ſie wären die Frucht des Haſſes zwiſchen den Guiſen und Chatillons; ſie ſollten daher Sorge tragen, daß jedermann von der feſten Beobachtung der Friedensedikte verſichert würde, und daß ſie alles in Ruhe erhalten ſollten. Allein am folgenden Tag ſchickte man in alle groſſe Städte ganz entgegengeſetzte Befehle. Am dritten Tag erhob ſich der König ins Parlament, wo er eine feyerliche Sitzung hielt, und erklärte, daß Coligni, nach einer ununterbrochenen Reihe von Empörungen und Vergehungen wider ſeinen Oberherrn und nach ſo vielen Begnadigungen, einen Entwurf auszuführen geſucht habe, welchemnach er den König, die Königin, die Herzoge von Anjou und Alençon, und den König von Navarra, ohngeachtet dieſer ſich zur hugenottiſchen Religion bekenne, aus dem Weg habe räumen wollen; daß er hernach Willens geweſen ſey, den Prinzen von Condé auf den Thron zu ſetzen, ihn einige Zeit hernach umzubringen, und ſo, nach Ausrottung der ganzen königlichen Familie, ſelbſt das Reich zu beherrſchen. Dieſe Erklärung hätte, wenn ſie gegründet geweſen wäre, gleich am erſten Tage bekannt gemacht werden ſollen; dann würde nichts fähiger geweſen ſeyn, die begangenen Ausſchweifungen zu rechtfertigen. So urtheilt der Präſident von Thou, den man ſeufzen hörte, da er als erſter Präſident des Parlaments dem Scheine nach die falſchen vom König angeführten Beweggründe billigen und bekräftigen mußte. Karl bekannte ſich alſo den eben ange-

am 26. Aug.

angeführten Unwahrheiten zu Folge für den Stifter 1572 des Blutbades; und ſeine Mutter hatte ihn hierzu bewegt, weil ſonſt durch die Guiſen, auf die man Anfangs alle Schuld wälzte, und durch die Montmorenci, welche den Tod des Admirals rächen wollten, ein neuer bürgerlicher Krieg ausgebrochen wäre, und weil ſie es für ein Zeichen der Furchtſamkeit und Schwäche hielt, wenn Karl die Sache nicht auf ſich nehmen wollte.

Nicht allein in Paris waren in den drey Tagen des Mordens einige tauſend *) Menſchen niedergemacht worden, ſondern auch in den meiſten Provinzen des Reichs herrſchte, auf landesväterlichen Befehl, Barbarey und Grauſamkeit. Zu Meaux wurden 200 Perſonen ermordet und unter dieſen 25 Weiber, die man erſt genothzüchtiget hatte. Zu Orleans koſtete es über 3000 Menſchen das Leben. Dieſem ſchrecklichen Beyſpiel folgte man zu Angers, Valence, Romans, Troyes, Bourges und Charité; zu Lyon verübte man ganz unerhörte Schandthaten an 900 Perſonen. Zu Rouen wurden 500, zu Bourdeaux 274, zu Toulouſe 200 Menſchen hingerichtet, und auſſer ihnen noch einige Parlamentsräthe, die man in ihren rothen Kleidern an eine Eiche knüpfte. Der kleinen Städte, Flecken und Dörfer will man nicht einmal gedenken. Manche Felder lagen voll Leichname, welche unbegraben blieben und verfaulten; einige Flüſſe wurden dadurch ſo verdorben, daß die Anwohner derſelben das Waſſer und die Fiſche lange nicht genieſſen konnten. Einige

*) Die Geſchichtſchreiber ſind hierüber nicht einig; und wie kann dies auch anders ſeyn? Wer wird die auf ſo mancherley Art getödteten Hugenotten, wovon viele aus den Provinzen nach Paris gekommen waren, gezählt haben? Sehr viele waren in der Seine erſäuft worden.

1572 nige rechnen an hunderttauſend Proteſtanten, die durch die Hände ihrer eigenen Mitbürger ermordet worden: andre halten dieſe Rechnung — und wie es ſcheint mit Recht — für übertrieben.

Zur Erholung des Leſers, den die Erzählung ſo greulicher Scheuſale, die weit über Siciliſche Veſpern gehen, und ein ewiger Schandfleck der franzöſiſchen Nation bleiben werden, traurig und tiefſinnig wird gemacht haben, gedenken wir jetzt des Edelmuths einiger Statthalter in den Provinzen, die ſich geweigert haben, die blutdürſtigen Befehle ihres Königs zu vollziehen. Zur Ehre der Menſchheit und zur Nachahmung ſollten ihre Namen auf allen öffentlichen Plätzen der Städte Frankreichs, in Gold gegraben, ausgeſtellt werden. In Provence rettete die Ehre ſeines Volks der **Graf von Tende**, in Dauphiné **Gordes**, in Burgund **Chabot-Chärni**, in Auvergne **St. Heran**, in Macon **la Guiche**. **Johann Hennüyer, Biſchof zu Liſieux**, deſſen Andenken vor einigen Jahren durch ein rührendes Schauſpiel in Frankreich erneuret worden iſt, erhielt von der obrigkeitlichen Perſon, an die der königliche Befehl kam, einen Aufſchub des Mördens, und rettete dadurch die Reformirten in ſeiner Stadt und Diöces. Der **Vicomte von Orthe**, Oberbefehlshaber zu Bayonne, ſchrieb an den König: „Sire, ich habe Eurer Majeſtät Befehle Ihren ge„treuen Einwohnern und den Kriegsleuten von der „Beſatzung kund gemacht: Ich habe aber nichts an„ders, als gute Bürger und mannhafte Soldaten, „aber nicht einen einzigen Henker angetroffen. Da„her ſie und ich Eure Majeſtät unterthänigſt bitten, „Sie wollen unſre Arme und unſer Leben nur zu „möglichen Unternehmungen, ſie mögen ſo verwe„gen ſeyn, als ſie wollen, anzuwenden geruhen ꝛc.„ Der frühzeitige Tod des Vicomte von Orthe und des

Grafen von Tende geben Anlaß zu glauben, daß ihr 1572
Edelmuth durch Gift vergolten worden.

Sonderbar iſt es doch, daß unter ſo vielen wackern Kriegern nur zween ſich vertheidigt haben: **Guerchi**, der den Arm in ſeinen Mantel wickelte und ſo in dem Hauſe des Admirals lange Zeit kämpfte, bis er endlich der Menge unterliegen mußte; und **Taverni**, Lieutenant von der Marechauſſée, der mit einem einzigen Bedienten in ſeinem Hauſe eine Art von Belagerung neun Stunden aushielt. Hätten mehrere ſolchen Widerſtand geleiſtet, ſo würden ſich die meiſten zur gemeinſchaftlichen Rettung oder Vertheidigung haben anſchicken können. Allein, jedermann war durch den Ueberfall betäubt und viele waren nicht einmal im Stande, auf die Flucht zu denken.

Das Schrecken veranlaßte auch Religionsveränderungen, wovon aber die meiſten nicht länger daureten, als die Furcht; es that aber auch bey einigen Katholiken die Würkung, daß ſie zur reformirten Religion übertraten, vornehmlich **Heinrich de la Tour von Auvergne, Vicomte von Türenne**, welcher ſagte, daß der Abſcheu gegen die Religionswuth der Katholiken ihn zum Kalviniſten gemacht habe. Um den Triumph des Hofs vollkommen zu machen und den rechten Vortheil aus ſo ſchrecklichen Gewaltthaten zu ziehen, mußten diejenigen, die zunächſt um den Thron waren, zur Abſchwörung der reformirten Religion gebracht werden. Daher katechiſirten die Geiſtlichen täglich den König von **Navarra** und den Prinzen von **Condé**. Ihre Freunde fügten Ermahnungen, ja wohl Drohungen hinzu. Man wußte ſogar einen berühmten reformirten Prediger, mit Namen Dürozier, zum Abfall zu bewegen, in Hoffnung, dies Beyſpiel werde ſie gewinnen: aber ſie zögerten immer noch unter

1572 dem Vorwand, ſie bedürften zu ihrer Ueberzeugung eines weitläuftigern Unterrichts. Verdrießlich über dieſen Aufſchub, befahl Karl bey einer heftigen Anwandelung des Zorns, man ſollte ihm ſeine Waffen bringen, das Garderegiment um ihn her ſtellen, und die Prinzen vorführen. Die junge Königin, ſeine Gemahlin, deren Sanftmuth durch das Vorhergegangene ſchon ſehr beleidigt worden war, fiel ihm zu Füſſen, und hintertrieb dadurch dieſe ſchreckhaften Anſtalten. Dennoch war die Anrede des Königs an die Prinzen noch fürchterlich genug. **Tod, Meſſe oder Baſtille!** ſchrie er ihnen mit donnernder Stimme entgegen. Der König von Navarra und ſeine Schweſter, Katharine von Bourbon, gaben bald nach. Der Prinz von Condé bewies ſich ſtandhafter. Er ſagte, er könne unmöglich glauben, daß der König, der allen Proteſtanten ſeines Reichs eine eydliche Zuſage geleiſtet habe, jemals davon abgehen oder ihren Feinden Gehör geben würde; die Religion könne nicht befohlen werden; über ihre Güter und über ihr Leben könne und möge er nach Belieben ſchalten: der Religion wegen aber müſſe jeder Gott allein Rechenſchaft geben; daher ſey er feſt entſchloſſen, bey der von ihm für wahr erkannten Religion, auch mit Gefahr ſeines Lebens, zu bleiben. Der König gerieth hierüber in wütenden Zorn, nennte den Prinzen einen halsſtarrigen, aufrühriſchen und majeſtätsſchänderiſchen Sohn eines Majeſtätsſchänders, und verkündigte ihm den Tod, wenn er nicht in drey Tagen andres Sinnes werden würde. Dies tilgte die Standhaftigkeit des Prinzen, ſo wie auch ſeiner Gemahlin Marie und ſeiner Stiefmutter, Franciſke von Orleans. Alle ſchrieben an den Pabſt und empfiengen die Abſolution durch den Kardinal von Bourbon, des Prinzen Oheim. Der König von Navarra gieng noch weiter; er befahl in

ſeinen

ſeinen Staaten die Wiederherſtellung der katholiſchen 1572
und die Aufhebung der reformirten Religion.

Durch dieſe Bekehrungen, denen man alle mögliche Feyerlichkeit gab, glaubte man den Nutzen des Blutbades erweiſen zu können, und man beſchloß, die Nothwendigkeit deſſelben noch durch eine andre nicht weniger auffallende Handlung darzuthun. Briguemaut, ein vortrefflicher Kapitän, und Cavagne, ein geſchickter Unterhändler, welche beyde die Geheimniſſe ihrer Partey genau wußten, waren dem erſten Ausbruch der Religionsmörderey entgangen, aber bald hernach entdeckt und gefangen geſetzt. Der Hof bildete ſich ein, daß ein regelmäſſiger Proceß gegen dieſe beyde Häupter der reformirten Partey, aus welchem erhellen ſollte, daß die Kalviniſten zuerſt auf den Untergang der Katholiken gedacht hätten, das beſte Mittel ſeyn würde, das Verfahren gegen ſie vor der ganzen Welt zu rechtfertigen. Briquemaut und Cavagne wurden deswegen verdammt, gehängt zu werden, weil man ſie aller den Reformirten beygemeſſenen Bosheiten überzeugt hätte. Briquemaut, der an der Spitze ſeiner Soldaten ſo unerſchrocken geweſen, bewies ſich vor ſeinen Richtern ſehr verzagt. Um ſein Leben zu retten, erbot er ſich Anfangs, gegen die von ihm befeſtigte Stadt Rochelle zu dienen und alle Schwächen derſelben anzuzeigen. Als dies verworfen ward, verſprach er einzugeſtehen, daß Teligni und deſſen Freunde würklich gegen den König ſich verſchworen gehabt, und dies Geſtändniß öffentlich bekannt zu machen. Cavagne, an Einer Kette mit ſeinem Freund, und ſo wie er mit den Dienern des Todes umgeben, ſah ihn mitleidig an, und ſtellte ihm ſeine Feigheit vor. Briquemaut erröthete, und erlangte ſeine ehemalige Unerſchrockenheit, dem Tode zu trotzen, wieder. Sie wurden mit einer Schleife zum Gerichtsplatz ge-

1572 gebracht, unterwegs von dem erhitzten Pöbel mit Koth beworfen, und ihre Leichname mit der ärgſten Wildheit zerſtümmelt. Mit ihnen ſchleppte man auch das von Stroh gemachte Bildniß des Admirals hinaus. Alles, was nur ausgedacht werden kann, das Andenken eines Menſchen zu beſchmitzen, war in dem gegen dieſen wahrhaftig groſſen und verdienten Mann geſprochenen Urtheil auf einander gehäuft. Es war darin verordnet, daß ſein Bildniß zu Montfaucon am höchſten Galgen aufgehängt, daß ſein Wappen an einem Pferdeſchweif von dem Scharfrichter in den vornehmſten Städten des Königreichs herumgeſchleift, daß die ſeine Perſon vorſtellende Bildniſſe und Statüen zerriſſen und zerbrochen, daß ſein Schloß Chatillon am Loing der Erde gleich gemacht, Salz hingeſtreuet und eine Säule mit der darauf gehauenen Verurtheilung mitten unter den Ruinen errichtet werden ſollte. Alle ſeine Güter ſollten eingezogen, und ſeine Kinder des Adels verluſtig und zu Ehrenämtern für unfähig erklärt werden. In eben dieſem Urtheil ward verordnet, daß jährlich am Bartholomäustag ein feyerlicher Umgang gehalten und Gott gedankt werden ſollte, daß er das Königreich gegen die böſen Anſchläge der Ketzer in Sicherheit geſetzt habe.

Die Nachricht von dem Tode des Admirals von Coligni und von dem Blutbade wurde zu Rom mit der lebhafteſten Freude angenommen. Man löſte die Kanonen und zündete Freudenfeuer an, als wenn ſich eine der vortheilhafteſten Begebenheiten zugetragen hätte. Pabſt Gregor der Dreyzehnte hielt eine feyerliche Meſſe zur Dankſagung mit aller erſinnlichen Pracht. Der Kardinal von Lothringen, der damals in Rom war, beſchenkte den Courier reichlich. Man ſchlug auch Münzen, auf deren einen Seite der König auf dem Thron ſitzend abgebil-

det war, mit der Umſchrift: Virtus in rebelles; 1572
auf der andern aber zwo Säulen, mit der Umſchrift:
Pietas excitavit iuſtitiam. Auf andern war das
Bruſtbild des Königs mit der Umſchrift: Karl *IX.*
Bezwinger der Rebellen, und auf der umgekehr-
ten Seite ein Herkules, der eine brennende Fackel
und eine Keule in der Hand hat und mit der Hydra
kämpft. In Teutſchland dachte man ganz anders.
Man ſchalt das Blutbad eine himmelſchreyende
Handlung, bey welcher ſich alle Feinheiten der Schel-
merey, Bosheit, Treuloſigkeit und Niederträchtig-
keit, die jemals vorher einzeln von den grauſamſten
Tyrannen verübt worden, vereinigt hätten. Kaiſer
Maximilian der Zweete, Schwiegervater Karls des
Neunten, äuſſerte ſein Mißfallen auf eine ſehr leb-
hafte Art. In einem eigenhändig geſchriebenen
Sendbrief an Herrn Laſarum von Schwendi
drückt er ſich unter andern ſo aus: „So viel die
„redliche That, ſo die Franzoſen mit dem Admiral
„und den Seinigen tyranniſcher Weiſe erzeigt haben,
„die kann ich gar nicht loben, und habe es mit herz-
„lichem Leid vernommen, daß ſich mein Tochtermann
„zu einem ſolchen ſchändlichen Blutbade hat bereden
„laſſen. Doch weiß ich ſo viel, daß mehr andere
„Leute, als er ſelber, regieren. Aber nichts deſto
„weniger läßt es ſich damit nicht beſchönigen, iſt
„auch damit nicht ausgericht. Wollte Gott, er
„hätte mich zu Rath gefragt, wollte ihm treulich als
„ein Vater gerathen haben, daß er dieſes gewißlich
„nimmermehr mit meinem Rath gethan hätte. Er
„hat ihm hierdurch einen groſſen Flecken angehenkt,
„den er nicht leichtlich ablegen wird. Gott verzeihe
„es denen, ſo daran ſchuldig. Denn ich höchlichen
„beſorge, daß ſie es erſt mit der Zeit erfahren wer-
„den, was ſie gutes damit gewürkt haben, und es
„in der Wahrheit nicht anderſt, als wie ihr vernünf-

1572 „tiglich ſchreibet, daß Religionsſachen nicht mit dem „Schwerdt wollen gerichtet und gehandelt wer„den ꝛc.„ Es erſchienen viele Schriften zum Nachtheil der franzöſiſchen Nation, und der Hof war um ſo viel empfindlicher darüber, da er damals auf die Erwerbung der polniſchen Krone für den Herzog von Anjou dachte, und durch das allgemeine Geſchrey der Teutſchen über das Blutbad, der Erfolg der deshalb angefangenen Unterhandlungen widrig ſeyn möchte. Man ſchickte Abgeordnete nach Teutſchland, um die nachtheiligen Eindrücke zu tilgen; man verbreitete Apologien, worin entweder alles, oder nur zum Theil entſchuldiget, alles aber auf die vorgegebene Verſchwörung des Admirals gegründet wurde. Allein, dieſer blendenden Anſtriche ohngeachtet blieben die Teutſchen immer wider dieſe Abſcheulichkeit eingenommen. In Spanien betrachtete man ſie aus einem ganz andern Sehepunkte. Man freuete ſich darüber, weil Frankreichs Unruhen und Kriege Spaniens Friede waren; denn wenn man den Admiral mit den Hugenotten gegen den Herzog von Alba in die Niederlande geſchickt hätte, ſo würde Spanien dadurch ſehr in Verlegenheit gerathen ſeyn, da es ſich hingegen durch die aus dem Blutbade nothwendig folgenden Unruhen auf lange Zeit von den Franzoſen frey ſahe. Der franzöſiſche Hof hatte dieſe Unruhen nicht vermuthet: vielmehr ſchmeichelte er ſich, daß die Reformirten nach dieſem Verfahren in Ohnmacht liegen und nach und nach ausſterben würden. Um ihren Untergang zu beſchleunigen, entſetzte ſie der König aller bürgerlichen und kriegeriſchen Bedienungen, ohne diejenigen auszunehmen, die ihren Glauben abgeſchworen hatten. Allein, neue Vorfälle forderten bald genug andre Maasregeln.

Zuſtand

Zuſtand der Reformirten nach der Pariſer Bluthochzeit — Partey der Politiker — Heinrich der Dritte — Sein Bruder, der Herzog von Alençon oder Anjou — Ligue — Bund der Sechszehner — Krieg mit dem König von Navarra — Barricadengefecht — Untergang des Herzogs Heinrichs von Guiſe und ſeines Bruders, des Herzogs von Lothringen — Herzog von Mayenne, das neue Haupt der Ligue — Ermordung König Heinrichs des Dritten. Von 1572 bis 1589.

Die der erſten Wuth blutdürſtiger Katholiken 1572
entronnenen Reformirten retteten ſich theils zu ihren treuen Freunden, theils in fremde länder. Viele flohen nach England und Teutſchland, in die Niederlande und Schweitz, die meiſten aber in die ihren Wohnungen am nächſten gelegenen Sicherheitsplätze, nach Montauban, Nimes, Sancerre, in abgeſonderte und leicht zu vertheidigende landſchaften, als Vivarez, Rouergue und in die ſevenniſchen Gebürge. Anfangs benahm ihnen die Furcht alle Hoffnung zu ihrer völligen Erhaltung, und ſie ſuchten höchſtens nach und nach ſich durch Frankreich in Freyſtätte zu ſchleichen, welche mehr Sicherheit gewährten. Dieſe Gedanken änderten ſich, als ſie ſahen, daß man ihnen nicht überall auf dem Fuß nacheilte, daß ſie auf den geheimen Schutz einiger katholiſcher Herren, die über ihr Unglück mitleidig waren, beſonders der Montmorenci, welche ſelbſt beym Blutbad in Gefahr ſchwebten, rechnen konnten, daß der Hof ſtatt nachdrücklicher Verfolgungen Verſprechen und Ermahnungen äuſſerte, daß man ſich

1572 ſich vor ihrer Räumung des Königreichs fürchtete,
am 28. Okt. indem der König zu deren Hinderung ein Edikt gab, worin verboten ward, ſie zu beunruhigen, und wodurch man ihnen königlichen Schutz und die Auslieferung ihrer Güter verſprach. Einige in Poitou, Guyenne und Languedok erfochtene Vortheile erweckten ihren Muth, und ſie ſchrieben überall hin um Hülfe, beſonders nach **England**, hauptſächlich wegen **Rochelle**, welche Stadt am meiſten bedrohet wurde. Rochelle wurde würklich, wie **Sancerre**, mit den Waffen angegriffen, **Nimes** und **Montauban** mit Anerbietungen und Ermahnungen. Man betrachtete dieſe vier Plätze als die letzten Hülfsquellen der Reformirten, und man ſchmeichelte ſich, wenn man ihnen dieſe einmal genommen hätte, dann würden ſie ſich ganz der Willkühr des Hofs überlaſſen müſſen. **Rochelle** ward für die wichtigſte unter dieſen Städten angeſehen; ihr Fall, glaubte man, würde die Uebergabe der andern nach ſich ziehen. Allein, vermöge einer unter dieſer Regierung ſehr gewöhnlichen Ungeſchicklichkeit in Ergreifung richtiger Maasregeln, ließ man den Reformirten Zeit, ſich dort noch mehr zu befeſtigen, ſich mit allen Nothwendigkeiten zu verſehen, ſich der Unterſtützung
im Nov. aus England zu verſichern. Erſt nachher berennte **Biron** mit einer ſtarken Armee dieſe Hauptfeſtung der Hugenotten. Noch ein ſeltſamer Umſtand iſt dieſer, daß der Kommendant derſelben von Karl'n ſelbſt war eingeſetzt worden. Es war dies der tapfere **la Noue**, der ſich zu ſeinem Glück während des Blutbades in Hennegau aufgehalten, wohin man ihn, zur vorläufigen Eröffnung des Feldzugs in den Niederlanden, geſchickt hatte. Da er nicht im Stande war, ſich mit ſo wenig Truppen, die man ihm zugegeben hatte, gegen den Herzog von Alba zu halten, und er mehrere aus Frankreich nicht erwarten

ten konnte, ſo wendete er ſich in dieſer Verlegenheit 1572
an ſeinen alten Freund, den Herzog von Longueville, Statthalter in der Picardie. Dieſer ſchrieb ſeinetwegen nach Hof, wo la Noue wegen ſeiner Rechtſchaffenheit, Tapferkeit und gemäſſigten Denkart in groſſer Achtung ſtand. Der König ließ ihn kommen, empfieng ihn mit offenen Armen, überhäufte ihn mit Schmeicheleyen, und ſchenkte ihm die eingezogenen Güter des Herrn von Teligni, ſeines Schwagers. Er ſagte ihm hierauf, daß er ſich ſeiner gern bedienen möchte, den Rochellern Gedanken der Unterwerfung und des Friedens einzuflöſſen. La Noue entſchuldigte ſich lange: endlich aber mußte er den anhaltenden Vorſtellungen des Königs nachgeben und dieſen ſchlüpfrigen Auftrag übernehmen, jedoch unter der Bedingung, daß man ſich ſeiner Dienſte nicht zur Hintergehung ſeiner Glaubensgenoſſen bedienen wolle. Der Hof gab ihm den florentiniſchen Abt Guadagni als Gehülfen, oder vielmehr als Beobachter ſeiner Handlungen mit. Die Abgeordneten der Stadt Rochelle empfiengen ihn in einem benachbarten Dorf mit argwöhniſcher Gleichgültigkeit, die ihn nicht wenig kränkte. Bey dem Einzug in die Stadt gieng es ihm eben ſo. Auf alle ſeine Friedensvorſchläge antwortete man nichts, als daß er unter drey Dingen wählen möchte: entweder ſich nach England zu begeben; oder als bloſſe Privatperſon in Rochelle zu bleiben; oder ihr Anführer zu werden. La Noue wählte, nach einiger Ueberlegung mit dem Abt Guadagni, das letztere. Die Rocheller ſchenkten ihm hierauf ihr ganzes Zutrauen, und la Noue ſpielte die doppelte Rolle, als Vertheidiger der Stadt Rochelle und als Diener des Hofs, mit einer allgemein bewunderten Rechtſchaffenheit.

Die förmliche Belagerung fieng erſt im Februar des folgenden Jahrs an, und während ihrer 1573

1573 ganzen Dauer waren Stürme und Ausfälle ſtets mit Unterhandlungen vermiſcht. Dieſe dämpften die Hitze nicht, mit der man ſich bey jenen betrug. Die Rocheller vertheidigten ſich als verzweifelte Leute: dennoch würden ſie zuverläſſig haben unterliegen müſſen, wenn bey der katholiſchen Armee nur einige Ordnung geherrſcht, wenn man nur einigermaſſen planmäſſig gehandelt hätte; allein, alles geſchah auf gerathewohl; heute grif man auf dieſer, morgen auf jener Seite an. Weder Officier noch Soldat kannte Ordnung oder Zucht. Bey den Berathſchlagungen befliß man ſich nie der Verſchwiegenheit. Bey Stürmen lief alles durch einander, der General mochte bitten oder befehlen, ſo viel er wollte. Auf dieſe Art verlohr man viele Leute, beſonders von dem jungen vornehmen Adel, ohne einen Schritt weiter zu kommen. Der Herzog von Aumale aus dem Hauſe Guiſe, dem die Beſorgung der Angriffe
am 3. aufgetragen war, blieb bald nach dem Anfang der
März. Belagerung, und der Herzog von Nevers kam an deſſen Stelle. Der Marſchall von Tavanes, der für den geſchickteſten General bey ſolchen Gelegenheiten gehalten wurde, blieb krank zurück und ſtarb während der Belagerung. Die Rocheller hatten auch das Vergnügen, durch ihre Hände den berühmten Coſſeins, einen von den Meuchelmördern des Admirals, fallen zu ſehen, wie auch viele andere, die ſich beym Blutbad hervorgethan hatten. Aber ihre Freude ward ſehr verbittert durch den Abzug des la Noue aus der Stadt. Als der Herzog von Anjou ſah, daß alle Friedensvorſchläge fruchtlos waren, ſo verlangte er von dem Anführer, die Stadt zu verlaſſen. Er begab ſich hierauf in das Lager, und hemmte durch ſeine Klugheit die Würkungen einer von dem jungen Herzog von Alençon entworfenen, aber ſchlecht verdauten Verſchwörung.

In der Mitte des Aprils erſchien die von den 1573
Rochellern aus England erwartete Hülfe. Der im Apr.
Graf von **Montgommeri** führte die Flotte an: ſie war aber ſchwächer als die franzöſiſche, und ließ ſich in kein Gefecht ein. Von der ganzen Rüſtung kam nur ein einziges Schiff an die Stadt, das mit Pulver beladen war, deſſen die Belagerten damals ſehr bedurften. König Karl beſchwerte ſich bey der Königin Eliſabeth über das Verfahren ihrer Unterthanen und erklärte es für einen Bruch des mit ihr unlängſt geſchloſſenen Bündniſſes. Sie antwortete, ſie habe und nehme keinen Theil an dieſer Rüſtung, die blos von Verbannten und Seeräubern herrühre, welche ſie ſtreng beſtrafen würde, ſo bald ſie in ihre Gewalt kämen. Montgommeri kehrte, nach einigen Verwüſtungen auf den bretagniſchen Küſten, nach England zurück, und verſprach den Rochellern, ohne Verzug mächtigere Hülfe zu bringen. Doch dies war eben nicht nothwendig; das königliche Heer lag in einer Art von Ohnmacht; weder Officiere noch Gemeine äuſſerten aus Verſchulden ihres Anführers Trieb oder Nacheiferung. Der Herzog von Anjou handelte bey dieſer Belagerung nach derjenigen Denkart, die ihm in der Folge ſehr verderblich wurde, und die in einer unbegreiflichen Nachläſſigkeit bey nothwendigen aber ihm unangenehmen Vorfällen, und in einem an Leidenſchaft gränzenden Eifer für das, was er ſuchte und liebte, wenn es gleich noch ſo eitel war, beſtand. Seine Ehre forderte die Endigung der ſo wichtigen Belagerung der Stadt Rochelle; allein, ſo bald er erfahren hatte, daß die für ihn angefangenen Unterhandlungen in Polen glücklich liefen, ſchien er alles, was Frankreich betraf, zu vergeſſen. Durch den Mangel an allen Bedürfniſſen wurde der Soldat bald verdrießlich, und über-

1573 dies wütete im Lager eine Seuche, die viele Menſchen wegraffte.

Die Rocheller waren von allen dieſen Umſtänden genau unterrichtet und benutzten ſie. Je mehr Weichlichkeit ſie unter ihren Feinden gewahr wurden, deſto thätiger wurden ſie. Sie gaben auf alles, was vorgieng, ſcharf Achtung. Mehr als einmal ſuchten Leute, die unter allerhand Vorwand aus dem Lager in die Stadt geſchickt wurden, Verſchwörungen in Rochelle zu ſtiften; allein, die Obrigkeit entdeckte ſie allemal und ſtrafte ſie mit der äuſſerſten Härte, an dem Bürger ſo wohl als an dem Fremden. Gleich vom Anfang der Belagerung her hatte man den Rochellern Gewiſſensfreyheit und Sicherheit angeboten, und unendlich oft hatte man dies wiederholt: allein, ſie wollten nicht eher von einem Vertrag hören, als bis die ganze reformirte Partey in Frankreich mit eingeſchloſſen werden würde. Endlich, da die Nachricht von der Zuverläſſigkeit der Wahl des **Herzogs von Anjou** zum **König von Polen** und Befehl vom König Karl, der kein Geld mehr hatte, zur Aufhebung der Belagerung angekommen war, beſchloß man, das Anſuchen der Rocheller zu erfüllen, und der neue König von Polen ließ Abgeordnete von Nimes und Montauban ins Lager kommen, die ſich mit den Abgeordneten aus
am 6. Rochelle beſprachen. Alſo kam nach einer achtmo-
Jul. natlichen Belagerung der Stadt Rochelle, während welcher etliche dreyſſig tauſend Kanonenkugeln wider ihre Mauern abgeſchoſſen, neunmal Sturm gelaufen, und ſiebenzig Mienen geſprungen waren, der **vierte Friede mit den Reformirten** zu Stande. Die Rocheller erlangten für ſich ſelbſt, für die Einwohner zu Nimes und Montauban, und für die hohen Vaſallen, die ihre Religion nicht abgeſchworen hatten, die freye Uebung ihrer Religion. Man

verſprach ihnen, daß niemand weiter wegen der Re- 1573
ligion ſollte beunruhiget werden, und daß alle diejeni-
gen, welche die Waffen deswegen ergriffen hatten, beſonders die Einwohner dieſer drey Städte, in ihre Güter und Ehrenſtellen wieder eingeſetzt und für treue Unterthanen des Königs erkannt werden ſollten. Der Hof glaubte, den dadurch erlittenen Schimpf durch folgende Klauſeln, welche ſich die Reformirten gern gefallen lieſſen, auszuweichen. Es ſollten nämlich einige Männer aus der Stadt vor dem Herzog von Anjou, der den König vorſtellte, kommen, ihn im Namen der Stadt um Vergebung bitten, und alsdann Begnadigung erlangen; die Stadt ſollte einen königlichen Statthalter annehmen; die drey Städte Rochelle, Nimes und Montauban, ſollten zwey Jahre lang vier Abgeordnete als Geiſel am Hofe halten, u. ſ. w.

Die unglücklichen Bewohner der kleinen Stadt Sancerre, die zugleich mit Rochelle belagert wurde, waren nicht mit in dem Vertrag begriffen. Man hatte ihnen zwar verſprochen, daß man ihn nicht ohne ſie ſchlieſſen würde: da ſie ſich aber verlaſſen ſahen, verlohren ſie doch den Muth noch nicht, und widerſtanden noch zwey Monate lang nicht ſowohl den Truppen, die ſie einſchloſſen, als vielmehr dem Hunger, der aufs höchſte geſtiegen war. Nachdem alle Pferde, Eſel, Hunde, Katzen, Ratten, Mäuſe und alle Arten von Ungeziefer, wie auch Gras und Wurzeln aufgezehrt waren, nährten ſie ſich mit Knochen, Häuten, altem Pergament, ſogar Koth, und allem, woraus nur einiger Saft gezogen werden kann. Ja, es ſollen einige Eltern ihre geſtorbene Kinder gegeſſen haben. Da ſie ſich endlich ganz hülflos ſahen, und ihrer über zweytauſend geſtorben
waren, ergaben ſie ſich auf leidliche Bedingungen, am 19.
die ihnen die polniſchen Geſandten verſchafften. Man Aug.

 bewil-

1573 bewilligte ihnen die Gewiſſensfreyheit, und ließ ſie die Plünderung ihrer Häuſer mit Geld abkaufen. Die Mauern wurden geſchleift. Viele Bürger ſturben an den durch die elende Koſt erweckten Krankheiten, oder durch die Gierigkeit, mit welcher ſie die Speiſen einſchluckten, die man ihnen nach der Uebergabe reichte.

Am Hof beſchäftigte man ſich blos mit der Abreiſe des Herzogs von Anjou nach Polen. **Montlüc**, Biſchof von Valence, war das vornehmſte Werkzeug, deſſen ſich die Königin Mutter zu dieſer Thronerhebung ihres geliebteſten Sohns bedient hatte. Es war um ſo viel ſchwerer, da ſehr nachtheilige Gerüchte von dem Herzog von Anjou wegen des pariſer Blutbades nach Polen gekommen waren, welche die Gegenparten ſehr zu vergröſſern wußte. Allein, die Beredſamkeit des Biſchofs und Katharinens Geſchenke hoben alle Hinderniſſe. Der neuerwählte König reiſte mit ſchwerem Herzen ab, und ſein Bruder, der König von Frankreich, dem ſeine Gegenwart ohnehin läſtig war, begleitete ihn, nach den glänzendſten Freudenfeſten ſehr gern bis nach Vitri in Champagne; die Königin Mutter, welcher dieſe Trennung viele Thränen koſtete, und der gröſte Theil des Hofs giengen gar bis nach Lothringen mit
1574 ihm. Heinrich kam im Februar 1574 zu Cracau an, und bezeugte dabey mehr Freude, als er im Herzen empfand; denn die polniſchen Sitten gefielen ihm nicht, und die gefährliche Krankheit ſeines Bruders Karl erhielt ihn in ſteter Furcht, er möchte durch ſeine Abweſenheit die franzöſiſche Krone verliehren.

Inzwiſchen waren die **Hugenotten** immer auf ihrer Hut. Weil ſie die Wiederholung des pariſer Blutbades befürchteten, ſo verbanden ſie ſich genauer, vornehmlich in Languedok, und füllten **Rochelle** und andre Plätze mit Kriegsvölkern. Die

Refor-

Reformirten zu **Nimes** baten den König, daß ih- 1574
nen in den Städten, die ihre Partey beſäſſe, Beſatzungen auf königliche Koſten zu halten erlaubt würde, daß ihnen noch zwo Städte in jeder Provinz überlaſſen und mit Soldaten ihrer Religion auf des Königs Koſten beſetzt würden, daß die Uebung ihrer Religion öffentlich und allenthalben erlaubt ſeyn, daß man in jeder Provinz Richterſtühle mit Reformirten beſetzen, ſie von der Entrichtung des Zehnten an die Geiſtlichkeit losſprechen, und die Urheber des Blutbades als Mörder und Stöhrer der gemeinen Ruhe beſtrafen möchte. Die Reformirten zu **Montauban** forderten unter andern auch vom König, daß die proteſtantiſchen Fürſten in Teutſchland, die reformirten Kantone in der Schweitz und die Königin von England die Gewähr des neuen Friedensedikts leiſten und im Fall eines Eingrifs die Genugthuung durch die Waffen auswürken ſollten. Die Hugenotten in **Provence** und **Dauphine** übergaben auch beſondere Schriften, und die Abgeordneten dieſer verſchiedenen Provinzen fanden ſich im Oktober 1573 zu Villers-Cotterets ein, wo ſich der Hof aufhielt, und überreichten ihre Forderungen und Beſchwerden. Die Königin Mutter antwortete ihnen, daß es für ihren gegenwärtigen Zuſtand unziemlich ſey, ſolche Schriften darzubringen und darin Forderungen zu machen, die ſelbſt der Prinz von Condé, wenn er noch lebte, nicht machen würde. Der König aber antwortete, es würde alles darauf ankommen, ob ſie ihm werkthätige Zeichen ihrer Ehrerbietung geben würden; er wolle dem Marſchall von Damville, Statthalter in Languedok, befehlen, ihre Beſchwerden zu unterſuchen, und wofern ſie in den Schranken ihrer Pflicht bleiben würden, keine Feindſeligkeiten auszuüben. Er ſchrieb auch beſonders an den Rath zu Montauban, und verſprach, nächſtens

1574 Abgeordnete dahin zu ſchicken, um über die Mittel zur Erhaltung des Friedens zu rathſchlagen.

Die Willfährigkeit des Königs rührte ohne Zweifel von der Schwächlichkeit her, die er ſeit einiger Zeit an ſeinem Körper ſpürte, und von den Gewiſſensbiſſen über das Blutbad, die ihn bey Tag und bey Nacht beunruhigten. Sein Charakter ward ganz umgeändert; ſeine ehemalige Güte und Heiterkeit verwandelte ſich in Ungeſtüm und Melancholie. Sein jüngſter Bruder, der Herzog von Alençon, verurſachte ihm ebenfalls Kummer. Dieſer junge, leichtſinnige und ehrgeitzige Prinz, wollte, ſo wie ſein nach Polen abgegangener Bruder, Generalſtatthalter des Königreichs und oberſter Befehlshaber der Truppen werden. Dergleichen Gedanken wurden ihm theils von den heimlichen Reformirten, theils von den Herren aus dem Hauſe Montmorenci und ihrer Partey eingeflößt. Um den ohnehin feurigen und mißvergnügten Prinzen noch mehr zu reitzen, bedienten ſie ſich ſeines Lieblings, Joſephs von **Boniface Herrn von la Mole**, der eben ſo unbeſonnen war, als ſein Herr, und des Grafen von **Coconnas**, eines von den Italienern, die damals unter Begünſtigung ihrer Landsmännin, der Königin Katharine, ihr Glück in Frankreich ſuchten. Zu der Geſellſchaft, deren Haupt der Herzog von **Alençon** war, ſchlugen ſich Perſonen von allerley Stand, vorzüglich viele junge Leute, Frauen, auch ſogar ein Sterndeuter, ein unverſchämter Prahler, der alles Silber in Gold verwandeln, und mehr Geld ſchaffen wollte, als man zur Ausführung des entworfenen Unternehmens nöthig hatte. Dieſe Partey gab ſich den wichtigen Namen die **Politiker**, weil ſie nicht, wie die Hugenotten, die Religion, ſondern die Verbeſſerung des Staats zum Vorwand ihrer Verſchwörung brauchten, oder die **Mißvergnügten**.

ten. Der König von **Navarra** und der Prinz 1574
von **Condé**, gehörten auch dazu. Da ihr gezwungener Aufenthalt am Hof eine wahre Sklaverey für ſie war, ſo ergriffen ſie willig alles, was ſie davon befreyen konnte. Die Zuſammenkünfte wurden bald bey der Königin von Navarra, bald bey der Frau von **Sauve**, einer liſtigen Koquette, gehalten. Der Herzog von Alençon und der König von Navarra waren Nebenbuhler der Frau von Sauve, ohne jedoch ihre Freundſchaft darüber zu trennen. Wenn ſich auch einiger Kaltſinn zwiſchen beyden äuſſerte, ſo verſöhnte ſie wieder **Margarethe**, dieſe gefällige Schweſter und Gemahlin. Da ſie von eben ſo flüchtigen und ſchwankenden Geſinnungen war, wie ihr Bruder, der Herzog von Alençon, ſo verſchwieg ſie eine Zeitlang die wichtigſten Geheimniſſe, bald hernach aber plauderte ſie dieſelben ihrer Mutter; daher entdeckte ſie ihr das Vorhaben ihres Mannes, ihres Vetters, des Prinzen von Condé, und ihres Bruders, den Hof zu verlaſſen, ſich mit den Kalviniſten zu vereinigen, und den Krieg wieder anzufangen. Nunmehr beobachtete man die Verſchwornen, entdeckte und vereitelte ihre Maasregeln; hingegen läugnete und widerrief oft Margarethe ihre Plaudereyen, und dann erfuhr man die Anſchläge der Verbundenen nicht anders, als durch mißlungene Ausführung derſelben.

So gieng es auch mit der berühmten **Faſtnachtsunternehmung** *), die derjenigen ähnlich war, welche la Noue unter den Mauern der Stadt Rochelle durch ſeine Klugheit vernichtete. An gegenwärtiger nahm er, ſo wie andre geſetzte Männer, nur entfernten Antheil, ſo daß ſie die damit verknüpfte Gefahr den jüngern Herren überlieſſen. Eigentlich kam es blos darauf an, wie man die Prinzen vom

 Hof,

*) *Entrepriſe des Jours gras.*

1574 Hof, der ſich damals zu St. Germain aufhielt, wegbringen, und in irgend eine Provinz ſchaffen möchte, wo die Reformirten feſte Plätze und Truppen hatten. Hierzu gehörte nur eine Bedeckung und ein vollkommenes wechſelſeitiges Zutrauen und Verſtändniß, damit das Ausziehen der Prinzen genau mit der Ankunft ihrer Begleiter zuſammen treffen möchte. Dies und andre Maasregeln waren ſo pünktlich verabredet, daß man an einem glücklichen Ausgang nicht mehr zweifelte. Dennoch ſchlug dies Unternehmen um; es ſey nun, daß die eine Partey aus Furcht oder Ueberlegung gezaudert oder die andre ſich übereilt habe. Die Begleitung erſchien am Tage vor dem Aſchermittwochen, vierzehn Tage vor der verabredeten Zeit. Die Nachbarſchaft bewaffneter Menſchen beunruhigte den Hof, und da ſie ſich bald auf der einen Seite von St. Germain, bald auf der andern zeigten, um diejenigen, die ſie erwarteten, an ſich zu ziehen, ſo befürchtete man einen Angriff, und der Schrecken nahm immer mehr zu. Anſtatt daß man dieſe Augenblicke der Verwirrung hätte benutzen ſollen, verdarb der Herzog von Alençon die Zeit mit Berathſchlagungen. Die ſehr beſtürzte Königin Mutter ſuchte ſogleich jemand, den ſie zur Entdeckung des Vorhabens der herum ſchwärmenden Reuter abſenden wollte; niemand bewies ſich dabey eifriger, als der junge **Vicomte von Türenne**; er war ſelbſt ein Mitglied der Verſchwörung, und unter dem Vorwand, die Abſichten der Königin zu erfüllen, überbrachte er der Bedeckung die Entſchlüſſe ſeiner Mitgenoſſen. Der letzte Entſchluß des Prinzen beſtand darin, daß er den Hof nicht eher verlaſſen wollte, als bis man ſich der Stadt **Nantes** zu ſeiner Aufnahme würde bemächtiget haben. Vergebens ſtellte **Dupleßis-Mornay** vor, daß die Einnahme dieſes Platzes ohne den Herzog von Alen-

Alençon faſt unmöglich ſey; hingegen würde er ſich 1574
ſogleich ergeben, wenn ſich der Prinz ſelbſt an der Spitze der Truppen vor derſelben zeigen würde. Mornay alſo und ſein Bruder Büßi rückten vor Mantes, und jeder bemächtigte ſich eines Thors, in beſtändiger Erwartung der Bedeckung, welche **Guitri** anführte und die zur völligen Eroberung der Stadt behülflich ſeyn ſollte. Allein, durch einen von jenen widrigen Zufällen, welche alle menſchliche Klugheit nicht vorauszuſehen vermag, kam ſie zu ſpät und war zu ſchwach. Mornay zog ſich geſchickt aus dem Handel; er gieng dem Kapitän Guitri entgegen, als wenn er mit ihm fechten wollte, und floh mit ihm davon. Dieſe Liſt ward ſo geſchickt ausgeführt, daß ihm der König ein Dankſagungsſchreiben ſchickte, als wenn er die Stadt gerettet hätte: allein, er verließ ſich nicht hierauf, ſondern begab ſich zeitig in Sicherheit.

Nicht alle Verſchworne waren ſo klug. Während der Zögerung des Herzogs von Alençon fiel es dem **la Mole**, weil er an einem guten Ausgang verzweifelte, ein, ſich durch Entdeckung der ganzen Sache ein Verdienſt bey der Königin Mutter zu erwerben. Ob er gleich verſicherte, daß man weiter nichts ſuche, als die Prinzen vom Hof wegzubringen, und daß der König nichts zu befürchten habe, ſo traute ihm doch Katharine nicht, ſondern gab Befehl zur ſchleunigen Entweichung nach Paris. Dies geſchah in größter Unordnung, und der Aufzug der Prälaten und Miniſter würde kurzweilig geweſen ſeyn, wenn nicht der Zuſtand des Königs Mitleiden verurſacht hätte. Er war krank, und mußte ſich zwo Stunden nach Mitternacht in einer Sänfte forttragen laſſen. Seufzend ſagte er: **Wenigſtens hätten ſie doch erſt meinen Tod erwarten können!** So bald man in Sicherheit war, ſo be-

1574 beſchloß die Königin Mutter, nicht bey den ſchwachen Anzeigen des la Mole ſtehen zu bleiben, ſondern das ganze Geheimniß zu ergründen. Man ſetzte deswegen la Mole ſelbſt nebſt ſeinem Freund, dem Grafen von Coconnas, gefangen. Dem König von Navarra und dem Herzog von Alençon gab man Wache. Der Prinz von Condé, nebſt Thoré, Montmorenci und Türenne, hatte ſich in ſeine Statthalterſchaft nach Picardie begeben und floh von da nach Teutſchland. Man ſetzte auch den Alchymiſten Grandey ins Gefängniß, und nach einigen durch den Proceß entdeckten Nachrichten ſchickte man die Marſchälle Coſſé und Montmorenci in die Baſtille. Der Herzog von Alençon, von ſeiner Mutter gedrängt, geſtand alles, was man zu wiſſen verlangte, mit der Furchtſamkeit eines Kindes, ohne weder vorher noch nachher für diejenigen, die unter ſeinem Namen gehandelt hatten, Gnade zu verlangen. Der König von Navarra hingegen ließ ſich nicht einmal in die Ablehnung der ihm aufgebürdeten Beſchuldigungen ein; ſchon dies hielt er ſeiner Ehre für nachtheilig; er beſchwerte ſich vielmehr über das unanſtändige Betragen des Hofs gegen ihn und über die Beobachtung ſeiner Perſon. Seine Standhaftigkeit machte ihm Ehre, rettete aber diejenigen nicht, die man andern zur Warnung aufopfern wollte.

Zur Bewerkſtelligung dieſes Vorhabens war der bloſſe Vorſatz, die Prinzen vom Hof zu entfernen, nicht hinreichend; man mußte ein förmliches Verbrechen ausfindig machen. Vergebens ſpürte man Merkmalen einer Verrätherey gegen die Perſon des Königs nach. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß die Hinderung der Rückkunft des Königs von Polen und die Thronerhebung des Herzogs von Alençon nach Karls Tode, der geheime Zweck der Intrigue

gewe-

geweſen ſey. Ohne Zweifel wollte man den ohnehin 1574
ſehr niedergeſchlagenen und an der Pforte des Todes ſtehenden König nicht durch Entdeckung eines ſolchen Geheimniſſes vor der Zeit ins Grab bringen. Ob nun alſo gleich keine Hauptverbrechen auf die Mitverſchwornen gebracht werden konnten, ſo wurden doch **la Mole** und **Coconnas** zur Enthauptung verurtheilt; andre minder angeſehene Perſonen wurden auf verſchiedene Art beſtraft. Als Coconnas zum Tode geführt wurde, ſagte er zu den gegenwärtigen Hofleuten: Meine Herren, ihr ſehet, daß man ſich an die Kleinen hält, und die Groſſen, die das Verbrechen begehen, ungeſtraft läßt.

Seit dieſem Vorgang beobachtete die Königin Mutter den König von Navarra und den Herzog von Alençon ſehr genau, und ergriff Maasregeln, die ihrem geliebten Sohn, dem König von Polen, die Krone verſichern konnten, welches vielleicht nicht geſchehen wäre, wenn das Unternehmen des Herzogs von Alençon entweder ganz unterblieben, oder mit mehr Ueberlegung ausgeführt worden wäre. Die Königin Mutter wußte auch einen Vorwand zu finden, unter dem ſie die Marſchälle von **Montmorenci** und **Coſſé** in der Baſtille behielt, und ſich alſo dadurch gegen die Anſchläge des Prinzen von Condé und des Statthalters Damville in Languedok gewiſſermaſſen ſicher ſtellte. Da ſie ſich bey ſolchen Umſtänden der höchſten Gewalt bemächtiget hatte, ſo richtete ſie die Unternehmung der Truppen, die Karl ſtets unterhielt und vermehrte, nach ihrem Gefallen ein. Unter der Anführung des Marſchalls von **Matignon** ſchickte ſie einen Haufen ab, um den Grafen von **Montgommeri** aufzuheben, welches auch geſchahe, nachdem er ſich in St. Lo tapfer vertheidiget hatte. Zween andere Haufen, welche die Prinzen von Montpenſier, Lieblinge der Königin,

1574 gin, anführten, beobachteten den Herrn von Damville, das Haupt der Mißvergnügten in Languedok, und die Reformirten in Saintonge, deren Anführer der Herr von la Noue war. Auf dieſe Art erwartete Katharine den Sturm, den das Abſterben ihres Sohns Karl befürchten ließ.

Dieſer junge Fürſt kämpfte mit ſeiner täglich ſtärker werdenden Unpäßlichkeit, und ſahe unvermerkt ein Leben voll von Widerwärtigkeiten zergehen. Selbſt ſeine letzten Augenblicke waren nicht frey von Unruhe, die von der Unſchlüßigkeit herrührte, wem er die Staatsverwaltung während der Abweſenheit des rechtmäſſigen Thronfolgers überlaſſen ſollte. Es iſt kein Zweifel, daß mehrere darnach ſtrebten: dennoch erlangte ſie die Königin Mutter für ſich allein, durch eine Verordnung, die am 30. May ausgefer-
am 30. May. tiget wurde; und an eben dem Tage ſtarb auch Karl der Neunte im fünf und zwanzigſten Jahr ſeines Alters. Von ſeiner Gemahlin, deren Reitze eine ältere verbotene Liebe bey ihm in Vergeſſenheit brachten, hatte er nur eine Tochter, die bald nach ihm ſtarb.

Heinrich der Dritte und die jungen Herren ſeines Gefolges freuten ſich ſehr über die Gelegenheit, das für ſie zu ernſte und ſteife Land der Polen zu verlaſſen und wieder nach Frankreich zu kehren. Um dies ohne allen Aufſchub zu bewerkſtelligen, verlieſſen ſie in einer finſtern Nacht, als Flüchtlinge, den Pallaſt und die Stadt Cracau, und eilten in zween Tagen über die Gränze nach Wien. Dieſe übereilte Abreiſe konnte mit der Nothwendigkeit der Gegenwart des Königs in Frankreich entſchuldiget werden. Allein, dieſe Entſchuldigung ward wieder vernichtet,

durch die Langſamkeit des übrigen Theils der Reiſe. 1574
Wo Vergnügungen anzutreffen waren, hielt ſich Heinrich auf, beſonders zu Venedig, wo er äuſſerſt prächtig und ehrenvoll empfangen wurde. Auch in andern italieniſchen Staaten geſchah dies, ſo daß er nicht eher, als im September in ſeinem Königreich anlangte, nachdem er einige Zeit lang an dem Hof zu Turin geblieben war, wo man Rath hielt über das künftige Schickſal des franzöſiſchen Staats; und wo der König dem Herzog die bisher noch von den Franzoſen beſetzten Plätze in Piemont, Pignerol, Savigliano und Perugia, abtrat. im Sept.

Der Staat befand ſich in einem von jenen kritiſchen Augenblicken, wo die Ergreifung einer ſchlimmen Partey ihn in eine ſolche Noth verſetzen konnte, aus der ihn keine menſchliche Klugheit hätte reiſſen können. Das Ungewitter zog von innen und von auſſen auf. Der Prinz von Condé, der einen weit über ſeine Jahre gehenden Verſtand zeigte und ſich in Teutſchland aufhielt, ſtärkte die Gunſt der proteſtantiſchen Reichsfürſten gegen die Reformirten in Frankreich, mit denen er in dem genaueſten Verſtändniß lebte, und die faſt in allen Provinzen die Waffen in Händen hatten. Die Politiker, die den Namen der dritten Partey annahmen, unterſtützten ſie. Dieſe Partey beſtand aus mißvergnügten Katholiken, die als Beſchwerden angaben, das Gefängniß der Marſchälle Montmorenci und Coſſé, die Bewachung des Königs von Navarra und des Herzogs von Alençon, und die Maasregeln, welche die Regentin ihrer Behauptung nach ergriffen hatte, um die groſſen Häuſer, deren Macht ihr verdächtig war, zu unterdrücken. Aus dieſen Gründen hielten ſie ſich berechtiget, mit den Waffen in der Hand auf ihrer Hut zu ſeyn. Daraus entſtanden aber kleine Kriege und häufige Ueberfälle, die durch Stillſtände

oder

1574 oder Friedensſchlüſſe unterbrochen wurden. Die Regentin bemühte ſich blos, die Staatsangelegenheiten bis zur Ankunft des Königs in einem gewiſſen Gleichgewicht zu erhalten. Es gelung ihr auch damit vermittelſt einer ſehr ſchlauen Miſchung von Strenge und Herablaſſung. Mit einer Hand zeigte ſie den Mißvergnügten die Waffen, und mit der andern unterzeichnete ſie Vergleiche. Zu dieſen ließ ſie ſich ſtets willig finden; ſie kam wohl gar hierin zuvor, doch ohne das geringſte Merkmal der Furcht oder Aengſtlichkeit. Gleich in den erſten Tagen ihrer Regentſchaft übte Katharine eine Handlung aus, welche die Reformirten und die Groſſen des Reichs kränkte. **Der Graf Gabriel von Montgommeri**, der wider ſeinen Willen oder Vorſatz Heinrichs des Zweeten Mörder geworden, eines von den angeſehenſten Häuptern der reformirten Partey, hatte bis hieher in verſchiedenen Provinzen des Königreichs mit vielem Glück Krieg geführt. Seinen Siegen in Bearn hatten die Verbundenen die Wiederherſtellung ihrer Angelegenheiten nach der Schlacht bey Montcontour zu danken. Er war es, der die Engländer zum Beyſtand der Rocheller bewegte, und er führte die zu dem Ende abgeſchickte Flotte an. Allein, nachher ſcheiterte, wie wir geſehen haben, ſein Glück in der Normandie, und er ward gefangen nach Paris gebracht, wo ihm das Parlament den Proceß machte, und ihn als einen Rebellen und Mitſchuldigen an der vorgeblichen Verſchwörung des Admirals, **zum Tode verurtheilte**, welches auch
am 27. Jul. ſogleich vollzogen wurde. Man beſchuldigte die Königin Katharine, ſie würde einen ſo tapfern Mann begnadiget haben, wenn er nicht das unglückliche, obgleich unſchuldige Werkzeug zu dem Tod ihres Gemahls geweſen wäre.

Die

Die Feinde des Hofs wurden durch dieſe 1574
That noch mehr erbittert, und hielten häufigere Verſammlungen und Berathſchlagungen. Eine der vornehmſten geſchah zu **Millaud**, einer Stadt in Rouergue, in den Monaten Julius und Auguſt. Der im Jul. u. Aug.
Prinz von **Condé** war, ohngeachtet ſeiner Abweſenheit, die Seele derſelben. Er verlangte, daß die reformirten Kirchen ſich ſelbſt eine Schatzung auflegen ſollten, und verſprach, von dem überſchickten Geld eine Armee in Teutſchland zu werben und nach Frankreich zu führen. Condé ſollte das Haupt der Verbündeten ſeyn, bis der Herzog von Alençon und der König von Navarra auf freyen Fuß geſtellt ſeyn würden. Die Politiker verſprachen den Reformirten, ihnen die Ausübung ihrer Religion zu verſchaffen: dagegen ſollten dieſe die Waffen nicht eher niederlegen, bis den Marſchällen von Coſſé und Montmorenci die Freyheit wieder ertheilt ſeyn würde. Alle zuſammen aber wollten ſo lange den hartnäckigſten Krieg fortſetzen, bis man durch eine rechtmäſſige Verſammlung der Reichsſtände die Regierung des Reichs beſſer angeordnet, die Stöhrer der öffentlichen Ruhe beſtraft und das Volk von den bisherigen Bedrückungen befreyet haben würde.

Die Königin bemühte ſich ſehr, die Würkungen dieſer Zuſammenkünfte zu hindern. Erſt hielt ſie durch verfängliche Vorſchläge die Abreiſe der Abgeordneten von Rochelle und von andern Kirchen zu der Verſammlung lange auf; hernach ſchickte ſie geheime Unterhändler ab, die Uneinigkeit unter ihnen ausſtreuen ſollten. Allein, dies fruchtete nicht ſo viel, als die Unſchlüſſigkeit des Herzogs von **Damville**. Er hielt ſich während Karls des Neunten Regierung immer in ſeiner Provinz Languedok auf, und verließ ſie nicht eher, als wenn es der Hof befahl, oder die Unternehmungen der Reformirten es

1574 nothwendig machten. Da er dieſe oft begünſtigte, ſo traute ihm der Hof nicht; nach der Gefangenneh- mung ſeines Bruders ſuchten ihn die Miniſter mehr als einmal aus ſeiner Provinz zu locken, aber immer vergebens. Die Königin wollte ſich ſeiner Perſon verſichern laſſen. Er wurde krank und hielt ſich für vergiftet. Ob nun gleich alle dieſe Kennzeichen ſchlim- mer Abſichten von Seiten des Hofs merklich waren, ſo würde ſich doch Damville aus Liebe zur Ruhe nicht zu den Verbündeten von Millaud geſchlagen haben, wenn er ſich von Seiten des Königs einige Sicher- heit hätte verſprechen können. Er reiſte deswegen ausdrücklich nach Turin, wo ſich Heinrich noch aufhielt. Alle Fürſten, die dieſer Monarch auf ſei- ner Reiſe ſprach, riethen ihn zum Frieden, beſonders der Kaiſer und der Doge zu Venedig. Margare- the von Savoyen, ſeine Tante, wünſchte ſehnlichſt ſeine Ausſöhnung mit dem Hauſe Montmorenci, in- dem ſie überzeugt war, daß die Rückkehr vieler miß- vergnügten Herren und der Untergang der Politiker hiervon abhänge. Der König ſchien geneigt dazu, und dem zu Folge bewegte die Herzogin den Herzog von Damville zu der Reiſe nach Piemont. Allein, die von der Regentin an den König abgeſchickten Mi- niſter, Villeroi und Chivernai, hinderten den guten Willen Heinrichs, ſo daß er den Statthalter von Languedok kaltſinnig und gleichgültig empfieng. Er war ſogar auf Zureden dieſer Miniſter Willens, ihn gefangen nehmen zu laſſen: da aber die Herzogin dies merkte, ſo gab ſie ihm Nachricht davon, und ihr Gemahl, auf deſſen gegebenes Wort der Mar- ſchall gekommen war, ſchickte ihm eine gute Beglei- tung, mit welcher er nach Nizza gieng, und von da auf ſeinen Galeeren nach Languedok ſegelte. Als er ſich in Sicherheit ſah, ſchwur er, den König Zeit lebens nicht wieder, als nur im Bildniß, zu ſehen;

und er brach dieſen Schwur niemals. Gleich nach 1574
ſeiner Rückkunft unterzeichnete er das **Bündniß von Millaud.**

Auf dieſe Art war der **fünfte bürgerliche Krieg** im ganzen Königreich angezündet, ohne förmlich erklärt zu ſeyn. Heinrich der Dritte ſchien gleichgültig dabey, und ergötzte ſich an den Feſten, die man ihm zu Ehren anſtellte. Mit ſolchen Geſinnungen betrat er Frankreich wieder. Die Regentin, ſeine Mutter, gieng ihm bis Lyon entgegen und empfieng ihn, als ihren geliebteſten Sohn, auf das zärtlichſte. Der Herzog von Alençon und der König von Navarra, die ſie vorausgeſchickt hatte, wurden von dem König nicht als Verbrecher, ſondern mit allen Merkmahlen der wärmſten Freundſchaft empfangen und in Freyheit geſetzt: dennoch ließ man ihre Handlungen ſtets genau beobachten. Es gab auch gewiſſe Damen, die ihnen Gunſtbezeugungen erwieſen, um nur ihre Geheimniſſe zu erforſchen. Damals richtete auch der König ſeinen Hofſtaat und ſeine Regierung ein. Im **Staatsrath** und im **geheimen Kabinetsrath** traf er keine Aenderung. Der letzte beſtand aus folgenden Perſonen: die **Königin Katharine**, der **Kanzler Renatus von Birague, Albrecht von Gondi Graf von Retz, Philipp Hûraut Vicomte von Cheverni** oder **Chivernai, Pomponius von Bellievre, Sebaſtian von l'Aubeſpine** Biſchof von Limoges, **Renatus von Villequier, Klaudius Pinart** und **Villeroi**, die beyden Staatsſekretarien. Den alten **Blaſius von Montlûc** machte er zum Marſchall von Frankreich, wie auch Rogern von St. Lari, **Herrn von Bellegarde.** Er ordnete auch die Verrichtungen ſeiner Befehlshaber, die Tage und Stunden zur Audienz, zu Berathſchlagungen, zum Aufſtehen und zur Tafel, und ernannte diejeni-

1574 gen, denen die Bittſchriften eingereicht, und von denen ſie vorgetragen werden ſollten. Dieſe Verordnung war vielen Prinzen und Standesherren ſehr unangenehm, welche bisher gewohnt waren, die Bittſchriften der Privatperſonen anzunehmen, und dadurch die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. Er machte auch gewiſſe Einrichtungen in den Finanzen, die aber ſchlecht befolget wurden.

Ueberhaupt aber ſahen damals ſchon viele Vernünftige voraus, daß **Heinrich der Dritte** den Ruhm, den er als Herzog von Anjou — freylich auch nicht unmittelbar — erworben, auf dem Thron nicht behaupten würde. Man hatte ihm in ſeinem Privatſtand nichts, als Verſtellung und Wildheit, vorwerfen können: aber ſo bald er unumſchränkter Herr war, überließ er ſich den ſchändlichſten Lüſten, und ſeine Lieblinge beſorgten die Staatsregierung. Ihren Einfällen und Vorſchlägen folgte er durchgehends, ſelbſt dann, wenn ſie den ſeinigen zuwider lieſen. Da dies lauter junge Leute waren, ſo verlieſſen viele alte Miniſter und Feldherren ihre Bedienungen, worüber ſich Heinrichs Unbeſonnenheit freute; denn nunmehr, da dieſe geſetzte Männer weg waren, brauchte er ſich weniger Zwang anzuthun, und mit ihren Aemtern konnte er die Diener ſeiner Leidenſchaften verſehen.

Die Hauptſache, die im Staatsrath überlegt werden mußte, war das **gegen die Hugenotten** zu beobachtende **Verhalten.** Auſſer den Fürſten, die wir vorher genannt, hatten auch einige wackere Franzoſen den König zur Gelindigkeit gerathen, z. B. **Paul von Foix**, **Chriſtoph von Thou**, erſter Präſident, und der bisherige **polniſche Kanzler Pibrac.** Allein, die Königin Mutter, der Kardinal von Lothringen und die meiſten andern Räthe meinten, man müſſe die Hugenotten mit Gewalt unter-

unterdrücken, und dieſe Meynung behielt um ſo viel 1574
mehr die Oberhand, da die Hugenotten im Delphinat einen Theil des königlichen Geräthes geplündert hatten. Man ſchickte alſo den Herzog von Ueſez nach Languedok wider den Marſchall von Damville, Bellegarde ins Delphinat wider Montbrün, und den Herzog von Montpenſier nach Poitou, um die unternommene Belagerung der Stadt Lüſignan zu befördern. Allein, die Verzweifelung der Hugenotten und die treflichen Anſtalten ihrer Häupter, zernichteten die Anſtalten des Königs. Auſſer der Eroberung von **Lüſignan** war alles, was man gegen ſie ausführte, von geringer Erheblichkeit.

Inzwiſchen war die Königin Mutter auf 1575
Heinrichs Vermählung bedacht, und man that ihm hierüber allerhand Vorſchläge. Allein, er ſelbſt hatte, nach dem plötzlichen Abſterben der von ihm ſehr geliebten Marie von Kleve, Prinzeſſin von Condé, ſeine Neigung auf **Louiſe von Vaudemont**, eine Tochter des Grafen von Vaudemont, gerichtet, die er auf ſeiner Reiſe nach Polen geſehn hatte. Er
vermählte ſich mit ihr zu Reims, am nächſten Tag am 16. Febr.
nach ſeiner Krönung. Dieſe ſanfte und tugendhafte Prinzeſſin war mitten unter Luſtbarkeiten traurig; ſie konnte ſich nie über die von ihr erzwungene Aufopferung eines Grofen von Salm, den ſie von Kindheit her geliebt, tröſten. Auch **Franz von Brienne** aus dem Hauſe Luxemburg, hatte ſich um ſie bemüht. Heinrich wußte es, und da er ihn eines Tags traurig ſah, ſagte er zu ihm: Ich habe eure Maitreſſe geheurathet, ich will euch die meinige geben. Der Tauſch war aber ſehr ungleich; denn dieſe Maitreſſe des Königs war eine berüchtigte Weibsperſon. Brienne entſchuldigte ſich, und da man zu ſehr in ihn drang, verließ er den Hof. Durch ſolche und andere Unbeſonnenheiten raubte ſich der König ſeine treuen

1575 Diener; und doch bedurfte derſelben niemand mehr, als er. Während daß er ſich ganz den Feſten und Ergötzlichkeiten ſeiner Krönung überließ, ganze Tage mit Stellung der Diamanten auf ſeine Kleider zubrachte, und bey dem Putztiſch ſeiner Gemahlin aufwartete, legten die Reformirten und die Politiker von der dritten Partey die letzte Hand an einen Vertrag, über deſſen Punkte ſie vorher ſchon übereingekommen waren. Es war dies ein förmlicher Bund, der ſich gleich einer Republik im Staat bildete. Die Bundsgenoſſen wählten ſich Anführer, errichteten Steuern, ordneten deren Erhebung und Gebrauch an, machten Geſetze für die Verwaltung der Gerechtigkeit, für die Mannszucht unter den Truppen, für die Freiheit des Handels, für die Ausübung der reformirten Religion. Dieſe vom Oberherrn unabhängige Geſetze beruhten auf einer feierlichen Verſicherung, vermöge welcher kein Glied des Bundes ohne Vorwiſſen des andern ſich in Unterhandlungen einlaſſen wollte. Dieſer Klauſel blieben ſie ſtets treu, ſo ſehr ſich auch die Königin bemühte, ſie zu trennen; die Zwiſtigkeiten des Hofs gaben vielmehr den Mißvergnügten neue Stärke.

Die Geſchichte dieſer Familienhändel wird jetzt die Geſchichte des Königreichs. Groſſe Begebenheiten aus kleinen Urſachen! Die Hauptperſonen bey dieſen ſonderbaren Auftritten waren der **König**, der Herzog von **Alençon** ſein Bruder, der König von **Navarra** und deſſen Gemahlin **Margarethe**; die geringern Perſonen des Schauſpiels ein Haufen junger Herren und Damen, worunter ſich beſonders auszeichnen **Ludwig Berenger dû Guaſt** und die berüchtigte **Frau von Sauve**. Der Herzog von Alençon hatte den Fehler aller kleinen Geiſter; er war argwöhniſch, zankſüchtig, und glaubte ſtets, man verachte ihn. Bey ſeinem ſchlecht gebauten

Körper fand er ſich unglücklicher Weiſe oft in dem 1575
Fall, ohngeachtet ſeines Rangs verhöhnt zu werden. Statt dieſes leicht zu gewinnende Gemüth zu ſchonen, erbitterte es der König durch Troß, oder durch Beyfall über die unanſtändigen Spöttereyen ſeiner Günſtlinge. Bey ſolchen Erniedrigungen ſuchte der Herzog Mittel zur Erhaltung ſeines Anſehns. Sein Herz öffnete ſich mit einer Art von Wolluſt allen ehrgeitzigen Entwürfen, die ihm die Mißvergnügten vortrugen. Heinrich, der ſeinen Bruder in alle Verſchwörungen verwickelt fand, ärgerte ſich darüber um ſo viel mehr, je geringer er ihn ſchätzte. Daher entſtand zwiſchen den beyden Brüdern ein Widerwille, der ſie bey den wechſelſeitigen Verläumdungen ihrer Schmeichler äuſſerſt leichtgläubig machte. Als der König zu ſeiner Krönung nach Reims reiſte, ſo erſchien vor ihm Hautemer Herr von **Fervaques**, einer von denjenigen Menſchen, welche die Sehnſucht nach Glück eben ſo wohl zum Laſter als zur Tugend reizt, als Bauer verkleidet, um ihn von einer Verſchwörung, deren Haupt der Herzog von Alençon war, zu benachrichtigen. Heinrich glaubte, ohne irgend eine andere Erkundigung, dem Angeber auf ſein Wort: allein, die Königin Mutter war damit nicht zufrieden, ſondern befahl ihm, auf der Stelle wieder abzugehn und das Geheimniß recht zu ergründen. Da er ſich nun erbot, ſeine Angabe durch das eigene Geſtändniß der Verſchwornen zu erhärten, ſo gab man ihm einen ſichern Menſchen, Namens **Barat**, mit, der dieſes Geſtändniß hören ſollte. Bey einem Dorfe ohnweit Langres ſtieſſen ſie auf einen Haufen der Verſchwornen; Barat gab vor, der Herzog von Alençon habe ihn an ſie abgeſchickt; und da ſie Beglaubigungsſchreiben von ihm verlangten, ſo antwortete er, er habe bey gegenwärtigen Umſtänden nicht für ſicher gefunden, derglei-

1575 chen mitzunehmen. Weil nun Fervaques bey ihm war, ſo begnügten ſie ſich mit dieſer Ausflucht. Sie lieſſen ſich hierauf ins Geſpräch mit ihm ein, und erklärten ihm ihr Vorhaben, welches auf nichts geringers, als auf die Wegräumung des Königs und auf die Thronerhebung ſeines Bruders abzielen ſollte. Sie ſtellten die Sache ſehr leicht vor, beſchwerten ſich aber lebhaft über den Herzog von Alençon, daß er ſeit vierzehn Tagen nicht die geringſte Nachricht von ſich gegeben habe. Barat machte ihnen gute Hoffnung, und verließ ſie. Auf ſolche Beweiſe verlangte der König, daß man ſeinem Bruder den Proceß machen ſollte: allein, die Mutter hinderte es. Man ließ den **Monſieur** — ſo nennte man Vorzugsweiſe den **Herzog von Alençon** — rufen, und hielt ihm die Sache vor; er geſtand, daß er Kenntniß davon gehabt, verſicherte aber, daß er nicht gewußt habe, wie weit man ſie treiben wollte, und ſeine Einwilligung habe er nie darzu gegeben. Katharinens Scharfſichtigkeit glaubte in der ganzen Sache nichts anders zu erblicken, als einen rohen flüchtigen Vorſatz einiger geringen Mißvergnügten, die ſich dadurch wichtig machen wollten; ſie ſuchte den König davon zu überzeugen, und vergrub den Handel in Stillſchweigen. Allein, Heinrichs Groll gegen ſeinen Bruder ward dadurch nur vergröſſert, und er argwohnte ſtets Böſes von ihm.

Einige Zeit vorher hatte der König, auf ein Gerücht von dem Abſterben des Herzogs von Damville, Befehl ertheilt, die Marſchälle von **Montmorenci** und **Coſſé** in der Baſtille zu erdroſſeln. Sie hatten ihr Leben blos dem Aufſchub und den Vorſtellungen des Aegidius von Souvré zu danken, der ſo viel erlangte, daß man erſt die Beſtätigung dieſer Nachricht abwartete. Sie fand ſich falſch, und die Verurtheilten wurden gerettet: dennoch wurden

den der Herzog von Alençon und die Montmorenci 1575
ſehr dadurch erbittert. Alençon rettete ſich im Se- im
ptember vom Hofe, und warf ſich in die Arme der Sept.
Mißvergnügten. Hierüber entſtand groſſer Aufruhr durch das ganze Königreich. Heinrich glaubte die Bundsgenoſſen eingeſchläfert zu haben durch Erbietungen, die weit über alle mögliche Forderungen gehen konnten. Er bewilligte ihnen Sicherheitsplätze; anſtatt vier verwerflicher Richter ſollten in jedem Parlament ſechzehn ſeyn; er geſtand den Reformirten, in allen ehemals hierzu privilegirten Oertern, die freye Uebung ihrer Religion zu ꝛc. Ob nun gleich dieſe Vorſchläge nicht angenommen worden, ſo blieb doch der König ruhig, in der Ueberzeugung, die Mißvergnügten würden in kurzem oder über lang ſich nach ſeinem Willen bequemen. Dieſe Nachläſſigkeit benutzten ſie aber vielmehr zur Verſtärkung ihrer Partey. Vor den Augen des Hofs, ſelbſt mit deſſen Bewilligung und mit deſſen Päſſen, giengen ihre Abgeordneten nach Teutſchland, kamen von da wieder zurück, und brachten die Entſchlüſſe der Verbündeten dem Prinzen von Condé, der mit dem Herzog Johann Kaſimir, Sohn des Kurfürſten Friedrichs des Dritten von der Pfalz, in Unterhandlungen ſtand. Dieſer Prinz ließ ſich ſeinen Beyſtand ſehr theuer bezahlen. Auſſer den gewöhnlichen und billigen Bedingungen, daß nämlich alle Kriegs- und Friedensgeſchäfte gemeinſchaftlich geſchehen, und daß man wegen des Solds der Truppen Sicherheit ſtellen ſollte, verlangte er noch, daß, wenn es zu einem Friedensſchluß käme, die erſte Bedingung die ihm zu überlaſſende Regierung der drey Bißthümer Metz, Toul und Verdün, ſeyn ſollte. Aus Furcht, keinen Beyſtand zu erlangen, giengen die Bundsgenoſſen dieſe verhaßte Klauſel ein. So bald man wußte, daß der Herzog von Alençon den Hof verlaſ-

1575 ſen hatte, ſo ward, um der Parten deſto mehr Gewicht zu geben, beſchloſſen, daß der Herzog Kaſimir und der Prinz von Condé den Titel als Stellvertreter des Herzogs von Alençon führen ſollten. — Von Paris eilte der Herzog mit verhängtem Zügel nach Dreux, welche Stadt zu ſeiner Appanage gehörte. Er machte daſelbſt eine Schrift bekannt, welche voll von Verſicherungen ſeiner Treue gegen den König, von Klagen gegen deſſen Lieblinge, und von Verſprechungen an die Groſſen und das Volk, und überhaupt in dem gewöhnlichen Ton ſolcher Aufſätze abgefaßt war. Von Dreux floh der Prinz nach Poitou, wo la Noue, Levi von Ventadour, Schwager des Herzogs von Damville, Heinrich de la Tour d'Auvergne, deſſen Neffe, in Begleitung vieler Herren von Adel zu ihm ſtieſſen. Der König ſchwur ihm in der erſten Hitze den Tod, lief wie unſinnig herum, und befahl jedem, dem er begegnete, den Herzog lebendig oder todt zu liefern. Man war bey Hof ſo beſtürzt, man hatte ſo wenig Kenntniß von der Macht und den Abſichten des Herzogs, daß man St. Denis befeſtigen ließ, als wenn der Herzog eine Armee beyſammen hätte, die im Stande wäre, Paris zu belagern. Vor Schrecken wurde die Königin Mutter grauſam. Als ſie erfuhr, daß Thoré, Bruder des Herzogs von Montmorenci, im Begrif ſtand, mit Truppen in Frankreich einzudringen, und der Armee des Pfalzgrafen den Weg zu bahnen; ſo ließ ſie ihm ſagen, wenn er weiter fortrückte, ſo würde ſie ihm die Köpfe ſeines Bruders und ſeines Schwagers ſchicken. Er aber antwortete ſtandhaft, er werde die ſchrecklichſte Rache dafür zu nehmen wiſſen, und ſetzte ſeinen Zug immer weiter fort. Dieſe Feſtigkeit bewegte ſie zu einem entgegen geſetzten Entſchluß; ſie ließ die Marſchälle los, um ſich ihrer zur Unterhandlung mit dem Herzog von Alen-

çon zu bedienen. Katharine ergrif alle erſinnliche 1575
Maasregeln, die Gefangenen zu überzeugen, daß ſie die Freyheit blos und allein ihrer Güte zu danken hätten; und nachdem ſie dieſelben mit Höflichkeit überhäuft hatte, gieng ſie mit ihnen nach Touraine, wo ſie ſich mit dem Herzog von Alençon unterredete. Der Fortgang des Vergleichs hieng von dem Fortgang der Waffen ab. Thoré kam mit teutſchen Reutern nach Frankreich, in der Abſicht, ſich mit den Bundsgenoſſen jenſeits der Loire zu vereinigen. Guiſe, Statthalter in Champagne, gieng ihm entgegen, grif ihn bey Langres an, und ſchlug ihn. Er konnte ſeinen Vortheil nicht verfolgen, weil ihm der König keine Unterſtützung ſchickte. Der ganze Vorgang ward von den Verbündeten für ſehr unbeträchtlich gehalten, und ſie blieben überall gegen Waffen und Ränke ſo ſtandhaft, daß die Königin mit allen ihren Bemühungen nichts weiter erlangen konnte, als einen Waffenſtillſtand von ſieben Monaten, nämlich vom 22. November bis zum 25. Junius, der am 22. Nov.
noch darzu für die Verbündeten ſehr vortheilhaft war. Der König machte ſich anheiſchig, eine groſſe Summe zu erlegen, um damit die Armee des Pfalzgrafen, die aus 8000 Teutſchen und 6000 Schweitzern beſtand, zu bezahlen, und ſie zu hindern, daß ſie nicht nach Frankreich käme; ferner, den vereinigten Reformirten und Katholiken ſechs Städte abzuliefern, nämlich Angouleme, Niort, la Charité, Bourges, Saumür und Mezieres; die Beſatzungen, die man unter den Befehlen des Prinzen von Condé und des Herzogs von Alençon in dieſe Städte legen würde, zu beſolden, und dem letzten eine aus Schweitzern, Schützen und Gensdarmes beſtehende Leibwache zu unterhalten. Es ward zwar bedungen, daß dieſe Städte nach Verlauf des Stillſtandes wieder zurück ſollten gegeben werden: allein, man merkte bald,

daß

1575 daß dies eine betrügliche Bedingung war, wodurch die Ehre des Königs dem Schein nach ſollte gerettet werden; denn es leuchtete ein, daß die Verbündeten bey einem Friedensſchluß die Beybehaltung dieſer Plätze als den vornehmſten Artikel feſt ſetzen, und wenn es wieder zum Krieg käme, ſie ohnehin nicht wieder abtreten würden.

Der Waffenſtillſtand ward überhaupt von beyden Seiten ſchlecht beobachtet. Der kleine Krieg daurete faſt immer fort. Die königlichen Statthalter zu Bourges und zu Angouleme wollten die den Reformirten abgetretene Städte nicht räumen. Der Hof ſtellte ſich unzufrieden darüber, und gab ihnen dafür Cognac und St. Jean d'Angeli. In die Abtretung der Gränzſtadt **Mezieres** willigte der Hof gar nicht, weil man es wegen der Nachbarſchaft des teutſchen Reichs für allzugefährlich hielt. Der König warb fremde Truppen; ein neuer Anlaß zu Beſchwerden für die Verbündeten! Schon im Fe-
1576 bruar des folgenden Jahrs kamen Kaſimir und Condé mit den teutſchen Truppen nach Champagne, zogen durch Burgund, und vereinigten ſich in Bourbonnois und mit dem Herzog von Alençon, der zum Generaliſſimus erklärt wurde. Die vereinigte Macht beſtand aus dreyſſig tauſend Mann Schweitzern, Teutſchen und Franzoſen. Eine königliche Armee, unter der Anführung des Herzogs von **Mayenne**, jüngern Bruders des Herzogs von Guiſe, zog ihnen zur Seite und beobachtete ſie: aber man fand nicht für dienlich, ſie anzugreifen. Unterdes fiel bey Hofe wieder etwas vor, wodurch der Plan deſſelben verrückt wurde. **Heinrich, König von Navarra**, lebte mitten unter den Unruhen in einer ſcheinbaren Gleichgültigkeit. D'Aubigné meint, er habe die Rolle des Brutus an Tarquins Hofe geſpielt, indem er unter einer politiſchen Unempfindlichkeit die Thätig-

tigkeit und die übrigen heroiſchen Tugenden verbor= 1576
gen gehalten, die ihn nachher zum Abgott für Frankreich und zum Schrecken ſeiner Feinde machten. Allein, wahrſcheinlicher iſt es, daß Heinrich, damals erſt zwey und zwanzig Jahr alt, durch Vergnügungen gefeſſelt war. Statt den Herzog von Alençon wegen ſeines wichtigen Vorhabens bey Verlaſſung des Hofs zu beneiden, freute ſich Heinrich blos, einen Nebenbuhler bey der Frau von Sauve, ihrer gemeinſchaftlichen Geliebten, nunmehr weniger zu haben. Die Königin Mutter wollte ſich dieſer Dame bedienen, um Heinrichen an dem Hof zurück zu behalten: allein, ſie verfehlte ihres Zwecks. Sauve weckte vielmehr Heinrichs Ehrgeitz auf, indem ſie ihm vorſtellte, wie ſehr man ihn gering ſchätze, wie er, ſeiner Erbietungen ohngeachtet, noch bey keiner Gelegenheit ſey gebraucht worden, wie man andern, die es weniger verdienten, die Anführung der Armeen vertrauet habe, wie der Herzog von Alençon ſich Lorbeern ſammle, da Er unterdes in weichlicher Trägheit dahin lebe. Dies that bey Heinrichen groſſe Würkung; er gieng aber mit Klugheit zu Werke; er begab ſich öfters auf die Jagd, blieb lange weg, kam wieder, und gewöhnte dadurch den Hof zur Sicherheit in Anſehung ſeiner Perſon: aber auf einmal war er im Februar verſchwunden. Mit einigen Freunden eilte er, ſo zu ſagen, in Einem Zug, nach Guyenne zu ſeiner Statthalterſchaft. Ohne Zweifel ſtieß er deswegen nicht zu dem Heer der Verbündeten, weil er nicht unter dem Herzog von Alençon ſtehen konnte noch wollte: aber er ſchickte Abgeordnete zu einer groſſen Berathſchlagung, welche die Mißvergnügten zu Moulins hielten, und wobey beſchloſſen ward, dem König eine umſtändliche Bittſchrift vorzulegen. Auſſer den ehemaligen Bewilligungen z. B. der Gewiſſensfreyheit und Sicherheits-

plätze

1576 plätze verlangten die Reformirten darin die Theilung aller Kirchen und Zehnten unter die römiſche Kleriſey und unter ihre Geiſtlichen; ferner die Vermehrung der Appanage des Herzogs von Alençon mit einer faſt ganz unbeſchränkten Oberhoheit; denn er forderte eine immerwährende Leibwache von ſechshundert Mann zu Pferd und dreytauſend zu Fuß, die auf königliche Koſten ſollten gehalten werden. Jeder that hierauf noch ſeine beſondern Forderungen: der Prinz von Condé verlangte den Genuß der Statthalterſchaft in der Picardie, wovon er bisher nur den Titel geführt hatte, wie auch den völligen Beſitz von Boulogne am Meer; und der König von Navarra eine faſt unabhängige Gewalt bey ſeiner Statthalterſchaft in Güyenne, die Oberhoheit in ſeinen Domänen, und die Bezahlung der alten ſeiner Familie bewilligten Jahrgelder, des Brautſchatzes ſeiner Gemahlin und der aufgelaufenen Zinſen. Diejenigen, die ihre Forderungen nicht in die allgemeine Bittſchrift bringen konnten, äuſſerten ſie durch beſondere Abgeordnete.

im May. Die Königin Mutter wich dieſem Angriff geſchickt aus. Da der Herzog von Alençon ſeiner Schweſter, der Königin von Navarra, die Heinrich der Dritte ſeit der Entweichung ihres Gemahls hatte bewachen laſſen, ſehr ergeben war und an ihren Begegniſſen innigen Antheil nahm, ſo befreyte ſie Katharine aus ihrem Gefängniſſe, und führte ſie in das Lager ihres Sohns, in Begleitung vieler andrer Damen, die man die fliegende Schwadrone nennte. Beym Anblick derſelben wankte der Herzog, und er ergab ſich ganz, als ihm ſeine Mutter die Appanage mit drey Provinzen, Touraine, Berri und Anjou, vermehrte, und ihm ganz vorzügliche Rechte in denſelben, nebſt einem Jahrgeld von hunderttauſend Goldthalern bewilligte. Von dieſer Zeit

an

an nannte ſich der Prinz Herzog von Anjou. 1576
Auch die übrigen Häupter der Mißvergnügten ſuchte man zu befriedigen, z. B. den Prinz von Condé mit Hoffnungen wegen ſeiner Statthalterſchaft in der Picardie, den Herzog Kaſimir mit der Erwartung eines ſchönen Stück Landes in Frankreich und des ſeinen Truppen ſchuldigen Soldes, wovon jedoch nur eine ſehr mäſſige Summe bezahlt wurde. Die übrigen gaben nach, ohne weder beſſere noch ſchlimmere Bedingungen, als vorher, zu erlangen. Es ward das **fünfte Friedensedikt** zu Beaulieu ohnweit Loches gegeben, worin die Freyheiten der **Reformirten** — dieſer Name wurde ihnen in dem Edikt ausdrücklich beygelegt — erweitert, ihnen Chambres miparties, d. i. halb mit Katholiken und halb mit Reformirten beſetzte Gerichtshöfe, die gänzliche Freyheit des Gottesdienſtes, wie auch acht Sicherheitsplätze bewilliget, und das Andenken des Admirals von Coligni und der Herren von la Mole und Coconnas in Ehren geſtellt wurde. Das übrige verſchob man auf eine allgemeine Reichsverſammlung, die in der Mitte des Oktobers zu Blois gehalten werden ſollte. Inzwiſchen begab ſich der Herzog von Anjou in die ihm zugetheilten Länder, um ſeiner neuen Herrſchaft zu genieſſen. Der König von Navarra, der nicht namentlich in dieſem Frieden begriffen war, aber die beſten Verſicherungen erlangte, hatte ſich wieder zur reformirten Religion bekannt und hielt ſich in Güyenne auf, und der Prinz von Condé in der Gegend von Rochelle. Der Herzog Johann Kaſimir gieng an die Gränze von Champagne zurück, und erwartete dort die Erfüllung der ihm gethanen ſüſſen Verſprechen. Es fehlte an Geld; der König ſprach die Pariſer um einige Summen an: aber der Zeitpunkt war nicht günſtig. Im vorigen Jahr hatte ſchon der König borgen wollen,

1576 und man hatte ihm durch Vorſtellungen geantwortet; jetzt that man gar Paſquinaden hinzu. Man hielt ſich öffentlich darüber auf, daß der König das Geld ſeiner Unterthanen an lüderliche junge Leute verſchwendete. Die vornehmſten Lieblinge hieſſen: **Caylus, Maugiron, Livarot, St. Meſgrin Joyeuſe, Nogaret, la Valette.** Die meiſten hatte **Renatus von Villequier** an den Hof gebracht, der das verächtliche Amt eines Oberaufſehers der Ergötzlichkeiten verwaltete. Da er ſelbſt der unreinſte und ungeſittetſte Menſch war, ſo war leicht auf die Beſchaffenheit ſeiner Kreaturen zu ſchlieſſen. Damals fieng man an, die königlichen Lieblinge **Mignons** zu nennen. Ihr weibiſches Anſehn und Betragen gab zu verhaßten Beſchuldigungen Anlaß, die durch die Aufführung des Königs eben nicht widerlegt wurden. Daher entſtand eine allgemeine Verachtung gegen Heinrichen, die vielleicht mehr als alles Uebrige die berüchtigte Faktion, die unter dem Namen der **Ligue** bekannt iſt, begünſtigte.

Dieſe **Ligue** zeichnet ſich vor andern ähnlichen Bündniſſen dadurch aus, daß ſie einen faſt allgemeinen Aufſtand der Katholiken gegen einen ſehr katholiſchen König, der, aller Vorſpiegelungen ohngeachtet, dafür erkannt worden, erregte; daß ſie gleich bey ihrem ſchwachen Anfang die kühnſten Forderungen äuſſerte; daß ſie ſtets einförmig und ſtandhaft fortſchritte, ohngeachtet man Kenntniß von ihren Geheimniſſen hatte, und Maasregeln zur Hemmung derſelben genommen waren; daß ſie ſich vorſetzte, einen Fremden auf den Thron zu ſetzen, und dieſen Zweck nicht einmal bemäntelte; daß ſie einen ſchreck-

lichen

lichen Fortgang hatte, der zwar an dem Anführer 1576
beſtraft wurde, aus deſſen Blut aber neue Ungeheuer ſchnell entſprangen; daß alle Schrecken der Verwüſtung, Schwärmerey, Anarchie und Tyranney dabey gewüthet, ſo lange, bis Heinrich der Groſſe Sieger und Friedensſtifter geworden war. Man bilde ſich nicht ein, als wenn die Guiſen auf einmal den Vorſatz, ſich des Throns zu bemächtigen, gefaßt hätten. Man behauptet, der Kardinal von Lothringen habe den Entwurf zur Ligue ſchon nach der Schlacht bey Dreux auf der Kirchenverſammlung zu Trident gemacht: allein, das war wohl höchſtens nichts weiter, als der Vorſatz, das Schickſal ſeines Hauſes mit der katholiſchen Religion zu verknüpfen, deren Eiferer ſeinen Bruder als ihre Stütze betrachteten. Vielleicht trieb er ſeine politiſche Abſichten bis zu dem Entwurf, dieſes Band durch den Beytritt andrer katholiſchen Mächte, z. B. des Pabſts und des Königs von Spanien, zu befeſtigen. In der That entſponnen ſich auch im Jahr 1563 in den Provinzen und ſelbſt bey Hof kleine beſondere Liguen, welche die Regierung erſtickte; Würkungen der Unruhe von Seiten der Katholiken, die bey Betrachtung der vereinten Kalviniſten, den königlichen Rath beſtürmten, ihm Gnadenbezeugungen abzwungen, und ſich auch ihrer Seits verbanden, um das Gegengewicht zu bilden, und zu hindern, daß dieſe Kriege ihrer Religion nicht nachtheilig werden möchten: allein, dieſen kleinen einzelnen und zerſtreuten Liguen oder Brüderſchaften fehlte es an einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt. Erſt im Jahr 1576 fieng man an, von der Wahl eines Oberhauptes zu ſprechen, das fähig wäre, die katholiſche Religion zu unterſtützen, und unabhängig von dem König, den man für allzuſchwach anſahe. Es iſt möglich, daß von der Zeit an Heinrich von Lothringen, Herzog von

1576 Guiſe, als ernannter Anführer, ſeinen Wünſchen weiter keine Gränzen geſezt hat: doch wäre es übereilt, wenn man behaupten wollte, er habe noch vor dem Tode des Herzogs von Alençon planmäßige Abſichten auf die Krone gehabt.

Guiſe, Sohn des vor Orleans ermordeten Herzogs, war erſt neunzehn Jahre alt, als er durch die ſchöne Vertheidigung der vom Admiral belagerten Stadt Poitiers, aller Franzoſen Augen auf ſich zog. Da er keine Gelegenheit vorbey ließ, den Reformirten Abbruch zu thun, da er ſich mit ihrem Blut am Bartholomäustag beſprizt, und das ſeinige an der Spitze des Heers, das die Teutſchen bey Langres ſchlug, vergoſſen hatte; ſo war er ſtets beſchäftiget, die Schonungen des Hofs gegen die Reformirten zu tadeln; und hierdurch gewann er die Herzen der Katholiken durchgehends. Das Murren der eifrigſten unter ihnen nach dem lezten Frieden wies ihm gleichſam ſeine Rolle an. Er hatte ſich ehedem Hoffnung zu einer Vermählung mit Margarethen von Valois, nachherigen Königin von Navarra, gemacht: allein, der durch ſeine Kühnheit aufgebrachte Unwille Karls des Neunten nöthigte ihn, ſich dies aus dem Sinn zu ſchlagen. Damals liebte ihn Heinrich der Dritte; und umarmte ihn eines Tags, und indem er ſeine Schweſter zärtlich anſahe, ſagte er: Wollte Gott, ihr wäret mein Bruder geworden! Nach der Rückkunft aus Polen begegnete er ihm kaltſinnig; eben dies thaten der Herzog von Anjou und der König von Navarra, deren Gunſt er vergebens ſuchte. Weil er alſo ſahe, daß bey Hof, wo man ihm nur Verdruß zu erregen ſuchte, nichts zu erwarten ſtehe, ſo warb er um die Verſicherung der Gunſt des Volks, welches heimlich für ihn arbeitete. Bürger, Kaufleute, Gerichtsbediente und andre Leute unterhielten ſich nicht blos bey Gelegen-

heit mit Staats- und Religionsſachen; ſie hielten 1576
ſogar geheime Zuſammenkünfte, wobey ſie ordentlich darüber Rath hielten. Nach dem Beyſpiel der Reformirten verbanden ſie ſich durch Eidſchwüre und Unterſchreibungen gewiſſer Formeln zur Vertheidigung der gemeinen Sache. Man kann nicht beſtimmen, ob dieſe Schwärmerey in Paris oder in den Provinzen ihren Urſprung gehabt habe. Die älteſte hiervon ganz übrig gebliebene Akte iſt aus der Picardie. Der Herr von Hůmieres, der dort den Oberbefehl führte, hatte einen perſönlichen Zwiſt mit dem Prinzen von Condé. Da er eine Schwächung ſeiner Macht befürchtete, wenn der Prinz, nach der ausdrücklichen Klauſel des letzten Friedens, in den Beſitz ſeiner Statthalterſchaft käme, ſo ſuchte Hůmieres ihm Hinderniſſe zu erwecken, und er fand dazu kein ſtärkeres, als wenn er den Adel durch eine feyerliche Verbindung nöthigte, nichts zu dulden, was der römiſchen Religion zum Nachtheil gereichen könne. Er ſetzte alſo eine Eydesformel auf, die er den Edelleuten der Provinz vorlegte, welche faſt alle katholiſch und ihrem Haupte ſehr ergeben waren. Sie unterzeichneten dieſe Konföderation, und in kurzer Zeit war die ganze Picardie in die Ligue verwickelt.

Der Eingang des Formulars, und der Zweck, den man ſich dabey vorzuſetzen ſchien, war dem erſten Anblick nach lobenswürdig. Man machte ſich durch Ablegung eines Eydes anheiſchig, bey der im Namen der heiligen Dreyeinigkeit errichteten heiligen Vereinigung zu verharren, um die römiſchkatholiſche Religion, König Heinrich den Dritten, und die Vorrechte, die das Königreich unter Klodwig dem Erſten genoſſen, zu vertheidigen. Durch Hülfe dieſes letzten Vorwandes konnte der Bund ſeine Abſichten auf Gegenſtände ausdehnen, die von der Re-

1576 ligion ganz entfernt waren: allein, das feinſte Gift lag unter ihren Geſetzen ſelbſt verborgen. Dieſe lauteten ſo: „Wir machen uns zur Anwendung unſrer „Güter und unſres Lebens verbindlich, die heilige „Vereinigung zu befördern, und diejenigen, die ſich „ihr widerſetzen wollen, bis in den Tod zu verfolgen. „Alle, die ſich unterſchreiben, werden unter dem „Schutz der Vereinigung ſeyn, und wofern ſie angegriffen, verfolget oder gedrückt werden, übernehmen wir ihre Vertheidigung, ſelbſt mit den „Waffen, gegen jedermann, er ſey auch, wer er „ſey. Sollte einer oder der andere nach abgelegtem „Eide wieder zurücktreten wollen, ſo ſoll er als Rebelle und als Empörer wider den Willen Gottes „behandelt werden, ohne daß diejenigen, die zu dieſer Rache geholfen, jemals deswegen könnten beunruhiget werden. Man wird je eher je lieber einen Anführer wählen, dem alle Verbundene gehorchen ſollen: wer ſich deſſen weigert, ſoll nach „Gutdünken des Anführers beſtraft werden. Wir „wollen alle unſere Kräfte anſtrengen, der heiligen „Vereinigung Anhänger, Waffen, und alle nöthige „Unterſtützung zu ſchaffen. Wer ſich nicht mit uns „verbinden will, ſoll feindlich behandelt und mit gewaffneter Hand verfolget werden. Der Anführer „allein ſoll die Streitigkeiten entſcheiden, die ſich „zwiſchen den Verbündeten hervorthun könnten, „und ſie ſollen ſich nicht eher, als nach ſeiner Erlaubniß, an die gewöhnlichen Obrigkeiten wenden „können.„ So übertrugen ſie alle königliche Gewalt dem künftigen Anführer, der, wie der Erfolg lehrte, ganz ein andrer war, als der König.

Heinrich wußte von dieſem Unternehmen gegen ſein königliches Anſehn nicht eher etwas, als nachdem ſchon viele Edelleute, Geiſtliche, angeſehene Bürger, Gerichtsperſonen, beträchtliche Städte

und ganze Provinzen der Ligue beygetreten waren. 1576
Doch erfuhr er von dem geheimen Plan derſelben zeitig genug ſo viel, daß er ſich hätte vorſehen können, wenn er einen Entſchluß zu faſſen und auszuführen gewußt hätte. Dieſe Kenntniß erlangte er durch ſeinen Geſandten in Spanien, wo die Liguiſten verborgene Unterhändler hatten, und durch die Reformirten, welche die Papiere eines gewiſſen Advokaten David, der von der Partey nach Rom abgeſchickt und von allen Geheimniſſen unterrichtet war, aufgefangen und an den Hof geſchickt hatten. Einige behaupten, dieſe Papiere wären von den Feinden des Herzogs von Guiſe untergeſchoben worden: allein, es wäre eine Art von Wunderwerk geweſen, wenn ſie voraus alles, was durch die Verbündeten nach und nach verſucht worden, ſo gut hätten errathen und vortragen können. Genug, dieſe Papiere entwickeln den Plan der Intrigue ſo genau, daß wir hier das Weſentliche daraus mittheilen wollen.

Nach Lobeserhebungen der Guiſen, die von Karl dem Groſſen abſtammen ſollten, fuhr man ſo fort: „Seitdem zum Nachtheil der Nachkömmlinge dieſes Kaiſers die Kinder des Hugo Kapet den „Thron eingenommen haben, iſt der Zorn Gottes „über die Gewaltthäter ausgebrochen. Einige ſind „ihrer Sinnen, andre der Freyheit beraubt, oder „ſie ſind von den Blitzen der Kirche getroffen worden. Die meiſten ſind, von Krankheit und Schwäche geplagt, in der Blüte ihres Alters geſtorben, „ohne Nachfolger zu hinterlaſſen; das Königreich „iſt unter dieſen unglücklichen Regierungen ein Raub „der Ketzer, wie der Albigenſer und der Armen von „Lyon, geworden. Der letzte den Kalviniſten ſo „vortheilhafte Friede, wird ſie nun in Frankreich „feſt gründen, wenn man nicht eben dieſe Gelegenheit benutzt, und der Nachkommenſchaft Karls

 „des

1576 „des Groſſen den Thron wieder giebt. Die zur Er„haltung ihres Glaubens vereinte Katholiken ſind „daher über folgendes mit einander übereingekom„men. Die Geiſtlichen ſollen ſich ſowohl auf der „Kanzel als im Beichtſtuhl wider die den Ketzern be„willigte Freyheiten erheben, und das Volk ermah„nen, ſie am Genuß derſelben zu hindern. Wenn „der König Beſorgniß äuſſert, er möchte durch Ue„bertretung dieſes weſentlichen Friedensartikels in „neue Unruhen verwickelt werden, ſo wird man ſich „verbindlich machen, alles Gehäſſige in dieſer Sa„che auf den Herzog von Guiſe zu ſchieben. Die „Gefahr, die ſich dieſer Prinz durch Uebernehmung „des ganzen Haſſes der Ketzer ausſetzet, wird ihn „den Katholiken noch werther machen. Seine Kühn„heit wird die Furchtſamen beherzt machen, das „Bündniß zu unterzeichnen, und wird die Partey „vergröſſern. Alle Verbündete ſollen ſchwören, ihn „für ihr Oberhaupt zu erkennen. Die Pfarrer in „den Städten und auf dem Lande ſollen Verzeichniſſe „von denen, welche die Waffen führen können, hal„ten. Bey der Beichte ſollen ſie ihnen nach Anwei„ſung des Herzogs von Guiſe ſagen, was ſie zu „thun haben, und dann ſollen heimlich Officiere ab„geſchickt werden, welche die Neuangeworbenen üben „ſollen. Die Ketzer haben ſelbſt eine Verſammlung „der Reichsſtände verlangt; ſie wird zu Blois, ei„ner ganz offenen Stadt, gehalten werden. Das „Haupt der Partey wird darauf bedacht ſeyn, in „den Provinzen Abgeordnete wählen zu laſſen, die „der alten Religion und dem Pabſt mit aller Treue „zugethan ſind. Zu gleicher Zeit ſollen Kapitäne, „die durch das ganze Königreich zerſtreut ſind, eine „gewiſſe Zahl entſchloſſener Soldaten werben, wel„che eidlich verſprechen müſſen, daß ſie zu gehöriger „Zeit und am beſtimmten Ort thun wollen, was

„man

„man ihnen gebieten wird. Man ſoll auch durch 1576
„freundliche Vorſtellungen den Herzog von Anjou,
„den König von Navarra, den Prinzen von Condé,
„und alle verdächtige Herren nebſt dem König zur
„Gegenwart bey der Reichsverſammlung zu bewegen
„ſuchen. Der Herzog von Guiſe aber wird ſich
„nicht dabey einfinden, um Verdacht zu vermeiden,
„und in der Entfernung vom Hof deſto eher im
„Stande ſeyn, die nöthigen Befehle zu ertheilen.
„Wenn ſich jemand den Schlüſſen der Reichsver-
„ſammlung widerſetzet, und es iſt dies ein Prinz
„vom Geblüt, ſo ſoll er der Thronfolge für unfähig
„erklärt werden: jeder andrer ſoll mit dem Tode be-
„ſtraft, oder eine Belohnung auf ſeinen Kopf ge-
„ſetzt werden, wenn man ihn nicht gleich greifen
„kann. Dieſen Geſinnungen zu Folge, werden
„die Stände ein öffentliches Glaubensbekenntniß ab-
„legen, die Bekanntmachung des Tridentiner Kon-
„ciliums verordnen, die zur Ausrottung der Ketze-
„rey gemachten Verordnungen beſtätigen, und alle
„gegentheilige Edikte widerrufen. Auf dieſe Art
„wird der König von ſeinem den Kalviniſten gegebe-
„nem Wort entbunden ſeyn. Dieſen wird man
„eine gewiſſe Friſt zur Wiederausſöhnung mit der
„Kirche geben. Da man während dieſer Zeit zur
„Demüthigung der Hartnäckigſten die Waffen wird
„ergreifen müſſen, ſo werden die Stände dem Kö-
„nig vorſtellen, daß es zur Bewürkung eines guten
„Ausganges nothwendig ſey, einen einzigen Mann
„an die Spitze des Unternehmens zu ſtellen, und
„hierzu werden ſie den Herzog von Guiſe, als den
„einzigen geſchickten Feldherrn, der nie mit den Ke-
„tzern in Verbindung geſtanden, verlangen. Um
„dieſem Anſuchen Gewicht zu geben, werden die in
„den Provinzen unter der Hand geworbene Solda-
„ten an dem beſtimmten Tag um Blois herum er-

1576 „ſcheinen und von einigen fremden Truppen unter-„ſtützt werden. Man wird den Monſieur aufhe-„ben, und ihm als einem Verbrecher der beleidigten „göttlichen und menſchlichen Majeſtät den Proceß „machen, weil er dem König, ſeinem Bruder, Be-„dingungen, die den aufrühriſchen Ketzern günſtig „ſind, abgepreßt hat. Der Herzog von Guiſe, „Oberbefehlshaber der Armeen, wird die Empörer „verfolgen, ſich der vornehmſten Städte verſichern, „alle Mitſchuldige des Monſieur in gute Verwah-„rung nehmen, und ihren Proceß vollziehen. End-„lich wird man mit Genehmigung des Pabſts, nach „dem Verfahren Pipins mit Childerichen, den Kö-„nig bis an das Ende ſeines Lebens in ein Kloſter „einſchlieſſen.„

Dies war der von uns abgekürzte Entwurf des Advokaten David. Damals ward er als ein Hirngeſpinſt betrachtet: wer hätte auch glauben ſollen, daß man eines Tags ſo nahe an den Punkt ſeiner völligen Erfüllung gelangen würde? Pabſt Gregor der Dreyzehnte, ohne eben groſſes Vertrauen darauf zu ſetzen, war damit zufrieden, um wenigſtens dadurch den Fortgang der proteſtantiſchen Religion in Frankreich zu hemmen. König Philipp der Zweete von Spanien, der ſtets befürchtete, die Franzoſen möchten bey einer für ſie heilſamen innerlichen Ruhe den Niederländern Beyſtand leiſten, ergriff begierig dieſe Gelegenheit, ſie in Zerrüttung zu ſetzen. Er verſprach, der Ligue mit Mannſchaft und Geld beyzuſtehen, welchem Verſprechen er zum Nachtheil des Reichs nur allzutreulich nachlebte.

im Dec. Heinrich der Dritte wußte groſſen Theils dieſe Anſchläge, als er zu Anfang des Decembers die **Verſammlung der Reichsſtände zu Blois** eröffnete. Der Herzog von Guiſe erſchien nicht bey den erſten Sitzungen. Faſt alle Abgeordnete waren Anhän-

Anhänger der Ligue, und bereit, ſich durch die Rath- 1576
ſchläge ihres abweſenden Oberhauptes leiten zu laſſen. Gleich Anfangs erhob ſich ein verfänglicher Streit, wobey ein Theil den andern durch hinterliſtige Vorſchläge zu überraſchen ſuchte. Die Stände verlangten, daß dasjenige, was einmüthig in der allgemeinen Verſammlung würde beſchloſſen werden, die Kraft eines Geſetzes haben, oder daß der König eine gewiſſe Zahl von Richtern ernennen ſollte, zu denen die Stände eben ſo viele thun wollten, und daß dasjenige, was dieſer ſouveräne Rath beſchlieſſen würde, unwiderruflich werden ſollte. Heinrich verwarf beyde Vorſchläge, weil ſie auf die Einführung einer von der ſeinigen verſchiedenen Macht abzielten. Man verlangte auch die Bekanntmachung des tridentiſchen Konciliums, den Widerruf der den Ketzern bewilligten Freyheiten, und einen Krieg wider ſie. Alle dieſe Forderungen geſchahen nur nach und nach, bald ſanft, bald drohend: allein, der König, der gegen alle Ueberraſchungen auf ſeiner Hut war, hatte, in Ermangelung der benöthigten Gewalt, ſtets Ausflüchte vorräthig, und hielt wenigſtens das Uebel auf, wenn er gleich nicht Entſchloſſenheit genug beſaß, es ganz zu hindern. Lange plagte ihn die Verlegenheit, was für eine Parteу er ergreifen ſollte. Sich zu ſtellen, als wär' ihm von der Ligue nichts bekannt, würde ihr nur Gelegenheit zur Erwerbung gröſſerer Stärke gegeben haben. Sie angreifen und für ungebührlich erklären, würde wegen der Stärke ihrer Anhänger allzuverwegen geweſen ſeyn. Ihr die Wahl eines Anführers erlauben, würde einer Entſagung der Krone gleich geſehen haben. Nach 1577
langem Wanken entſchloß ſich endlich **Heinrich**, als ein Freund der Ruhe, zu einem Mittel, das ihn fürs erſte kummerlos machte: er erklärte **ſich ſelbſt zum Haupt der Ligue.** Man verfertigte ein

1577 Formular, von dem alle dem königlichen Anſehn gefährliche Zweydeutigkeiten entfernt wurden. Der Monarch beſchwur es ſelbſt, ließ es von den Ständen genehmigen, und befahl, daß es zu Paris und in ganz Frankreich unterzeichnet werden ſollte.

Zwar tadelte man dieſe Auskunft, indem man ſagte, Heinrich habe ſich dadurch zum bloſſen Anführer einer Partey in ſeinem Königreich gemacht: aber ſie machte doch auf eine Zeitlang den Herzog von Guiſe und deſſen Anhänger beſtürzt. Sie eilten nach Blois, und weil ſie den König auf keine Art weiter in Verlegenheit ſetzen konnten, ſo drungen ſie auf die Kriegserklärung gegen die Ketzer. Heinrich antwortete, man müſſe ſich erſt der Geſinnungen der abweſenden Prinzen und Herren verſichern; vielleicht wären ſie geneigt, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, und ihr Rang erfordere eine ſolche Aufforderung. Dieſen Gründen konnte man nicht ausweichen; die Stände ſchickten daher Abgeordnete an die Mißvergnügten. Sie hatten ihre Quartiere in verſchiedene Gegenden verlegt; Damville an der Spitze der Politiker, nach Languedok: der König von Navarra und der Prinz von Condé, als Häupter der Reformirten, nach Guyenne, Poitou und die benachbarten Provinzen. Sie hatten bisher ihre Maasregeln gegen das ihnen von Blois her drohende Ungewitter genommen. Aus der Wahl der Abgeordneten zu der Reichsverſammlung konnten ſie ſchon urtheilen, daß die Schlüſſe nicht günſtig für ſie ausfallen würden. Sie beſchloſſen daher, dieſe nicht anzunehmen, und ſetzten ſich in eine Verfaſſung, durch die ſie ihrer Widerſetzlichkeit Nachdruck geben konnten. Sie nahmen Städte ein, die ihnen zur Zuflucht dienen ſollten; ſie rüſteten Schiffe aus, und arbeiteten an einem Gegenbündniß mit Schweden, Dänemark, England und

dem

dem proteſtantiſchen Theil Teutſchlandes. Die Ab-1577
geordneten der Reichsſtände konnten ſich vorher ſchon keiner genugthuenden Antwort getröſten. Der König von Navarra, der durch ſeinen Rücktritt zur reformirten Religion das ganze Vertrauen ſeiner Partey gewonnen hatte, weinte, als ihm der Erzbiſchof von Vienne, einer der Abgeordneten, die Greuel des bürgerlichen Kriegs ſchilderte, ohngeachtet er zu Gefechten und zum Getümmel der Waffen gebohren war. Er ſagte, er kenne die Annehmlichkeiten des Friedens wohl; aber er werde ſie nie auf Koſten ſeiner Ehre und ſeines Gewiſſens erkaufen.

Der Eifer der Katholiken ward gar ſehr gehemmt, als der König ſagte: Ich willige in den Krieg, aber es fehlt mir an Geld. Vorzüglich verurſachte dies bey dem Mittelſtand Nachdenken, weil er wohl wußte, daß die ganze Laſt der Auflagen auf ihn fallen würde. Er ſtellte ſogar vor, ob es nicht rathſamer ſey, die Reformirten ohne Gewalt der Waffen an der Bekennung ihrer Religion zu hindern. Darüber verſtrich die Zeit, und es ward kein feſter Schluß gefaßt. Die Ligue ſchien nach dem erſten Verſuch ihrer Kräfte noch nicht im Stande zu ſeyn, ihrem Vorhaben Nachdruck zu geben. Sie war nicht unternehmend genug, um den König zum Krieg zu zwingen: und dieſer war nicht unumſchränkt genug, um Frieden zu gebieten. Er beur-im
laubte die Stände, ohne deutlich zu zeigen, welche May.
Partey er nehmen würde. Sein Staatsrath ward getheilt. Ueberhaupt fand man das Geſetz, unter dem die Reformirten lebten, zu ſanft, weil es ihnen freye Religionsübung und im benöthigten Fall Vertheidigung mit den Waffen gewährte: allein einige dachten, die Duldung wäre dem Krieg vorzuziehn: andre behaupteten das Gegentheil. Unter dieſen bot der **Herzog Gonzaga von Nevers** ſein ganzes

1577 Vermögen zur Unterdrückung der Reformirten an. Dieſer Herr war der eifrigſte Katholike und ſah bey dem Beytritt zur Ligue blos auf den Vortheil ſeiner Re-ilgion. Die Reformirten ſagten von ihm: Den Herzog von Nevers mit ſeinen bleyernen **Schritten** und mit ſeinem **Zirkel** in der Hand haben wir am meiſten zu fürchten. Der Herzog von **Montpenſier**, Prinz vom Geblüt, und ein bis zur Grauſamkeit eifriger Katholike, rieth zum Frieden. Er machte Hoffnung, daß der König von Navarra, mit dem er ſich unterredet hatte, Bedingungen annehmen würde, welche die Kalviniſten in Sicherheit ſetzen könnten, ohne die Katholiken ſehr zu erbittern. Dieſer vom Herzog von Montpenſier angegebenen Spur folgte man. Heinrich der Dritte ſchickte dem König von Navarra die Miniſter Biron und Villeroi mit vielen Verſprechungen, wie auch die Schweſter des Prinzen, Katharine von Albret, welcher man mit der Vermählung des Herzogs von Anjou ſchmeichelte, wenn es ihr gelingen ſollte, ihren Bruder zu gewinnen. Andre Unterhändler wurden an den Herzog von Damville abgeſchickt. Man wuſte, daß er mit den Reformirten nicht zufrieden wäre, und der Hof machte ſich Hoffnung, ihn ohne ſonderliche Mühe von ihnen zu trennen. Zur Unterſtützung dieſer Geſchäffte ſtellte der König zwo Armeen ins Feld, wovon eine der Herzog von Anjou, die andre der Herzog von Mayenne anführte. Den letzten hielt man für minder gefährlich, als ſeinen ältern Bruder, den Herzog von Guiſe, welcher durch Anführung einer Armee in den Stand wäre geſetzt worden, die faſt geſchwächten Kräfte der Ligue zu beleben. **Damville** mit ſeinen Politikern ergab ſich zuerſt den Erbietungen des Hofs; er verließ nicht allein ſeine Bundsgenoſſen, ſondern wendete ſogar die Waffen gegen ſie. Der König von **Navarra** ſchien nicht

ſo willfährig; die gegen ſeine Parten gebrauchten 1577
Waffen ſchreckten ihn nicht, ihres glücklichen Fortgangs ohngeachtet. Er wußte, daß der Herzog von Anjou nicht mit aller der Thätigkeit, welche die Katholiken verlangten, handeln würde, weil es ſein Vortheil erforderte, die Kalviniſten nicht zu unterdrücken, wenn ſeine alten Zwiſtigkeiten mit ſeinem Bruder, dem König, erneuret werden ſollten. Biron und Villeroi mußten oft hin und her reiſen, ehe ſie den Häuptern der Mißvergnügten einerley Denkart einflößen konnten. Endlich gelung es ihnen, ſo daß aus ihren Unterhandlungen das berühmte **Edikt** im
von Poitiers entſtand, welchem geheime Artikel, Sept.
die man zu gleicher Zeit dem König von Navarra zu Bergerac in Perigord bewilligt hatte, beygefügt wurden. Dieſe beyden Aufſätze, nämlich das aus 64 Artikeln beſtehende Edikt, und die 48 geheimen Artikel ſind gleichſam ein Reglement, worin Heinrich der Dritte den Ton eines unbeſchränkten Geſetzgebers und Austheilers der Gnadenbezeugungen annimmt. Dennoch ſchimmert durch die zur Rettung der Ehre des Throns angewandte Kräfte der Zwang durch, den ſich der Monarch bey der Nothwendigkeit der Umſtände anthun mußte. Die Ausdrücke des Edikts ſind gemäßigt, ſo daß die römiſche Religion ſtets als die herrſchende erſcheint, die reformirte aber auch keinen weſentlichen Vortheil verliehrt, um nicht die zwote ſeyn zu können. Man verſicherte ihr eine öffentliche Ausübung mit gröſſerer Freyheit, als vorher. Der König ſetzte die Reformirten wieder in alle Vorrechte der Bürger ein, billigte alles, was ſie gethan hatten, als dem Staate zuträglich, bewilligte ihnen beſondere Richter in den Parlamentern, neue Sicherheitsplätze und Truppen, unter der Bedingung, daß ſie den Zehnten bezahlen, die der Kirche genommene Güter wieder abtreten, die

1577 katholiſchen Feſte dem Aeuſſerlichen nach feyern, und die Katholiken bey ihrem Gottesdienſt nicht ärgern ſollten. Heinrich nennt in dieſem Edikt das Blutbad am Bartholomäustag die **Unordnungen und Ausſchweifungen des 24. Auguſts und der folgenden Tage, die ſich zu unſerm gröẞten Leidweſen und Verdruß zugetragen haben;** und indem er den Reformirten alle Bündniſſe und Verſtändniſſe auſſer dem Königreich unterſagt, nimmt er Gelegenheit, der Ligue der Katholiken zu widerſprechen, indem er ſagt: **Auch ſollen alle Liguen, Verbindungen und Brüderſchaften, die zum Nachtheil unſers gegenwärtigen Edikts gemacht ſind und gemacht werden ſollten, unter welchem Vorwand es auch ſey, aufgehoben und vernichtet ſeyn** ꝛc. Zugleich ward in den geheimen Artikeln zu Bergerac verordnet, daß die Prieſter, Mönche und Nonnen, die ſich in den Eheſtand begeben hätten, deswegen nicht ſollten verfolget werden, daß ſie aber auch auf keine Erbſchaft weder in gerader noch in Seitenlinien Anſpruch machen, und daß ihre Kinder nur das Hausgeräthe und den Erwerb ihrer Eltern erben ſollten.

Um die Nothwendigkeit dieſes Edikts einzuſehn, muß man ſich nur den Zuſtand des Königreichs zu jener Zeit lebhaft denken. Es war ſo ſehr von Geld entblößt, daß man dem Herzog Kaſimir Kronjuwelen zur Verſicherung der ihm ſchuldigen Summen hatte verpfänden müſſen. Er drohte ſchon, wieder zurück zu kommen und ſich mit den Reformirten, die ihn riefen, zu vereinigen. Der König konnte ihnen keine andre als verdächtige und von dem Gift der Ligue angeſteckte Truppen entgegen ſtellen. Ueberhaupt war keine Folgſamkeit oder Unterwürfigkeit in dem Staate. Die Gewißheit, durch den Uebertritt von der einen Partey zur andern Verge-

bung

bung wegen der ſchwärzeſten Verbrechen zu erlangen, 1577
öffnete allen Unordnungen das Thor. Man verſpottete und mißbrauchte die Gerechtigkeit, wozu Heinrich durch ſeine unkönigliche Aufführung nicht wenig beytrug.

Während des Friedens bekam der Herzog von 1578
Anjou ſtarke Hoffnung zur Vermählung mit der Königin Eliſabeth von England und zu einem eigenen Staat in den Niederlanden, indem die Wallonen ſich von Spanien losmachen und ihn zum Beſchützer der Niederlande annehmen wollten: allein, der König, ſein Bruder, hinderte ihn ſelbſt am meiſten, ſo vortheilhaft auch jene Ausſicht für Frankreich war. Eigentlich thaten es Heinrichs Lieblinge, die täglich ungezogener gegen den Herzog wurden, und die beyden Brüder gegen einander äuſſerſt erbitterten, ſo daß der Herzog den Hof abermals verließ, und ſich nach Alençon begab, von da er dem König meldete, er habe dieſen Schritt gethan, um deſto ruhiger zu ſeinem Unternehmen in den Niederlanden Anſtalten zu treffen; er würde, ſetzte er hinzu, nichts vornehmen, was ihm mißfallen könnte; und er hielt dieſes Verſprechen.

Dies und die unterdes geſchehene Ermordung 1579
einiger Lieblinge des Königs bewürkte die Rückkunft des Herzogs von Anjou: doch das allermeiſte hierbey that die Mutter dieſer eiferſüchtigen und argwöhniſchen Brüder. Katharine war ſchon ſeit einem halben Jahr im Königreich herumgereiſt, und arbeitete an der vollkommenen Wiederherſtellung des Friedens. Der öffentlich angegebene Vorwand zu dieſer Reiſe war die Zurückbringung ihrer Tochter Margarethe zu ihrem Gemahl, dem König von Navarra, der ſie wieder verlangt hatte. Bey dieſer Gelegenheit durchzog Katharine die Provinzen, die ihrer Gegenwart am meiſten bedurften, Güyenne, Languedok,

Dau=

1579 Dauphiné, und die angränzenden Landſchaften, welche alle von der ſchrecklichſten Anarchie zerrüttet waren. Die Statthalter daſelbſt befolgten oder verwarfen die Befehle des Hofs nach ihrem Vortheil und Gutdünken. Zur Vergeltung erwieſen ſich die beſondern Befehlshaber der Städte gegen ſie eben ſo unfolgſam, und dieſe lebten faſt in ſteten Unruhen mit den Einwohnern, die unter dem geringſten Vorwand zu den Waffen griffen und die gefährlichſten Empörungen anrichteten. Der Kalviniſt drohte mit dem Uebergang zu dem König, und der Royaliſt mit dem Uebergang zu den Mißvergnügten. Der Marſchall von **Bellegarde**, auch ein ehemaliger, aber nun hintangeſetzter Günſtling des Königs, begab ſich vom Hof in ſeine Statthalterſchaft zu **Saluzzo**, und lebte daſelbſt als Oberherr, wobey er von dem Herzog von Savoyen, in deſſen Staaten das Marquiſat Saluzzo liegt, geſchützt wurde, weil er ſelbſt auch Abſichten darauf hatte. Die Königin Mutter ſtellte ihn zur Rede und billigte dem Scheine nach deſſen Rechtfertigung: aber noch in dieſem Jahr ſtarb er, wie einige verſichern, an Gift. Man überließ die Statthalterſchaft ſeinem zwanzigjährigen Sohne, doch ſo, daß der nachherige **Herzog von Epernon, Johann Ludwig von Nogaret de la Valette, Herr von Caumont**, für ihn die Regierung verwaltete.

Die Unterhandlungen zwiſchen dem König von Navarra und der Königin Katharine giengen ſehr langſam, theils weil dieſer König ohne den Prinzen von Condé, und die andern Häupter ſeiner Partey, die zu Montauban verſammlet waren, nichts Wichtiges unternehmen und beſchlieſſen wollte, theils auch, weil er in das Fräulein von Ayelle, der Vicomte von Türenne aber in das Fräulein von la Vergue verliebt waren, die ſich in dem Gefolge der Königin

nigin Mutter befanden, und die ſie, wie einige glaub- 1579
ten, mit Fleiß zu ihrer Begleitung genommen hatte, um durch ihre Liebeshändel die Geheimniſſe des navarriſchen Hofs zu entdecken, Uneinigkeiten daſelbſt zu ſtiften, und die treuen Diener des Königs zu verführen.

Die Königin Mutter blieb bis im Februar 1579 in dieſen Gegenden, zu welcher Zeit wegen der Vollziehung des Ediktes von Poitiers Unterredungen zu Nerac gehalten wurden, denen der Kardinal von Bourbon, der Herzog von Montpenſier nebſt ſeinem Sohn, der Marſchall von Biron, die Abgeordneten des Prinzen von Condé und der reformirten Städte beywohnten. Sie endigten ſich am letzten Februar, und es kamen dabey Auslegungen des Friedensedikts zum Vorſchein, die den Reformirten ſehr vortheilhaft waren. Denn die **Königin Margarethe**, welche alle Mittel aufſuchte, ſich an ihrem Bruder, König Heinrich dem Dritten, zu rächen, der ſie auf mancherley Art beleidiget hatte, wußte den Herrn von **Pibrac**, den vornehmſten Rath ihrer Mutter, ſo verliebt gegen ſich zu machen, daß er den Vortheil ſeines Königs der Liebe gegen die Königin Margarethe aufopferte, und ſowohl dem König von Navarra in Güyenne, als den Hugenotten in Languedok verſchiedene Sicherheitsplätze verwilligte, ſo daß dieſe vierzehn derſelben ſtatt neun bekamen, und noch überdies Kirchen bauen, und zum Unterhalt ihrer Prediger Auflagen erheben durften.

In eben dieſem Jahr ſtiftete König Heinrich der Dritte, den **Ritterorden des heiligen Geiſtes**, oder vielmehr er erneuerte einen alten Orden, den ein andrer Fürſt aus dem franzöſiſchen Hauſe, Ludwig von Anjou, König von Jeruſalem und Sicilien, im Jahr 1352 geſtiftet hatte. Der von Ludwig dem Eilften geſtiftete St. Michaelsorden war

1579 ſehr in Verachtung gerathen, weil man ihn allerley Leuten ohne Rückſicht auf Verdienſte und Geburt austheilte; daher er nur das **Halsband aller laſtbaren Thiere** *) genennt wurde. Und doch war dem König daran gelegen, ſich die Groſſen des Reichs zu verbinden, und ſie ſowohl von der hugenottiſchen Partey als von der Ligue abzuziehen. Daher richtete er dieſen Orden auf, um ſich ſeiner zur Erreichung dieſer Abſicht zu bedienen. Unter andern ward durch die Statuten dieſes Ordens feſtgeſetzt, daß niemand, als Katholiken, damit beehrt werden, und kein Ordensritter Sold, Jahrgeld oder Beſtallung von einem andern Fürſten annehmen, auch ſich ohne des Königs ausdrückliche Erlaubniß mit niemand auf der Welt in eine Verbindung einlaſſen ſollte. Das Ordensedikt kam noch im December 1578 heraus, das Einſetzungsgepränge aber gieng am erſten Januar 1579 vor ſich. Der König empfieng den Ordensmantel und die groſſe Kette aus den Händen des Biſchofs von Auxerre, Jakob Amiot, und ernennte darauf die Ritter. Doch beſetzte er diesmal nicht die Hälfte der Stellen, um vielen Herren Hoffnung zur Theilnehmung an dieſer Ehre zu laſſen, und etwan einige reformirte Edelleute durch dieſe Lockſpeiſe zur Aenderung ihres Glaubens zu verführen. Uebrigens ſtiftete Heinrich dieſen Orden zur Ehre des heiligen Geiſtes, weil er am Pfingſtfeſt 1573 König von Polen, und an eben dieſem Feſt 1574 auch König von Frankreich geworden war. Der Ritter ſollten nicht über hundert ſeyn, worunter vier Kardinäle und vier andre Prälaten ſeyn durften. Das Ordenszeichen beſteht aus einem goldenen Kreutz, in deſſen Mitte auf einer Seite eine weiſſe Taube und auf der andern das Bild des Erzengels Michael iſt, hängend an einem breiten blauen Band über die rech-

*) Le Collier de toutes bêtes.

rechte Schulter gegen die linke Seite; an eben dieſer 1579
Seite auf dem Kleide tragen die Ritter ein ſilbernes geſticktes Kreuz, auf dem eine ſilberne Taube iſt. Ein jeder Ritter bekommt überdem ein Jahrgeld von 1000 Thalern, und eine Ordenskette von ohngefähr hundert Goldthalern am Gewicht, die nach ſeinem Tode ſeine Erben zurückgeben oder 3000 Livres dafür zahlen müſſen.

König Heinrich mochte aber zum Vortheil ſeiner Religion unternehmen, was er wollte, ſo konnte er doch keinen Dank dafür erlangen, weil ihn ſein übriges Betragen und die Ränke der Ligue bey dem Volke verächtlich machten. Die Verbundenen waren ſehr mißvergnügt über die Unterhandlungen zu Nerac, über ſeine Nachſicht gegen die Hugenotten, und über den Schutz, den er der Stadt **Genf** angedeihen ließ. Dieſe Stadt wurde von dem Herzog von Savoyen mit einem Ueberfall bedrohet. Daher ließ ſich Heinrich ſelbſt durch die katholiſche Schweitzerkantone bewegen, mit dieſer Stadt ein Bündniß zu ihrer Vertheidigung zu ſchlieſſen. Ueberhaupt ließ es die Staatsklugheit nicht zu, Genf in die Hände des Herzogs kommen zu laſſen. (am 8 May.)

Gegen das Ende des Jahrs hielten die **Hugenotten** eine **Verſammlung** zu **Andüſe** in Languedok, auf der ſie ihren Bund erneureten. Bald hernach unterredete ſich der Marſchall von **Damville**, den wir inskünftige **Marſchall von Montmorenci** nennen werden, weil ſein älterer Bruder Franz geſtorben war, mit dem König von Navarra zu Mazeres, und verlangte die Rückgabe der durch den Vertrag zu Nerac eingeräumten Plätze in Güyenne und Languedok. Die Hofdamen ſpotteten über dieſe Forderung, ſagten ihren Anbetern, daß es Thorheit und Feigheit ſeyn würde, wenn man dieſe Plätze, die ſo viel Blut gekoſtet hätten, ſo übereilt (am 26 Nov.) (am 9 Dec.)

1579 wieder abtreten wollte, und erhitzten ſie ſo, daß ſie ſich entſchloſſen, ſie zu behalten und noch andre dazu wegzunehmen. An ſcheinbaren Vorwänden fehlte es nicht; viele Friedenspunkte waren von Seiten des Königs noch nicht erfüllt worden, und die Hugenotten hatten alſo das Recht, auf ihre Sicherheit bedacht zu ſeyn. Der König von Navarra gab den
1580 Hugenotten, die zu Anfang des Jahrs 1580 zu **Montauban** verſammlet waren, von dieſer Forderung des Marſchalls, und von ſeiner Neigung, den Krieg wieder anzufangen, Nachricht. Allein, dieſe wollten keinen allgemeinen Antheil daran nehmen, ſondern der hierauf entſtandene Krieg blieb eine Privatſache des Königs von **Navarra**, des Prinzen von **Condé**, und des Vicomte von **Türenne.**

Der König von Navarra hatte ſchon alle Anſtalten zu dieſem Krieg, der wegen der häufigen Liebeshändel am navarriſchen Hof, woraus er zum Theil entſtanden, der **Krieg der Verliebten** genennt wird, gemacht, und beſonders mit **Franz von Bonne, Herrn von Lesdiguieres**, der zeither nach Montbrüns Tode das Haupt der Reformirten im Delphinat geweſen, die nöthigen Maasregeln getroffen. Sie hatten in wenigſtens ſechzig Plätzen ihre Anhänger, durch die ſie auf einmal Meiſter davon zu werden hofften: allein mit den meiſten mißlang es. **Condé**, der bisher immer noch nicht ſeine Statthalterſchaft in der Picardie hatte antreten können, überfiel durch Hülfe des Adels **la Fere** in der Picardie, beſetzte und befeſtigte die Stadt, ſo ſehr es auch der König verbot, und gieng von da in die Niederlande, nach England und Teutſchland, um Volk und Geld aufzubringen. Schon wollte er wieder nach Frankreich zurück, als er auf der ſavoyſchen Gränze von Räubern angefallen und geplündert

dert wurde. Mit genauer Noth entkam er und 1580
ſtellte ſich hierauf an die Spitze der Mißvergnügten in Languedok.

Der König von Navarra wollte zur Auf- im
munterung ſeiner Partey ein wichtiges Unternehmen May.
ausführen, und Cahors, die Hauptſtadt in Querci, überwältigen. Sie gehörte ſeiner Gemahlin, indem ſie die Grafſchaften Querci und Agenois zum Heurathgut bekommen hatte; ſie wollte aber ſeine Herrſchaft nicht erkennen. Die Stadt war mit zweytauſend Mann beſetzt; dennoch griff er ſie an, ſprengte ein Thor durch Petarden, mußte aber, als man in die Stadt gedrungen war, jeden Schritt mit Blut erkaufen, ſo daß viele Befehlshaber dem König riethen, ſich zu retten und das Zeichen zum Abzug geben zu laſſen. Allein, hierzu war er nicht zu bewegen, vielmehr ſchickte er denen, die in die Stadt gedrungen waren, Hülfe, und ſtellte ſich endlich ſelbſt an die Spitze der noch übrigen Truppen, und belagerte die Feinde, die ſich in der Stadt verſchanzt hatten. Nach einem Kampf von fünf Tagen und fünf Nächten wurde man Meiſter von der Stadt. Heinrich hatte an ſeinen Kleidern kein ganzes Stück mehr übrig, und hier war es, wo er die erſte untrügliche Probe ſeines Heldenmuths abgelegt hatte. Er gieng hierauf nach Güyenne zurück, wo der weit ſtärkere Marſchall von Biron ihn ſehr in Schranken hielt. Seine Gemahlin Margarethe hatte vom Hof die Parteyloſigkeit für Nerac, wo ſie ſich aufhielt, unter der Bedingung erlangt, daß ſich ihr Gemahl nicht daſelbſt aufhalten ſollte. Da er aber viele Bekanntſchaft unter ihren Hofdamen hatte, ſo kam er von Zeit zu Zeit dahin, zumal da er im Felde gegen Biron nicht beſtehen konnte. Im Delphinat trieb der Herzog von Mayenne den Herrn von Lesdiguieres ſo zuſammen, daß dieſer faſt die ganze

1580 Provinz verlaſſen mußte. Der Marſchall von **Ma-**
im **tignon** eroberte nach einer Belagerung von dritthalb
Sept. Monaten **la Fere** wieder, woraus **Condé** ein zweytes Rochelle hatte machen wollen.

Der Krieg endigte ſich noch in dieſem Jahr, indem ſich der Herzog von **Anjou** erbot, den Frieden zu bewürken, wenn ihn ſein Bruder, der König, bey ſeinem Unternehmen in den Niederlanden unterſtützen wollte, welches ihm auch Heinrich bewilligte. Beyde Theile ſchickten hierauf Abgeordnete nach **Fleix**, einem Schloß in Perigord, wo man
am 26. ſich bald über die vornehmſten Punkte verglich. Es
Nov. blieb nämlich der Hauptſache nach bey dem Vertrag zu Nerac, und man ſetzte nur wenige Artikel zur Begünſtigung der Reformirten bey. Alle übrige gereichten dem König von Navarra zum Vortheil, indem er dadurch zu dem Beſitz des Brautſchatzes ſeiner Gemahlin gelangte. Der Herzog von Anjou verſicherte ſich zur Führung ſeines Kriegs der vornehmſten reformirten Herren, und kam im December wieder nach Paris, wo er Anſtalten zu einem Feldzug nach Flandern machte.

1581 Erſt nach und nach ward der **Friede** in ganz Frankreich angenommen: ſo bald aber dies geſchehen war, ſo ſchickte der König auf Anſuchen des Herzogs von **Anjou** eine anſehnliche Geſandſchaft nach England, um die Vermählung mit **Eliſabeth** förmlich zu ſuchen. Man entwarf auch würklich einen Ehevertrag und ein Bündniß zwiſchen Frankreich und England wider die ſpaniſche Macht, welche ſich nunmehr durch den Zuwachs von Portugal vergrößerte. In dem Vertrag war enthalten, daß die Vermählung längſtens in ſechs Wochen, nach der Beſtätigung des Vertrags, ſollte vollzogen werden. Allein Eliſabeth, der allem Anſehn nach mehr an dem Bündniß als an der Vermählung gelegen war,

nahm

nahm von den niederländiſchen Geſchäften Anlaß, die 1581
Vermählung noch weiter aufzuſchieben. Die Niederländer unter Anführung des Prinzen von Oranien hatten damals öffentlich Philipp dem Zweeten den Gehorſam aufgekündiget, und luden nunmehr den Herzog von Anjou, mit dem ſie ſchon ſeit einiger Zeit in Unterhandlungen geſtanden, zu ſich ein. Nachdem man noch ziemlich lang über die Bedingungen geſtritten hatte, nahm ſie der Prinz an, und verſprach, nächſtens mit einem Heer in die Niederlande zu kommen. Dies geſchah auch, indem er im am 16.
Auguſt 1581 mit 10000 Mann zu Fuß, und 4000 Aug.
zu Pferd, auſſer noch einigen in des Königs Sold ſtehenden Truppen, an die niederländiſchen Gränzen rückte, und bald darauf Rambray, welche Stadt der Herzog von Parma ohngefähr ein Jahr lang belagert hatte, entſeßte, und ſeinen Einzug in die Stadt hielt, welche, ob ſie gleich unter das teutſche Reich gehörte, ihm, als ihrem Herrn, huldigte, und von ihm dafür die eidliche Verſicherung der Erhaltung ihrer Freyheiten erlangte. Wenige Tage hernach zwang er Chateau Cambreſis, die Schanze Sluys und ein Paar andre minder wichtige Oerter in jener Gegend zur Uebergabe. Weiter konnte aber nichts unternommen werden, indem die freywilligen Edelleute und die königlichen Truppen, die zuſammen den beſten Theil des Heers ausmachten, nach Hauſe giengen, und die Königin von England nahm ihr Wort wegen der Vermählung mit dem Herzog von Anjou auch zurück, weil ſie vorgab, ſie würde dadurch bey dieſen Unternehmungen des Prinzen in einen fremden Krieg verwickelt werden. Der Herzog begab ſich ſelbſt nach England; das Verlöbniß wurde ſogar vollzogen, und dennoch ſah er ſich getäuſcht. Auf
Anſuchen der Niederländer gieng er über die See 1582
und landete zu Anfang des Februars 1582 bey Vliſ-

 ſingen,

1582 ſingen, wo ihn der Prinz von Oranien und andre niederländiſche Herren bewillkommten. Von da fuhr er nach Antwerpen, wo man ihn ſehr prächtig empfieng, und ihm als einem **Herzog von Brabant** huldigte. Eben dies thaten nachher die Bevollmächtigten des Herzogthums Geldern, der Grafſchaft Zütphen, der Gröninger-Ommelande und der Grafſchaft Flandern. Die Abgeordneten von Seeland, Holland und Utrecht weigerten ſich der Huldigung. Doch verſtanden ſich endlich die beyden erſtern Provinzen unter gewiſſen Einſchränkungen dazu, nachdem der Prinz von Oranien, dem der Herzog von Anjou verſprochen hatte die Oberhoheit darüber nebſt den Domänen zu laſſen, die Sache ſelbſt betrieben hatte. Unterdes wurde der Krieg auf beyden Seiten wegen Mangel an Truppen nur ſchläfrig geführt. Die Franzoſen gewannen Lens in Artois, verlohren es aber wieder. Der Herzog von Parma eroberte Oudenarde, und die Truppen der Stände dagegen Aloſt. Jener hatte gemerkt, daß ſich die Landſchaften Artois und Hennegau vor der Ankunft eines franzöſiſchen Heers fürchteten; daher unterhielt er liſtig dieſe Furcht und gab ihnen zu verſtehen, es ſey kein beßres Mittel, ſie zu beſchützen, als wenn ſie bey dem König von Spanien anſuchten, daß die fremden Truppen, die auf ihr Verlangen aus dem Land geſchickt waren, wieder zurück kämen. Sie lieſſen ſich dieſen Rath gefallen, und der König von Spanien ſchickte eiligſt Geld und Soldaten zu dem Heer des Herzogs von Parma. Inzwiſchen erhielt der Herzog von Anjou ſowohl zu Land als zu Waſſer Hülfe aus Frankreich, und die Königin Eliſabeth unterließ auch nicht ihn mit Volk und Geld zu unterſtützen. Der Krieg entzündete ſich alſo allenthalben, doch ſo, daß kein Theil groſſen Vortheil dadurch erhielt. Allein gegen das Ende des Jahrs

trug

trug ſich etwas zu, das groſſe Folgen nach ſich zog. 1582
Der Herzog von Anjou war bey allen prächtigen Titeln gegen die niederländiſchen Stände ſehr mißvergnügt, weil ſie ihm eine gar geringe Gewalt und keinen Antheil an der Verwaltung der Einkünfte gelaſſen hatten, und ſeine Völker nicht anders als mit der größten Vorſichtigkeit in ihre Plätze aufnahmen. Es hatte ihn gleich von Anfang her verdroſſen, daß er die Regierung von Holland, Seeland und Utrecht in den Händen des Prinzen von Oranien ſehen mußte, deſſen Hof auch häufiger als der ſeinige beſucht ward. Die franzöſiſchen Herren, die ſich in den Niederlanden verachtet ſahen, wo man ſie von allen anſehnlichen Bedienungen ausſchloß, riethen ihm an, ſich das gebührende Anſehn mit Gewalt zu verſchaffen, und ſich von einigen der vornehmſten Städte im Lande Meiſter zu machen. Die Franzoſen bemächtigten ſich auch in der That der Städte Dünkirchen, Dixmuyden und Dendermonde. Nunmehr wollten ſie eben dies an Antwerpen verſuchen. Einige Tage zuvor hatte der Herzog in der allgemeinen Verſammlung der Stände über ſeine eingeſchränkte Gewalt klagen laſſen, aber bey den Abgeordneten keine Neigung gefunden, ihm mehr einzuräumen. Der Anſchlag auf Antwerpen ſollte am 17. Januar des folgenden Jahrs ausgeführt werden. Um dieſelbige 1583
Zeit ließ Anjou ziemlich viel Truppen dicht gegen Antwerpen anrücken, unter dem Vorwand, einige Vortheile zu verfolgen, die ſeine Völker zu Eindhofen erhalten hatten, in der That aber in der Abſicht, ſich durch Hülfe derſelben der Stadt zu bemeiſtern. Seine Hofbedienten wurden auch mit verborgenem Gewehr verſehen, und er gieng ins Lager, unter dem Schein, daſſelbe zu muſtern. Allein, es waren ſchon dreyhundert Reuter beſtellt, die auf der Brücke auf ihn warteten, um ihn zu begleiten, welche

1583 plößlich auf ein gegebenes Zeichen in die Stadt drangen, und dreytauſend Mann zu Fuß zu Begleitern hatten, die ſich durch die Quartiere der Stadt vertheilten, und ſchrien: Es lebe der Herzog und die Meſſe! ſchlag todt! ſchlag todt! Andre riefen: Wir ſind Freunde! Dieſes Geſchrey ſetzte die Bürger in Schrecken, und der Prinz von Oranien, der ſich auch in Antwerpen aufhielt, ließ die Edelleute und Soldaten, die er um ſich hatte, zum Gewehr greifen, und ermunterte die Bürger zur Gegenwehr. Dieſe giengen auch auf die falſchen Freunde ſehr muthig los, und einige ſchoſſen aus Mangel der Kugeln mit den ſilbernen Knöpfen ihrer Kleider oder mit Goldſtücken, die ſie rund käueten. Sie richteten ein ſo groſſes Blutvergieſſen an, daß die Franzoſen die Unternehmung aufgeben und ſich in der größten Unordnung aus der Stadt ziehen mußten. Der Herzog von Anjou ſuchte dieſe Verrätherey ſo gut zu bemänteln, als er konnte, und ſchob die ganze Schuld davon vornehmlich auf die Geringſchätzung, die man gegen ihn bezeigt hätte. Unterdes litt ſein Volk groſſen Mangel an Lebensmitteln, welches ihn nöthigte, mit der gröſten Gefahr ohne Brücke über die angelaufene Dyle zu gehen. Er erreichte Vilvoorden, wo die Bevollmächtigten der Stände zu ihm kamen, die er mit einigen dem ehemaligen Vertrag widrigen Punkten abfertigte. Der Herzog von Parma ſuchte indeſſen die Stände zu einem Vergleich mit dem König von Spanien zu bereden, und trat ſogar mit dem Herzog von Anjou in Unterhandlung, welcher ſich zum Rückzug nach Frankreich erbot, wenn man ihm Bapaume, Bouchain, Quesnoi und Landreci laſſen wollte. Damit fand man aber bey dem Herzog von Parma kein Gehör, ſondern dieſer erbot ſich nur, ſeinen Beſatzungen den Sold zu bezahlen, wenn ſich der Herzog entſchlöſſe, das

Land

Land zu räumen. Allein, der Prinz von Oranien, 1583
der von dieſer Angelegenheit Nachricht erhielt, und
deren Wichtigkeit einſahe, ſtöhrte ſie. Er ſtellte den
Ständen vor, daß ſie bey den gegenwärtigen Umſtänden nur drey Auswege vor ſich hätten, entweder
ſich der Herrſchaft des Königs von Spanien zu unterwerfen, oder ſich mit dem Herzog von Anjou wieder auszuſöhnen, oder ſich allein zu vertheidigen.
Da aber der erſte Weg gefährlich, und der dritte
unmöglich ſey, ſo müßten ſie den zweeten wählen,
um den König von Frankreich und die Königin von
England nicht gegen ſich zu reitzen und den Herzog
von Anjou nicht gar zur Verbindung mit Spanien
zu nöthigen. Die Stände lieſſen ſich dies gefallen,
und man fieng an, mit dem Herzog zu handeln,
welcher den Ständen Vilvoorden unter der Bedingung überließ, daß man ihm Lebensmittel reichen,
die zu Antwerpen gemachte Gefangene ausliefern und
ihm erlauben ſollte, ſeine Truppen nach Dünkirchen
zu führen. Der Herzog von Parma bediente ſich
indeſſen der Unordnung, die unter ſeinen Feinden
herrſchte, ſo gut er konnte. Er ſchlug den Marſchall von Biron bey Steenbergen, nöthigte den
Reſt der franzöſiſchen Truppen nach Frankreich zurückzugehen, wohin der Herzog von Anjou ſchon vorher abgereiſt war, und eroberte Dünkirchen durch
Kapitulation. Am 10. Junius des folgenden Jahrs 1584
ſtarb der Herzog Franz von Anjou.

Frankreich miſchte ſich nach der Zeit nicht mehr in die niederländiſchen Händel, ob ſich gleich die Stände förmlich unter den Schutz dieſes Staats begeben wollten. Die Macht der **Ligue** war dem König ſchon zu fürchterlich geworden, als daß er ſich ohne Gefahr in auswärtige Angelegenheiten hätte miſchen können. Der Tod des Herzogs von Anjou hatte die Ligue aufs neue belebt. Denn nun war

König

1584 König Heinrich von Navarra, der in die Ketzerey der Hugenotten zurückgefallen war, der vermuthliche Kronerbe, und die Ligue konnte nicht zugeben, daß der allerchriſtlichſte König ein Hugenotte ſeyn ſollte. Dieſer Umſtand gab dem Bund einen Vorwand, öffentlich hervorzubrechen, und verliehe dem **Herzog Heinrich von Guiſe**, als dem **Haupt des Bundes**, einen Anſtrich, um ſeinen Ehrgeitz und Verdruß zu übertünchen, den er aus einer neunjährigen Verachtung des Hofs empfand. Die Prinzen ſeines Hauſes unterſtützten ihn in gleicher Abſicht, und mit ihnen viele andere, deren Glück oder Unglück von dem Schickſal dieſes Prinzen abhieng, und die, ſo wie das Volk und die Geiſtlichkeit aus Aberglauben und Eigennutz ſich durch den allgemeinen Strom fortreiſſen lieſſen. So lange der Bund noch unthätig war, wendete der Herzog von Guiſe die verächtliche Aufführung des Königs, die Eiferſucht der Groſſen und den Haß des Volks gegen deſſen Lieblinge, die den Schweiß der Unterthanen verſchwelgten, den Schutz, den der König der Stadt Genf ertheilte, den Vertrag mit dem König von Navarra und den Beyſtand, den man dem Herzog von Anjou zum Beſten der proteſtantiſchen Niederländer leiſtete, nur von weitem zu Erreichung ſeiner Abſichten an. Aber die nächſten Anſtalten zur Empörung wurden erſt dann gemacht, als man gewiß erfuhr, daß der Herzog von Anjou von ſeiner Krankheit nicht mehr geneſen würde. Man hielt aufrühriſche Verſammlungen, ſtreute gefährliche Schriften aus, darin man die Bedrückung aller Reichsſtände und den Geitz und die Tyranney der königlichen Lieblinge ſehr lebhaft ſchilderte, und das allgemeine Beſte, die Verbeſſerung des Staats, und die Verminderung der Steuern, als Abſichten der Ligue, vorſtellte, ohne der Religion im geringſten zu gedenken.

Man

Man redete in allen Zuſammenkünften ſehr frech von 1584
der gegenwärtigen Regierung. Die Prediger auf den Kanzeln, und die Lehrer in ihren Schulen ſchalten auf den Hof. Die Beſcheidenſten beunruhigten das Volk über die Gefahr, in die das Reich gerathen würde, wenn die Thronfolge auf den König von Navarra fallen ſollte. Doktor **Moritz Poncet**, ein Benediktiner, ſtellte die übertriebenen Andachtsübungen des Königs und deſſen ausſchweifende Luſtbarkeiten auf öffentlicher Kanzel in eine lächerliche Vergleichung. Er bekam zwar wegen ſeiner Frechheit einen Verweis, und wurde aus Paris in ein Kloſter geſchickt: allein, eben dieſe Gelindigkeit machte die Aufrührer noch verwegener.

Als endlich der König Nachricht erhielt, daß die Anhänger der Ligue an verſchiedenen Orten die Waffen ergriffen, verſammlete er ſeinen Staatsrath zu St. Germain, um über die Mittel zu rathſchlagen, durch die man der drohenden Empörung vorbeugen könnte. Ob nun gleich auch in dem Staatsrath Anhänger der Ligue waren, ſo ward dennoch beſchloſſen, alle Bündniſſe im Reich durch eine beſondere Verordnung zu verbieten, welche am eilften November 1584 ausgefertiget wurde. Allein, die Bundsgenoſſen bekümmerten ſich nicht hierüber, ſondern machten unter der Hand Anſtalten, **Pabſt Gregor den Dreyzehnten** auf ihre Seite zu ziehen. Der Kardinal **Nikolaus von Pellevé**, aus der Normandie gebürtig, eine lothringiſche Kreatur und ein hartnäckiger Liguiſte, nebſt einigen andern Vertrauten des Bundes, ſuchten den Pabſt und die Kardinäle zur Begünſtigung ihrer Entwürfe zu gewinnen. Vorzüglich lieſſen ſich die **Jeſuiten** hierbey brauchen. Der P. **Klaudius Matthieu**, ein Lothringer, wurde wegen ſeiner öftern Verſchickungen nach Rom der **Courier der Ligue** genannt.

In

1584 In der That war der Pabſt auch ſehr geneigt, den König von Navarra und alle reformirte Prinzen vom Geblüt durch eine Bulle der Thronfolge unwürdig zu erklären und der Ligue die apoſtoliſche Beſtätigung zu ertheilen: allein, zur wirklichen Beſtätigung ſoll es nie gekommen ſeyn. Da Guiſe auf die päbſtliche Unterſtützung bauen konnte, ſo fieng er
1585 an, im März des Jahrs 1585 ſich öffentlich zu erklären und ſeine Truppen zuſammen zu ziehen. Ehe aber etwas unternommen wurde, ließ der **Kardinal Karl von Bourbon** eine Erklärung bekannt machen, welche die Gründe enthielt, warum die Ligue die Waffen ergriffen hätte. Dieſer Kardinal von Bourbon war ein Bruder des verſtorbenen Königs Anton von Navarra, und des gleichfalls verſtorbenen Prinzen Ludwigs von Condé, ein Todfeind der Hugenotten, übrigens aber ein gutmüthiger Herr, der ſich völlig durch Lieblinge leiten ließ, folglich von dem Herzog von Guiſe ganz nach ſeinen Abſichten gelenkt werden konnte. Guiſe legte ihm eine Lockſpeiſe vor, die auch einen weit tiefſehendern Mann, als den Kardinal, hätte verführen können. Dies war nichts geringers, als die Krone von Frankreich. Er ſtellte ihm vor, daß er, nach der Ausſchlieſſung des Königs von Navarra von der Krone, der nächſte derſelben ſey, und daß er daher um ſeines eigenen Nutzens willen das Haupt des Bundes werden müßte. Dieſe Vorſtellung machte ſo tiefen Eindruck in ſein Gemüth, daß er ſich in einer zu Peronne am
am 31. März. letzten März ausgeſtellten Urkunde für das Haupt der Ligue und die Herzoge von Guiſe und Lothringen für die Generallieutenante derſelben erklärte. Dieſe Erklärung wurde im ganzen Reich ausgeſtreut, und derſelben ein Verzeichniß der Herren, die der Ligue beytreten würden, beygefügt, worunter man, auſſer dem Pabſt, noch die vornehmſten katholiſchen Fürſten nennte.

Dieſe

Dieſe überall verbreitete Urkunde machte in 1585
die Gemüther der meiſten Katholiken tiefen Eindruck. Schomberg und la Chatre verlieſſen den Hof, und traten zu den Bundsgenoſſen. Eben dies thaten viele andre Edelleute. Der König von Navarra, der die Gröſſe der ihm drohenden Gefahr wohl einſahe, fand kein ſchickliches Mittel zur Entgehung derſelben. Zur Religionsänderung, die ihm der König durch den nunmehrigen Herzog von Epernon vorſchlagen ließ, konnte er ſich nicht entſchlieſſen. Die beym König von Dänemark geſuchte Hülfe war allzufern und ungewiß. Die Bundsgenoſſen trieben auch ihre Sache mit vieler Thätigkeit, ehe man ſich wider ſie in gehörige Verfaſſung ſetzen konnte. Denn der Herzog von Guiſe überfiel Verdün und Mezieres; der Herzog von Aumale bemächtigte ſich der meiſten Städte in der Picardie, Briſſac der Stadt Angers, Entragues der Stadt Orleans, andre Feldherren andrer Plätze. Bey allen dieſen Empörungen begieng der König die Schwachheit, daß er ein Manifeſt dagegen ausgehen ließ, darin er es nicht einmal wagte, diejenigen, die ihn dazu veranlaßten, zu nennen, ſondern als ein Furchtſamer eine Schutzrede ſeines Betragens äuſſerte, und denen, die allen Bündniſſen entſagen würden, Gnade verſprach. Das beſte Manifeſt bey dieſer Gelegenheit würde ein gutes Kriegsheer geweſen ſeyn, zumal da der Herzog von Guiſe beym Anfang der Empörung nicht mehr als viertauſend Mann zu Fuß und tauſend Reuter hatte, die aber nachher durch einige teutſche Truppen verſtärkt wurden. An dieſem Staatsfehler hatte, auſſer einigen verrätheriſchen Miniſtern, die **Königin Mutter** groſſen Antheil. Sie haßte den König von Navarra eben ſo ſehr als den Herzog von Guiſe, und wollte ſich weder der Gnade des einen noch des andern überlaſſen; einige beſchuldigten ſie

gar,

1585 gar, ſie habe die Abſicht gehabt, im Fall des unbeerbten Abſterbens des Königs die Krone dem jungen Prinzen von Lothringen, ihrem Enkel, zuzuwenden. Daher wollte ſie die Sache nicht auf den ungewiſſen Ausſchlag eines Treffens ankommen laſſen, ſondern ſtellte dem König die Stärke des Bundes ſo furchtbar vor, daß er ſich auf den Weg der Unterhandlung neigte, und ſie bat, die Sache ſo gut, als möglich, beyzulegen. Sie ließ alſo dem Herzog von Guiſe eine Unterhandlung vorſchlagen, und begab ſich ſelbſt zu ihm nach Epernai in Champagne. Da aber die Bedingungen der Ligue zu hart waren, ſo ließ ſie ſich dieſelben ſchriftlich übergeben, um ſie mit dem König in Ueberlegung zu ziehen. Unter andern verlangten die Verbündeten, daß der König die Hugenotten nöthigen ſollte, die Sicherheitsplätze abzutreten, daß er ſelbſt der Stadt Genf ſeinen Schutz entziehen, den Bundsgenoſſen Sicherheit ertheilen, der katholiſchen Religion zum Beſten ein unwiederrufliches Friedensedikt, worin jeder andrer Glaube verboten würde, bekannt machen, und dieſes Edikt mit einem Eid beſtätigen ſollte. Ob nun gleich König Heinrich manche Urſache hatte, die Bittſchrift der Aufrührer nicht zu genehmigen, ſo willigte er doch auf Antrieb ſeiner Mutter in alles, was man ver-
am 7. Jul. langte, und ſchloß **zu Nemours einen Frieden**, worin einige Artikel der Bittſchrift noch umſtändlicher beſtimmt wurden. Dies iſt das berüchtigte **Edikt von Nemours**, das man billig den Triumph der Aufrührer und die Zernichtung der königlichen Gewalt hätte nennen ſollen.

Der römiſche Hof war damals der Ligue minder günſtig. Pabſt Gregor der Dreyzehnte war geſtorben, und hatte **Sixtus den Fünften** zum Nachfolger bekommen, einen Mann, dem an Klugheit unter allen Päbſten vielleicht keiner gleich gekommen iſt,

als

als Klemens der Vierzehnte. Sixtus ſahe die Ligue 1585
mit ganz andern Augen an, als man ſie bisher in Rom betrachtet hatte, und er ſprach von ihr als von der ſchändlichſten Rottirung. Er ließ ſogar einige Mönche, die ſchimpfliche Reden gegen den König von Frankreich ausgeſtoſſen hatten, auf die Galeeren bringen. Daher kam es, daß man zu Rom die Sprache, in Abſicht auf die Ligue, ſehr veränderte, und ſie nicht mehr die heilige Ligue, ſondern, mit ihrem rechten Namen, die geſetzwidrige und die aufrühriſche Partey nannte. Am alleroffenherzigſten erklärte ſich der Pabſt gegen den **Herzog von Nevers.** Dieſer Herr hatte ſchon unter dem vorigen Pabſt den wichtigen Gewiſſensſkrupel gehabt: ob die Abſicht, den katholiſchen Glauben in Frankreich zu erhalten, ihn von dem ſeinem König ſchuldigen Gehorſam entbinden könnte? und dieſe Frage dem Pabſt vorlegen laſſen, der ſie, wie ihm ſeine Geſchäftsträger berichteten, mündlich bejahete, aber doch keine ſchriftliche Erklärung darüber geben wollte. Da aber der Herzog dadurch noch nicht beruhiget war, ſo kam er unter Sixtus dem Fünften ſelbſt nach Rom, um dieſen Pabſt um Rath zu fragen. Hier hörte er aber eine ganz andre Sittenlehre, als man ihm bisher geprediget hatte. Sixtus ſagte ihm gerade heraus, daß es unerlaubt ſey, wider des rechtmäſſigen Königs Wiſſen und Willen in einem Staate Empörung zu ſtiften, und ſtellte ihm die ſchlimmen Folgen vor, welche die Ligue nach ſich ziehen könnte, wenn der Bund den König nöthigte, zur Erhaltung ſeines Anſehns und ſeiner Krone ſich den Hugenotten und den teutſchen und engliſchen Proteſtanten in die Arme zu werfen. Von dem zu Nemours geſchloſſenen Vertrag redete der Pabſt gegen eben dieſen Herrn ſehr verächtlich, und äuſſerte viele Verwunderung über das ſtolze Verfahren der

1585 Häupter der Ligue, wodurch ſie ſo viele der königlichen Majeſtät höchſt unanſtändige Dinge von dem König ertrotzt hätten, die ihn nothwendig mit der Ligue unverſöhnlich machen müßten. Dieſe Reden des Pabſts waren eben ſo viele Staatsweiſſagungen, die der Erfolg zu Frankreichs Schaden beſtätigte. Der Herzog von Nevers wurde dadurch auch ſo gerührt, daß er nicht nur den Kardinal von Bourbon von allen Eingriffen in das königliche Anſehn ernſtlich abmahnte, ſondern auch ein Schreiben an den König ergehen ließ, darin er um Vergebung des Vergangenen bat, ihm in Zukunft vollkommene Treue verſprach, und ihn ſeiner aufrichtigen Reue verſicherte. Nachdem ihm der König auf die gnädigſte Art geantwortet hatte, ſo kam er an den Hof, und ward mit der Statthalterſchaft in der Picardie beehrt.

Ob nun gleich der Pabſt die Ligue verabſcheute, ſo wollte er doch den Anwachs der Reformirten
am 5. Sept. in Frankreich hindern. Daher verwilligte er nicht allein dem Herzog von Nevers eine Bulle, worin er diejenigen in den Bann that, die den Hugenotten beyſtehen oder auch etwas wider den König und ſein Reich unternehmen würden, von der man aber nicht weiß, ob ſie jemals kund gemacht worden, ſondern
am 10. Sept. er ließ gleich darauf eine andre ergehen, worin er den König von Navarra und den Prinzen von Condé in den Bann that, ſie mit ihren Nachkommen von der Erbfolge in allen ihren Ländern, beſonders aber von der Thronfolge, ausſchloß, und alle ihre Vaſallen und Unterthanen von dem Eid der Treue
am 10. Jun. loszählte. Schon vorher hatte der König von Navarra zu Bergerac eine Schrift bekannt gemacht, darin er die Beſchuldigung eines halsſtarrigen und zurückgefallenen Ketzers, die ihm in der Erklärung des Kardinals von Bourbon war gemacht worden, von ſich ablehnte, ſeine Feinde für Lügner erklärte,

klärte, und ſich, zur Vermeidung des Bürgerkriegs, 1585
zum Zweykampf mit dem Herzog von Guiſe erbot. Nach ſeiner Unterredung mit dem Prinzen von Condé und dem Marſchall von Montmorenci, welcher letztere das Haupt einer katholiſchen Partey wurde, die ſich der Ligue widerſetzte und die königliche Gewalt vertheidigte, ließ er eine neue Schrift drucken unter dem Titel: Nachricht von der Abſicht und dem Endzweck der Herren von Guiſe bey Ergreifung der Waffen. Der Herr du Pleſſis Mornai, Verfaſſer derſelben, bewies darin den Anſchlag der Ligue, ſich durch Ausrottung des königlichen Hauſes den Weg zum Thron zu bahnen. Gegen die Bulle des Pabſts ließ er vier Beantwortungsſchreiben ausfertigen, davon das eine an die franzöſiſche Geiſtlichkeit, das zweyte an den Adel, das dritte an den Bürgerſtand, und das vierte an die Pariſer gerichtet war, und worin er die Eingriffe der Bulle in die Gewalt unumſchränkter Beherrſcher ſehr lebhaft ſchilderte, und zugleich zeigte, wie wenig man bey dem Vertrag zu Nemours auf die Erleichterung des Volks geſehen habe, da doch dies der ſcheinbare Vorwand geweſen, wodurch die Ligue ihre Empörung zu rechtfertigen geſucht habe. Zugleich ließ er eine Schrift an die Thore des Vatikans anſchlagen, worinn er von dem Mißbrauch dieſer Bulle an das Parlament und an ein künftiges Koncilium appellirte, und alle Monarchen um Hülfe anrief. Die päbſtliche Bulle ſelbſt durfte in Frankreich nicht öffentlich verkauft werden, weil das Parlament bey dem König Gegenvorſtellungen deswegen gethan hatte. Doch wurde ſie heimlich gedruckt, und unter der Hand ausgeſtreuet.

Die eifrigſten Beförderer der Bulle waren die Mitglieder des **Bundes der Sechzehner** *). Der

 Stif-

*) Ligue ou faction des Seize.

1585 Stifter dieſes Bündniſſes war ein reicher Bürger zu Paris, **la Roche-Blond**, ein ſchwärmeriſcher Anhänger der katholiſchen Religion. Da die Liguiſten das Gerücht verbreiteten, der König ſey entſchloſſen, ſich mit den Hugenotten wider die Katholiken zu verbinden; ſo glaubte dieſer Mann berechtigt zu ſeyn, alles zur Unterdrückung der Reformirten zu wagen, und an einem beſondern Bund wider ſie zu arbeiten. Er eröffnete ſeine Abſicht einigen Doktoren und Geiſtlichen zu Paris, die der Ligue ohnedem ergeben waren, und mit ihm einerley Entſchluß faßten, auch einige andre Perſonen theils geiſtlichen theils weltlichen Standes an ſich zogen. Sie machten einen Rath von zehn Perſonen, der allen Anhängern ihrer Rotte die Bewegung geben ſollte. Hierauf wählten ſie ſechs ihrer Mitglieder, unter die ſie die ſechzehn Viertel der Stadt Paris vertheilten, damit ſie dieſem beſondern Bunde Anhänger verſchaffen, in der Stadt allerhand der Rotte nützliche Gerüchte ausbreiten und die Befehle ihres Raths überbringen ſollten. Von dieſen ſechzehn Vierteln der Stadt Paris wurde alſo dieſe Geſellſchaft der **Bund der Sechzehner** genennt. In kurzer Zeit wuchs er bis zum Erſtaunen, ohngeachtet man niemand dazu nahm, der nicht die Verſicherung gab, daß er alles, auch den Tod, für die gute Sache zu leiden entſchloſſen ſey. Er war aber für den König um ſo viel gefährlicher, weil in dem Bundeseid ausdrücklich ſtand, daß derſelbe wider die Ketzerey, Heucheley und Tyranney gerichtet ſey; dies hieß aber eben ſo viel, als wider den König ſelbſt, welchen ſie dieſer drey Verbrechen beſchuldigten. Ob nun gleich dieſer Bund ohne Vorwiſſen des Herzogs von Guiſe war geſchloſſen worden, ſo trat er doch gar bald mit der eigentlichen Ligue in ein Verſtändniß; indem ihn Guiſe für gültig annahm, wodurch der Vertrag von

Ne-

Nemours offenbar gebrochen wurde. Denn in dem= 1585
ſelben hatten der Kardinal von Bourbon und der Herzog von Guiſe ausdrücklich verſprochen, allen Bündniſſen in und auſſer Frankreich zu entſagen. Inzwiſchen drung der Herzog beſtändig in den König, den König von Navarra zu bekriegen: weil er aber dazu keine Luſt hatte, ſo ließ er, um die Sache zu verzögern, dieſen König vorher zur Beſtätigung des Edikts von Nemours auffordern, und ihm nochmals die Religionsveränderung anrathen. Allein, da er beydes abſchlug, ſo boten ihm die königlichen Geſandten eine Unterredung mit der Königin Mutter an, die er auch annahm, die aber erſt nach angefangenem Krieg vor ſich gieng. In gleicher Abſicht, den Krieg mit dem König von Navarra zu verſchieben, forderte Heinrich von dem Parlament, der Geiſtlichkeit und der Bürgerſchaft die zum Krieg erforderlichen Geldſummen, die er monatlich auf vier bis fünfhunderttauſend goldene Schildthaler anſetzte. Da ſich aber alle mit der Schwierigkeit, Geld aufzubringen, entſchuldigten, ſo verſetzte er im höchſten Unwillen: So wär' es ja beſſer geweſen, man hätte mir geglaubt, da ich mich dem Krieg widerſetzte; und ich befürchte gar ſehr, daß man durch das Beſtürmen der Predigt die Meſſe in groſſe Gefahr ſetzen werde.

Nachdem die Pariſer zuerſt zweyhunderttauſend Thaler zur Führung des Kriegs aufgebracht hatten, ſo machte der Herzog von Mercoeur, Statthalter in Bretagne, den Anfang der Feindſeligkeiten in Poitou. Allein, Condé, der die Vertheidigung dieſer Provinz übernommen hatte, trieb ihn zurück. Viele Hugenotten, die ſich vor der Vollſtreckung des Edikts von Nemours fürchteten, hatten ſich nach England und Teutſchland geflüchtet: aber die meiſten begaben ſich unter die Fahnen des Königs von

1585 Navarra und des Prinzen von Condé, ſo daß der letzte im Stande war, Brouage zu belagern, welchen Platz er auch würde erobert haben, wenn er nicht zur Unzeit eine Veränderung gemacht, und einem reformirten Edelmann, der ſich des Schloſſes zu Angers bemächtigt hatte, und von den Bürgern eingeſchloſſen war, mit einem Theil der Belagerungsvölker zu Hülfe geeilt wäre. Denn dadurch ſchwächte er die Hauptarmee, und ſetzte ſich ſelbſt in eine Gefahr, die ihm beynahe die Freyheit gekoſtet hätte. Das Schloß zu Angers war bey ſeiner Ankunft ſchon überwältigt: da er alſo unverrichteter Sache abziehen mußte, ſo theilte er ſeine Truppen, um deſto ſicherer durchzukommen, in verſchiedene kleine Haufen, die zum Theil den Feinden in die Hände fielen. Er ſelbſt wendete ſich nach vielem Hin- und Herziehen nach der Niedernormandie, und endlich nach der Inſel Guernſey, von da er nach England gieng, und durch Hülfe der Königin Eliſabeth nach Rochelle gebracht wurde. Die Nachricht von dieſem unglücklichen Vorgang zog die Aufhebung der Belagerung von Brouage nach ſich, und dann fiel die ganze Macht der Katholiken auf den König von Navarra.

Unterdes drungen die Häupter der Ligue ſtets in den König, daß er vermöge des Vertrags von Nemours alle Hugenotten aus dem Reich treiben ſollte, ohngeachtet die ihnen zum Abzug verſtattete Friſt von ſechs Monaten noch nicht verſtrichen war. Der König begieng auch die Schwachheit, daß er im Oktober ein Edikt ausgehen ließ, darin allen Reformirten, bey Strafe der Einziehung ihrer Güter und des Verbrechens der beleidigten Majeſtät, ihren Glauben in vierzehn Tagen abzuſchwören, befohlen ward; und es wurde auch nach dieſer kurzen Friſt aufs ſtrengſte vollzogen. Zur Wiedervergeltung ließ

ließ der König von Navarra in allen ſeinen Staaten 1585 eine Verordnung ergehen, daß man mit den Katholiken auf gleiche Art verfahren ſollte. Durch dieſe wechſelſeitige Rache wurden viele tauſend Menſchen in das äuſſerſte Elend verſetzt. Sonſt aber brachte es der König von Navarra durch ſeine Munterkeit, durch den Muth der ihm ergebenen Herren und durch die Verzweifelung der Hugenotten dahin, daß faſt alle Unternehmungen der Katholiken fruchtlos waren; überdies nahm er viele kleine Plätze in Poitou, Saintonge und Güyenne durch Ueberfall weg. Eben dies that **Lesdiguieres** im Delphinat. Hätte **Mayenne** das Heer, mit dem er Saintonge und Poitou durchſtrich, recht brauchen wollen, ſo würde er damit auch groſſe Vortheile erlangt haben. Allein, weil er dem König verſprochen hatte, den König von Navarra in Güyenne zu überfallen, und ihn als einen Gefangenen einzuliefern, ſo ließ er nur wenige Truppen in dieſen Gegenden, und zog immer weiter fort. Allein, beym Eindringen in Güyenne fand er weit mehr Widerſtand, als er vermuthet hatte, und konnte alſo ſein Verſprechen nicht erfüllen.

Das folgende Jahr war für die Bundsgenoſ- 1586 ſen nicht glücklicher, wenigſtens in den Landſchaften jenſeits der Loire, wo ſie die meiſten Kräfte anwendeten. Von vier Heeren, die der König ins Feld ſtellte, war das in Güyenne unter dem Herzog von **Mayenne** das ſtärkſte. Das zweyte war ſchwächer, und ſtand auf der Seite gegen Bourdeaux unter dem Marſchall von **Matignon**. Das dritte von ſiebenzehntauſend Mann zog unter dem Herzog von **Epernon** und ſeinem Bruder **la Valette** nach Provence und Dauphiné. Das ſchwächſte ſtand unter dem Herzog von **Guiſe** an den Gränzen von Burgund und Champagne, um ſich den teutſchen proteſtantiſchen Völkern zu widerſetzen. Nachher

1586 hielt der König noch einen kleinern Haufen in Poitou unter dem Marſchall von **Biron**. Alle dieſe Heerführer hatten ganz verſchiedene Abſichten. Der Herzog von Mayenne wollte den Krieg gegen den König von Navarra mit aller Macht führen. Der Herzog von Guiſe ſuchte, bis zur Ankunft der Teutſchen, ſeine Rotte in Burgund, Champagne und Picardie zu verſtärken. Die andern alle bemühten ſich, nicht nur dem Fortgang der Hugenotten, ſondern auch der Liguiſten zu ſteuern. Der Herzog von Mayenne belagerte **Caſtels** an der Garonne, welchen Platz der Marſchall von Matignon kurz vorher vergebens belagert hatte, und eroberte ihn durch Kapitulation, ohne daß Matignon an dieſer Ehre Theil hatte. Daher entſtand zwiſchen beyden Herren ein geheimes Mißverſtändniß, wovon der König von Navarra groſſen Vortheil zog. Weil er wohl ſahe, daß er wegen Mangel an Volk ſich vor dem Herzog von Mayenne immer weiter würde zurück ziehen müſſen, ſo beſchloß er, aus Güyenne nach Poitou und Saintonge zu gehen, wo ſich die Hugenotten durch die Einnahme der Inſel **Oleron** ſehr verſtärkt hatten. Inzwiſchen trug er dem Vicomte von **Türenne** den Oberbefehl in Güyenne auf, und gieng zuerſt nach Rochelle. **Condé**, der in dieſer Gegend als Oberhaupt Befehl ertheilte, war über dieſe Veränderung eben nicht ſonderlich vergnügt, weil er nun unter den Befehlen des Königs von Navarra ſtehen mußte, welcher ein Unternehmen ausführte, daß der Handelſchaft der Rocheller groſſen Nutzen brachte. Er zerſtöhrte nämlich den Hafen bey Brouage, indem er am Eingange deſſelben viele mit Ballaſt beladene Schiffe verſenken ließ. Der Herzog von Mayenne, welcher ſahe, daß ſein Heer täglich in ſchlechtern Stand gerieth, indem man ihm weder friſches Volk, noch Geld und Kriegsbedürfniſſe zu-

ſchickte,

ſchickte, gieng voll von Mißvergnügen an den Hof 1586
zurück, welcher es nicht für klug hielt, eine Partey ganz zu vertilgen, die der Ligue ſtets das Gleichgewicht halten konnte, und welcher ſein weniges Geld lieber auf die ihm völlig ergebenen Heere verwenden wollte.

In Saintonge wurde der Krieg ziemlich lebhaft fortgeſetzt. Damit der König in dieſer Gegend die Oberhand behalten möchte, ſo ſchickte er den Marſchall von Biron dahin. Dieſer eroberte Lüſignan, und belagerte Marans: weil aber der König von Navarra dieſen Platz wegen der Nachbarſchaft mit Rochelle retten wollte, ſo führte er ſelbſt zweyhundert von Adel dahin, und ließ den Herrn de la Force daſelbſt, der ſich tapfer vertheidigte. Endlich ward dieſe Belagerung aufgehoben, vermöge eines für dieſen Platz und für Tonnai-Charente, unter der Bedingung der freien und öffentlichen Uebung beyder Religionen geſchloſſenen Neutralitätsvertrags. Der Marſchall gerieth darüber in groſſen Verdruß bey ſeinen Bundsgenoſſen, indem ſie ihn beſchuldigten, er habe den König verrathen, um ſeinen Schwiegerſohn la Force zu retten; ohngeachtet er ſich durch einen Befehl des Hofs, die Belagerung aufzuheben, hinreichend ſchützen konnte. Denn der König erhielt Nachricht von Werbung der Truppen, welche die proteſtantiſchen Fürſten in Teutſchland, deren Geſandte er wegen Anerbietens ihrer Vermittelung zwiſchen ihm und dem König von Navarra ziemlich trotzig abgewieſen hatte, aller Orten veranſtalteten, wozu der alte Beza durch ſeinen Eifer und durch ſeine Reiſen viel beytrug; und von den Unternehmungen der Herzoge von Guiſe und Aumale, welche unter dem Vorwand, die Gränzen in Sicherheit zu ſtellen, ſich verſchiedener Plätze bemächtigten, und ſie ihren Anhängern anvertrauten.

1586 Da der Hof — denn der König überließ ſich ſeit einiger Zeit zu Lyon kindiſchen Beſchäftigungen, ſpielte mit Hunden, Affen und Papagoyen — alſo ſahe, daß die Feinde von innen und auſſen an dem Untergang des Staats arbeiteten, ſo wollte er bey dem König von Navarra noch einen Friedensverſuch wagen. Zu dem Ende ward wieder eine Unterredung mit der Königin Mutter vorgeſchlagen. Die Zuſammenkunft geſchah zu St. Bris, einem Schloß in Angoumois unweit Cognac. Hier verlangte man abermals von dem König von Navarra, daß er ſeine Religion ändern, und keine fremde Truppen ins Reich kommen laſſen ſollte. Er antwortete, daß er ſich ſeiner Religion wegen der Entſcheidung einer freyen Kirchenverſammlung unterwerfen wolle, aber die Hülfe teutſcher Fürſten um ſo viel weniger zurückweiſen könne, da man die ganze Macht des Reichs zu ſeinem Untergang aufgeboten habe. Uebrigens verſicherte er, daß er den Frieden, ſo wie ihn der König geben würde, von Herzen gern annehmen wollte, wenn er nur für ſeine Perſon und Religion Sicherheit dabey fände; und wünſchte zugleich, daß ihm der König ſein Heer zur Anführung übergäbe, um die Ligue nebſt dem lothringiſchen Hauſe zu demüthigen. Die ganze Unterredung endigte ſich mit einem kurzen Stillſtand, der bis den 6. Januar 1587 dauren ſollte, unter Bedingungen, die der König von Navarra nicht beſtätigen wollte, wenn man nicht dazu ſetzen würde, daß die Reformirten ihre Lehre öffentlich ausüben dürften. Inzwiſchen
1587 wurde der Stillſtand doch bis in den März verlängert.

Unterdes that **Lesdiguieres** einen Zug in die Provence, wo der Statthalter, Herzog Heinrich von Angouleme, Großprior von Frankreich und König Heinrich des Zweeten natürlicher Sohn, geſtor-

ſtorben, und unter dem Adel des landes groſſe Un- 1587
einigkeiten entſtanden waren. lesdiguieres wurde von einer Partey des Adels, deren Anführer ein Hugenotte war, dahin berufen, und erlangte viele Vortheile. Nachdem aber der König den Herzog von Epernon zum Statthalter ernannt hatte, zog er ſich wieder zurück, und die Ruhe in Provence war bald wieder hergeſtellt. Eben dieſer Herzog rückte darauf mit ſeinem Heer ins Delphinat, wo la Valette, ſein älterer Bruder, Statthalter war. Allein, der Widerſtand, den er dort antraf, nebſt der rauhen Winterszeit rieben den größten Theil ſeiner Truppen auf, und ſeine einzige Sorge bey ſeiner Rückkunft nach Provence war auf die Schwächung der ligue in jenen Gegenden gerichtet. In **Languedok** war es ruhiger. Der Statthalter, Marſchall von **Montmorenci**, das Haupt der Politiker, wie man ſie im vorigen Krieg nannte, oder der **Royaliſten**, wie ſie jetzt hieſſen, weil ſie ſich zur Erhaltung des königlichen Anſehns wider den Bund erklärten, war mit einigen Vortheilen zufrieden, die er wider die liguiſten erhalten hatte. Daß er aber die Waffen gegen dieſe führte, war keineswegs wider die Abſicht des Königs. Denn dieſer verlangte nichts mehr, als der ligue Feinde zu verſchaffen, zu denen er Zuflucht nehmen könnte, wenn er etwan genöthiget werden würde, ſich gegen die ligue zu erklären.

Inzwiſchen wuchs die Frechheit der ligue täglich. **Guiſe** war nicht zufrieden, daß er dem König viele Plätze in der Picardie und in Burgund weggenommen hatte, ſondern er ſuchte ihm auch ſeine beſten Diener, die Marſchälle von Biron und Matignon, St. lüc und Bellegarde, der nachher Oberſtallmeiſter ward, zu verführen. Man ſtreute die boshafteſten Schriften und läſterungen wider den König aus, um das Volk gegen die vermeinten Ungerech-

1587 gerechtigkeiten des Hofs und des Parlaments aufzuwiegeln. Der Herzog von **Mayenne** ſchalt zügellos auf die Unterredung zu St. Bris, und erklärte ſie für einen Eingriff in das Edikt von Nemours. Ja, man gab öffentlich vor, der Hof habe das Heer dieſes Herzogs durch ein geheimes Verſtändniß mit den Hugenotten vorſetzlich umkommen laſſen. Bey allen dieſen Bewegungen blieb dem König die unſelige Rotte der Sechzehner, die ganz Paris verdarb, bis zum Anfang des Jahrs 1587 völlig unbekannt. Erſt damals machte ihm der Lieutenant der Prevoté Isle de France, **Nikolaus Poulain**, die Entdeckung davon, und meldete ihm unter andern beſondern Umſtänden, daß Mayenne im verwichenen Jahr mit den Häuptern dieſer Rotte eine Unterredung gehalten, und erſt vor kurzem neue Abrede mit ihr genommen; eben dies habe Guiſe gethan und ihr ſeinen Beyſtand zugeſagt. Zum Unglück zog die Furcht oder die Unentſchloſſenheit des Königs keinen Vortheil aus dieſer Entdeckung. Er ließ ſich bereden, die Sache habe nichts zu bedeuten, es ſey nur ein unbedachtſamer Religionseifer gewiſſer Privatperſonen, die einen ketzeriſchen Fürſten zum Herrn zu bekommen befürchteten. Nur gegen den König von Navarra machte er Gebrauch von dieſer Entdeckung, indem er ihm nochmals vorſtellen ließ, wie wichtig es für ihn ſey, ſich wieder zum katholiſchen Glauben zu wenden, und daß er widrigen Falls Gefahr laufen würde, die Krone zu verliehren. Allein, dieſer antwortete, daß die Abſchwörung ſeines Glaubens gar kein Mittel ſey, die Verwirrungen des Reichs abzuſtellen; die Ligue würde eine ſolche Veränderung nur für Verſtellung ausſchreyen. Der König möchte ihn nur handeln laſſen und parteylos bleiben, ſo ſollten in einem Vierteljahr funfzigtauſend Mann bereit ſeyn,

durch

durch deren Hülfe er ſeine Unterthanen bald in völli- 1587
gem Gehorſam ſehen ſollte. Der König befand ſich hierbey würklich in einer mißlichen Lage. Er wünſchte Frieden, und war doch von beyden Parteyen genöthigt, Krieg zu führen, und dabey hatte er wieder nicht die Freyheit, ihn gegen die Partey zu erklären, die er haßte und am meiſten fürchtete. Endlich beſchloß er, den Krieg in Vereinigung mit der Ligue gegen die Hugenotten fortzuſetzen, ſeine Todfeinde noch immer unter ſeinem Panier fechten zu ſehen, und ſich mit ihnen den Teutſchen, die in Frankreich eindringen wollten, zu widerſetzen.

Bey Gelegenheit dieſer Rüſtung der Teutſchen gieng die Bosheit der Sechszehner ſehr weit. Denn ſie ſchrieben mit Vorwiſſen des Herzogs von Guiſe an alle ihre Anhänger, daß der König dieſes teutſche Heer zum Beſten des Königs von Navarra kommen laſſe, und Guiſe hatte eben dies an den Pabſt berichten laſſen. Man ſtreute eine aufrühriſche Schrift aus, worin man zur Abwendung des dem franzöſiſchen Staat drohenden Unglücks folgende Mittel vorſchlug. Die Katholiken ſollten ſich Anfangs nur vertheidigend betragen. Die Katholiken in den vornehmſten Städten ſollten den König erſuchen, Völker an die Gränzen zu ſenden, um den Einzug fremder Truppen zu hindern, und ſie ſollten ihm ſelbſt zwanzigtauſend Mann zu Fuß und viertauſend zu Pferd unter der Bedingung anbieten, daß ſie die Befehlshaber wählen, die unter dem Oberanführer ſtehen ſollten, den ſie von dem König annehmen wollten, wenn es anders ein katholiſcher und wegen der Gunſt der Ketzer unverdächtiger Prinz ſeyn würde. Würde aber der König das Anſuchen abſchlagen, ſo ſollte die Werbung der Truppen dennoch vor ſich gehen, und, wenn ſie geſchehen wäre, dem König die Beſtätigung derſelben abgezwungen wer-

1587 werden. Und würde er dennoch auf der Verweigerung beſtehen, ſo wollte man einen katholiſchen Prinzen zum Haupt wählen. Man wollte alsdann, wenn ſich der König zu einer ſo bedenklichen Zeit entziehen würde, eine Verſammlung der Stände berufen und Anſtalten zur Wahl eines katholiſchen Königs treffen, den Kardinal von Bourbon zum Beſchützer der Katholiken erbitten, und den Herzog von Guiſe nebſt ſeinen Brüdern um Hülfe anrufen. Dieſen Entwurf ſchickte die Rotte in alle Provinzen mit einer Eidesformel für alle ihre Anhänger, aus welcher man ſahe, daß ſie mit dem Herzog von Guiſe und mit den andern Häuptern der Ligue ein geheimes Verſtändniß hatte; daß ſie einen Vorwand ihrer Empörung darin ſuchte, daß ſie den König der Ketzerey oder wenigſtens der Gunſt gegen die Ketzer beſchuldigte, und daß ſie den römiſchen Stuhl dadurch auf ihre Seite ziehen wollte, daß ſie ſchwur, das tridentiſche Koncilium im Reich anzunehmen, weswegen ſich die Päbſte bisher vergebens bemüht hatten. Der ganze Anſchlag war eine Geburt einiger Pfarrer, Doktoren und Bürger, denen die Sorgloſigkeit des Königs die Anmaſſung einer Gewalt erlaubte, wodurch die ſeinige völlig zernichtet wurde.

Beynahe wären die Anſchläge der Rotte noch in dieſem Jahr zur Ausführung gediehen. Die hitzigſten riethen, die Larve abzuziehen, das Volk aufzuwiegeln, ſich der Baſtille, des Zeughauſes, des Louvre und der Perſon des Königs zu bemächtigen, und dies alles dem Herzog von Guiſe in die Hände zu liefern. Selbſt Mayenne traute dieſer verzweifelten Bande nicht, und machte ſich keine Hoffnung, ſie im Zaum zu halten. Er ſchrieb ſeinem Bruder, er getraue ſich nicht, länger in Paris zu bleiben: allein, dieſer rieth ihm ſehr ernſtlich, die Hauptſtadt

ja

ja nicht zu verlaſſen, damit die Pariſer nicht ohne 1587
Haupt und in der Gewalt des Königs ſeyn möchten. Dies bewog den Herzog von Mayenne, noch eine Zeitlang in Paris unter dem Vorwand einer Krankheit zu bleiben, und unter der Hand die Hitze der Sechszehner zu mäßigen, damit er doch im Nothfall ſagen könne, er habe keinen Theil an den Ausbrüchen derſelben genommen.

Unterdes kam **Epernon** zu Paris an; und da auch dieſer den König zu keinem muthigen Entſchluß bewegen konnte, ſo wurden die Aufrührer zu Ausführung ihrer boshaften Anſchläge noch mehr gereitzt, und ſetzten ſich vor, den König zu entführen, wenn er den Jahrmarkt zu St. Germain beſuchen würde. Da aber der König Nachricht davon erhielt und ſeinen Pallaſt nicht verließ, ſo war der Anſchlag zerſtöhrt. Weil aber Epernon, der ſich mit Fleiß auf den Jahrmarkt begab, um das Verhalten des Volks zu beobachten, mit ſeiner Begleitung angegriffen, und zurückzugehen genöthigt wurde, ſo ließ der König in aller Eile die Baſtille, das Zeughaus und andre Plätze mit Truppen beſetzen. Solche Anſtalten bewegten den Herzog von Mayenne, Paris zu verlaſſen und ſich nach Burgund zu begeben. Als er ſich beym König beurlaubte, ließ es dieſer blos dabey bewenden, daß er ſpöttiſch zu ihm ſagte: **Wie, mein Vetter, ihr wollt eure guten Freunde, die Liguiſten, verlaſſen? — Ich weiß nicht, was Eure Majeſtät damit ſagen wollen,** antwortete der beſtürzte Herzog. Aber bey ſeiner Abreiſe verſprach er den Aufrührern, ſie nicht zu verlaſſen, ſondern auf dem erſten Nothfall ihnen nebſt ſeinem Bruder beyzuſpringen. Zur Verſicherung ſeines Worts hinterließ er ihnen einige beherzte Officiere, die zugleich ſeine Angelegenheiten beſorgen mußten. Dieſe

Nach-

1587 Nachläſſigkeit des Königs befreyte den Herzog von Guiſe von einer groſſen Unruhe, und gab ihm Muth, in die Gegend von Sedan und Jamets zu ſtreifen, welche Plätze dem Herzog von Bouillon gehörten, und wohin die Hugenotten aus Isle de France, Picardie und Champagne geflohen waren. Die Feindſeligkeiten wurden jedoch bald durch einen Stillſtand geendiget, den der Herzog von Bouillon für den May und Junius ſchloß. Der König von Navarra hingegen eroberte in einem Monat ſo viele Plätze in Poitou, als Joyeuſe, der mit einem Heer dahin geſchickt wurde, in einem halben Jahr nicht wieder einnehmen konnte. Auch dieſes Heer richtete ſich ſelbſt zu Grunde, ohne eine wichtige That zu unternehmen, und mußte wegen der einreiſſenden Peſt auseinander gehen.

Der König beſchäftigte ſich unterdes mit geiſtlichen Brüderſchaften und bußfertigen Umgängen, um die Pariſer von ſeiner Neigung für die römiſch-katholiſche Religion zu überzeugen. Allein, die Aufrührer erklärten dies für Verſtellung und Heucheley, wodurch Heinrich ſeine geheimen Verbindungen mit den Ketzern verheelen wollte. Als er ſich im May
im May. zu Meaux aufhielt, kam Guiſe, nach geſchloſſenem Stillſtand mit dem Herzog von Bouillon, zu ihm, und meldete, daß die Teutſchen ſich zum Einzug in Frankreich verſammlet hätten; er verlangte Truppen gegen ſie, und beſchwerte ſich über einige Verletzungen des Vertrags zu Nemours, indem man die Einkünfte des Kardinals von Pelleve', Erzbiſchofs zu Sens, eingezogen, da man hingegen vielen reformirten Baronen die ihrigen gelaſſen, und einige Perſonen von der ligue am Hof nicht gern ſähe. Dieſe Beſchwerden waren trotzig und ungerecht. Der Kardinal von Pelleve', der ſich in Rom aufhielt, hatte den königlichen Unwillen durch ſeine läſterungen

und

und Ränke gegen den König wohl verdient, da hin- 1587
gegen viele vom reformirten Adel, die auf ihren Gü-
tern ruhig lebten, des königlichen Schutzes würdig
waren. Ueberhaupt hatte der König wichtige Urſa-
chen, die eifrigen Anhänger der Ligue, als Verrä-
ther, vom Hof zu entfernen: dennoch erwies er dem
Herzog viele Gnade, und erlaubte ſogar, daß der
Beſchlag der Güter des Kardinals aufgehoben wurde.

Vor allen Dingen wollte man den König von **Navarra** an der Vereinigung mit den Teutſchen hindern. **Joyeuſe** wurde ihm daher wieder mit einer Armee entgegengeſtellt. Bey ſeiner Annäherung zog ſich der König von Navarra gegen Poitou, um entweder oben über die Loire zu gehen, und in Burgund zu den Teutſchen zu ſtoſſen, oder, wenn er abgeſchnitten würde, Gaſcogne zu erreichen? Er ſtieß zum Herzog von **Bouillon** oder Vicomte von **Türenne**, zum Prinzen von **Condé** und deſſen Bruder, dem Grafen von **Soiſſons**. Obgleich dieſer ein Katholik war, ſo hatte er ſich doch vor kurzem, ſo wie der Prinz von Conti, zur Partey des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé geſchlagen, weil ſie gewiß glaubten, daß die Guiſen das Haus Bourbon auszurotten ſuchten. **Joyeuſe**, der Befehl hatte, den König von Navarra anzugreifen, oder ihn zur Vertheilung ſeiner Völker zu nöthigen, folgte ihm, und erreichte denſelben nach vie- am 18.
len übertriebenen Märſchen zu Montlieu, an den Okt.
Gränzen von Perigord und Güyenne. Hier war aber der König noch nicht in Sicherheit. Denn er hatte noch zween Ströme vor ſich, über die er gehen mußte, die Drogne und Lisle; und der Herzog, der zwiſchen beyden ſtand, konnte ihn beym Uebergang angreifen. Ueberdem war der Marſchall von Matignon auf Befehl des Hofs von Bourdeaux aufgebrochen, um ſich zwiſchen ſein und des Herzogs von

1587 Joyeuſe Heer zu ſetzen. Es war für ihn gleich gefährlich, zu ſchlagen oder nicht zu ſchlagen; denn, wäre er geſchlagen worden, ſo hätte er kein Mittel zu ſeiner Rettung finden können: hätte er aber das Treffen vermieden, ſo wär' er von zwey Heeren zwiſchen zween Flüſſe eingeſchloſſen worden. In dieſer Verlegenheit befahl ihm ſeine Klugheit, ſich zum Treffen zu entſchlieſſen. Zu dem Ende bemächtigte er ſich des Flecken **Coutras** an der Drogne, führte den größten Theil ſeines Heers über den Fluß, und verlegte ihn in den Flecken und in die umliegenden
am 20. Okt. Dörfer. Joyeuſe wollte die gute Gelegenheit, die ſich zu einem Treffen zeigte, nicht vorbeylaſſen, und wartete alſo nicht auf die Annäherung des Marſchalls von Matignon. Mit der größten Ungeduld machte er alſo Anſtalt zum Treffen, und alle Befehlshaber thaten einen Eid, den Hugenotten kein Quartier zu geben. Beyde Heere waren an Fußvolk einander beynahe gleich, dann der Herzog hatte fünftauſend, der König aber nur fünfhundert weniger. Von Reuterey aber hatte dieſer nicht mehr, als ohngefähr zwölfhundert, da hingegen der Herzog wohl zweymal ſo viel hatte, die noch dazu beſſer gerüſtet waren. Das Heer des Herzogs war überaus prächtig; es befand ſich eine Menge freywilliger, aber unerfahrner Edelleute dabey, die in der Meinung, den König von Navarra mit leichter Mühe zu fangen, wie zu einem Feſt geſchmückt einherzogen. Die hugenottiſchen Soldaten aber waren meiſtens übel bekleidet, die Pferde ohne Decken, und die Prinzen und der König von Navarra ſelbſt mit ſchlechter Kleidung verſehen, ſo daß man jene mit dem Heer des Darius und dieſe mit Alexanders Truppen vergleichen konnte. Als beyde Heere in Schlachtordnung ſtanden und das ſchwere Geſchütz zu feuern anfieng, wendete ſich der König von Navarra gegen

die Prinzen von Condé und Soiſſons, und ſprach 1587
bey dem Abgang zu ſeinem Poſten zu ihnen: **Erinnert euch, daß ihr von bourboniſchem Geblüt ſeyd; ich meines Orts will, ſo wahr Gott lebt, zeigen, daß ich der älteſte unter euch bin;** worauf jene antworteten: **Und wir wollen beweiſen, daß ihr gute jüngere Brüder habt.** Kurz vor dem Anfang der Schlacht fielen die Reformirten auf die Knie nieder, verrichteten ihr Gebet, und ſangen den 68. Pſalm. Bey dieſem Anblick rief Joyeuſe: **Sehet, wie ſich die Ketzer fürchten! — Nein, mein Herr,** verſetzte **Lavardin**, der eigentlich die Armee in Ordnung ſtellte und anführte, **wir müſſen uns nicht betrügen; wenn die Hugenotten dieſe Mine machen, ſo ſind ſie gewiß entſchloſſen, entweder zu ſiegen oder zu ſterben.** Der Erfolg bewies dies. Die hugenottiſche Artillerie, die durch die Geſchicklichkeit Clermonts von Amboiſe regiert wurde, that ſchreckliche Würkung unter den Schwadronen des Herzogs von Joyeuſe, deſſen ſchweres Geſchütz dagegen ſo ſchlecht bedient wurde, daß die Kugeln alle in die Erde fuhren. Lavardin führte aber bald einen Haufen ausgeſuchte Reuterey gegen die Hugenotten an, und trieb ſie zurück. Dieſe Flüchtige waren größtentheils Gaſcogner, und wurden durch eine Spötterey einiger Befehlshaber des Prinzen von Condé wieder zu ihrer Schuldigkeit gebracht. Als das hugenottiſche Fußvolk einen Theil ſeiner Reuterey fliehen ſah, wurde es mit Wuth erfüllt, gieng auf das katholiſche Fußvolk mit dem Degen in der Fauſt los, und warf alles über den Haufen. Ein andrer Angriff, wobey der Herzog von Joyeuſe ſelbſt war, geſchah auf die Schwadronen des Königs von Navarra und der Prinzen, die bisher nicht zum Gefecht gekommen waren. Allein, die

1587 übertriebene Hitze des katholiſchen Adels gab ihnen Gelegenheit zum Sieg, ſo daß der König die Schlacht, die keine völlige Stunde währte, vollkommen gewonnen hatte. Er zeigte ſich dabey als den größten Feldherrn, und ließ ſich, wie der gemeinſte Soldat, überall finden, ſelbſt wo der Kampf am hitzigſten war, und der Prinz von Condé nebſt dem Grafen von Soiſſons und dem Herzog von Bouillon, thaten ſich gleichfalls ſehr hervor. Der Herzog von Joyeuſe, nebſt ſeinem Bruder, Klaudius von St. Sauveur, war unter den Todten. Sonſt blieben von den Beſiegten dreytauſend Mann zu Fuß nebſt vieler Reuterey, und über vierhundert Edelleute: der Verluſt des Königs von Navarra, deſſen leichte Reuterey die Feinde drey Stunden lang verfolgte, kam in keine Betrachtung. Der Sieg war ihm ſo viel rühmlicher und vortheilhafter, da er ſo entſcheidend und mit ſo geringem Verluſt verknüpft war. Er brach ihm die Bahn zu dem königlichen Thron von Frankreich. Er vermehrte den jetzt erworbenen Ruhm durch die ausnehmende Mäßigung und Großmuth, die er gegen die Gefangenen äuſſerte, indem er ſich der Verwundeten ſorgfältigſt annahm, und faſt allen Gefangenen das Löſegeld erließ, auch viele anſehnlich beſchenkte. Vor und nach der Schlacht betraurete er die unſeligen Würkungen des Bürgerkriegs.

Allein, der König von Navarra wußte wohl zu ſiegen, aber er beſaß die Kunſt nicht, den Sieg zu brauchen. Er hatte zween Wege vor ſich. Der eine war, mit ſeinem ſiegenden Heer nach der Oberloire zu rücken, und ſich mit den Teutſchen zu vereinigen: der andere, ſich von Saintonge, Angoumois, Poitou, und dem Theil von Anjou, der jenſeits der Loire liegt, Meiſter zu machen, weil ſich Matignon nebſt dem Reſt des geſchlagenen Heers nach Bourdeaux zurückgezogen hatte, und alſo in dieſen

Gegenden alles unbedeckt war. Allein, die Eiferſucht und der Ehrgeitz des Prinzen von Condé verurſachte, daß Heinrich keinen von dieſen Wegen einſchlug, wodurch die Sache der Hugenotten die ſchlimmſte Geſtalt bekam. Condé ſtand nie gern unter der Anführung des Königs von Navarra, und hätte lieber geſehn, wenn ihm dieſer Fürſt den völligen Oberbefehl in Poitou, Saintonge und in den umliegenden ländern gelaſſen, und ſich mit Güyenne und Bearn begnügt hätte. Der Herzog von la Tremouille und der Vicomte von Türenne unterhielten dieſe Mißhelligkeit aus Eigennutz; und der Graf von Soiſſons, welcher glaubte, daß die Hugenotten der Macht der ligue nicht lang widerſtehen könnten, wollte ſich nur erſt mit Katharinen, des Königs von Navarra Schweſter vermählen, und dann wieder an den Hof gehen. Die Prinzen und Herren, ob ſie gleich ganz verſchiedene Abſichten hatten, verleiteten alſo den König von Navarra zu dem ſchlimmſten Entſchluß, den er je hätte faſſen können, nämlich ſeine Truppen zu zertheilen, um zu gleicher Zeit in Poitou, Saintonge und Güyenne Krieg zu führen. Daher ſchickte er acht Tage nach der Schlacht einen Theil ſeiner Völker unter dem Prinzen von Condé nach Angoumois, einen andern Theil unter dem Herzog von Bouillon an den Fluß lisle, um verſchiedene Poſten daſelbſt einzunehmen; und er ſelbſt reiſte mit dem Grafen von Soiſſons unter Bedeckung einiger Reuterey nach Bearn, um die Vermählung ſeiner Schweſter mit dieſem Prinzen zu Stande zu bringen, oder vielmehr, um die **Gräfin von Grandmont**, in die er verliebt war, zu ſehen, welcher er die in dem Treffen bey Coutras eroberten Fahnen zu Füſſen legte. Viele glauben, dieſer liebeshandel ſey die eigentliche Urſache geweſen, warum Heinrich den Sieg nicht beſſer benutzt habe.

1587

1587 Als die proteſtantiſchen Fürſten in Teutſchland erfahren hatten, mit welchem Troz der König von Frankreich ihre Geſandte und ihre angebotene Vermittelung aufgenommen, wurden ſie einig, dem König von Navarra eine anſehnliche Hülfe zu verwilligen. Sie errichteten ein Heer von 8000 Reutern und 5000 Landsknechten, mit dem ſich 16000 proteſtantiſche Schweitzer vereinigten, auſſer 4000 Mann von eben dieſer Nation, die nach Delphinat giengen. Zu dieſen ſtieß der Herzog von Bouillon mit 2000 Fußgängern und 400 franzöſiſchen Reutern, welcher den Oberbefehl hatte, und unter dem der **Burggraf Fabian von Dohna** aus Preuſſen die Teutſchen anführte. Mit ihnen vereinigten ſich noch 2000 Mann unter dem Grafen von Chatillon, einem Sohn des Admirals von Coligni, ſo daß das ganze Heer auf 35 bis 40000 Mann anwuchs. Um dieſen Völkern zu widerſtehen, verſammlete der König ſeine Truppen theils zu Chaumont unter dem Herzog von Guiſe, theils zu Troyes unter dem Herzog von Montpenſier, theils zu Gien an der Loire, wo der König ſelbſt kommandiren wollte. Das Heer des Herzogs von Guiſe war das ſchwächſte, und der König würde eben keinen Kummer über deſſen Niederlage empfunden haben. Doch wurde er, ohne Erlaubniß des Königs, durch einige Truppen des Herzogs von Parma aus den Niederlanden verſtärkt. Die Armee des Herzogs von Montpenſier war weit ſtärker, und ſtieß zu dem Heer des Königs, ſo daß auf dieſer Seite bey dreyßigtauſend Mann zuſammenkamen. Unter den Teutſchen herrſchte keine Ordnung, kein Gehorſam, keine Einigkeit. Sie verwüſteten Lothringen, giengen über die Maas, und zogen durch Champagne, um zu dem König von Navarra zu ſtoſſen. Bey dieſem Marſch war ihnen Guiſe ſtets zur Seite, und beunruhigte ſie der-

geſtalt,

geſtalt, daß unter ihnen groſſes Murren wider ihre 1587
Anführer entſtand. Endlich kamen ſie in der Mitte des Oktobers vor der Stadt la Charite' an, die ſtark beſetzt und mit allen Nothwendigkeiten verſehen war. Die Furthen über den Fluß waren theils gut beſetzt, theils zerſtöhrt; und der König zeigte ſich an dem andern Ufer, um ihnen den Uebergang ſtreitig zu machen. Nunmehr beſchwerte ſich der Burggraf von Dohna gegen die franzöſiſchen Befehlshaber, daß man ihn hieher geführt hätte, damit er nebſt ſeinen Truppen umkäme, verlangte den Sold für ſeine Reuter, und drohte mit dem Rückzug, wofern man ihm nicht ohne Verzug die Gelder auszahlen würde. Zu ſeiner Befriedigung verſprach man, ſein Heer, weil doch der Uebergang über die Loire unmöglich fiel, in die Landſchaft Beauce zu führen, wo Futter und Getraid genug wäre. Dies geſchahe; ſie erreichten Chatillon am Loing, wo der Graf von Chatillon das allgemeine Beſte dem Privatnutzen dergeſtalt vorzog, daß er die vornehmſten Befehlshaber auf ſein Schloß, das übrige Heer aber in alle ſeine Güter einquartierte. Von hier kamen ſie in die Gegend von Montargis, woſelbſt der Burggraf zum bequemen Unterhalt ſeine Truppen, die durch Krankheiten ſchon ſehr waren geſchwächt worden, in weit von einander entlegene Quartiere vertheilte, ob er gleich von dem Herzog von Guiſe ſtets begleitet wurde. Dieſer entſchloß ſich hier, den Feind anzugreifen, und brachte auch Anfangs einige Quartiere zur Flucht. Allein, ein heftiges Donnerwetter machte dem Gefecht ein Ende, und die Verwegenheit des Unternehmens wurde durch den Ausſchlag eben nicht ſonderlich belohnt. Der Verluſt des Reiſezeugs ſchmerzte die Teutſchen am meiſten; doch tröſtete ſie einigermaaſſen die Nachricht von dem Siege bey Coutras. Im November wendeten ſie ſich gegen Char- im Nov.

 tres,

1587 tres, wo der Prinz von Conti den Oberbefehl über ſie übernahm. Um dieſe Zeit fieng der König von Frankreich Unterhandlungen mit den Schweitzern an, um ſie von dem Heer abzuſondern, welches um ſo viel leichter von ſtatten gieng, da ſie ſich in der Meinung hatten anwerben laſſen, als wenn ſich der König ihrer gegen die Ligue bedienen wollte. Der König hatte auch in der That dieſe Abſicht gehabt: aber er war zu entſchloſſen, ſie auszuführen. Er gab den Abgeordneten, die ſie auf ſein Verlangen an ihn ſchickten, einen ſehr ernſtlichen Verweis, daß ſie gegen alle Verträge die Waffen wider ihn ergriffen hätten, und ſie lieſſen ſich bewegen, von dem teutſchen Heer abzugehen, wenn man ihnen hunderttauſend Thaler auszahlen würde. Indem ſie ſich zum Abzug rüſteten, betraf die Teutſchen ein Zufall, der ſie noch mehr, als die Trennung von den Schweitzern, verwirrte. Dohna hatte ſein Quartier zu Auneau, einer kleinen mit Mauern umgebenen Stadt, genommen, wobey ein Schloß war, das er aus Mangel groben Geſchützes nicht einnehmen konnte. Er hatte ſich aber mit dem Schloßhauptmann verglichen, daß keine Feindſeligkeiten von beyden Theilen verübt werden ſollten. Allein, Guiſe wußte den Schloßhauptmann ſo zu gewinnen, daß er zu Nacht vierhundert ſeiner Schützen einnahm. Er ſelbſt aber
am 24. rückte in der Nacht, als eben den andern Morgen
Nov. die Teutſchen abziehen wollten, mit fünftauſend Reutern an. Gegen Morgen ließ er ſeine Truppen in die Stadt einbrechen, und die Schützen aus dem Schloß zu gleicher Zeit einfallen. Und da die Teutſchen mit ihren Piſtolen ſich gegen Büchſen und Piquen nicht wehren konnten, ſo wurden bey zwölfhundert von ihnen niedergemacht und viele gefangen. Dohna drang mit eben ſo viel Tapferkeit als Glück, in Begleitung von zehn Reutern, mitten durch die

Feinde, ehe die Thore geſchloſſen wurden, und ſtieß 1587
zu den Schweitzern und zu Chatillon, der nur eine halbe Meile davon ſtand. Dieſer nebſt den Teutſchen zog ſich hierauf gegen die Oberloire. Allein, der Verluſt ihres Feldgeräthes, den ſie bey Auneau erlitten hatten, der Winter und die ſchlimmen Wege, die Untreue des Dolmetſchers des Burggrafen und die Uneinigkeit der Truppen ſetzten die Armee in ſo traurige Umſtände, daß die Teutſchen genöthigt waren, einen Abzugsvertrag mit dem König zu ſchlieſſen. Als Chatillon ihr Vorhaben merkte, ſetzte er den Prinzen von Conti in Sicherheit, und erklärte den Teutſchen, daß er entſchloſſen ſey, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, und dadurch ſeine Ehre zu retten. Ihm folgten nicht mehr als 125 leichte Reuter und 150 Schützen zu Pferd, mit denen er Vivarais erreichte. Hierauf ward zu Marſigni der im Dec.
Vertrag mit dem übrigen Heer unter folgenden Bedingungen geſchloſſen, daß die noch dabey befindlichen Franzoſen nach Hauſe gehen, und ſich den königlichen Edikten gemäß bezeigen, auch ihre Güter wieder erhalten ſollten, wofern ſie eidlich verſprechen würden, die Waffen ohne des Königs ausdrücklichen Befehl nie wieder zu ergreifen; diejenigen, die nicht in Frankreich bleiben wollten, könnten mit den fremden Truppen frey abziehen, wofern ſie dieſen Eid auch ſchwören wollten. Den Fremden ſollten bis auf die Gränzen unter dem Beding Päſſe ertheilt werden, daß die Befehlshaber einen Eid thun ſollten, niemals in Frankreich wider den König zu fechten, oder ohne ſein ausdrückliches Anſuchen dahin zu kommen. Ueberhaupt aber ſollten ſie auf dem Rückzug keine Feindſeligkeiten ausüben und keinen Gefangenen mit ſich nehmen. Nach Unterſchreibung des Vertrags nahmen die Teutſchen ihren Weg nach Lothringen, und verheerten die Gränzen dieſes Her-

1587 zogthums, weil ihnen der Marquis von Pont einen Theil ihres Gepäckes weggenommen hatte. Der
1588 Herzog von **Bouillon** gieng nach Genf, wo er zu
am 11. Anfang des folgenden Jahrs ſtarb. Er ſetzte ſeine
Jan. Schweſter, Charlotte von der Mark, nach ihrem Tode den Herzog von Montpenſier, nach dieſem den König von Navarra, und nach demſelben den Prinzen **Heinrich den Erſten von Condé** zum Erben ein, welcher letztere aber ihn kaum zwey Monate
am 5. überlebte, indem er am fünften März im fünf und
März. dreyßigſten Jahr ſeines Alters ſtarb. Die Aerzte fanden bey der Oeffnung ſeines Leichnams Zeichen der Vergiftung. Einige hielten ſeine Gemahlin für die Urſache ſeines Todes, ſie wurde aber von dem Parlament losgeſprochen, ohne daß man jemals den wahren Urheber ſeines Todes entdeckt hat. Es war ein Prinz von groſſen Verdienſten und von gutem Gemüth. Seine Fehler waren, daß er in den Bürgerkriegen die Leute nach ſeiner Gutheit beurtheilte, und, wenn er etwas befohlen hatte, es auch für gethan hielt; und dann, daß er aus Eiferſucht gegen den König von Navarra der gemeinen Sache bisweilen ſchadete.

Nach geendigtem Feldzug begab ſich der König wieder nach Paris, wo er als ein Befreyer des Reichs hätte empfangen werden ſollen. Allein, die Rotte der Sechszehner hatte zu ſtark überhand genommen, die alle ſeine Handlungen ohn' Unterſchied übel auslegte, und den Herzog von Guiſe als den einzigen Held gewählt hatte, deſſen Thaten ſie erhob. Der König konnte täglich deutlicher einſehn, daß die Aufrührer den Anſchlag gefaßt hätten, ihn vom Thron zu ſtoſſen. Denn die Häupter der Ligue ver-
im Fbr. ſammleten ſich im Februar zu Nancy, wo ſie erſtlich beſchloſſen, daß der Herzog von Lothringen ſich des Herzogthums Bouillon bemächtigen ſollte, wie-

wohl ihm dieſes Unternehmen nicht gelung, indem 1588
der Herr von la Noue, dem der verſtorbene Herzog von Bouillon die Vollziehung ſeines letzten Willens aufgetragen hatte, die Erbſchaft für Charlotten von der Mark rettete. Man beſchloß zweytens, den König von Frankreich aufzufordern, daß er kräftige Mittel zur Vertilgung der Ketzerey anwenden möchte. Die ihm deswegen überreichte Schrift enthielt eilf Artikel. Man bat ihn, die Partey der Ligue aufrichtiger zu nehmen, und gewiſſe verdächtige Perſonen, die man ihm nennte, vom Hof und von ihren Würden zu entfernen, das tridentiſche Koncilium mit Vorbehalt einiger Artikel im Reich kund zu machen, in den vornehmſten Städten Frankreichs ein Inquiſitionsgericht zu beſtellen, den Geiſtlichen zu bewilligen, daß ſie ihre vormals veräuſſerte Pfründengüter wieder an ſich kaufen dürften, den Häuptern der Ligue einige wichtige Plätze zu übergeben, den Truppen, die in Lothringen zur Verwahrung der Gränze gehalten würden, Sold zu reichen, den Krieg gegen die Ketzer fortzuſetzen, keinem Gefangenen das Leben zu laſſen, wofern er nicht verſprechen würde, katholiſch zu leben, und mit dem Verkauf der ketzeriſchen Güter fortzufahren ꝛc.

Man hätte in der That keine würkſamere Mittel zur Ausrottung der Reformirten vorſchlagen können. Allein, der Herzog hatte nicht ſowohl die Abſicht, den König zur Ausführung dieſer Vorſchläge zu bewegen, als vielmehr den Pabſt, alle katholiſche Mächte und das Volk durch einen ſo ſchönen Entwurf zu blenden, damit ſie ſeine wahre Abſicht nicht entdecken möchten. Er wollte den König nöthigen, ſich entweder nach Annehmung dieſer Vorſchläge ihm völlig in die Arme zu werfen, oder ſeine Zuflucht zum König von Navarra zu nehmen, und ſich der Hugenotten zu ſeiner Vertheidigung zu bedienen, in wel-

1588 welchem Fall die Kriegsrüſtung der Ligue einigermaſſen gerechtfertiget, und die wider den König ausgeſtreute Beſchuldigungen erwieſen worden wären. Ja, der Herzog von Guiſe wäre dadurch in den Stand gekommen, durch Hülfe der Spanier, Italiener und der franzöſiſchen Katholiken beyde Könige zu übermannen, und ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen. Der König ſeufzte bey Durchleſung dieſer Schrift. Doch ſtellte er ſich, als wenn er ſie nicht ganz verwürfe, und als ob er den Krieg nach Poitou zu ſpielen geſonnen wäre. Die Schrift wurde überall ausgebreitet, und die Frechheit der Sechszehner gieng ſo weit, daß ſie beſchloſſen, den König in der Faſtenzeit bey einer andächtigen Uebung aufzuheben. Die Nachricht, die ihm Poulain davon gab, verurſachte, daß er einige Häupter der Rotte zu ſich rief, und ihnen mit dem Strang drohte, wofern ſie nicht von ihrer Frechheit ablaſſen würden. Dieſe Drohung ſetzte ſie ſo ſehr in Furcht, daß ſie den Herzog von Guiſe baten, eiligſt nach Paris zu kommen. Er verſprach es, und befahl ihnen unterdes, ſich in allen Quartieren mit Gewehr zu verſehen, ließ auch einige Befehlshaber von der Armee vorausgehen, die in verſchiedenen Gegenden der Stadt ihre Wohnungen nehmen mußten, um zur Anführung der Bürgerſchaft gleich bey der Hand zu ſeyn. Auch dies wurde dem König durch Poulain entdeckt, und durch Hülfe dieſes Mannes hätte er die Häupter der Sechszehner, die ſich in einem Hauſe verſammlet hatten, auf einmal können aufheben laſſen, wenn nicht Villequier und die Königin Mutter ihn davon abgerathen und ihn bewogen hätten, den Herrn von Bellievre an den Herzog von Guiſe abzufertigen, und ihm die Reiſe nach Paris zu verbieten. Der Herzog antwortete, er wiſſe, daß man in Anſehung ſeiner den Untergang vieler eifrigen Katholiken im Sinn

habe,

habe, die er in der Gefahr nicht verlaſſen könne: 1588
würde ihn aber der König hinreichend verſichern, daß man nichts wider ſie vornehmen wollte, ſo würde er dem Befehl gehorchen: wo nicht, ſo wiſſe er, was ſeine Pflicht von ihm fordere. Doch verſprach er, ſeine Abreiſe noch drey Tage aufzuſchieben, und inzwiſchen den Entſchluß des Hofs zu erwarten. Dieſer Entſchluß, der dem Herzog alle nur mögliche Sicherheit für die Pariſer, ſein Haus und ſeine Perſon verwilligte, ſollte ihm durch einen Courier zugeſchickt werden, der aber aus Geldmangel nicht bezahlt werden konnte, und daher auch nicht abgieng. Inzwiſchen drung die Herzogin **Katharine von Montpenſier**, des Herzogs von Guiſe Schweſter, unaufhörlich in die Königin Mutter, daß ſie ihrem Bruder bey dem König Erlaubniß, ſich bey ihm perſönlich zu rechtfertigen, auswürken möchte. Weil ſie aber immer fruchtlos anhielt, ſo faßte ſie mit den Anhängern des Herzogs den Anſchlag, den König auf dem Weg von Vincennes, wohin er fahren wollte, aufheben und nach Soiſſons führen zu laſſen. Allein, auch dieſes Vorhaben entdeckte Poulain, ſo daß ihn die Verſchwornen nicht ausführen konnten, weil der König ſeine ganze Wache zu Pferd nach Vincennes kommen ließ.

Da unterdes Guiſe vergebens auf Bellievre's Rückkunft wartete, ſo ſah er dies als eine Verachtung an und ließ ſich endlich durch das wiederholte Erſuchen der Pariſer bewegen, in die Hauptſtadt abzureiſen, ohngeachtet er erfahren hatte, daß viertauſend zu Langni ſtehende Schweitzer Befehl erhalten hätten, ſich auf den erſten Wink marſchfertig zu halten. Denn er hegte den Grundſatz, daß bey groſſen Unternehmungen allzeit gewiſſe bedenkliche, aber entſcheidende, Zeitpunkte wären, die man nur durch Verwegenheit überwinden könnte. Er kam am 9. May.
nur

1588 nur mit acht Edelleuten, und trat bey der Königin Mutter ab. Als der König Nachricht davon erhielt, beſchloß er, den Herzog tödten zu laſſen. Allein, er ließ ſich davon abrathen, weil man vorausſehen konnte, daß das Volk dieſen Tod auf die grauſamſte Art rächen und vielleicht des Königs ſelbſt nicht ſchonen würde.

Wenn man den Charakter der **Königin Katharine** bedenkt, ſo wird ſehr wahrſcheinlich, was einige Geſchichtſchreiber berichten, daß ſie nämlich die Reiſe des Herzogs an den Hof gern geſehn, weil ſie ſich ſeiner bedienen wollte, um ihre vorige Gewalt bey den Staatsgeſchäften wieder zu erlangen, und ſich gegen den Hochmuth des **Herzogs von Epernon** zu verſtärken, der ſie ſo ſehr erbittert hatte, daß ſie entſchloſſen war, alles zu ſeinem Untergang anzuwenden. Daraus kann man ihre Bemühungen wegen der Ausſöhnung des Herzogs von Guiſe mit dem König, das Abſteigen deſſelben an dem Ort ihres Aufenthalts, die häufigen Unterredungen deſſelben mit dem König, die ſie ihm noch vor dem Barricadengefecht verſchaffte, und ihr Zurückbleiben in Paris nach der Entweichung des Königs, erklären. Sie war es auch, die dem König die Ankunft des Herzogs förmlich berichten und dabey anfragen ließ, ob es ihm nicht zuwider ſey, wenn ſie ihn zu ihm brächte? Er ließ ihr melden, da ſie einmal dieſe Mühe über ſich nehmen wollte, ſo möchte ſie immer mit ihm kommen, er werde ſie in dem Zimmer ſeiner Gemahlin ſprechen. Hierauf erhoben ſich die Königin Mutter und der Herzog aus dem Hotel de Soiſſons, wo jene ihren Aufenthalt hatte, nach dem Louvre; ſie in ihrem Tragſeſſel, er zu Fuß. Unterwegs ſprach der Herzog mit ihr, und grüßte alle, die ihnen begegneten, auf das höflichſte. Das Volk, das durch die Gegenwart des Herzogs ganz bezaubert war,

war, bemerkte die Königin kaum, und wendete ſei- 1588
nen Zuruf ganz allein an den Herzog, und ſchrie: **Es lebe Guiſe! es lebe der Beſchützer der Kirche und des Glaubens! es lebe der Erretter von Paris!** Viele beugten vor ihm die Knie, küßten ihm die Hände und den Rock. Und er beantwortete alle dieſe ausſchweifenden Höflichkeiten mit der ihm gewöhnlichen leutſeligen Mine, wodurch er ſchon lange alle Herzen gefeſſelt hatte. Beym Louvre fanden ſie die Wachten verdoppelt, die Schweizer auf beyden Seiten, die Schützen in den Sälen, und eine Menge von Edelleuten in den Zimmern, durch die ſie gehen mußten. Die finſtern Minen, mit denen man die Höflichkeiten des Herzogs annahm, machten ihn ſtutzig; ein plötzliches Schrecken durchlief ſeine Adern; und in der That hatte er Urſache dazu. Man berathſchlagte damals im Kabinet des Königs über ſeinen Tod. **Tödtet den Hirten,** ſagte einer der Räthe, **ſo wird ſich die Heerde von ſelbſt zerſtreuen!** In dieſem Augenblick kam der Herzog. Heinrich ſah ihn ſehr ernſthaft an, und ſagte: **Ich hatte euch ſagen laſſen, nicht zu kommen.** Da ich weiß, verſetzte der Herzog, **daß man mich bey Ew. Majeſtät verläumdet hat, ſo bringe ich hiermit meinen Kopf, wenn man mich ſchuldig finden ſollte; unterdes würde ich nicht gekommen ſeyn, wenn Ew. Majeſtät mich eines ausdrücklichen Verbots gewürdiget hätten.** Dieſe letztern Worte gaben Anlaß zu einer Erklärung zwiſchen dem Herzog und dem Herrn von Bellievre, den der König aufforderte, den Herzog des Ungehorſams zu überführen. Während ihres Zwiſts zog die Königin Mutter ihren Sohn bey Seite, und ſtellte ihm vor, wie gefährlich es ſey, wenn man Gewalt gegen den Herzog brauchen wollte. Guiſe, der ſeine Augen

1588 gen überall hinrichtete, bediente ſich dieſes Augenblicks der Unentſchloſſenheit, ſchützte die Müdigkeit von der Reiſe vor, grüßte den König und gieng fort. Er verließ das Louvre mit dem feſten Entſchluß, nie ohne ſtarke Begleitung wieder dahin zu kommen, indem er ſich glücklich ſchätzte, diesmal unangetaſtet davon gekommen zu ſeyn.

Den Tag und die ganze Nacht hindurch war der Hof in ſteter Unruhe. Man verdoppelte die Wachen im Louvre, und der Herzog that eben dies

am 10. und 11. May. vor ſeinem Pallaſt. Die beyden folgenden Tage wurden mit Unterhandlungen zugebracht, wobey ſich die Königin Mutter am geſchäftigſten bewies. End-

am 12. May. lich ließ der König viertauſend Schweitzer in die Stadt rücken, denen zweytauſend Franzoſen folgten, um ſich der vornehmſten Poſten zu bemeiſtern und den Pöbel im Zaum zu halten. Er begieng aber dabey den Fehler, daß er ausdrücklich befahl, keine Gewalt zu brauchen. Man verſah es auch, daß man den Platz Maubert, an den das Univerſitätsviertel ſtößt und wo vorzüglich viele Handwerker und gemeine Leute wohnten, nicht beſetzte; denn da brach hernach die Empörung zuerſt aus. Und als der brave **Crillon**, Oberſter der franzöſiſchen Infanterie, die Nothwendigkeit einer gewaltſamen Behauptung dieſes Platzes vorſtellte, wollte es doch der König nicht zugeben. **Crücé**, ein Prokurator beym kleinen Burggericht, ſchickte auf die Nachricht, daß Truppen in die Stadt gerückt wären, Jungen in alle Straſſen des Univerſitätsviertels, welche Lärmen ſchreien mußten. Sogleich verſammleten ſich die Aufrührer bey ihren Wachhäuſern, und auch diejenigen griffen zum Gewehr, die ſonſt keine Verbindung mit der Rotte hatten, weil das Gerücht ausgeſprengt wurde, Chatillon wollte mit den Hugenotten die Stadt überfallen. Zu gleicher Zeit ver-

theil-

theilten ſich die Befehlshaber des Herzogs von Guiſe 1588
in die Stadtviertel, um die Bürgerſchaft anzuführen. Der Graf von **Briſſac** hatte ſeinen Stand in der Univerſität genommen, und ließ durch bewehrte Studenten und Bürger die erſte **Sperrung oder Barricade** von Fäſſern, Bretern und Bohlen zuſammenbringen, und die in den Gaſſen ſtehenhen Schweitzer einſchlieſſen, daher das Gefecht, das damals entſtand, das **Barricadengefecht** genennt wird. Die Barricaden wurden auf allen Gaſſen dieſes Viertels errichtet, und bis an das kleine Chatelet fortgeführt; und ſo gieng es auch in andern Vierteln. Die Handwerksleute ſchloſſen ihre Werkſtätte, die Handelsleute ihre läden, und die Bürger ihre Häuſer; jeder griff zum Gewehr. Die Ketten wurden in den vornehmſten Gaſſen vorgezogen, die Verſperrungen immer weiter fortgeführt, und mit einer groſſen Anzahl von Muſketieren und Falkonetſtücken unterſtützt. Vergebens verſicherten der Marſchall von Biron und andre königliche Kapitäne, daß den Bürgern kein leid geſchehen ſollte. Denn die Anhänger des Herzogs von Guiſe riefen dem Volk zu, es möchte doch dieſen Politikern nicht glauben; die Küraſſiers und Schweitzer ſeyen aus keiner andern Urſache gekommen, als ihre Häuſer zu beſetzen und zu plündern; ja man beredete das Volk, der König habe den Anſchlag gefaßt, 120 der vornehmſten Bundsgenoſſen hinrichten zu laſſen, und es ſtänden ſchon zwanzig Galgen und etliche Blutgerüſte fertig, man habe ſogar die Scharfrichter ſchon geſehn, welche die Werkzeuge der Hinrichtung zurechte gemacht hätten. Die Soldaten wurden alſo von allen Seiten eingeſchloſſen, und den Muſketen aus den Fenſtern und den Pflaſterſteinen, womit ſich jedes Haus wohl verſehen hatte, ausgeſetzt. Doch geſchah von beyden Seiten noch kein Angriff. Der

1588 König wendete durch ſeine Mutter alles an, um den Herzog zur Abreiſe von Paris zu bewegen: allein, weil er die ihm ſo günſtige Verfaſſung des Volks ſahe; ſo erklärte er frey heraus, daß er ſich dazu nicht entſchlieſſen könne, übrigens nehme er an allem, was vorgieng, keinen Antheil, und es ſtehe nicht in ſeiner Gewalt, der Wuth eines durch die Einrückung der Schweitzer aufgebrachten Pöbels Einhalt zu thun. Da dieſer Verſuch vergeblich war, ſchickte der König Befehl an die Soldaten, ſich wieder nach dem Louvre zu ziehen: allein, dieſer Befehl kam zu ſpät; denn das Volk ſpottete der Soldaten, die nach einem ausdrücklichen Befehl des Königs weder ſchieſſen noch den Degen ziehen durften, und die Frechheit deſſelben gieng ſoweit, daß ein Schweitzer ſich nicht länger enthalten konnte, zu ſchieſſen und einen Bürger zu verwunden. Hierauf ſchoß und warf man ohne Schonung und ohne Ausnahme auf die Schweitzer, die ſich an die Häuſer anſchmiegten und mit Vorzeigung ihrer Roſenkränze um Barmherzigkeit flehten. Es wurden etliche und dreyßig Mann getödtet oder verwundet. Der Graf von Briſſac kam endlich dazu, und that dem Schieſſen Einhalt, nachdem man vorher die Schweitzer und königlichen Soldaten entweder genöthigt hatte, das Gewehr abzulegen, oder zu rufen: **Es lebe Guiſe!** und dann in aller Stille mit verkehrtem Gewehr abzuziehen. Als der Herzog von Guiſe von dieſem glücklichen Erfolg hörte, ſo ritt er unter beſtändigem Freudengeſchrey des Volks von Barricade zu Barricade, um den Pöbel zu beſänftigen, und weitere Gewaltthaten gegen die Soldaten zu hindern. Er befahl, den übrigen Schweitzern ihr Gewehr wieder zuzuſtellen, und ſie nebſt der franzöſiſchen Leibwache wieder nach dem Louvre zu führen.

Die Königin Katharine begab ſich bey dieſen 1588
bedenklichen Umſtänden ſelbſt in den guiſiſchen Pallaſt, und ſuchte den Herzog zu bewegen, daß er die Bürgerſchaft zur Ablegung des Gewehres bringen und zu dem König kommen möchte: allein, er antwortete, er habe die Bürger das Gewehr nicht ergreifen laſſen, und der Tumult rühre blos von den fremden Truppen her, die der König in die Stadt gezogen habe, nach deren Entfernung die Unruhen von ſelbſt aufhören würden; ins Louvre zu kommen, ſey für ihn zu unſicher: doch that er Vorſchläge zu einem Vergleich, die aber ſehr hart waren, und deren Verwilligung ihm die ganze Gewalt im Staat würde verſchafft haben. Als die Königin wieder im Begriff war, zu ihm zu fahren, ſo liſpelte ihr unterwegs ein Bürger zu, es wären bey funfzehntauſend Menſchen bereit, das Louvre von der hintern Seite her, wo es auf das freie Feld ſtößt, zu beſtürmen. Eilends ließ ſie dies durch einen ihrer Edelleute dem König ſagen, der dann ſogleich ſich zur Flucht entſchloß. Die Schweitzer und die Leibwachen giengen voraus, unter dem Vorwand, daß man den Pariſern allen Grund zur Furcht benehmen wollte; und der König folgte zu Pferd mit kaum dreyſſig Perſonen. Er ritt über die Brücke zu St. Cloud, ſchlief in einem Dorf, und kam am andern Tag nach Chartres, wo ihn der Biſchof Nikolaus von Thou, unbekümmert um die Liguiſten, ehrenvoll aufnahm. Die Entweichung des Königs ſetzte den Herzog von Guiſe in die größte Beſtürzung, und viele glaubten, er ſey würklich Willens geweſen, den König aus dem Weg zu räumen, und ſich ſelbſt auf den Thron zu ſchwingen. Es iſt aber viel wahrſcheinlicher, daß er die Abſicht gehabt, dem König das Leben, die Freyheit und allen äuſſerlichen Schein des königlichen Anſehns zu laſſen, ihm aber die Macht

1588 zu rauben, und ihn in den Zuſtand zu ſetzen, in dem die merovingiſchen Könige unter der Herrſchaft ihrer Majores Domus geweſen waren.

Da der Herzog die Hauptſtadt in ſeiner Gewalt hatte, wurde die Ruhe bald wieder hergeſtellt. Aber vergebens bemühte er ſich, den erſten Präſidenten des Parlaments, **Achilles von Harlai**, auf ſeine Seite zu bringen. Dieſer Patriot gieng eben in ſeinem Garten ſpatzieren, als ihn der Herzog nach der Abreiſe des Königs beſuchte. Er ließ ſich aber durch deſſen Ankunft nicht irre machen, ſondern vollendete ſeinen Spatziergang, und ſprach, als der Herzog auf ihn zukam: **Das iſt ein Jammer, wenn der Diener den Herrn vertreibt; übrigens iſt meine Seele Gott, mein Herz dem König, und mein Leib in den Händen der Böſen; man thue damit, was man will!** Und da ihn der Herzog bat, das Parlament zu verſammlen, um mit demſelben die für dieſe Umſtände ſchicklichſten Maasregeln zu ergreifen, ſo ſagte Harlai: **Wenn die Majeſtät des Fürſten verletzt iſt, ſo hat die Obrigkeit kein Anſehn mehr.** Guiſe ließ ſich jedoch nicht abſchrecken; er wendete ſich an den Präſidenten Briſſon, den er gefälliger fand. Bey Wiederherſtellung der Ruhe brauchte er überhaupt viele Vorſichtigkeit; darum bemächtigte er ſich der Baſtille, des Schloſſes Vincennes und der Stadt Corbeil, um ſich der Zufuhr auf der Seine zu verſichern. Durch die Rotte der Sechszehner ließ er einen neuen Bürgermeiſter und neue Schöppen wählen. Eben ſo wurden auch meiſtentheils andre Oberſten, Hauptleute, Viertelsmeiſter der Stadt, wie auch andre Präſidenten, Räthe, Prokuratoren ꝛc. beſtellt, und die älteſten und klügſten Doktoren der Sorbonne durch die Aufrührer vertrieben, und andre an ihre Stelle geſetzt. In den Provinzen und

Städ-

Städten ließ er Manifeſte verbreiten, worin er ſich 1588
wegen des Barricadengefechtes und der Entweichung des Königs vertheidigte; wie er denn auch an den König ſelbſt ein Schreiben zu ſeiner Rechtfertigung abgehen ließ.

Der König ſchickte gleichfalls Manifeſte in die vornehmſten Städte, worin er den ganzen Hergang erzählte, und ſie um ihre Treue erſuchte. Dieſe Manifeſte hatten an verſchiedenen Orten auch verſchiedene Würkungen. In der **Picardie**, in **Orleans** und **Bourges**, wo die Anhänger der Ligue die ſtärkſten waren, wurden die treuen Diener des Königs entweder gefangen oder verjagt. **Tours** hingegen, **Lyon**, **Rouen** und einige andre Städte verſicherten den König durch Abgeordnete ihrer unveränderlichen Treue. Da die Städte auf dieſe Art Parten nahmen, ließ ſich alles zu einem neuen Bürgerkrieg unter den Katholiken ſelbſt an, und der König verſtärkte ſich zu Chartres mit Volk, ſo wie Guiſe zu Paris that. Unter andern trat der Graf von **Soiſſons**, deſſen Vermählung mit der Schweſter des Königs von Navarra zurückgegangen war, auch wieder zur Parten des Hofs; und der Herzog von **Epernon**, der inzwiſchen von ſeinem Gouvernement in der Normandie, bis auf Caen und Havre, wo ihn die Liguiſten nicht einlieſſen, Beſitz genommen hatte, kam ebenfalls mit vielen Edelleuten nach Chartres.

Unterdes ſtand doch die Königin Mutter mit dem Herzog von Guiſe zu Paris in unaufhörlichen Unterhandlungen; und weil die allzugroſſe Erhebung der Lieblinge, beſonders des Herzogs von Epernon, eine Urſache der Eiferſucht der Guiſen und der Beſchwerden des Volks war, ſo beſchloß der König, ihn vom Hof zu entfernen, und ließ ihn ſeine Statthalterſchaft dem Herzog Franz von Montpenſier abtre-

1588 treten, dagegen ihm der Oberbefehl in Angoumois und Saintonge aufgetragen wurde. Die Pariſer ſchickten auch Abgeordnete an den König, ihn wegen ihres Vergehens um Gnade zu bitten. Mit ihnen kam auch die Königin Mutter zu Chartres an. Sie erſuchte den König in einer Bittſchrift um Ausrottung der Ketzer, um Vereinigung ſeiner Waffen mit den Waffen der Ligue, und um die Entfernung und Abſetzung des Herzogs von Epernon und ſeines Bruders la Valette, um die Vergeſſenheit der letzten Verwirrungen in Paris, und um die Beſtätigung der Wahl eines neuen Prevot des Marchands und der Schöppen zu Paris. Der König antwortete, er wolle die Reichsſtände auf den September verſammlen, um die Beſchwerden ſeiner Unterthanen zu vernehmen; ſein Eifer für den katholiſchen Glauben ſey noch der alte, und nur die Eiferſucht unter den Groſſen ſeines Reichs habe ihn gehindert, von denen über die Ketzer erhaltenen Vortheilen Nutzen zu ziehen; was zu Paris vorgegangen, wolle er vergeſſen, wenn ihm nur ſeine Unterthanen künftig treu und gehorſam ſeyn wollten; übrigens ſey ihm der Vortheil einiger Perſonen, deren in der Schrift Meldung gethan werde, niemals ſo lieb geweſen, als das allgemeine Wohl des Staats. Nach den Abgeordneten der Liguiſten und Pariſer kamen auch die Abgeſchickten des Parlaments, um dem König zu verſichern, wie ſehr es ſie ſchmerze, daß ſie hätten Zuſchauer des Barricadengefechtes werden müſſen, ohne es hindern zu können, und ihn zur Rückkehr nach Paris zu bereden. Da der König wußte, daß die meiſten Glieder dieſer anſehnlichen Geſellſchaft an dem Aufſtand unſchuldig waren, ſo ermahnte er ſie ſehr gnädig, ihr Amt mit aller Treue fortzuführen, und der Königin Mutter, durch deren Mund er ihnen ſeine Befehle bekannt machen wollte, kräftig

bey=

beyzuſtehen, auch den Pariſern zu verſtehen zu geben, 1588
daß ſeine Verzeihung aufrichtig ſey: würden ſie aber in ihr Vergehen zurückfallen, ſo würde er ſich ſo zu rächen wiſſen, daß ſie und ihre Nachkommen es empfinden ſollten. Dieſe Drohung, die das Parlament den Pariſern bekannt machte, ſetzte ſie in groſſe Beſtürzung, und Guiſe, der dies merkte, war eifriger, als jemals, auf einen Frieden mit dem König bedacht, von dem er ſich alle Nachgiebigkeit verſprechen konnte.

Während der Unterhandlungen des Herzogs und der Königin Mutter gieng der König mit ſeinem Hof und den verſammleten Truppen nach Rouen, wo er den Ausgang der Unterhandlungen erwartete. Nach vielen Streitigkeiten ſchloß endlich die Königin mit dem Herzog einen Vertrag, den ſie ihrem Sohn überſchickte. Er enthielt zehn Artikel, die man ſogleich kund machte, und zwey und dreyßig geheime, die erſt nach einiger Zeit bekannt wurden. Vermöge der erſtern ſollte der König ſchwören, die Proteſtanten, mit Aufopferung ſeines eigenen Lebens, wenn es nöthig wäre, in ſeinem Reich auszurotten, und mit ihnen weder Friede noch Stillſtand zu machen, noch Edikte zu ihrem Beſten ausfertigen zu laſſen. Alle Unterthanen ſollten ſchwören, daß ſie nach ſeinem Tode keinen ketzeriſchen oder der Ketzerey günſtigen Fürſten für ihren König erkennen wollten. Die Kriegs- Finanz- und Gerichtsämter ſollten nur an Katholiken vergeben werden. Der König ſollte ſich gegen alle ſeine Unterthanen als ein guter Fürſt betragen, und alle durch dieſen Vertrag mit ihm vereinte Bürger ſollten ſchwören, daß ſie unter ſeinem Anſehn einander gegen alle Unterdrückung der Ketzer vertheidigen, und in der Treue gegen ihn und ſeine etwan noch zukünftige Kinder, leben und ſterben wollten. Sie ſollten ſich von allen Vereinigungen,

1588 Verſtändniſſen, Bündniſſen und Geſellſchaften in und auſſer dem Reiche losſagen. Diejenigen, die das Friedensedikt nicht unterſchreiben wollten, ſollten für Verbrecher der beleidigten Majeſtät erklärt, alles Vergangene aber, beſonders das Barricadengefecht, in Vergeſſenheit geſtellt werden. Dieſe Artikel ſind alle in dem **Unionsedikt** ausgedruckt,
am 21. Jul. das am 21. Julius 1588 durch das Parlament zu Paris beſtätiget wurde. In den andern und geheimen Artikeln war ausgemacht, daß der König gegen die Proteſtanten zwey Heere unterhalten, das tridentiner Koncilium, jedoch unbeſchadet ſeiner Rechte und der gallikaniſchen Kirchenfreyheiten, öffentlich bekannt machen, zu denen im Vertrag zu Nemours der Ligue verwilligten Sicherheitsplätzen noch Dourlens, Orleans, Bourges und Montreuil ſetzen, die Güter der Ketzer verkaufen, die pariſer Bürgermeiſter und Schöppen auf zwey Jahre beſtätigen, die Baſtille wieder in Beſitz nehmen, und die Obrigkeiten, Räthe und Hauptleute der Stadtzünfte, die der Ligue beygetreten wären, durch ſeine Gewalt wieder in ihre Aemter ſetzen ſollte, wenn ſie dieſelben vorher vor dem König würden niedergelegt haben.

Nachdem Heinrich der Dritte zu Rouen für einen ſo nachtheiligen und der königlichen Majeſtät ſo ſchimpflichen Frieden den Lobgeſang hatte anſtimmen laſſen, reiſte er nach Chartres zurück, weil er durchaus nicht nach Paris kommen wollte. Zu Chartres wurde er von der Königin Mutter, von ſeiner Gemahlin, dem Kardinal von Bourbon, und den Herzogen von Guiſe und von Nemours beſucht, welche letztere er mit Ehre und Wohlthaten überhäufte. Denn er erklärte den **Kardinal von Bourbon** zum erſten Prinzen vom Geblüt und nächſten Kronerben, und den **Herzog von Guiſe** zum oberſten Befehlshaber der Armeen, und ertheilte ihm,

ihm, den Titel ausgenommen, alle Rechte und Vor- 1588
züge eines Konnetabels. Er verſprach zugleich, dem Kardinal von Guiſe die Legatenwürde von Avignon auszuwürken, dem Erzbiſchof von Lyon den erſten Kardinalshut zu verſchaffen und ihn in den geheimen Rath aufzunehmen, dem Herzog von Nemours die Statthalterſchaft von Lyonnois, dem Herrn von la Chatre die Beſtallung eines Generalwachtmeiſters, und dem Vertrauteſten des Herzogs von Guiſe, Menneville, die Stelle eines Kriegsraths zu geben. Der Herzog von Mayenne aber erhielt diejenigen Regimenter und Ordonnanzkompagnien, die er noch zu den ſeinigen verlangte.

Inzwiſchen ereigneten ſich im Delphinat und in Poitou zween Vorfälle, die groſſes Aufſehn verurſachten. Der König hatte erfahren, daß ſich Epernon der Stadt Angouleme bemächtigen wollte, und deswegen befahl er, keine verdächtige Perſonen hineinzulaſſen. Der Herzog war aber ſchon vor der Ankunft des Befehls daſelbſt angelangt. Daher beſchloß man, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen: allein, Epernon war ſo glücklich, ſeine Gegner abzutreiben, und da dieſe lauter Liguiſten waren, ſo that dieſer mißlungene Streich der Ehre der Ligue groſſen Schaden. Im Delphinat aber trug ſich folgendes zu. Als la Valette, der daſelbſt königlicher Oberbefehlshaber war, hörte, daß Epernon, ſein Bruder, den Hof habe verlaſſen müſſen, und daß Mayenne an ſeiner Statt den Oberbefehl im Delphinat übernehmen werde, ſo ließ er dem Herrn von Lesdiguieres nicht allein Frieden, ſondern auch ein Bündniß zu Vertheidigung und zum Angriff gegen alle, die mit gewaffneter Hand nach dem Delphinat kommen würden, anbieten, welcher dies um ſo viel williger annahm, weil er hörte, daß ſich der Herzog

1588 von Savoyen rüſtete, ohne zu wiſſen, ob er der Ligue zu Hülfe kommen, oder überhaupt von Frankreichs Unglück Vortheil ziehen wollte. Dieſer Herzog war aber eigentlich Willens, ſeine alten Anſprüche auf das Marquiſat Saluzzo bey den damaligen innerlichen Zerrüttungen Frankreichs geltend zu machen. Er hatte bisher allerhand Wege verſucht, um ſeine Abſicht durch Liſt zu erreichen, und bald dem Herrn von Lesdiguieres, bald dem Herzog von Guiſe Hülfe angeboten, wenn ſie ihm dieſes Marquiſat ſtatt der Kriegskoſten überlaſſen wollten. Da aber dieſe nicht geneigt waren, zum Schaden des Reichs ſich mit ihm zu verbinden, ſo wendete er ſich durch ſeine Geſandte an den König, und erbot ſich, dieſes Land gegen die Hugenotten zu vertheidigen, wenn er ihm die Statthalterſchaft darüber anvertrauen wollte. Allein, der König, der das Land für verlohren hielt, wenn es einmal in ſavoyiſche Hände käme, dankte dem Herzog für ſeine gute Geſinnung, und verſprach, durch eine Armee dafür zu ſorgen, daß die Hugenotten dort keine Eroberung machen könnten. Hierauf zog der Herzog die Larve ab, und überfiel Carmagnola, Cental und Saluzzo. Zum Vorwand brauchte er die Sicherheit ſeiner Länder und der katholiſchen Religion in Italien. Zuletzt ließ er auch Chateau-Dauphin einnehmen, ohne daß die Umſtände Frankreichs erlaubten, dieſe Kühnheit des Herzogs zu beſtrafen.

Nach der Scheinverſöhnung mit dem Herzog von Guiſe begab ſich Heinrich der Dritte mit ihm nach Blois, wo man eine Verſammlung der Reichsſtände veranſtaltete, da unterdes in Poitou und im Delphinat zwey Heere gegen die Proteſtanten zu Felde zogen. Gleich nach des Königs Ankunft daſelbſt ſahe man eine groſſe Veränderung in ſeinem Staatsrath. Der Kanzler von Cheverny, wie

auch

auch **Bellievre**, **Brûlart**, **Villeroi** und **Pinart**, 1588
die bisher in Staatsgeſchäften am ſtärkſten waren gebraucht worden, mußten den Hof verlaſſen. Dagegen wurde **Montholon**, ein berühmter Parlamentsadvokat von Paris, Kanzler, **Rûzé** und **Revol** aber Staatsſekretarien. Von demſelben Augenblick an bemerkte man auch an dem König vielen Kaltſinn gegen ſeine Mutter. Man glaubt, damals habe er den feſten Entſchluß gefaßt, den Herzog und den Kardinal von Guiſe tödten zu laſſen, und habe mit Fleiß diejenigen vom Staatsrath entfernt, von denen er wegen ihrer Anhänglichkeit an dem Herzog von Guiſe vermuthen konnte, daß ſie den Anſchlag dieſem entweder ſelbſt, oder der Königin Mutter verrathen würden. Was den König am meiſten zu dieſem Entſchluß bewegte, war ein Schreiben, das der Herzog von Guiſe und der Kardinal von Bourbon unter dem 15. Julius 1588 vom Pabſt erhalten hatten. Sixtus mißbilligte zwar die Ligue, aber er konnte ſich doch, da die Sache durch das Unionsedikt einen ſo guten Lauf nahm, nicht enthalten, dieſe beyden Herren zur Fortſetzung ihrer Unternehmungen gegen die Proteſtanten anzufriſchen. In dieſem Schreiben wurde Guiſe unter andern Lobſprüchen wegen ſeines Eifers gegen die Feinde Gottes — dies ſollten die Hugenotten ſeyn — mit den **Makkabäern** verglichen, und **Johann Franz von Moroſini**, Biſchof von Breſcia, zum Legaten in Frankreich ernennt, um das Vorhaben der Aufrührer, ohne Rückſicht auf den König, deſto nachdrücklicher unterſtützen zu können.

Inzwiſchen wurde die **Verſammlung der Stände zu Blois** eröffnet, wobey der Kardinal von Bourbon, und Guiſe zu Wortführern der Geiſtlichkeit, der Graf von Briſſac und der Baron von Magnac zu Sprechern des Adels, und la Chapelle am 16. Okt.

Mar-

1588 Marteau zum Anwald des dritten Standes gewählt wurden. König Heinrich der Dritte hielt vom Thron mit dem ihm eigenen majeſtätiſchen Anſtand eine ziemlich lange Rede, und verſicherte darin die ganze Verſammlung ſeines groſſen Verlangens, das Reich blühend zu ſehen und die vielfältigen Mißbräuche abzuſchaffen. Er ermahnte die Stände, ihm bey dieſem wichtigen Vorhaben beyzuſtehen, und verſicherte, daß niemand in Frankreich mehr Eifer für die Erhaltung der römiſch-katholiſchen Religion und für die Vertilgung der Ketzerey hegen könne, als er, daß er ferner die Beſorgniß der katholiſchen Franzoſen billige, nach ſeinem Ableben unter die Gewalt eines ketzeriſchen Fürſten zu fallen, und daß er, ohngeachtet derſelben durch das Unionsedikt vorgebeugt worden, dennoch wünſche, daß auf der Reichsverſammlung ein Reichsgrundgeſetz daraus gemacht werden möchte. Doch verlangte er auch, daß ſich die Stände erinnern möchten, wie man ſich in eben dieſem Edikt verbindlich gemacht habe, allen Bündniſſen in und auſſer dem Reich zu entſagen; Bündniſſe, Truppenwerbungen und Gelderhebungen wären Handlungen, die keiner Privatperſon, ſondern nur Königen zukämen; er wiſſe, daß einige Groſſe ſeines Reichs dergleichen unternommen hätten, er wolle aber alles Vergangene vergeſſen, künftig aber die Ehre der königlichen Majeſtät ernſtlich und ſtandhaft behaupten.

Mit dieſer Rede waren die meiſten Glieder der Verſammlung ſehr zufrieden, nur nicht die Häupter der Ligue. Der Herzog von Guiſe wurde darüber blaß im Geſicht, und der Kardinal ſein Bruder noch mehr. Sie erſuchten den König, die auf ſie zielenden Stellen in dem Abdrucke der Rede auszulaſſen, welches ihnen auch bewilliget wurde. Dies gieng am erſten Sitztag vor; am zweeten legten der König und die Stände den Eid ab, das Unionsedikt als ein

ein Reichsgrundgeſetz zu beobachten. Am dritten 1588
wurde die Kriegserklärung gegen den Herzog von Savoyen durch den Adel in Vorſchlag gebracht: allein, der geiſtliche und bürgerliche Stand, unter denen die meiſten Anhänger der Ligue waren, und Guiſe verlangten, daß vorher die Hugenotten vertilgt würden. Der Präſident von Thou berichtet, der Herzog von Guiſe habe es ſelbſt ſo angeſtellt, daß der Krieg wider Savoyen beſchloſſen worden: er habe aber zugleich den ſavoyiſchen und ſpaniſchen Geſandten gemeldet, daß ſie ohne Sorge ſeyn könnten. Von der Zeit an beſchloß der König feſt den Untergang des Herzogs von Guiſe, weil er gewiß glaubte, er hege heimliche Verſtändniſſe mit dem Herzog von Savoyen. In der That wurde dies durch mancherley Umſtände wahrſcheinlich. Guiſe hatte die Nachricht von der Einnahme des Marquiſats Saluzzo mit groſſem Kaltſinn angehört; der Marquis von St. Sorlin, ein Bruder des Herzogs von Guiſe von der Mutter her, diente unter dem ſavoyiſchen Kriegsheer; der Herzog von Mayenne blieb unthätig, und der Kardinal von Montalto, des Pabſts Nepote, eröffnete dem Marquis von Piſani zu Rom insgeheim, daß der Herzog von Mayenne die Abſichten des Herzogs von Savoyen begünſtige.

Auſſerdem faßte die Rotte der Sechszehner auf der Verſammlung zu Blois einen Anſchlag, der dem königlichen Anſehn den völligen Untergang drohte. Bisher hatten ſich die Abgeordneten der Stände auf den Reichsverſammlungen keine gröſſere Gewalt angemaßt, als daß ſie wegen der eingeriſſenen Mißbräuche in der Staatsverwaltung Vorſtellungen thaten, ihre Gedanken über die Mittel, ſie zu heben, eröffneten, und bey dringenden Fällen für die Nothdurft beſorgt waren. Dem König war allemal die Unterſuchung dieſer Vorſchläge, und das Recht,

1588 Recht, den Ausſpruch zu thun, vorbehalten. Die Aufrührer aber wollten es dahin bringen, daß die Vorſchläge der Stände ſogleich öffentlich kund gemacht werden ſollten, ohne die Befehle hierüber vom königlichen Rath abzuwarten. Ueberhaupt kam in den beſondern Zuſammenkünften der Stände nichts zum Vortrag, was nicht vorher in einer geheimen Rathsverſammlung, die von den Häuptern des Bundes in dem Kabinet des Herzogs von Guiſe gehalten wurde, beſchloſſen war. Ihm wurde auch zugerechnet, daß die Stände beſchloſſen, den König von Navarra namentlich von der Krone auszuſchlieſſen, und ſich nicht mit der allgemeinen Klauſel zu begnügen, welche jeden ketzeriſchen Fürſten davon ausſchloß. Der König von Frankreich ſuchte zwar dieſen Streich abzuwenden oder wenigſtens aufzuhalten, und ſchlug den Ständen vor, daß man erſt den König von Navarra erſuchen möchte, zur römiſchen Kirche zu treten: allein, die Liguiſten weigerten ſich. Ueberdies unterſtützte Guiſe die Minderung der Steuern, die zu einer ſehr unbequemen Zeit von einigen in Vorſchlag gebracht wurde, und ſo vielen Beyfall fand, daß der König ſie bewilligte und zwo Millionen Thaler an ſeinen Einkünften verlohr. Nächſtdem ſuchte ſich Guiſe nicht nur bey den Katholiken, ſondern auch beſonders bey dem römiſchen Hof durch Einführung des tridenter Konciliums ein Verdienſt zu machen. Obgleich der König für ſich ſelbſt der Annahme deſſelben nicht ſehr zuwider war, ſo glaubte er doch, man müſſe vorſichtig verfahren, weil ſich die Parlamenter jederzeit dagegen geſetzt hätten. Es wurden alſo Kommiſſarien ernennt, die dieſe Sache mit dem Generaladvokaten und Generalprokurator des Königs unterſuchten. Der erſte ſprach ſehr nachdrücklich für die Freyheiten der gallikaniſchen Kirche, ohngeachtet ihm der Kardinal

dinal von Gondi und der Erzbiſchof zu Lyon, St. 1588
Gelais von Lanſac, etlichemal in die Rede fielen. Endlich gerieth man von beyden Seiten in Hitze, und die Unterredungen wurden durch anzügliche und beſchimpfende Reden ſo verwirrt, daß man die Sache liegen laſſen mußte.

Auf dieſe Art wurden die Ränke des Herzogs von Guiſe in dieſem Stück vereitelt: dennoch nahm ſeine Frechheit von Tag zu Tag ſo ſehr zu, daß auch die übrigen Prinzen des lothringiſchen Hauſes dadurch beunruhiget wurden. Die Herzoge von **Mayenne, Nemours, Elboeuf** und **Aumale** ſchloſſen daher eine beſondere Art von Vereinigung, indem ſie noch einige Behutſamkeit gegen den König äuſſerten. Dieſe Verbindung hieß **die karoliniſche Rotte**, weil alle dieſe Prinzen den Namen **Karl** führten. Der Herzog von Mayenne ließ ſogar den König berichten, daß ein Anſchlag wider ſeine Perſon im Werk wäre. Eben dies that die Prinzeſſin Marie von Elboeuf, Schweſter der Herzoge von Elboeuf und Aumale, bey einem beſondern Gehör, das ihr der König ertheilte. Faſt zu gleicher Zeit hinterbrachte man ihm, daß die Herzogin von **Montpenſier**, Schweſter des Herzogs von Guiſe, in Gegenwart einiger Perſonen, da ſie eben die an ihrem Gürtel hängende Scheere in Händen hatte, ohne Scheu geſagt habe, ſie hoffe dieſelbe bald am beſten zu gebrauchen, wenn ſie dem unwürdigen Fürſten, der den franzöſiſchen Thron beſäſſe, die Haare damit abſchneiden würde, auf daß man, wenn er ins Kloſter gebracht würde, einen würdigern an deſſen Stelle ſetzen könnte, der das Unrecht wieder gut machte, das die Nachläſſigkeit ſeines Vorgängers dem Staat und dem Glauben zugefügt hätte. Der König erhielt auch durch den Marſchall von **Aumont** Nachricht von einer Unterredung, die Guiſe

1588 mit ihm gehalten und worin er alle Kräfte angewendet hatte, ihn auf ſeine Seite zu ziehen, ſo daß er ihm auch die Statthalterſchaft der Normandie anbot, indem er den König durch die Stände nöthigen wollte, ſie dem Herzog von Montpenſier zu entziehen und ihm zu verleihen.

Alle dieſe Nachrichten waren nöthig, den unſchlüſſigen und furchtſamen König zu einer muthigen That zu reitzen. Er überlegte mit einigen Vertrauten die Mittel, wodurch man die gefährlichen Anſchläge des Herzogs hindern könnte. Alle waren der Meinung, man müſſe ſich der Perſon des Herzogs bemächtigen. Aumont rieth, alle Perſonen des guiſiſchen Hauſes, die ſich zu Blois aufhielten, gefangen zu nehmen und ihnen den Proceß zu machen. Die andern aber fanden hierbey viele Schwierigkeiten, und ſtimmten vielmehr auf den Tod des Herzogs von Guiſe, der wegen ſeiner vielen Majeſtätsverbrechen mit dem größten Recht auch ohne Gerichtsordnung geſtraft werden könnte. Dieſer Rath ward genehmiget, und man faßte ſogleich den Entſchluß, daß Prinz Karl von Joinville, des Herzogs Sohn, der Kardinal von Guiſe, ſein Bruder, die Herzoge von Nemours und Elboeuf, und der Kardinal von Bourbon, das Scheinhaupt des Bundes, ins Gefängniß gebracht werden ſollten. Weil aber der Herzog von Guiſe allezeit mit einer ſtarken Wache und mit vielen Edelleuten und Dienern umgeben war, ſo ſchien die Ausführung des Anſchlags ſehr ſchwer zu fallen. Daher wählte der König zu deſſen Ermordung ein Vorgemach, wo man Rath zu halten pflegte, und wo niemand von Edelknaben und Bedienten eingelaſſen wurde. Nun fehlte es nur an einem Mann, der Verſtand und Herz genug beſaß, den beſchloſſenen Streich zu vollziehen. Der erſte, dem man dies grauſame Geſchäfte auftrug, war der

brave

brave Crillon: da aber die Edelmuth dieſes Mannes 1588
das Amt eines Henkers nicht übernehmen wollte, ſo wendete ſich der König an den Herrn von Loignac, ſeinen Oberkammerjunker und Hauptmann von den fünf und vierzig gaſcogniſchen Edelleuten, die der Herzog von Epernon ſeit einiger Zeit zur beſondern Leibwache des Königs beſtellt hatte. Da er ein geſchworner Feind des Herzogs von Guiſe war, ſo nahm er den Auftrag an. Er ſuchte acht Edelleute von den fünf und vierzigen aus und führte ſie vor den König, der ihnen ſelbſt Dolche austheilte, und dabey ſagte: „Es iſt eine Vollſtreckung der Gerech„tigkeit, die ich euch an dem größten Verbrecher „meines Reichs auszuüben empfehle, und deſſen „Beſtrafung mir die göttlichen und menſchlichen „Rechte zulaſſen; und weil ich ſolches durch den or„dentlichen Weg des Rechtens nicht zu thun ver„mag, ſo gebe ich euch, Kraft des Rechts meiner „königlichen Macht, hiermit volle Gewalt, daſſelbe „auszurichten.„ Sie wurden hierauf verſteckt, um den Herzog von Guiſe zu erwarten, welcher der letzte war, der ſich in der Rathsverſammlung einfand, die der König auf den 23. December früher, als ge- am 23. Dec.
wöhnlich, hatte anſagen laſſen, und welche Guiſe gar wohl hätte vermeiden können, wenn er nicht allzu ſicher geweſen wäre — denn er war vorher durch verſchiedene Billets gewarnt worden, die er aber zerriß oder darunter ſchrieb: **Mich zu tödten, wird ſich der König nie unterſtehen.** Der König ließ ihn aus der Rathsverſammlung zu ſich rufen, um mit ihm zu ſprechen. Als der Herzog in das Vorgemach des königlichen Zimmers getreten war, ward die Thür ſogleich verſchloſſen. Er grüßte die dort befindlichen Edelleute, die ihm dankten. Er war noch zween Schritte von dem königlichen Kabinet, als ihn der Herr von Montſeris der ältere bey dem Arm

1588 faßte, und ihm einen Dolchſtich in den Leib gab, mit den Worten: **Ha, Verräther, du mußt ſterben!** Hierauf fielen die andern über ihn her, und tödteten ihn vollends.

Der **Kardinal von Guiſe**, der **Erzbiſchof von Lyon**, die Herzoge von **Elboeuf** und **Nemours**, **Anne von Eſte**, dieſes Herzogs und des Herzogs von Guiſe Mutter, der **Kardinal von Bourbon** und der **Prinz von Joinville**, nebſt den Abgeordneten der Stadt Paris, wurden gefangen genommen. Einige andere, beſonders die Biſchöffe Urban von Lanſac zu Cominges, Franz Corneillan zu Rodes, und Peter Dormi zu Boulogne, fanden Gelegenheit zu entfliehen. Hätte es der König dabey bewenden laſſen, ſo würde Pabſt Sixtus der Fünfte die Ermordung des Herzogs von Guiſe nicht nur nicht getadelt, ſondern auch in ſeinem Herzen gebilliget haben. Allein das Verfahren mit dem **Kardinal von Guiſe** verdarb alles beym römiſchen Hof. Dieſer Prälat ſtieß in ſeinem Gefängniß die heftigſten Drohungen gegen den König aus, wodurch er ihn äuſſerſt erbitterte. Schon vorher hatte er durch aufrühriſche Unternehmungen, unter andern durch Ausbreitung eines beiſſenden Sinngedichts auf Heinrich den Dritten, ſich ſehr verhaßt gemacht; daher wurde auch ſein Tod beſchloſſen. Da aber einige Bedenken trugen, ihre Hände mit dem Blut eines Mannes zu beflecken, der neben der Würde eines Prinzen Prieſter, Kardinal und Erzbiſchof zu Reims

am 24. Dec. war, ſo bekam ein Hauptmann von der Wache den Auftrag, ihn durch einige Soldaten umbringen zu laſſen. Nachdem dieſes geſchehen war, ſo wurden die Leichname der beyden Brüder in eine Kalkgrube geworfen, die Gebeine verbrannt und die Aſche in den Fluß geſchüttet, damit das Volk, welches ganz raſend war und durch die Prieſter zu den tolleſten Aus-

ſchweifungen verleitet wurde, ihre Gebeine nicht mit 1588
der Ehre belegen möchte, mit welcher die römiſche Kirche die Ueberbleibſel der Märtyrer und andrer Heiligen zu belegen pflegt.

Nach dem Tode dieſer beyden Brüder wünſchte der König auch den dritten, den Herzog von **Mayenne**, in ſeine Gewalt zu bekommen, der mit einem Heer zu Lyon ſtand, ohne viel damit auszurichten. Dieſer Herr beſaß einen gemäſſigtern Ehrgeiz, als ſein älterer Bruder, und dabey mehr Klugheit, Wachſamkeit und Vorſicht. Seine Gefangennehmung war alſo für den König eine Sache von der gröſten Wichtigkeit. Allein, der ſpaniſche Geſandte, Bernhardin von Mendoza, der die Abſichten des Hofs erfuhr, und den Herzog warnen ließ, vereitelte alle Anſtalten, die man ſeinetwegen gemacht hatte. Er verließ Lyon eine Stunde vor der Ankunft ſeiner Verfolger. Unterdes ſchien die Ruhe zu Blois und unter den Ständen wieder hergeſtellt zu ſeyn. Der König ſchenkte allen übrigen Gefangenen das Leben, und die Stände endigten im Januar des folgenden Jahrs ihre Sitzungen.

Mitten unter dieſen groſſen Begebenheiten 1589
ſtarb die **Königin Mutter**, **Katharine von** am 5.
Medici, auf dem Schloß zu Blois im ein und ſie- Jan.
benzigſten Jahr ihres Alters. Sie war ſchon krank, als der König ihr die Nachricht von der Ermordung des Herzogs von Guiſe mit allen Merkmalen einer lebhaften Freude überbrachte. Katharine, die das lothringiſche Haus immer unter der Hand begünſtigt hatte, erſchrack ſo ſehr darüber, daß ſie von Stund an zuſehens kränker wurde. Um indeſſen ihrem Sohn nicht zu mißfallen, verbarg ſie ihren Verdruß, ſo gut ſie konnte. Aber nicht lange hernach ſtarb ſie. Bey ihrem Ableben überwand ſie den Haß, den ſie beſtändig gegen den König von Navarra gehegt hatte,

1589 und ermahnte den König ihren Sohn, die Prinzen vom Geblüt, beſonders aber den König von Navarra, werth zu halten und ſeinen Unterthanen die Gewiſſensfreyheit zu laſſen.

Der Tod des Herzogs von Guiſe war ein Donnerſchlag für die Anhänger des Bundes. Und wenn der König, ſtatt des längern Aufenthaltes zu Blois und ſtatt der Befolgung des zaghaften Raths des Marſchalls von Retz, mit den bey ſich habenden Truppen gerade auf Paris losgegangen wäre, oder wenigſtens Orleans eingenommen hätte; ſo würde vielleicht der Bund auf einmal über den Haufen gefallen ſeyn: allein er ließ den Aufrührern Zeit, ſich von dem erſten Schrecken zu erholen. So bald man zu Paris Nachricht von dem Tod des Herzogs von Guiſe erhielt, gerieth das ganze Volk in Bewegung, und man ſchickte in alle Provinzen Couriere, um ihn bekannt zu machen. Die Rotte der Sechszehner wiegelte das Volk auf, daß es zum Gewehr griff, ſich der vornehmſten Poſten der Stadt bemächtigte, und, wie bey dem Barricadenſtreit, überall Hauptwachen ausſtellte. Man hielt andächtige Umgänge, wobey der Herzog von Aumale, Gouverneur von Paris, allzeit zugegen war. Man hielt dem getödteten Herzog und dem Kardinal prächtige Leichenbegängniſſe. Der Unſinn der Pariſer wurde vergröſſert, als der Herzog von Nemours aus ſeinem Gefängniß entwich und in Paris ankam, und als ſie erfuhren, der Herzog von Mayenne ſey in Sicherheit. Noch viel heftiger aber machte ihn der König durch ſeine Unbeſonnenheit; denn er gab den allergefährlichſten unter den Aufrührern Erlaubniß, nach Paris zu gehen, nachdem er die Verſicherung von ihnen erhalten hatte, daß ſie alles anwenden wollten, die Pariſer wieder zu ihrer Schuldigkeit zu bringen. Allein, dieſe erfüllten ihr Verſprechen keineswegs, ſon-

ſondern behielten ihre vorige Denkungsart, und 1589
ſuchten den König nur durch die Hoffnung eines Vergleichs aufzuhalten, indem ſie den Präſidenten, Peter le Maitre, einen ſtarken Anhänger des Bundes, an den König nach Blois ſchickten.

Der ſpaniſche Geſandte **Mendoza**, der ſich von Blois nach Paris begab, trug auch ſehr viel zur Unterhaltung des Aufruhrs bey. Je verzagter indeſſen der König verfuhr, deſto ausſchweifender wurden die Aufrührer. Bisher hatten die Verſtändigern unter ihnen noch ſehr zurück gehalten, und den Ausbrüchen des tollen Pöbels im Verborgenen zugeſehen. Als ſie aber hörten, daß der König zu Blois blieb, daß die Rotte zu Paris täglich wuchs, daß Orleans ſich empörte, und viele andre Städte eben dies thun wollten; ſo lieſſen ſie ſich durch den Strom auch mit fortreiſſen. Vor allen andern begiengen die Prieſter die boshafteſten Ausſchweifungen. Durch den Mißbrauch ihres Amtes zündeten ſie ein ſolches Feuer in den Gemüthern des Volks an, daß einige das Bildniß des Königs zerriſſen, das bey den Auguſtinern aufgeſtellt war, und ſeinen Namen und ſein Wappen überall auslöſchten und abbrachen. An allen Ecken der Gaſſen ſahe man Schand- und Spottſchriften auf den König, in denen er, ſo wie bey den Unterredungen der Aufrührer, nur **Heinrich von Valois** genennt wurde. Zur Rechtfertigung ſolcher gottloſen Unternehmungen legten die Aufrührer der Sorbonne die Gewiſſensfrage vor: Ob das franzöſiſche Volk nicht zum Gewehr greifen, ſich vereinigen, Geld und Steuern zur Vertheidigung des Glaubens wider einen Fürſten aufbringen dürfte, der in ſeinem Reich öffentlich Treue und Glauben gebrochen hätte? und ob man durch dieſe Verletzung nicht von dem Eid der Treue entbunden ſey? — Ob nun gleich dieſe Frage nicht vor die Sorbonne gehörte, ſo wurde

1589 ſie doch von ein und ſiebenzig Doktoren mit Ja entſchieden; vergebens widerſetzten ſich einige alte Mitglieder dieſer Fakultät. Man beſchloß zugleich, dieſe Entſchuldigung nach Rom zu ſchicken, und den Pabſt um Beſtätigung derſelben zu bitten. Seitdem war es unerlaubt, Heinrich den Dritten König zu nennen, und die Beichtväter verweigerten ſogar denen, die dem Gehorſam gegen ihn nicht entſagen wollten, die Abſolution. Sein Name wurde in den öffentlichen Gebeten ausgelaſſen, und er überall für einen Ketzer, für den abſcheulichſten unter allen Menſchen, ja gar für einen Hexenmeiſter ausgeſchrien.

Nach einer ſo groben Schändung der königlichen Majeſtät wurden auch diejenigen nicht verſchont, denen der König einen Theil ſeines Anſehns anvertrauet hatte. Der erſte Parlamentspräſident Harlai und die meiſten Kollegen dieſes Mannes beharrten in der Treue gegen ihn. Dies war ſchon für die Aufrührer hinreichend, ihre Gefangennehmung zu
am 16. Jan. bewerkſtelligen. Sie übergaben dem Parlament eine Bittſchrift, worin dieſem Gerichtshof zugemuthet wurde, ſich mit der Rotte zu vereinigen, und die Franzoſen von dem Eid des Gehorſams gegen den König zu entbinden. Als das Parlament überlegen wollte, was in einer ſo kritiſchen Sache zu thun ſey, trat ein Haufen bewehrter Aufrührer in die Verſammlung, und verlangte, daß der erſte Präſident, nebſt den Präſidenten Potier und Thou, und einige andre, deren Namen man ablas, ihnen ohne Verzug auf das Rathhaus folgen ſollten. Alle Präſidenten und Räthe, auch die, deren Namen man nicht abgeleſen hatte, ſtanden auf, und wurden von den Aufrührern, unter tauſend Beſchimpfungen des unſinnigen Pöbels, vor dem Rathhaus vorbey nach der Baſtille geführt. Hier wurden diejenigen, die nicht auf dem Verzeichniß ſtanden, losgelaſſen, und

theils

theils aus ihnen, theils aus andern, ein neues Par- 1589
lament errichtet, von dem Briſſon der erſte Präſi-
dent war.

Als der König von dieſem Vorgang benachrichtiget wurde, ließ er dem Herzog von Aumale, den der Bund zum Gouverneur der Stadt beſtellt hatte, durch einen Herold befehlen, ſich eiligſt wegzubegeben, und dem neuen Parlament Einhalt zu thun. Allein, der Herold wurde gefangen geſetzt, und endlich ohne Antwort zurückgeſchickt. Das neue Parlament beſtätigte die Bittſchrift, die zur Gefangennehmung des erſten Präſidenten Anlaß gegeben hatte, und hundert und ſechs und zwanzig Perſonen, theils Parlamentsglieder, theils Prinzen des guiſiſchen Hauſes und Prälaten thaten einen Eid aufs Krucifix, nimmermehr vom Bund zu weichen, und den Tod des Herzogs und Kardinals von Guiſe zu rächen. Man ordnete dem Herzog von Aumale einen Rath zu, der aus vierzig Perſonen beſtand, die aus den drey Ständen ausgezogen waren. Dieſer Rath ließ in allen Provinzen den vierten Theil der Steuern aufheben, und verſprach, die Abgaben auf den Fuß zu ſetzen, wie ſie unter Ludwigen dem Zwölften geweſen waren. Dieſer Schritt machte die Provinzen dem Bunde ſehr geneigt, und hinderte faſt alle Würkung der königlichen Befehle.

So nahm die Frechheit der Verſchwornen immer zu, bis der Herzog von **Mayenne** zu Paris ankam, wohin er eben nicht ſonderlich geeilt hatte. Vergebens hatte ſich der König bemüht, ihn zu gewinnen, und ihm die vortheilhafteſten Bedingungen angetragen. Der Schmerz über den Tod ſeiner Brüder, das unaufhörliche Anhalten der Pariſer und ſeiner Schweſter, der verwittweten Herzogin von Montpenſier, die Empörung zu Orleans und der meiſten Städte in Picardie und Champagne, die

1589 Verachtung und der allgemeine Haß des Volks gegen den König, und die Ohnmacht, darin ſich dieſer befand, den allgemeinen Aufſtand zu dämpfen — alles dies machte den Herzog von Mayenne abgeneigt, dem König Gehör zu geben. Nachdem er ſich alſo ſeiner Statthalterſchaft in Burgund verſichert hatte, richtete er ſeinen Weg nach Paris, wo er unter den ausgelaſſenſten Freudensbezeugungen des Volks empfangen wurde: allein, der Herzog war zu klug, als daß er ſich dadurch hätte blenden laſſen. Er beſchloß, ſich dem Eigenſinn der Sechszehner nicht zu unterwerfen, welche in dem neu errichteten Rath der Vierziger die Oberhand hatten, wovon man ihm die Stelle eines Oberhaupts anbot. Zu dem Ende vermehrte er dieſen Rath mit verſchiedenen Perſonen von Verdienſt und Anſehn, die ihm ergeben waren, und die bey den Berathſchlagungen den Sechszehnern das Gleichgewicht halten konnten.

Eine von den erſten Handlungen dieſer Rathsverſammlung, die man den **Unionsrath** nannte, beſtand darin, daß man den Herzog von **Mayenne** zum **Generallieutenant des königlichen Hauſes und der Krone Frankreich** erklärte, welchen
am 13. März. im Reich ungewöhnlichen Titel das Parlament beſtätigte. Durch dieſen Titel erlangte der Herzog eine faſt unumſchränkte Macht, die er ſogleich durch verſchiedene Verordnungen ausübte, zum Vortheil der Bundsgenoſſen und zum Nachtheil der Ketzer und Feinde des Bundes. Er verordnete zugleich, daß künftig alle Beſtallungen zu Aemtern und andre Gerichtsverordnungen durch den Unionsrath und unter deſſen Siegel ſollten ausgeſtellt, und die Stände auf den Julius zuſammenberufen werden, und daß inzwiſchen die Verwaltung der Finanzen, Steuern und Kroneinkünfte von eben dieſem Rath abhängen ſollte. Mayenne verfuhr hierbey um ſo viel zuverſichtli-

ſichtlicher, da ſich in allen Theilen des Reichs zum 1589
Beſten des Bundes Empörungen äuſſerten. **Rouen**, **Lyon**, **Toulouſe**, **Agen**, **Mans**, **Poitiers**, **Bourges**, **Aix**, **Arles**, **Marſeille**, faſt die ganze **Provence** und **Bretagne**, fielen in wenigen Monaten von dem König ab, und die Empörung wurde faſt allgemein. Da der König hierdurch aufs Aeuſſerſte gebracht ward, ſo beſchloß er, diejenige Partey zu nehmen, wo er noch die beſte Aufnahme hoffen konnte. Dies war der **König von Navarra**. Damit er aber nicht bey ihm, wie ein Verlaſſener, ankommen möchte, ſo rief er den Herzog von **Nevers** mit dem bisher in Poitou geſtandenen Heer zurück. Bisher war der König beſtändig zu Blois geblieben, und hatte ſein Regiment Leibwache nebſt den Schweitzern bey ſich. Zu ſeinem Troſte verſammleten ſich um ihn die wenigen treuen Diener, welche die Seuche der Empörung noch nicht angeſteckt hatte. Darunter waren der Kardinal von **Lenoncourt**, der Herzog von **Damville**, der Herzog von **Montpenſier**, der Prinz von **Dombes**, ſein Sohn, der Prinz von **Conti**, und der Graf von **Soiſſons**. Er lud auch den Herzog von Epernon ein, mit ſeinem in Angouleme ſtehenden Truppen zu ihm zu ſtoſſen; und dieſer ließ ſich bald bewegen, weil Pflicht und Eigennutz die Rache unterdrückten, die er bey dieſer Gelegenheit wegen der auf ihn geworfenen Ungnade des Königs hätte ausüben können. Er kam mit viertauſend Mann zu Fuß und achthundert Pferden zum König.

Da Blois kein hinreichend feſter Platz war, ſo begab ſich der König ſo lange nach **Tours**, bis er ſehen würde, nach welcher Seite die Bundsgenoſſen den Krieg ziehen würden. Dorthin verlegte er auch durch ein Edikt des Parlaments die Rent- und Rech-

1589 nungskammer von Paris, und unterſagte von neuem
am 31. März. alle Gerichte in dieſer Stadt. Zu Tours fieng er ſeine Unterhandlungen mit dem König von Navarra an, welcher nach dem glücklichen Ueberfall der Stadt Niort ſich der Loire näherte, und verſchiedene Plätze eroberte. Er hatte an die drey Stände des Reichs eine Erklärung ergehen laſſen, worin er weitläuftige Betrachtungen über Frankreichs Schickſal anſtellte, und die Stände ermahnte, die friedlichen Geſinnungen ihres Königs zu unterſtützen. Er verſicherte, daß er demſelben alle ſeine Völker, ja ſeine Perſon ſelbſt, willig überlaſſen wollte, wenn er ſich derſelben zur Verhinderung des Umſturzes ſeiner Staaten bedienen wollte. Auf dieſe Erklärung ſchickte der König die **Herzogin von Angouleme** nach Chatelleraut, wo ſich der **König von Navarra** aufhielt, um die Unterhandlung einzuleiten. Als der päbſtliche Legat **Moroſini** Nachricht hiervon erhielt, wendete er alles an, um die Unterhandlung zu hintertreiben, und dagegen den König mit dem Herzog von Mayenne zu vergleichen. Allein, ſo vortheilhaft auch die Erbietungen des Königs waren, durch welche der dritte Theil von Frankreich den lothringiſchen Prinzen wäre in die Hände geliefert worden, und ſo groß auch die Mühe war, die der Legat anwendete, ſo war doch alles vergebens, weil dieſe Prinzen dem Wort des Königs nicht trauen wollten. Die Unterhandlungen mit dem König von Navarra hatten alſo ihren Fortgang und wurden durch den Herrn **du Pleßis-Mornai** noch weiter betrieben. Man ſchloß einen **Stillſtand** auf ein Jahr, während deſſen der König von Navarra dem König von Frankreich mit allen ſeinen Truppen, unter der Bedingung eines freyen Uebergangs über die Loire, zu Dienſte ſeyn und ſowohl beym Heer als in den Beſatzungen die freye Religionsübung behalten ſollte. Auf dieſe

Art

Art traf etwas von dem ein, was Sixtus der Fünfte 1589
vorher prophezeyht hatte.

Wäre dieſer Sixtus nicht Pabſt geweſen, ſo würde er nach ſeiner übrigen Denkart an dem Verfahren des Königs mit dem Herzog und dem Kardinal von Guiſe und an der Vereinigung mit dem König von Navarra wenig auszuſetzen gefunden haben. Allein, da er Pabſt war, ſo ſchien er darüber ſehr aufgebracht zu ſeyn. Der König ließ ihm durch ſeinen Geſandten zu Rom, den Marquis von Piſani, und den Kardinal von Joyeuſe, als damaligen Protektor von Frankreich, die Hinrichtung des Herzogs und des Kardinals von Guiſe bekannt machen, und wegen des leztern Vergebung ſuchen. Der Pabſt ſchien durch die Ermordung eines Kardinals ſehr beleidigt zu ſeyn: allein der Kardinal von Joyeuſe hielt alles für Verſtellung, wodurch jener nur habe zeigen wollen, wie ſehr er ſich ihrer Perſon und ihrer Würde annähme, und wobey er zugleich die Abſicht hätte, den König zu einem gelinden Verfahren gegen den Kardinal von Bourbon und den Erzbiſchof von Lyon und andre Gefangene zu bewegen.

Unterdes giengen beſtändig ſowohl vom König als von der Ligue, Couriere nach Rom, und der Kardinal von Joyeuſe bediente ſich eines gewiſſen Breve, das der Pabſt im vorigen Jahr dem König überſchickt hatte, wodurch er ihm erlaubte, ſich nach ſeinem Belieben durch einen Beichtvater von allen, auch den gröſten, und ſogar in der Bulle In Cöna Domini vorbehaltenen Fällen losſprechen zu laſſen; und verſicherte, daß ſich der König vermöge dieſer Erlaubniß die Entbindung von der Hinrichtung des Kardinals habe ertheilen laſſen, und daß er blos aus Gewiſſenszärtlichkeit eine neue und unmittelbare Vergebung von dem Pabſt verlange. Hierüber wurde Sixtus etwas bekümmert: doch behauptete er,

daß

1589 daß es nur ihm zukomme, ſeine Breve auszulegen, und daß ſeine Abſicht nie geweſen ſey, die gegebene Erlaubniß auf einen ſolchen Fall, wie der gegenwärtige, zu erſtrecken. Da man aber in Rom von Bannerklärung ſprach, und der Pabſt alle Ausfertigungen in Konſiſtorialſachen nach Frankreich verboten hatte; ſo drung der Kardinal von Joyeuſe ſtandhafter in ihn; und da ſeine Vorſtellungen Eindruck zu machen ſchienen, ſo bat er den König um weitere Verhaltungsbefehle. Er berichtete, daß man zu Rom ſehr wünſchte, der König möchte eine oder zwo Standesperſonen abſchicken, um die Entbindung wegen des Mords anzuhalten, und daß des Pabſts Abſicht zu ſeyn ſchiene, ſich zum Richter über die Ermordung der Guiſen aufzuwerfen, und ihm die Annahme der tridenter Kirchenverſammlung, den Krieg wider die Ketzer, die Einführung der Inquiſition, und die Aufhebung aller Verträge mit England, mit den proteſtantiſchen Schweitzern, den teutſchen Fürſten von eben dieſer Religion, und den Türken, als eine Buſſe aufzulegen.

Die Klugen riethen dem König, ſich ja nicht zu übereilen, ſondern den Ausgang der innerlichen Unruhen zu erwarten, wornach ſich gewiß die Sprache zu Rom ſogleich richten würde. Allein, noch vor der Ankunft des Schreibens vom Kardinal Joyeuſe hatte der König dem Biſchof von Mans, Klaudius von Angennes, aufgetragen, um ſeine Losſprechung beym Pabſt anzuhalten und auf die Zernichtung des hochverrätheriſchen Ausſpruchs der Sorbonne zu dringen. Allein, der Biſchof wurde von dem Pabſt ſehr hart angelaſſen, weil er behauptete, der König bedürfe eigentlich der päbſtlichen Entbindung nicht, und weil er zu viel von den Freyheiten der gallikaniſchen Kirche erwähnte. Zuletzt erklärte der Pabſt, der König habe nichts von ihm zu

hoffen,

hoffen, ſo lang er ſein Anſuchen nicht anders ein- 1589
richten und den Kardinal von Bourbon und den Erz-
biſchof von Lyon in Freyheit ſetzen würde. Weil
nun der König beſorgte, Sixtus möchte mit dem
Bann losbrechen, ſo befahl er dem Biſchof von
Mans, die Entbindung nur ſchlechthin, ohne Be-
ziehung auf das Breve, zu ſuchen. Die demüthige
Stellung, womit der Biſchof die Losſprechung bey
dem Pabſt ſuchte, ſchien auch bey dieſem einen ſol-
chen Eindruck zu machen, daß er zwar freundlichere
Minen machte, übrigens aber weder der Entbindung
des Königs noch der Aufhebung des Ausſpruchs der
Sorbonne gedachte, ſondern nur erklärte, daß ſich
alles wohl geben würde, wenn nur erſt der König
ſeine aufrichtige Reue durch Loslaſſung des Kardi-
nals von Bourbon und des Erzbiſchofs von Lyon be-
zeugte. Dies alles veranlaßten die Nachrichten,
die man in Rom von dem Fortgang der Empörung
in Frankreich erhielt und die von der ſpaniſchen Par-
tey überall ausgebreitet wurden. Endlich ſchickte der
Herzog von Mayenne nebſt dem Unionsrath gar ei-
nen Abgeordneten an den Pabſt, um ihn um Schutz
anzurufen, mit der Verſicherung, daß man ſich in
allen Stücken nach ſeinem Rath richten würde. Eine
ſolche Geſandſchaft mußte nothwendig einem Pabſt
ſehr angenehm ſeyn, der über alle Mächte herrſchen
und von allen gefürchtet ſeyn wollte, und die günſtige
Aufnahme derſelben mußte dem König neue Beweg-
gründe zu Verbindung mit dem König von Navar-
ra an die Hand geben. Dieſer ließ von Saumür am 21.
ein Manifeſt ausgehen, worin er verſicherte, daß er April.
als erſter Prinz vom Geblüt ſeinen König mit Ge-
fahr ſeines Lebens vertheidigen, inzwiſchen aber ge-
gen niemand, als gegen die Aufrührer, feindlich
verfahren und den Katholiken nebſt ihrer Geiſtlichkeit
allen Schutz angedeihen laſſen würde. Der König
von

1589 von Frankreich aber erklärte den Herzog von Mayenne, den Adel und die Stände ſeiner Parten für Majeſtätsverbrecher, und legte in einer öffentlichen Schrift die Urſachen an den Tag, die ihn zum Stillſtand mit dem König von Navarra bewegt hätten.
am 23. April. Beyde Könige ſprachen hierauf einander zu Pleſſis bey Tours zu ihrem beyderſeitigen Vergnügen.

Inzwiſchen giengen die Heere gegeneinander zu Felde, und beunruhigten hauptſächlich die Normandie, Picardie und Champagne. Der Herzog von Montpenſier zerſtreute einen groſſen Haufen der Bundsgenoſſen in der Gegend von Argentan. Mayenne hingegen überfiel Vendome, und erhielt einen Sieg über Karl von Luxemburg, Grafen von Brienne. Er hatte aber einen weit wichtigern Anſchlag im Sinn, die Entführung des Königs und die Eroberung der Stadt Tours. Der König von Navarra war nach Chinon gegangen, um einen Theil ſeines aus Poitou kommenden Fußvolks zu empfangen, uud der König von Frankreich hatte wenige Truppen zu Tours, woſelbſt einige Hofleute und ein groſſer Theil der Bürger mit dem Herzog von Mayenne ein Verſtändniß unterhielten. Die Hofleute ſollten den König zu einem Spatzierritt vor die Stadt bewegen und ihn in einen Hinterhalt von feindlicher Reuterey führen, die durch einen ſchnellen Marſch herbeygekommen war; und wenn dies mißlänge, ſollte der Herzog die Vorſtadt angreifen und die Truppen locken, damit unterdes die Bürger in der Stadt zum Gewehr greifen, und den König zwiſchen dem Heer der Ligue und der Stadtmauer einſchlieſſen möchten. Der Spatzierritt kam würklich zu Stande. Allein, der König war noch zu guter Zeit von einem Müller, der die Feinde geſehn hatte, gewarnt, ritt in die Stadt zurück, machte Anſtalten zum Empfang der Feinde und zur Bezähmung der Bürger, und ließ

den

den König von Navarra erſuchen, den Marſch ſei- 1589
ner Truppen zu beſchleunigen. Dennoch that der Herzog von Mayenne verſchiedene Angriffe auf die Vorſtadt. Allein, die Ankunft des Königs von Navarra nöthigte ihn zum Rückzug nach Maine.

Nun machten beyde Könige Anſtalten zum Angriff der Hauptſtadt. Weil aber aus Poitiers Nachricht einlief, daß die Anhänger des Bundes, die dort ſehr ſtark waren, dem König von Frankreich dieſen Platz zu entreiſſen ſuchten, ſo gieng er mit einigen Truppen dahin. Allein, der Biſchof und der Befehlshaber des Schloſſes kamen ihm zuvor, und feuerten auf ihn, als er ſich der Stadt näherte. Daher begab er ſich nach Chatelleraut, wo er Poitiers des Aufruhrs ſchuldig erklärte, und das dortige Landgericht nach Niort verlegte. Indem dies vorgieng, hatte der König von Navarra Chauteguduͤn durch Ueberfall eingenommen, und wollte eben dies durch den Grafen von Chatillon mit Chartres verſuchen. Allein, dieſer ſtieß auf einige Truppen der Ligue unter Anführung des Herrn von Saveuſe, Befehlshabers zu Dourlens, und mußte ein ſehr blutiges Gefechte wagen, in dem er endlich ſiegte. am 19. May.

Am vorhergehenden Tag hatte ſich bey Senlis ein wichtiger Zufall ereignet. Dieſe Stadt hatte **Ludwig von Montmorenci-Bouteville** nebſt ſeinem Vetter **Wilhelm von Montmorenci-Thore** überfallen. Er ward aber von dem Herzog von Aumale belagert, und weil er beſorgte, die Stadt möchte keinen allgemeinen Sturm aushalten können, ſo verſprach er die Uebergabe, wenn er vor Nachts keine Hülfe bekäme. Inzwiſchen verſammlete der tapfere **la Noue**, der zu des Königs Dienſten herbey geeilt war, ſo bald er von der Verbindung des Königs mit dem König von Navarra Nachricht erhalten hatte, zu Compiegne einige Hülfstruppen.

Er

1589 Er hatte nebſt dem Herzog von **Longueville** Befehl erhalten, mit Truppen aus der Picardie den angeworbenen Schweitzern entgegen zu gehen: allein, da beyden die Unternehmung auf Senlis wichtiger ſchien, ſo vereinigten ſie ſich zum Entſatz dieſer Stadt. Der Herzog von Longueville überließ großmüthig dem Herrn von la Noue den Oberbefehl, ob er ihn gleich als Statthalter in der Picardie mit Recht hätte verlangen können. Und la Noue verſetzte ſogar ſein eigenes Rittergut an die Kaufleute, welche die Kriegsbedürfniſſe liefern mußten, als kein Geld vorhanden war, und ohne verſicherte Zahlung niemand liefern wollte. Er richtete ſeinen Marſch ſo ein, daß die Feinde nicht merkten, als wenn er grobes Geſchütz bey ſich führte. Als er nahe bey Senlis war, rückte ihm **Aumale** entgegen, und griff ihn ſehr hitzig an: er ward aber ſehr beſtürzt, als das ſchwere Geſchütz zu ſpielen anfieng, und konnte ſich, aller Bemühungen ohngeachtet, deſſelben nicht bemächtigen. La Noue trug endlich einen vollkommenen Sieg davon, und die Belagerten, die einen Ausfall thaten, nahmen ebenfalls Theil daran. La Noue und Longueville zogen hierauf den Schweitzern entgegen, die der König erwartete. Unterwegs beſchoſſen ſie Paris etlichemal mit dem groben Geſchütz, worüber die Einwohner ſo ſehr erſchracken, daß ſie die Herzogin von Montpenſier baten, ſie möchte in einem Schreiben den Herzog von Mayenne um ſchleunige Rückkehr zu ihrer Vertheidigung erſuchen. Die beyden Könige aber ſorgten für die Sicherheit der Stadt **Tours**, begaben ſich nach Baugenci, und bemächtigten ſich aller Brücken über die Loire, bis auf die bey Orleans und Nantes, welche die Anhänger des Bundes beſetzt hatten. Hierauf rückte das königliche Heer in die Landſchaften la Beauce und Gatinois, wo Plüviers und Etampes eingenommen wurden,

den, nachdem der Herzog von Mayenne nach Paris 1589
zurückgegangen war.

Inzwiſchen war von dem Pabſt an den König eine Abmahnung von der Vereinigung mit dem König von Navarra ergangen, und ihm befohlen, den Kardinal von Bourbon und den Erzbiſchof von Lyon in zehn Tagen loszulaſſen und dem heiligen Stuhl in dreyßig Tagen von ſeinem Gehorſam Verſicherung zu geben, widrigen Falls er in den Bann verfallen ſeyn ſollte. Der König gerieth hierüber in groſſe Beſtürzung und der König von Navarra wußte ihm dagegen kein beſſeres Mittel, als die ſchleunige Belagerung der Stadt Paris, anzurathen. Dieſer Rath ward befolget und der Marſch fortgeſeßt. Unterwegs nahm man Dordan und Poißi weg, Pontoiſe aber mußte förmlich belagert werden, und wurde endlich durch Kapitulation eingenommen. Nach am 25. Jul.
dieſer Verrichtung muſterte der König die zu Conflans ſtehenden Schweitzer, die der Herr von Sanci auf ſeine eigene Koſten geworben, und durch die beſchwerlichſten Wege herbeygeführt hatte. Es waren eigentlich zehntauſend Schweißer, zweytauſend Teutſche, und fünfhundert Reuter. Sanci wurde von dem König mit den rühmlichſten Zeichen der Liebe und Erkenntlichkeit empfangen, und das königliche Heer wurde dadurch über dreyßigtauſend Mann ſtark. Nachdem ſich der König der Brücke am 31. Jul.
zu St. Cloud bemächtigt hatte, nahm er daſelbſt ſeine Wohnung in dem Hauſe des Herrn Hieronymus von Gondi: der König von Navarra aber nahm die ſeinige zu Meudon. Mayenne konnte hieraus leicht ſchlieſſen, daß er würde belagert werden. Er vertheilte alſo ſein Heer in die Vorſtädte, und verließ ſich im übrigen auf den Haß des pariſer Pöbels gegen die beyden Könige, doch mit der Vorſicht, daß er einige obrigkeitliche Perſonen nebſt den

1589 vornehmſten Bürgern ſorgfältig beobachtete, als welche blos um der Plünderung zu entgehen, den Bund unterſchrieben hatten. Zugleich bat er die Herzoge von Lothringen und Nemours um Hülfe. Allein, aller dieſer Anſtalten ohngeachtet würde ſich Mayenne doch nicht lange haben halten können, wenn nicht geſchehen wäre, was wir gleich erzählen wollen. Denn wenn die Zufuhr von der obern Seine, ſo wie von der Normandie, wäre abgeſchnitten worden, ſo hätte der Mangel in einer ſo volkreichen Stadt gar bald einreiſſen müſſen; und die neugeworbenen Soldaten würden gegen ein ſieghaftes und aus der beſten Mannſchaft beſtehendes Heer, das die geſchickteſten Anführer hatte, nicht lange gefochten haben.

Jakob Clement, ein junger Dominikanermönch, aus dem Dorfe Sorbonne in der Landſchaft Senonois gebürtig, war der Unglückliche, der durch die abſcheulichſte Mordthat bewies, wozu Schwärmerey in Religionsſachen verleiten kann. Dieſer Menſch hatte ſich durch die ſchrecklichen Schmähungen der pariſer Prediger gegen den König, und durch die damals übliche gottloſe Lehre, daß man einen Tyrannen mit gutem Gewiſſen tödten könne, zu dem raſenden Entſchluß, den König zu ermorden, verführen laſſen. Sein Verſtand war überdies durch eine ungeſunde Myſtick verdorben, und er wurde durch vorgegebene Erſcheinungen und durch Stimmen beſtärkt, die man ihn hören ließ, als wenn ſie vom Himmel kämen. **Edmund Bourgoing**, ſein Prior, hatte, wie man ihn beſchuldigte, dieſe verfluchte Liſt gebraucht; und die **Herzogin von Montpenſier** gerieth in den Verdacht, daß ſie dieſen Elenden durch eine der ſchändlichſten Gunſtbezeugungen zu dieſem Bubenſtück gereitzt habe. Er hatte ſich öfters unter ſeinen Mitbrüdern gerühmt, der König müſſe nur von ſeiner Hand ſterben, und einen

nen Ordensbruder um Rath gefragt, ob man Hein- 1589
richen von Valois mit gutem Gewiſſen tödten könne? und als dieſer geantwortet, daß derjenige, der eine ſolche That aus Liebe zu Gott, zum Glauben und zum Vaterland verrichte, nicht allein kein Verbrechen begehen, ſondern auch ſich ein Verdienſt bey Gott erwerben würde; ſo nahm er von ſeinen Ordensbrüdern Abſchied, empfahl ſich ihrem Gebet, und erklärte, daß er hingehe, Gott einen Dienſt zu erweiſen, und das Volk vom Elend zu erretten. Die Bundsgenoſſen, die ihn noch mehr angereitzt, hatten ihm verſprochen, eine groſſe Anzahl von des Königs Anhängern gefangen zu nehmen, um der königlichen Partey mit ihrer Hinrichtung zu drohen, und dadurch ſein Leben, wenn er etwan ertappt würde, zu erhalten. Inzwiſchen verſahe ſich Clement, ehe er von Paris weggieng, mit einem Geleitsbrief nach Orleans von dem Grafen von Brienne, der im Louvre gefangen ſaß, und mit einem Brief von dem erſten Präſidenten Harlai, den dieſer entweder würklich geſchrieben oder den man ihm angedichtet hatte. Nahe bey St. Cloud begegnete er dem Herrn von la Guesle, Generalprokurator des Königs, und gab vor, er habe dem König wichtige Dinge zu eröffnen. Daher nahm er ihn mit nach St. Cloud. Nie ſahe man einen Menſchen bey dem gefährlichſten und abſcheulichſten Vorhaben ſo unerſchrocken, als dieſen fanatiſchen Mönch. Er aß Abends ganz frölich mit den Leuten des Generalprokurators, blieb bey den Fragen, die man an ihn that, unbeweglich, und ſchlief die ganze Nacht ſehr ruhig. Des Morgens am 1. Aug.
führte ihn la Guesle in das Königliche Schlafgemach; Heinrich ſaß noch unbekleidet auf dem Nachtſtuhl, und nahm die beyden Schreiben an, die Clement aus Paris mitgebracht hatte. Als er ſie durchgeleſen hatte, näherte ſich ihm der Mörder. Auf

 die

1589 die Frage des Königs, ob er ihm ſonſt etwas zu melden habe? antwortete er, er wiſſe noch Sachen von Wichtigkeit, die aber der König nur allein hören dürfte. Und da er darauf beſtand, ließ ihn Heinrich näher treten, und neigte ſich, damit ihm der Böſewicht ins Ohr reden könnte. La Guesle und Bellegarde, des Königs erſter Kammerjunker, waren einige Schritte zurückgetreten, und hatten ſich auf die Seite gewendet, damit ſie den König und den Dominikaner nicht zu behorchen ſchienen. Auf einmal hörten ſie den König ſchreyen: **Ach mein Gott! ach Böſewicht! du haſt mich getödtet! Ach Böſewicht, was hab' ich dir gethan, daß du mich ſo ermordeſt?** Da ſie ſich ſchnell umkehrten, ſahen ſie, daß der König ein blutiges Meſſer aus dem Leibe zog, mit dem er ſeinem Mörder zween Stöſſe ins Geſicht verſetzte. Dieſer blieb dennoch gerade und unbeweglich vor dem König ſtehen. La Guesle zog den Degen, trat zwiſchen beyde, und ſtieß den Mörder mit dem Degengefäß ſo ins Geſicht und auf den Leib, daß er ihn zwiſchen zwey Betten, die in dem Zimmer ſtanden, zu Boden warf. Hierauf lief alles, was im Vorgemach war, herbey, und Clement wurde, indem er ſich wieder aufraffen wollte, getödtet, ſo ſehr auch einige zuriefen, man ſollte ihn beym Leben laſſen. Sein Körper wurde in ein Nebenzimmer gebracht, und würklich für den Leichnam desjenigen erkannt, für den er ſich ausgegeben hatte, hernach aber zum Fenſter hinausgeſtürzt. Die Wundärzte hielten Anfangs die Wunde des Königs nicht für gefährlich. Sie war vier Finger breit über den Nabel zur rechten Hand, und das Gedärm, das zum Theil herausdrang, war unbeſchädigt. Allein, die Schmerzen, die der König nach dem Verband in der Gegend der Wunde empfand, ein eiskalter Schweiß und der ver-

veränderliche Puls lieſſen bald das allerſchlimmſte 1589
befürchten.

Sobald der **König von Navarra** Nachricht davon erhielt, kam er eiligſt von Meudon, und fiel vor dem Bett des Königs auf die Knie nieder. Der König ließ ihn aufſtehen, küßte ihn, und erklärte ihn auf den Fall ſeines Todes zu ſeinem rechtmäſſigen Nachfolger: doch gab er ihm dabey zu verſtehen, daß er die franzöſiſche Krone nimmermehr ruhig beſitzen würde, wenn er nicht die katholiſche Religion annähme. Er befahl auch allen Prinzen und Standesherren, nach ſeinem Tode den König von Navarra für ihren rechtmäſſigen Beherrſcher anzuſehen, und ihm ohne Verzug Treue und Gehorſam zu ſchwören, welches ſie auch thaten, indem ſie mit einem Knie vor ihm niederfielen. Nach dieſem bereitete ſich **Heinrich der Dritte** zum Tode. Er beichtete vor ſeinem Kaplan, und erklärte, daß er als der erſtgebohrne Sohn der katholiſchen Kirche ſterbe. Er war acht und dreyßig Jahre, zehn Monate und dreyzehn Tage alt, und hatte funfzehn Jahre und zwey Monate regiert. Mit ihm **ſtarb der valeſiſche Stamm aus**, der den franzöſiſchen Thron zweyhundert und ſechzig Jahre lang unter den gröſten Unruhen beſeſſen hatte. am 2. Aug.

Sein Nachfolger **Heinrich der Vierte** aus dem Hauſe Bourbon, ließ den Leichnam des Mörders mit vier Pferden zerreiſſen, zu Aſche verbrennen, und ſie in die Seine ſtreuen. Eben dies widerfuhr dem Prior **Bourgoing**, nachdem er noch die Frechheit begangen hatte, auf der Kanzel die Mordthat ſeines Zöglings zu rühmen, und das Volk zu verſichern, Clement ſey ein Heiliger im Paradieſe. Ueberhaupt verurſachte die Nachricht von dieſem äuſſerſt tragiſchen Vorfall bey den Aufrührern in Paris eine ausſchweifende Freude. Die Herzoginnen von **Montpen**-

1589 ſier und Nemours ſetzten ſich ſogleich in die Kutſche, um es dem Volk anzukündigen; und die letztere gieng in die Franciſkaner Kirche, ſtieg auf die Stufen des hohen Altars, und hielt eine Rede an die Anweſenden. Die beyden Prinzen lieſſen in der ganzen Stadt Freudenfeuer anzünden, und der Herzog von Mayenne bezeugte in einem Manifeſt eine Freude, die ſein Andenken alles Fluchs würdig macht. Die Wuth des Pöbels gieng ſo weit, daß man Männer und Weiber auf der Seine nach St. Cloud fahren ſahe, um die Aſche des Mörders auf dem Fluß aufzufangen, und als ein Heiligthum nach Paris zu bringen. Die Prediger prieſen den Mönch Clement als einen Märtyrer und Heiligen, verglichen ſeine Miſſethat mit dem Heldenmuth der Judith, behaupteten, Heinrich ſey als ein Tyrann mit Recht, ſogar auf Befehl des Himmels, ermordet worden. Und da die Mutter des Mörders nach Paris kam, ſo drängte ſich der Pöbel, um ſie zu ſehen, und der Unionsrath ließ ihr eine Summe Geldes reichen, weil ſie den Mann zur Welt gebohren hatte, den ſie für ihren Befreyer anſahen. Zu Rom hielt der Pabſt ſelbſt im Konſiſtorium eine Rede, worin er Clement mit dem Heyland, und ſein raſendes Bubenſtück, welches er eine Befreyung der Ligue nannte, mit der Erlöſung Chriſti verglich; und dieſe Rede wurde öffentlich zu Paris gedruckt.

Genug von ſolchen Abſcheulichkeiten! Schaudern durchbebt Seele und Glieder, und hindert, mehrere auszuzeichnen!

Hein-

Heinrichs des Groſſen Mühſeligkeiten beym Antritt ſeiner Regierung, ſeine Kriege mit der Ligue und mit den ſie unterſtützenden Spaniern — Herzog von Mayenne — Sechszehner und Politiker — Heinrichs Uebertritt zur römiſchkatholiſchen Kirche — Eroberung der Stadt Paris — Johann Chatels fruchtloſer Verſuch den König zu ermorden — Die Spanier erobern Amiens — Friede zu Vervins — Nachgeholte Erzählung der während dieſes Zeitraums mit den Herzogen von Savoyen und Mercoeur geführten Kriege. Von 1589 bis 1598.

Zu Frankreichs Heil ſtand König Heinrich von Navarra mit ſeinem Schwager, König Heinrich dem Dritten von Frankreich, vor der mit Schwärmern angefüllten Hauptſtadt des Reichs, als dieſer, durch die Bosheit eines Mönchs verwundet, jenen kurz vor ſeinem unbeerbten Abſterben zum Thronfolger ernannte. Schwerlich wär' er in der Entfernung zur Krone gerufen worden; wenigſtens würden ihn tauſend Schwierigkeiten aufgehalten haben, aus Bearn und Güyenne in die Hauptprovinz des Staats vorzudringen. Dennoch hatte er, ſelbſt bey dieſem gewiß beträchtlichen Vortheil, mit einer groſſen Menge andrer, dem Anſehn nach unüberſteiglichen Hinderniſſen zu kämpfen, die größtentheils von ſeinem Glauben an den reformirten Lehrbegriff, von der Wuth der Ligue, von der Schwäche ſeiner väterlichen Staaten, und vom Mangel fremden Beyſtandes erzeugt wurden. Der Adel, der ihn und den ermordeten König begleitet hatte, war bey 1589

1589 der Mannichfaltigkeit ſeiner weltlichen und geiſtlichen Abſichten verſchieden geſinnt. Einige, die dem neuen Monarchen unmittelbar oder perſönlich zugethan waren, ſchwuren ihm unverbrüchliche Treue; und dies thaten, auſſer den reformirten Herren, auch katholiſche; andre erklärten ungeſcheut, daß ſie lieber ſterben, als einem hugenottiſchen, vom Pabſt des Throns für unfähig erklärten König, dienen wollten. Noch andre — und dieſe waren weit gefährlicher — beobachteten ein tiefes Stillſchweigen, und ſchienen auf wichtige Entwürfe zu denken, oder wollten ſich wenigſtens nicht übereilen, ſondern ſich nach der Beſchaffenheit künftiger Umſtände richten. Viele von dieſen folgten der Stimme ihrer Habſucht und forderten entweder ohne Umſchweife Gnadenbezeugungen für ihre künftig zu leiſtende Dienſte, oder gaben doch durch Erregung mancher Schwierigkeiten ihr Verlangen zu erkennen.

Indem die verſchiedenen Parteyen Rath hielten, überlegte auch König Heinrich mit ſeinen Vertrauten, wie er ſich bey dieſer äuſſerſt bedenklichen Lage zu verhalten hatte, ob er ſein Glück und Leben einer Armee, deren Anführer ihm in ſo manchem Betracht verdächtig ſeyn mußten, anvertrauen, oder ob er ſich mit ſeinen beſten Truppen über die Loire in diejenigen Provinzen zurückziehen ſollte, wo er mehrere Anhänger hatte? Chaumont, Herr von Guitri, bewegte ihn, feſten Fuſſes ſtehen zu bleiben, indem dies ſeine Anhänger ſtärken und vermehren, die Liguiſten hingegen abhalten würde, über ſeine Entweichung zu frohlocken. Zugleich rieth man ihm, den Marſchall von Biron, deſſen Erfahrung, Tapferkeit und Anſehn bey der Armee vorzüglich groß war, zu gewinnen. Dies geſchah: Biron bewies ſich willfährig und rechtſchaffen, und erhöhte dadurch den Muth des Königs und ſeiner Freunde nicht wenig. Heinrich erſuchte ihn, den bey dem Heere be-

findlichen Schweitzern den Eid der Treue abzuneh- 1589
men. Dieſe waren aber ſchon durch den Patrioten **Harlai von Sanci** gewonnen worden, ſo daß ſie ſich erboten, dem König noch drey Monate lang zu dienen, ohne während dieſer Zeit Sold zu verlangen. Dieſe guten Beyſpiele erweckten Nachfolger. Viele Herren ſchämten ſich ihrer Bedenklichkeiten, kamen wieder zu ſich ſelbſt und hielten eine Verſammlung, worin einige Unentſchloſſene vorſchlugen, die Wahl eines Königs bis zu einer unverzüglich zu haltenden Verſammlung der Stände zu verſchieben, und unterdes den König von Navarra blos zum Oberbefehlshaber der Truppen zu ernennen: allein, die meiſten beſchloſſen, ihn als nächſten Kronerben zu erkennen und ihm den Eid der Treue zu leiſten. Dieſem Entſchluß zu Folge ließ man den König ſchwören, die katholiſche, apoſtoliſche und römiſche Religion in Frankreich zu erhalten, ſich in derſelben unterrichten zu laſſen, ſich dem Ausſpruch eines allgemeinen oder eines Nationalkonciliums, das in ſechs Monaten verſammlet werden ſollte, zu unterwerfen, und den Tod ſeines Vorgängers an deſſen Mördern zu rächen. So bald Heinrich ſich zur Erfüllung dieſer Punkte verbindlich gemacht hatte, huldigten ihm die gegenwärtigen Prinzen, hohen Kronbedienten, Herren und Edelleute, als ihrem rechtmäſſigen Oberherrn, und ſchwuren, ihr Vermögen und Leben zu ſeinem Dienſt aufzuopfern.

Unter den Herren, die dem neuen König nicht huldigten und ihn verlieſſen, war der ſtolze, reiche und mächtige Herzog von **Epernon**, Liebling des vorigen Königs, der Vornehmſte. Unter dem Vorwand einer Familienangelegenheit, derentwegen er ſchon vom vorigen König Urlaub erhalten hatte, begab er ſich mit allen ſeinen Truppen, bey ſiebentauſend Mann, nach Angouleme, wo er Statthalter

1589 war. Einige beſchuldigten ihn, er habe ehrgeitzige Abſichten gehegt, und ſich bey der Verwirrung des Staats unabhängig machen wollen: andere ſchreiben ſeinen Abzug der Eitelkeit und dem Verdruß zu, daß er an dem neuen Hof eine geringere Rolle ſpielen ſollte, und ihm die Marſchälle von Biron und Aumont wären vorgezogen worden. Wie dem auch ſey, viele Herren, beſonders Ludwig von l'Hopital, Herr von Vitri, ahmten ihm nach, und begaben ſich entweder nach Paris zu den Liguiſten, oder — und das waren die meiſten — auf ihre Güter. Heinrich bezeigte ſich gleichgültig über dieſen Abfall, und ſagte öffentlich: **es möchten ſich immer alle Mißvergnügte entfernen; er ſetze mehr Vertrauen in hundert wohlgeſinnte, als in zweyhundert verdächtige Franzoſen.** Hierauf beſorgte er einige der vornehmſten Reichsgeſchäfte, beſtätigte die Statthalter, Befehlshaber, und die Obrigkeiten in den Provinzen, die ihm anhiengen, ſchrieb an die Parlamenter und an andre Gerichtshöfe, und berief die Reichsſtände auf den nächſten Oktober nach Tours. Zu gleicher Zeit theilte er die ihm treu gebliebenen Truppen, die zur Fortſetzung der Belagerung der Stadt Paris nicht hinreichten, in drey Theile. Der erſte wurde der Anführung des Herzogs von **Longueville**, Statthalters in der Picardie, übergeben, um ſich den Spaniern, die dieſe Provinz mit einem Einfall bedrohten, zu widerſetzen; der andre dem Herzog von **Aumont**, um Champagne zu decken; und mit dem dritten zog er ſich in die Normandie, wo er die von der engliſchen Königin **Eliſabeth** verſprochene Hülfe erwarten wollte.

Unterdes hörten die Liguiſten nicht auf, das Andenken Heinrichs des Dritten und ſeinen Nachfolger, Heinrich den Vierten, durch alle Gattungen von Schmähungen und Anzüglichkeiten zu verunehs

unehren, und verächtlich zu machen: und ihre An- 1589
führer ſuchten dieſe Wuth auf die beſtmöglichſte Art zu benutzen. Von dem furchtbaren guiſiſchen Hauſe war niemand mehr übrig, der ſich dem neuen König entgegen ſtellen konnte, als der Herzog von **Mayenne.** Der Herzog **Karl von Guiſe,** älteſter Sohn des ehemaligen Hauptes der Ligue, war gleich bey der Hinrichtung ſeines Vaters in Verwahrung genommen worden, und ob er gleich noch ſehr jung war, ſo bewachte man ihn doch ſorgfältig im Schloſſe zu Tours. Seine jüngern Brüder waren noch Kinder. Mayenne, von Natur gemäſſigt in ſeinen Entwürfen und Leidenſchaften, war gebohren, ein guter Bürger und treuer Unterthan zu ſeyn, und ward durch den Zuſammenfluß der gröſstentheils vorhin erwähnten Umſtände der Anführer der Rebellen. Alle, die um ihn waren, begeiſterten ihn zu Unruhen und Empörungen. Seine Mutter forderte ihre zu Blois getödteten Söhne von ihm; die Witwe des Herzogs Heinrich ſchrie um Rache wegen des Bluts ihres Gemahls; ſeine Schweſter, die raſende Herzogin von Montpenſier, ſchnaubte noch heftiger, und war nicht blos mit dem Mord Heinrichs des Dritten zufrieden, ſondern wollte alle Royaliſten die Würkung des Haſſes, der ſie gegen ihr Oberhaupt beſeelte, empfinden laſſen. Alle Liguiſten beſchwuren den Herzog, ſie nicht der Gnade oder Ungnade eines ketzeriſchen Königs zu überlaſſen. Auch minderbeherzte Perſonen erlangten durch dieſe Gelegenheit kriegeriſche Geſinnungen; ganz Paris war in Waffen; in den Provinzen geſchahen Werbungen mit dem glücklichſten Erfolg. Der ſpaniſche Geſandte **Mendoza** bot dem Herzog von Mayenne die Schätze und Heere ſeines Herrn an. Alles flößte ihm Hoffnungen und Beweggründe ein, den Vorſchlägen, die ihm Heinrich der Vierte gleich nach

dem

1589 dem Tode Heinrichs des Dritten unter der Hand anbieten ließ, kein Gehör zu geben. Jeannin, Parlamentspräſident von Burgund, ein Mann von groſſem Verſtand und unverbrüchlicher Treue gegen das Haus Guiſe, gab damals dem Herzog von Mayenne einen Rath, deſſen Vollführung den neuen König in nicht geringe Verlegenheit würde gebracht haben; nämlich die Prinzen, die Pairs, und die vornehmſten Kronbedienten von den beyden Armeen aufzurufen, alsdann Heinrichen zur Veränderung ſeiner Religion aufzufordern, und ihn im Weigerungsfall ſeiner Thronrechte verluſtig zu erklären. Mayenne fand jedoch keinen Geſchmack an dieſem Vorſchlag, weil er vielmehr befürchtete, die Royaliſten möchten die andern gewinnen, und er ſich dadurch ſelbſt verlaſſen ſehen. Einige ſchlugen ihm auch vor, den Thron ſelbſt zu beſteigen: dies gefiel ihm aber noch weniger. Allein dafür ließ er den alten Kardinal von Bourbon, der damals ein Gefangener ſeines Neffen Heinrichs des Vierten war, unter dem
am 7. Aug. Namen **Karl der Zehnte** zum König ausrufen; und er ſelbſt nahm den Titel eines **Generalſtatthalters des Königreichs** an. Hierauf eilte er in die Niederlande, um mit dem dortigen ſpaniſchen Statthalter, Herzog **Alexander von Parma**, die künftigen Unternehmungen zu verabreden; und dann zog er nach ſeiner Rückkunft zu Ende des Auguſts mit 25000 Mann aus Paris, um, wie er öffentlich bekannt machen ließ, **den Bearner zu fangen.**

Heinrich der Vierte hatte bey der Theilung ſeines Heers nur ohngefähr 7000 Mann bey ſich behalten. Niemand vermuthete, daß er mit ſo wenig Truppen ſich gegen die Macht der Ligue würde halten können: dennoch verzweifelte der Monarch nicht, ſondern verſchanzte ſich bey Dieppe, am äuſſerſten Ende der Landſchaft Caux, in Hoffnung, daß die

Englän=

Engländer und die aus der Picardie und Champagne 1589
zurückberufenen Truppen bald zu ihm ſtoſſen würden, und im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache glaubte er in dieſer Stellung die erſten Anfälle des Feindes aushalten zu können. Langſam zog die Ligue einher, und erſchien erſt in der Mitte des Septembers im Angeſicht des königlichen Lagers. Unter den vielen Anfällen und Gefechten, die beyde Theile von der Zeit an bis zum ſechſten Oktober lieferten, war das blutigſte und merkwürdigſte bey dem Dorf am 21.
Arques. Mayenne wendete dabey alles an, was Sept.
Kriegswiſſenſchaft nur immer erdenken kann; und der König öffnete alle Hülfsquellen, welche die Unerſchrockenheit bey einer harten Vertheidigung zu entdecken vermag. Daß er an den gefährlichſten Orten ſelbſt zugegen war, daß er bald hinter den Linien die Feinde zurücktreiben half, bald ſie an der Spitze ſeiner Reuterey verfolgte, iſt keine Uebertreibung, ſondern die Ausſage aller glaubwürdigen Geſchichtſchreiber. An dem folgenden Tage ward gleichfalls gefochten, aber immer zum Nachtheil des Herzogs von Mayenne, der deswegen aufzubrechen beſchloß. Er zog nach der Picardie, von da er ſich nach Flandern begeben wollte, um mit den Spaniern neue Maasregeln zu ergreifen.

Während der Gefechte bey Arques verbreiteten die Anhänger der Ligue zu Paris lauter Nachrichten, die ihrer Partey günſtig waren. Man ließ Couriere von Dieppe kommen, die verſicherten, der König ſey ſo umringt, daß er der Gefangenſchaft unmöglich entgehen könne, und daß ihn der Herzog von Mayenne nächſtens im Triumph gefeſſelt in die Hauptſtadt bringen werde. Indem ſich aber das Volk an den falſchen Berichten der Liguiſten weidete und Spottlieder ſang, erſchien Heinrich, verſtärkt durch viertauſend **Engländer**, unter Lord Wil-

loughby,

1589 loughby, durch die Truppen aus der Picardie und Champagne, und durch einen zahlreichen Adel, vor
am 1. Nov. Paris, und bemächtigte ſich der Vorſtädte. Die Pariſer ergriffen die Waffen, wurden aber in die Stadt zurückgetrieben, bey welcher Gelegenheit die Royaliſten zugleich mit hätten eindringen können, wenn ſie nicht einen Hinterhalt befürchtet hätten. Heinrich verſtattete ſeinen Soldaten die Plünderung der Vorſtädte, weil ſeine Finanzen ſo ſchlecht beſtellt waren, daß er ihnen unmöglich Sold konnte reichen laſſen: doch gab er dabey die ſtrengſten Befehle zur Verhütung des Mordens, Brennens, und andrer bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnlichen Ausſchweifungen. Der Kirchen und Klöſter ward geſchont, der Gottesdienſt geſchah wie zu Friedenszeiten, und viele katholiſche Officiere von den königlichen Truppen wohnten ihm bey, ſelbſt am Tage des
am 5. Nov. Gefechts. Am fünften Tage nach Beſetzung der Vorſtädte ſtellte der König ſein Heer in Schlachtordnung, und forderte den Herzog von Mayenne, der den Pariſern zum Beyſtand herbeygeeilet war, zum Treffen auf. Niemand ließ ſich aber auſſer den Mauern ſehen, und der König zog ruhig nach Tours, nachdem er alle Städte, auf die er unterwegs geſtoſſen, unter ſeine Bothmäſſigkeit gebracht hatte.

Mayenne war auch beſchäftiget, jedoch mehr im Kabinet, als im Felde. Auf der einen Seite hatte er ſich vor der Lebhaftigkeit des Raths der Ligue zu hüten, welcher ihn ſtets zu den äuſſerſten Mitteln reitzte, die aber der Herzog nicht befolgen konnte, ohne ſich ganz den Spaniern zu überlaſſen, deren geprieſener Eifer für die katholiſche Religion ihm nicht ſo ganz rein und uneigennützig vorkam. Auf der andern Seite that ihm König Heinrich neue Vorſchläge zum Vergleich: aber Mayenne trauete ihm nicht. **Jeannin**, der vorher den Spaniern gewogen war,

rieth

rieth dem Herzog, ſich mit dem König in Unterhand- 1589
lung einzulaſſen, als er hörte, daß die Spanier die beſten Städte Frankreichs zum Unterpfand für ihren Beyſtand verlangten. **Villeroi**, ehemals Miniſter des vorigen Königs, war gleicher Meynung: aber die **Herzogin von Montpenſier** ermahnte ihren Bruder, alles zu wagen, und ſich ſelbſt zum König aufzuwerfen. Sie ſtellte ihm vor, daß die katholiſchen Herren weit lieber für einen König, als für einen Statthalter fechten würden, daß man durch Ernennung des Kardinals von Bourbon zu erkennen gebe, die Krone gehöre ſeinem Hauſe, daß man bey dem Ableben dieſes alten und kränklichen Königs niemand habe, der an deſſen Stelle geſetzt werden könnte ꝛc. Dennoch beharrte Mayenne bey ſeinem Entſchluß, den leeren Thron mit einem gefangenen König, der ihm alle königliche Gewalt laſſen müßte, zu beſetzen. Dem zu Folge erſchien eine Verord- am 21.
nung des Pariſer Parlaments, deſſen Präſident Nov.
Briſſon war, wodurch Karl der Zehnte für den rechtmäſſigen König, und der Herzog von Mayenne für deſſen Statthalter erkannt wurde. Einige Tage hernach folgte eine andre Verordnung, wodurch den Prinzen und den hohen Kronbedienten angedeutet wurde, ſich im Februar bey den zu Melün verſammleten Reichsſtänden einzufinden. Die erſte Verordnung ward von dem zu Tours befindlichen Parlament, das unter dem Anſehn des Königs aus Räthen, die von Paris entflohen waren, und aus dem aus der Baſtille durch eine anſehnliche Geldſumme entkommenen Präſidenten **Harlai** beſtand, für nichtig erklärt. Andere Parlamenter lieſſen auch Verordnungen ergehen, die der Pariſer mehr oder weniger ähnlich waren, und von dem Parlament zu Tours eben ſo behandelt wurden.

1590 Da ſich jede Parteÿ auf alle Art zu verſtärken ſuchte, ſo wendeten ſich die Liguiſten ſowohl, als die übrigen katholiſchen Herren, an den Pabſt. Die Abgeſandten der Ligue kamen zuerſt beÿ **Sixtus dem Fünften** an, und verſicherten ihn, das ganze Königreich, die Städte, das platte Land, die Obrigkeiten, die Geiſtlichkeit, und der größte Theil des Adels erkennten den Kardinal von Bourbon für den rechtmäſſigen König, und der **Navarrer** — ſo nannten ſie Heinrich den Vierten — wäre beÿnahe verlaſſen und zu langem Widerſtand unfähig. Dieſem Bericht zu Folge glaubte der Pabſt, er könne ohne weiteres Bedenken die ſchon geſchehene Wahl eines Kardinals zum König von Frankreich durch ſein Anſehn befeſtigen, oder wenigſtens für deſſen Thronfolge ſorgen. Zu dieſem Geſchäfte wählte er den Kardinal **Heinrich Gaetano** (Cajetanus), gab ihm den Titel eines Legaten, und ließ ihn durch verſchiedene kluge und geſchickte Perſonen begleiten, unter denen der Jeſuite **Bellarminus** war. Er unterſtützte dieſe anſehnliche Geſandſchaft mit 300000 Thalern. Allein, ehe noch der Legat abgereiſet war, ſo änderte der Pabſt ſeinen Entwurf. Franz von Luxemburg, Herzog von Pineÿ, der Abgeſandte der katholiſchen Royaliſten, hatte dem Pabſt, da er ſelbſt nicht ſo geſchwind nach Rom kommen konnte, geſchrieben, er möchte ſich nicht übereilen, und ſich durch die Vorſtellungen der Liguiſten nicht hintergehen laſſen, und deswegen den Legaten noch ſo lange zurückhalten, bis er ſelbſt mit ihm würde geſprochen haben. Dieſes Schreiben, und die Nachricht von den Vortheilen des Königs, erweckten tiefes Nachdenken beÿ dem Pabſt; und doch ließ er, betäubt durch das anhaltende Bitten der Liguiſten, den Legaten ziehen: allein anſtatt daß er ihm vorher befohlen hatte, alle Kräfte zur Befeſtigung des Kardinals von Bourbon

auf

auf dem Thron anzuwenden, ſagte er in dem deshalb 1590
ausgefertigten Briefe ausdrücklich: er ſchicke den Legaten nur darum ab, damit alle Franzoſen in der Religion wieder vereiniget werden, und zur Wahl eines katholiſchen Königs das Ihrige beytragen möchten; des Kardinals von Bourbon ward dabey mit keinem Worte gedacht. Er ſchärfte dem Legaten ein, ſich nicht für einen Feind des Königs von Navarra zu erklären, ſo lange er Hoffnung zu deſſen Glaubensänderung haben würde; bey allen weltlichen Anſprüchen der Prinzen parteylos zu bleiben; blos auf das Beſte der Religion zu denken; und alles einzugehen, wenn nur der König, den man wählen würde, ein Franzoſe, der Kirche gehorſam, und dem Königreich angenehm wäre. Wären dieſe Befehle richtig vollzogen worden, ſo würde Frankreich in Ruhe geſetzt worden ſeyn, da hingegen die Untreue des Legaten die Spaltungen verlängerte und vermehrte. Statt der ihm anbefohlnen Parteyloſigkeit zeigte Gaetano gleich Anfangs die ſtärkſte Anhänglichkeit an die Ligue und an die Spanier. Der friedfertige Nuncius **Moroſini**, der nach der Kataſtrophe zu Blois in Unthätigkeit war geſetzt worden, rieth ihm, nicht gerade nach Paris, deſſen Bewohner ſich ſo offenbar gegen Heinrichen erklärt hätten, zu gehen, ſondern ſich in einer beyden Parteyen angenehmen Stadt des Königreichs aufzuhalten, von dort aus den Lauf der Geſchäfte beyder Parteyen zu beobachten, ſich blos nach deren Umſtänden zu richten, und ſeinen Aufenthalt zu einem Heiligthum des Friedens zu machen. Eben dieſen Rath gab ihm der Herzog von Nevers, der ſich in ſeinen Ländereyen ſtill hielt, und für den König alle mit einer ſtrengen Parteyloſigkeit verträgliche Achtung hegte. Allein, Gaetano glaubte, Moroſini ſpreche nur ſo, damit er eben die Fehler begehen möge, die man in Rom dem Nuncius vor-

1590 geworfen hätte; und da man ihm auch den Herzog von Nevers als einen Anhänger des Königs ſchilderte, ſo gab er allen ſolchen Rathſchlägen weiter kein Gehör. In den Grundſätzen des römiſchen Hofs erzogen, bildete er ſich ein, alles werde ſich in Frankreich vor ſeinem rothen Hut beugen, und man werde einen König nach ſeiner Laune machen. Aber er ſah, daß er ſich grauſam betrogen hatte, ſelbſt noch auf der Reiſe. Sein Hochmuth und angemaßter Deſpotiſmus zog ihm bittern Spott und harte Beleidigungen, ſogar von Katholiken, zu. Der König ließ bekannt machen, daß man dem Legaten alle Ehre erweiſen ſollte, wenn er an ſeinen Hof kommen würde: wendete er ſich aber zu den Rebellen, ſo ſollte man ihn nicht als Legaten, ſondern als Feind betrachten. Die darüber ausgeſtellten Befehle wurden buchſtäblich vollzogen. Heinrich ſchickte Parteyen aus, welche die Bedeckung, die den Legaten nach Paris bringen ſollte, zerſtreueten, und Gaetano, der Frankreich als Eroberer zu durchziehen gedacht hatte, ſah ſich genöthiget, der Hauptſtadt als Flüchtling zuzueilen. Die Pariſer entſchädigten ihn deswegen nach aller Möglichkeit, bereiteten für ihn den biſchöflichen Pallaſt, mit Krongeräthen geſchmückt, und empfiengen ihn königlich. Die Bürgerſchaft war unter den Waffen: aber die allzuhäufigen Salven dieſer Miliz gefielen dem Legaten dennoch nicht; denn er befürchtete, es möchten Uebelgeſinnte darunter ſeyn, die mit Kugeln geladen hätten, und ihn erſchieſſen wollten; er gab ihnen deswegen durch Händewinken zu verſtehen, ſie möchten nur aufhören: allein, nun ſchoſſen ſie noch ärger, weil ſie glaubten, der Legat gebe ihnen die Benediktion. Er gieng hierauf ins Parlament, wo ſeine Vollmachten geleſen, eingetragen und gerühmt wurden.

Nun=

Nunmehr kam es darauf an, den Grund der Reichsangelegenheiten zu durchforſchen: aber hier fühlte erſt der Legat die Schwierigkeit ſeines Auftrags; er ſah ſich in ein unbeſchreibliches Chaos verſenkt. Nichts war verwirrter, als die Abſichten der kriegführenden Parteyen, und daher nichts ungewiſſer, als die Ergreifung einer von denſelben. Alle ſchienen ſich über den erſten Punkt zu vereinigen, nämlich den alten Kardinal von Bourbon als ein bloſſes Schattenſpiel, als eine Theaterverzierung zu betrachten, die nur ſo lange auf dem Schauplatz figuriren ſollte, bis die wahre Perſon würde aufgeführet ſeyn. Die Frage war alſo: wer ſoll dieſe Perſon ſeyn? Mayenne, der bisher die ganze Kriegslaſt auf ſich liegen gehabt, wollte entweder die Krone ſich ſelbſt, oder einem Fürſten, der ihm dafür verbindlich wäre, zutheilen. Der König von Spanien behauptete, ſie gehöre der Infantin, ſeiner Tochter, weil Eliſabeth, Heinrichs des Dritten Schweſter, die Mutter derſelben war. Er verlangte, daß man ſie krönen, ihn zum Protektor von Frankreich erklären, und ihm die Ertheilung aller Aemter und Pfründen überlaſſen ſollte. Ueberdem machte Philipp viel Rühmens von ſeiner Beyhülfe an Volk und Geld, und von ſeinen noch künftigen Unterſtützungen. Der Pariſer Pöbel, ſo wie die Rotte der Sechszehner, und die lebhafteſten Mitglieder des Raths der Union, die durch ſpaniſches Geld gewonnen waren, ſtimmten für dieſe ſpaniſche Anſprüche. Das Uebergewicht, das Philipp in dem Unionsrath erlangte, bewegte den Herzog von Mayenne, noch folgende Männer in denſelben aufzunehmen: Jeannin, Villeroi, Klaudius d'Eſpinac, Erzbiſchof zu Lyon, der ſich aus ſeinem Gefängniß, in dem er ſeit dem tragiſchen Vorfall zu Blois hatte ſchmachten müſſen, ranzioniret hatte, und noch an- 1590

1590 dre Civil- und Militarbediente, durch deren Anſehn er den ausſchweifenden Entſchlüſſen der Sechszehner Schranken ſetzen wollte.

Der Adel von der Partey der Ligue verlangte einen franzöſiſchen König. Da er gewohnt war, unter dem Herzog von Mayenne und den Prinzen ſeines Hauſes zu dienen, ſo wünſchte er, einen davon zum König zu haben. Allein, die obrigkeitlichen Perſonen, die von den Rechten beſſere Kenntniß beſaſſen, neigten ſich auf die Seite des Königs von Navarra, vorausgeſetzt, daß er katholiſch würde. Der Herzog von **Lothringen** glaubte, die Krone gebühre ſeinem Sohn, dem **Marquis von Pont**, weil er von ſeiner Gemahlin Klaudie, einer Schweſter Heinrichs des Dritten, abſtammte, und er dachte um ſo weniger an die Billigkeit einer Weigerung, da er zum Beſten der Ligue viele Koſten aufgewendet hatte. Er war daher mißvergnügt, daß ſich Mayenne oder die jungen Guiſen, ſeine Neffen, von einer jüngern Linie, um die Krone bewarben, und er bildete ſich ein, man würde ihm wenigſtens doch zur Entſchädigung Metz, Toul, Verdün und Sedan abtreten. Hörte man die Unterhändler des Herzogs von **Savoyen**, ſo waren deſſen Rechte weit über die Rechte des Königs von Spanien und des Herzogs von Lothringen, weil ſeine Mutter eine Schweſter Heinrichs des Zweeten geweſen wäre. Dennoch erbot er ſich zur Abtretung ſeiner Anſprüche, wenn man ihm das Marquiſat Saluzzo überlaſſen würde, von da er ſich in die Provence, wo er ſchon die Grafſchaft Nizza beſaß, auszubreiten gedachte. Nach dem Beyſpiel dieſer auswärtigen Fürſten wünſchten auch viele franzöſiſche Herren bey ſich eine Zertrümmerung der Monarchie, weil ſie ſich Rechnung machten, unvermerkt von den Provinzen, wo

ſie viele Macht erlangt hatten, unumſchränkte Her- 1590
ren zu werden.

So viele verſchiedene Abſichten zu vereinigen, war ſchlechterdings unmöglich. Daher kehrte man ſich nicht an die beſondern Anſprüche eines jeden, ſondern ſuchte nur durch irgend eine feyerliche Akte alle dem König von Navarra widerwärtige Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen Entſchluß zu bringen. Wenigſtens war dies der Zweck des berüchtigten Dekrets der Sorbonne, das augenſcheinlich von den Spaniern und Sechszehnern war eingegeben worden. Ueberhaupt wurden dadurch, als der Todſünde ſchuldig, verdammt und exkommunicirt, nicht allein diejenigen, die Heinrichen von Bourbon als König erkannten, ſondern auch alle, die nicht die in folgenden Sätzen enthaltene Lehre verabſcheuen würden: 1) Man kann, man muß ſogar Heinrichen von Bourbon als König erkennen. 2) Es iſt vollkommen erlaubt, ſeine Partey zu halten, und die von ihm verlangten Abgaben zu zahlen. 3) Es iſt nicht wider die Religion, ihn als König zu erkennen, wenn er nur noch katholiſch wird. 4) Die franzöſiſche Krone kann einem wieder abgefallenen und exkommunicirten Ketzer verliehen werden, wenn nur ſein Recht geſetzmäſſig iſt. 5) Die Päbſte haben kein Recht, den König von Frankreich zu exkommuniciren. 6) Es iſt erlaubt, und ſogar nothwendig, mit dem Bearner und den Ketzern in Unterhandlung zu treten. Alle dieſe Sätze wurden durch ein Dekret, das man von der Pariſer Kleriſey unterzeichnen ließ, und das man an alle Städte der Ligue richtete, verdammt. Es erſchien hierauf ein Parlamentsſchluß zum Vortheil des ſeynſollenden Königs Karls des Zehnten. Es war darin allen Franzoſen eingeſchärft, ihn zu erkennen, und die Waffen zu ſeiner Befreyung aus dem Gefängniß, worin ihn deſſen Neffe

 ver-

1590 verwahren ließ, zu ergreifen. Allein, der Kardinal, weit entfernt, dem Verlangen der Rebellen zu willfahren, ließ vielmehr den König ſeiner Treue als Unterthan verſichern, ſo ehrgeitzig er ſonſt auch war.

Die Liguiſten fanden auch für dienlich, den Vereinigungseid von allen Kollegien und Innungen feyerlich ablegen zu laſſen. Die Bürgerſchaft, unter Anführung des Prevot des Marchands und ihrer Kapitäne, machte den Anfang. Das Parlament, die Rechnungskammer und alle andre obrigkeitliche Höfe folgten. Dieſe Cärimonie geſchah öffentlich nach einer hohen Meſſe, mit den ausgezeichnetſten Bezeugungen der Frömmigkeit und Andacht. Als ſich ein Gerücht verbreitete, der König habe die beſſer geſinnten Biſchöffe und Erzbiſchöffe eingeladen, um ihre Rathſchläge zu vernehmen, ließ der Legat an alle Prälaten des Königreichs einen Umlauf ergehen, worin er ihnen verbot, ſich nach Tours zu begeben. Hingegen verordnete der König, alle diejenigen, die mit dem Legaten irgend einige Bekanntſchaft machen würden, als Verbrecher der beleidigten Majeſtät zu behandeln. Er ließ es aber nicht, wie ſein Vorgänger, bey bloſſen Edikten bewenden, ſondern ſuchte ihnen auch durch die Waffen den gehörigen Nachdruck zu geben.

Die kriegeriſchen Verrichtungen waren durch den Winter nicht gehemmet worden. Hitzig daureten ſie in allen Provinzen fort. Der König erlaubte ſich ſo wenig Ruhe, als ſeine Stellvertreter. Nachdem er Maine und Normandie faſt ganz bezwungen hatte, zog er in den erſten Tagen des Märzmonats gegen Paris. Mayenne gieng ihm entgegen, und
am 13. März. beyde Heere trafen auf einander in der Ebene bey Jvri ohnweit Dreux. Mayenne war ſo, wie Joyeuſe bey Coutras, an Zahl der Truppen und an prächtigen Rüſtungen Heinrichen weit überlegen: allein,

allein, männlicher Muth, geübte Tapferkeit und 1590
Mäſſigkeit, noch mehr aber die Gegenwart ihres Königs belebten die gegenſeitigen Truppen. Die Annäherung der Nacht verſchob das Treffen bis auf den andern Tag. Heinrich brachte die Nacht in voller Thätigkeit und Unruhe zu, da unterdes ſeine Soldaten in zwey Dörfern bequem ſchlafen konnten; und beym Anbruch des Morgens gab er ſeine Befehle zur Schlacht. am 14. März. Man zeigte ihm, daß er bey ſeinen Anordnungen keine Rückſicht auf den Abzug, im Fall eines ſchlimmen Ausgangs, genommen habe. **Keinen andern Abzug als das Schlachtfeld!** verſetzte er. Bey Beſichtigung der Feinde rührte ihn der Gedanke, daß ſo viele tauſend Menſchen, meiſtens von Einem Volk, von ſeinen Unterthanen, im Begriff ſtanden, ſich blos ſeinetwegen das Leben zu nehmen. Er konnte ſich daher nicht enthalten, zu Gott zu ſeufzen, und nach dem öffentlichen Gebet, das die reformirten Prediger verrichteten, mit aufgehobenen Augen und Händen dieſe Worte laut zu ſagen: „Du o Herr! deſſen göttliche Blicke durch „alle Verſtellung dringen, der du mein Herz und „das Herz meiner Feinde bis auf den Grund durchſchaueſt, und der du alle menſchliche Zufälle in deiner Gewalt haſt; wenn du ſiehſt, daß meine Regierung deinen Ruhm und das Wohl deines Volks „befördern werde; wenn du weißt, daß ich keinen „andern Ehrgeitz habe, als zu der Ehre deines heiligen Namens und zum Beſten dieſes Staats etwas beyzutragen; ſo begünſtige, o groſſer Gott! „die Gerechtigkeit meiner Waffen. Wenn es dir „aber gefallen hat, es anders zu ordnen, oder wenn „du ſiehſt, daß ich zu der Zahl der Könige, die du „in deinem Zorn hingiebeſt, gehören ſollte; ſo nimm „mir mit der Krone das Leben. Laß es geſchehen, „daß ich heute das Opfer deines heiligen Willens

1590 „werde; mache, daß mein Tod Frankreich von dem „Elend des Kriegs befreye, und daß mein Blut das „letzte ſey, das bey dieſen Händeln vergoſſen wird.„ Dieſes Gebet ermunterte ſein Heer ſo ſehr, daß es mit unbeſchreiblichem Eifer rief: **Es lebe der König!** und wer es noch jetzt lieſet, wird das Herz und die Frömmigkeit Heinrichs hochſchätzen müſſen. Nachdem er ſeinen Helm aufgeſetzt hatte, auf dem ein Buſch von drey weiſſen Federn in die Höhe ragte, redete er die Schwadrone, die er ſelbſt anführte, mit den Worten an: „Meine Gefährten! wenn ihr „heute euer Leben für mich wagt, ſo wage ich auch „das meinige für euch. Ich will entweder ſiegen, „oder mit euch ſterben. Ich bitte euch, behauptet „eure Stellung tapfer: und wenn die Hitze des Ge„fechts macht, daß ihr ſie verlaßt, ſo vereinigt euch „geſchwind wieder, denn hierauf beruhet der Ge„winnſt der Schlacht. Thut dies zwiſchen den drey „Bäumen, die ihr dort oben zur rechten Hand ſe„het; und wenn ihr eure Standarten verliehren ſoll„tet, ſo verliehrt nur meinen weiſſen Federbuſch „nicht aus dem Geſicht; ihr werdet ihn beſtändig „auf dem Weg der Ehre und des Siegs finden.„ Wie der König ſeine Leute geordnet habe, iſt für die Nachwelt nicht ſo wichtig zu wiſſen, als wie er ſelbſt mitten unter den groſſen Haufen der ſpaniſchen Lanzen gedrungen, ſich auf alle Seiten gewandt, wo Hülfe nöthig war; und durch ſeine ungemeine Tapferkeit ſich ſelbſt den Sieg erworben hat. Der Marſchall von Biron, der mit einem abgeſonderten Haufen nicht gefochten, ſondern ſich nur am gehörigen Ort gegen die Feinde gezeigt hatte, ſagte zum König: „Es iſt nicht recht, Sire! daß Sie heute das „gethan haben, was Biron hätte thun ſollen, und „daß Biron das gethan hat, was Ew. Majeſtät „hätten thun ſollen.„ In der That wagte er ſeine

Per-

Perſon für einen König und oberſten Feldherrn zu 1590
ſehr: ob man gleich die edelmüthigen Urſachen, die ihn dazu antrieben, nicht anders als loben kann. Sein Sieg war ganz vollkommen. Es blieben vom feindlichen Heer, das aus 16 bis 17000 Mann beſtanden hatte, kaum 4000 übrig, die nicht getödtet oder gefangen worden wären. Der ſpaniſche Feldherr, Graf von Egmont, kam ſelbſt ums Leben. Heinrich vergaß nicht, daß er ſich in der traurigen Nothwendigkeit befinde, ſeine Unterthanen zu bekriegen; und als daher die Seinigen ohne Unterſchied die Feinde tödteten, rief er ihnen zu: „Schonet der „Franzoſen, und macht die Ausländer nieder!„ Doch auch gegen dieſe bezeigte er ſich gnädig und liebreich. Ein groſſer Haufe Schweitzer im Dienſt der Ligue hielt noch allein Stand, und ſollte eben angegriffen werden: allein, Heinrich, der viele Soldaten von dieſer Nation unter ſeinem Heer hatte, die ihm gleich bey ſeiner Thronbeſteigung treu und nützlich geweſen waren, bot ihnen einen Vergleich an, und ließ ſie in ihr Vaterland zurückbegleiten. Er erkannte auch die Verdienſte des Adels und der Befehlshaber, die ihm in dieſer Schlacht rühmlich beygeſtanden, mit aufrichtiger Dankbarkeit. Als man ihm ſein voll Scharten gewordenes und noch vom Blut triefendes Schlachtſchwerd überreichte, wandt' er mit Schaudern die Augen davon weg, und ſeufzte über die Ausſchweifungen, zu denen der Krieg ſelbſt den Menſchenfreund zwingt. Anſtatt ſeinen Sieg zu verfolgen, woran ihn freylich der durch die Untreue ſeines Oberrentmeiſters, Marquis von O, verurſachte Geldmangel vorzüglich hinderte, bot er gleich am folgenden Tag ſeinen Feinden Frieden an. Das Oberhaupt derſelben, der Herzog von **Mayenne**, den die Liguiſten zur Schlacht genöthiget hatten, war ſehr beſtürzt über den erlittenen Verluſt; zumal da

1590 ſeine Armee, der er vorher keinen Sammelplatz, im Fall einer Niederlage, angewieſen hatte, ganz zerſtreuet war, und er faſt allein nach Mantes floh, von da er am folgenden Tag nach Pontoiſe, und dann nach St. Denis eilte, indem ſich er ſich ſchämte, in Paris einzuziehen, und ſich den Spöttereyen ſeiner Neider und Widerſacher auszuſetzen. Die Tröſtungen ſeiner Verwandten und der Prälaten vermochten nichts über den Kummer, den die täglichen Nachrichten von dem ſiegreichen Fortgang der Waffen des Königs, der Paris zu belagern drohte, in ihm nährten. Er ſchrieb die dringendſten Briefe an den König von Spanien, der vor kurzem ein prahleriſches Manifeſt hatte ergehen laſſen, worin er verſicherte, er würde die Waffen nicht eher niederlegen, bis er die Ketzerey ausgerottet und die Türken aus dem gelobten Lande gejagt haben würde. Dem zu Folge konnte er die Ligue nicht wohl verlaſſen, und ſeine Unterhändler verpflichteten ſich in ſeinem Namen zu ſchleuniger und mächtiger Hülfe. Beym Pabſt that man die lebhafteſten Vorſtellungen: aber Sixtus fieng an, als ein dem Betrug entgangener Mann zu handeln. Der Herzog von Luxemburg hatte ſchon verſchiedenemal Gehör bey ihm gehabt, und die Spanier und Liguiſten fühlten die Würkungen davon, obgleich Sixtus viel zu politiſch war, als daß er die Aenderung ſeiner Gedanken ſogleich deutlich geäuſſert hätte. Er verſchob blos unter dieſem oder jenem Vorwand den Beyſtand, den er vielleicht völlig zu verweigern ſchon entſchloſſen war. Demohngeachtet bemühte ſich die Ligue, in öffentlichen Schriften die Hoffnung des Volks mit ſtolzer Zuverſicht auf päbſtliche Hülfe zu unterhalten. Allein die Handlungen der Häupter entſprachen nicht dieſen ſchmeichelhaften Verſprechen, indem ſie Unterhandlungen — die gewöhnliche Zuflucht der

Schwachen! — ſuchten; und dieſe wurden auch von 1590
nun an bis zu Ende des Kriegs ſo häufig, daß ſie nur ſelten unterbrochen wurden. Bald ſuchten die Liguiſten Zeit dadurch zu gewinnen, bald die Abſichten der dem König ergebenen Herren zu ergründen, oder ſie zu verführen, und faſt nie hatten ſie den ernſtlichen Willen, zu einem Schluß zu kommen. Lange handelten ſie nach dem von den Spaniern aufgeſtellten Grundſatz: der Bearner würde ſich nicht bekehren, und wenn ers auch thäte, ſo dürfte man ihn nicht als König erkennen, weil ihn ſein erſter Abfall auf immer des Throns unwürdig gemacht habe. Mit ihm alſo wollten ſie ſich gar nicht einlaſſen, ſondern nur mit den katholiſchen Herren ſeiner Partey, mit denen ſie Mitleiden hatten, als mit Leuten, die blindlings ins Verderben rannten. So lauteten auch die Beweggründe, die der Legat bekannt machte, als er mit dem Marſchall von Biron bald nach der Schlacht bey Ivri ſich unterreden wollte. Allein, ſeine verſtellte Frömmigkeit blendete bey der zu **Noiſi** angeſtellten Zuſammenkunft weder den Marſchall, noch andere Herren, die im Stande waren, ſeinen geheimen Endzweck zu erkennen, der blos dahin gieng, den Fortgang der königlichen Waffen durch einen Waffenſtillſtand aufzuhalten. Bey dieſer und bey andern Gelegenheiten erſuchten die katholiſchen Herren den König allemal um Erlaubniß. Sie thaten dies nicht allein aus Pflicht, ſondern auch zur Kränkung des Legaten und der Spanier, indem ſie ihnen dadurch zeigten, daß dieſe Erlaubniß vom König, den ſie nicht erkennen wollten, abhänge. Der bald hernach erfolgte natürliche **Tod des 67jährigen Kardinals von Bourbon**, den die Ligue unter dem Namen **Karls des Zehnten** zum König ausgerufen hatte, ſetzte die Liguiſten in neue Verwirrung. Bisher hatten ſie alles unter dieſem Namen

am 8. May.

1590 men gethan, und ſogar mit deſſen Namen und Bildniß Münzen geſchlagen: aber nun entſtand die ſchwere Frage, wen man als König annehmen ſollte. Die Abweſenheit des Herzogs von Mayenne, der in den Niederlanden mit dem Herzog von Parma Rath hielt, und die ſchon angegangene Belagerung der Stadt Paris hinderten jeden Entſchluß in dieſer Sache. Man dachte alſo jetzt nur darauf, wie man ſich gegen Heinrich vertheidigen, und ihn an der Eroberung der Hauptſtadt hindern wollte.

Man glaubt, Paris würde Heinrichen in der durch die Schlacht bey Ivri verurſachten Beſtürzung die Thore ſogleich geöffnet haben, oder er hätte ſie doch bey allem Zaudern in dem erſten Anlauf wegnehmen können. Nun hatte freylich ein Platz von ſo weitem Umfang ſeine Schwächen; auch lag darin nur eine ſchwache ſpaniſche Beſatzung, unterſtützt von einigem franzöſiſchen Adel und von einer wenig kriegeriſchen Bürgerſchaft: allein der König ſcheuete ſich vor den Folgen eines ſtürmenden Angriffs, der auf einmal dieſe reiche Stadt hätte verderben können. Er wählte demnach die bloſſe Einſchlieſſung, in der Hoffnung, einige Tage würden zureichen, die darin eingeſchloſſene ungeheure Volkmenge auszuhungern, und zur Uebergabe zu zwingen. Allein, die ſpaniſchen Kundſchafter merkten dieſe Abſicht, und bedienten ſich derſelben zur Ergreifung ſolcher Maasregeln, die den Widerſtand der Pariſer unüberwindlich zu machen fähig waren. Denn jetzt dachten ſie nur vorzüglich darauf, wie ſie die Gemüther gegen die Ungeduld, die gewöhnliche Folge von den Beſchwerlichkeiten einer Einſchlieſſung, verwahren wollten. Das ſicherſte Mittel hierzu ſchien der Religionseifer; und dies würkte auch über ihre Erwartung. Die weichlichſten Perſonen ertrugen ohne Murren den ſchrecklichſten Hunger, eine Art von langſamen Tod,

den

den man ihnen dadurch angenehm zu machen wußte, 1590
daß man ſie überredete, ſie würden dadurch Märty-
rer der guten Sache. Unter andern Schauſpielen,
die man gab, um die Einbildungskraft und den Re-
ligionseifer des Volks zu erhitzen, ſtellte die Kleriſey am 3.
eine feyerliche Proceſſion an, die aus Schülern, Jun.
Prieſtern und Mönchen aller Orden beſtand, ausge-
nommen die Regulardomherren von St. Viktor, die
Benediktiner und Cöleſtiner. An ihrer Spitze zo-
gen einher, Wilhelm Roſe, Biſchof von Senlis,
und der Prior der Kartheuſer, mit dem Krucifix in
der einen und mit der Hellebarde in der andern
Hand. Die Mönche giengen in Reihen, vier und
vier, dreyzehnhundert Mann ſtark, in ihren Or-
denskleidern und mit Waffen darüber, einige ganz
geharniſcht, andere nur mit einem Helm und Pan-
zer, oder was jeder ſonſt vorfinden konnte. Die
angreifenden Waffen beſtanden in Degen, Piquen
und Feuerröhren, die ſie poſſirlich genug handhabe-
ten. Während des Zugs durch die vornehmſten
Straſſen ſang man Lobgeſänge und Pſalmen, und
ſchoß darzwiſchen. Jedermann lief herbey, um die-
ſen ſeltſamen Aufzug, der, wie die Eiferer ſagten,
die ſtreitende Kirche vorſtellte, anzuſehn. Der
Legat glaubte, durch ſeine Gegenwart dieſer Cärimo-
nie Anſehn geben zu müſſen. Die neuen Schützen
bewillkommten ihn mit einer Generalſalve, und er-
ſchoſſen ſeinen im Wagen bey ihm ſitzenden Almo-
ſenpfleger. Dieſer Zufall verurſachte Lärmen, der
ſich jedoch ſogleich legte, als man unter dem Volk
ausbreitete, des Getödteten Seele ſey gerade in Him-
mel gefahren, weil es bey einer ſo heiligen Handlung
geſchehen wäre, und dies ſey um ſo viel gewiſſer, da
es der Legat, der jedoch ſich von dieſer ſtreitenden
Kirche ſchleunigſt entfernte, ſelbſt behaupte.

Eini-

1590 Einige Tage hernach ſah man einen ernſthaftern Umgang, wobey die Reliquien der Heiligen herumgetragen wurden, und der ſich mit einer hohen Meſſe in der Kathedralkirche endigte. Der Herzog von **Nemours**, Halbbruder des Herzogs von Mayenne und Befehlshaber der Ligue zu Paris, die Häupter der Bürgerſchaft und die fremden Truppen, das Parlament und die andern hohen Gerichtshöfe ſchwuren bey dieſer Gelegenheit, die Stadt und die Religion bis in den Tod zu vertheidigen. Da man aber nicht ſowohl das Schwerd des Ueberwinders als innerliche Verrätherenen, und vor allen den Hunger zu fürchten hatte, ſo ſuchte man dieſen Uebeln durch Anlegung ſtarker Wachten und durch wirthſchaftliche Vertheilung des Getraides zuvorzukommen. Das Volk beſchäftigte man mit Predigten, Umgängen, Gelübden ꝛc. denen alle Groſſe pünktlich beywohnten. Das Parlament faßte einen Schluß ab, durch den bey Lebensſtrafe verboten ward, vom Frieden zu ſprechen, und man drohte den Uebertretern, ſie in die Seine zu werfen. Dieſer Vorbauungsmittel ohngeachtet fieng die Theurung an zu wüthen, ſobald der König alle Zugänge zur Stadt beſetzt und die Mühlen verbrannt hatte. Die Obrigkeit ließ alle Häuſer durchſuchen, die am beſten mit Lebensmitteln verſehen waren, und fand beſonders bey den Jeſuiten und Kapuzinern ſtarken Vorrath, wovon zwar das allgemeine Elend auf einige Zeit gelindert wurde, aber auch bald wieder anfieng. Man mußte bald zu allen nur einigermaſſen eßbaren Geſchöpfen Zuflucht nehmen; daher Krankheiten, die bey dreyzehntauſend Menſchen wegraften. Am Tage ſahe man die vom Hunger abgezehrten Körper durch die Straſſen ſchleichen oder kriechen, und zu Nacht ertönten die Häuſer vom Klaggeſchrey und Winſeln; denn bey Tage traute ſich niemand, ſeine Noth merken zu laſſen,

laſſen, weil dies ſonſt für Widerſpenſtigkeit wider die Parlamentsſchlüſſe wäre erkläret worden. Ottern und Schlangen nagten in den öden Wohnungen an unbegrabenen Leichnamen. Endlich erneuerte gar eine Mutter die Greuel der Belagerung von Jeruſalem; ſie ließ die Glieder ihres geſtorbenen Kindes braten, und ſtarb für Kummer über dieſe entſetzliche Nahrung. 1590

Während der zwey Monate, ſo lange dieſe Einſchlieſſung dauerte, ward nur eine einzige wichtige Empörung gegen die Häupter der Ligue veranſtaltet, aber auch noch bald genug entdeckt, und verſchiedene Perſonen, die Theil daran hatten, andern zur Warnung gehängt. Doch gab dies Anlaß zu einer Unterhandlung mit dem König, der ohnehin zur Ergreifung aller möglichen Mittel, den Frieden zu befördern, geneigt war. Auſſer politiſchen Urſachen, die Stadt noch vor der Ankunft des ſpaniſchen Feldherrn, Herzogs Alexander von Parma, der ſchon auf der Gränze ſtand, in Beſitz zu nehmen, trieb ihn die Güte ſeines Herzens mächtig, dem Elend ſeiner Unterthanen ein Ende zu machen. Heinrich hatte Briefe in die Stadt werfen laſſen, durch die er, im Fall der Uebergabe, Frieden und eine allgemeine Verzeihung verſprach. Alle Royaliſten, die Gelegenheit hatten, mit den Pariſern zu ſprechen, es ſey nun bey Ausfällen oder bey ihrer Gegenwart in der Stadt ſelbſt, wohin ſie ſich bisweilen zu Beſorgung ihrer Angelegenheiten mit Schutzbriefen begaben, ermahnten ihre Mitbürger zum Gehorſam, und rühmten die Güte und den Edelmuth des Königs. In der That bewies er dies durch viele Handlungen, und oft hörte man ihn das Schickſal des verblendeten Volks beſeufzen; vornehmlich geſchah dies bey der Zuſammenkunft in der Abtey St. Anton, wozu von Seiten der Liguiſten vornehmlich am 5. Aug.

der

1590 der Kardinalbiſchof Gondi von Paris, und der Erzbiſchof von Lion, Peter von Eſpinac, abgeſchickt waren, die ſich aber nicht als Bittende ſondern als Mittler betragen wollten. Heinrich that alles, was einem Monarchen gegen verſtockte Unterthanen möglich iſt; er ließ ſich weit herab; er vergoß Thränen über das Elend des Staats; er ſchilderte ſelbſt mit den lebhafteſten Farben die Greuel der Anarchie, die Richtſtühle ohne Obrigkeit, die Städte ohne Handel, die Fluren ohne Arbeiter, die ſonſt ſo blühende Hauptſtadt, die nun von Fremden verheeret und ein Raub des ſchrecklichſten Hungers geworden war. Er beſchwur die Abgeordneten, franzöſiſch zu denken und ſich nicht als Werkzeuge der ſpaniſchen Habbegierde brauchen zu laſſen; und da er ſie unbeweglich fand, ließ er ſie mit der ehrenvolleſten Begegnung von ſich. Er gab ihnen ſeine Bedingungen ſchriftlich mit, in der Abſicht, daß ſie öffentlich ſollten vorgeleſen werden: allein, die Sechszehner ſtreuten vielmehr aus, Heinrich verlange eine unbedingte Uebergabe. Dadurch beſtärkte man das Volk in ſeiner Halsſtarrigkeit, und bewegte es zur geduldigen Erwartung des Entſatzes.

Durch unaufhörliches Bitten hatten nämlich die Liguiſten endlich ein ſtarkes Heer von Spanien erlangt, ohngeachtet man daſelbſt beſchloſſen hatte, den Krieg in Frankreich nur durch Franzoſen zu unterhalten, und ihnen nur einige Hülfstruppen zu überlaſſen, die ſtark genug wären, beyde Parteyen gegen einander im Gleichgewicht zu erhalten, und zu ſchwach, als daß durch ſie etwas könnte entſchieden werden. Allein, die Hoffnungen der Ligue waren ſo tief geſunken, daß dergleichen politiſche Maaßregeln nicht mehr ſtattfanden. Die ganze Stärke der Ligue lag in der Hauptſtadt, deren Schickſal das Gewebe der ſpaniſchen Ränke, das mit ſo groſ-

groſſen Koſten war angelegt worden, bald zu zerreiſ- 1590
ſen drohte. War Paris erobert, ſo fiel die ganze Partey von ſelbſt. Da nun aber Paris, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht länger widerſtehen konnte, ſo bekam der Herzog von Parma die dringendſten Befehle, den Belagerten zu Hülfe zu eilen. Ungern verließ der Held den bisherigen Schauplatz ſeiner Thaten. Da er aber dazu genöthiget ward, wandt' er auch alle Vorſicht an, die auf dem Zug gegen einen geübten Feind erfordert wird. Der Herzog von Mayenne zog voraus, um den Pariſern durch ſeine Nähe Muth einzuflöſſen. Bald nach ſeiner Ankunft zu Meaux ſtieß auch der Herzog von Parma am 22.
zu ihm. Heinrich gerieth hierüber in nicht geringe Aug.
Verlegenheit. Dem Entſatz die Spitze zu bieten, und zugleich ſeine Poſten zu behaupten, war er nicht ſtark genug: und die Einſchlieſſung aufzuheben, hieß eben ſo viel, als die Frucht langwieriger Sorgen und Mühſeligkeit aus den Händen laſſen. Dennoch mußte er ſich hierzu entſchlieſſen, um nur nicht alles zu verlieren. Er zog alſo ſein Heer zuſammen, und am 31.
nahm eine Stellung, die, wie er glaubte, den Her- Aug.
zog von Parma nöthigen würde, entweder der Befreyung der Hauptſtadt zu entſagen, oder ein Treffen zu wagen: allein, der alte General vermied das letzte nach ſeiner gewöhnlichen Klugheit, und ſuchte wenigſtens Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Weil aber der König die beſten Zugänge beſetzt hielt, ſo konnte den Pariſern nur ſehr wenig gebracht werden. Sie drohten daher mit der Uebergabe, wenn man ſie nicht ſchleunig befreyen würde. Hierauf verließ Alexander ſein Lager, nachdem er das Ge- am 5.
rücht verbreitet hatte, er wolle ein Treffen liefern. Sept.
Bey dieſer Nachricht jauchzte Heinrich, und das ganze Heer äuſſerte Freude, daß es endlich einmal zum Gefecht kommen ſollte. Beyde Armeen gien-

1590 gen auf einander los, aber die ſpaniſche mit langſamen Schritt und unter häufigem Stillhalten. Die Franzoſen, getrieben durch ihre natürliche Ungeduld, ſprengten ihr entgegen: allein, plötzlich weicht ſie zurück, entzieht ſich durch ein Thal den Augen der Royaliſten, wählt eine vortheilhafte Stellung, die ſie ſogleich mit Gräben und Schanzen verwahrt, und richtet ihre ganze Artillerie gegen die an der Marne liegende Stadt Lagni, die damals wichtig war, weil die Liguiſten jenſeits derſelben anſehnliche Magazine angelegt hatten, die für Paris beſtimmt waren, wenn der Fluß frey ſeyn würde. Der König that alles
am 8. Sept. zur Erhaltung derſelben: dennoch ward ſie vor ſeinen Augen mit Sturm erobert; und nun kamen Fahrzeuge in Menge, mit Lebensmitteln beladen, den Fluß herunter, nach Paris.

Dieſer unerwartete Zufall vereitelte vollends alle Entwürfe des Monarchen; er fühlte es auch: dennoch war es ihm nicht möglich, aller Hoffnung zu entſagen. Ehe er die Hauptſtadt aus dem Geſichte verlohr, wagte er noch den letzten Verſuch auf ſie. Er ließ in der Nacht vom neunten zum zehnten September an drey Orten Sturmleitern anlegen, fand aber die Beſatzung zum Empfang fertig, und mußte ſich zurückziehn. Weil er aber meinte, jeder würde nun, da der erſte Lärmen vorbey war, ſeinen Poſten verlaſſen und ſich zur Ruhe begeben haben, führte er ſelbſt gegen Anbruch des Tages friſche Truppen zur Beſteigung der Mauern herbey. Schon waren einige Soldaten oben, als ein Jeſuite und ein Buchhändler, die auf der benachbarten Bruſtwehr geblieben waren, Lärmen machten, und ſelbſt ſogleich eine Leiter voll Soldaten umwarfen. Die Mauern waren bald beſetzt, und Heinrich mußte abermals fliehen, und bereuete zu ſpät, daß er mit dem langſamen Fortgang der Einſchlieſſung nicht mehr Thätigkeit

tigkeit verbunden hatte. In der That waren viele Fehler während derſelben vorgefallen. Viele Officiere und Soldaten hatten heimliche Verſtändniſſe mit ihren Freunden in der Stadt, denen ſie, ohngeachtet des ſtrengen Verbots, Lebensmittel verſchafften. Sie wurden weichlich, und der König ſelbſt ward beſchuldigt, daß er ſich mit der ſchönen Aebtiſſin zu Montmartre zu viel beſchäftiget habe. Bey der Ankunft der Spanier erwachte zwar ſein ganzer Heldenmuth, aber die Soldaten waren gröſstentheils, beſonders nach dem Verluſt der Stadt Lagni, zaghaft, hatten lange keinen Sold bekommen, und ſahen armſelig aus. Der König ſelbſt hatte bisweilen eine ſo ſchlecht beſtellte Tafel, daß er bey ſeinem Finanzminiſter von O ſpeiste, der nur für ſich zu ſorgen ſchien, indem bey ihm Ueberfluß herrſchte. 1590

Der König zertheilte ſein Heer, ſchickte es in verſchiedenen Haufen unter guten Anführern in die Provinzen, beſetzte die der Gefahr bloßſtehenden Plätze mit guten Beſatzungen, und behielt für ſich nur ein fliegendes Lager, mit dem er den Herzog von Parma beobachtete. Dieſer Fürſt, der ein eben ſo geſchickter Staatsmann als groſſer Feldherr war, begab ſich nach Paris, um die Geſinnungen des Volks zu erforſchen. Er fand aber gar nicht, was die Ligue ihm und dem König von Spanien vorgeſpiegelt hatte, nicht die geringſte Neigung, einer fremden Macht unterthänig zu ſeyn, ſondern vielmehr ein heftiges Verlangen, Heinrich möchte nur katholiſch werden, um ihm alsdann mit beruhigtem Gewiſſen gehorchen zu können. Die Rotte der Sechszehner, und der durch ſpaniſches Geld gewonnene Pöbel ſtimmte zwar anders; allein ſie kamen in keine Betrachtung gegen die Herren von der Ligue, welche insgeſamt, den Herzog von Mayenne nicht ausgenommen, ganz andre Abſichten hegten, als der ſpa-

1590 niſche Hof wünſchte. Ihr Argwohn, der ſich deutlich genug äuſſerte, und die Abneigung des Herzogs gegen das ganze Unternehmen, bewegte dieſen, zu Anfang des Novembers, nach Flandern zurückzuziehen. Der König folgte ihm nach und beunruhigte ihn während des ganzen Zugs, nahm verſchiedene Plätze ein, bedeckte andre, auf welche die Feinde Abſichten haben konnten, und folgte ihm ſo lange nach, bis er ihn auſſer Frankreichs Gränzen ſahe.

Ob ſich gleich der Herzog von Parma nicht lange zu Paris aufgehalten, und er weiter nichts, als den Entſatz dieſer Stadt ausgeführt hatte; ſo wuchs doch der Muth der Sechszehner ganz ausnehmend durch die Gegenwart eines wohlgerüſteten Heers, durch die Schmeicheleyen des Feldherrn, und vorzüglich durch deſſen Verſprechen einer baldigen Rückkehr. Auch von Rom her ſchöpften ſie nun gröſſere Hoffnung, da Pabſt Sixtus der Fünfte während der Pariſer Belagerung geſtorben war. Das darauf folgende Konklave nöthigte den Legaten **Gaetano** Paris zu verlaſſen: allein die Partey verlohr nichts dadurch, weil er einen ſeiner geheimen Rathgeber, **Philipp Sega**, hinterließ, der eben ſolche Grundſätze hegte und den Spaniern ergeben war. Dieſe ergriffen alle Gelegenheiten, dem König Verdruß zu erwecken, und die Parteyen ferner gegen einander zu erbittern. Sie und die andern Nachbarn Frankreichs hofften bey den innerlichen Unruhen dieſes Staats zu gewinnen und Provinzen an ſich zu reiſſen. **Bretagne** war lange das Opfer dieſer verderblichen Politik. Heinrich der Dritte hatte daſelbſt den **Herzog von Mercoeur** aus dem Hauſe Lothringen zum Statthalter ernannt. Dieſer hoffte nach dem Tode Heinrichs des Dritten, Frankreich würde nun zertrümmert werden, und beſchloß daher, ſich zum Oberherrn in ſeiner Statthalterſchaft aufzuwer-

zuwerfen, und zwar durch Hülfe gewiſſer Anſprüche 1593
von ſeiner Gemahlin, Marie von Luxemburg, der Erbin des Hauſes Penthievre. Viele Edelleute, die gern einen beſondern Fürſten gehabt hätten, waren zu deſſen Unterſtützung geneigt; weil ſie ſich aber gegen Heinrichs Macht nicht ſtark genug fühlten, riefen ſie die Spanier zu Hülfe; dann nahm Heinrich ſeine Zuflucht zu den Engländern. Beyde Nationen ſchickten nunmehr Truppen, faſt von gleicher Zahl, die dann den Krieg in dieſer Provinz verlängerten. Dem Herzog von Savoyen lag die Provence ſo bequem, daß er Soldaten dahin ſchickte und ſeine Ränke ſo gut ſpielte, daß er zu Aix mit allen Ehrenbezeugungen der Oberhoheit aufgenommen wurde, und daß das Parlament ihn in ſeiner Gegenwart zum Beſchützer und Regenten der Provinz erklärte. Viele Befehlshaber in andern Provinzen thaten eben dies, und bedrohten das Königreich mit einer Zertrümmerung. Dieſe Unternehmungen mißfielen dem Herzog von Mayennne, und er that alles zu deren Vereitelung; ſeine Kräfte reichten aber kaum zu, ſein eigenes Anſehn zu behaupten, und daher mußte er Nachſicht gegen das Betragen der Herzoge von Savoyen und Mercoeur anwenden. Heinrich der Vierte ergriff würkſamere Maaßregeln, und bewies ſeine Rechte auf die ermächtigten Städte und Provinzen dadurch, daß er mit den Beſitzern Krieg führte: weil er aber ſeinen Stellvertretern nicht immer Truppen genug überlaſſen konnte, um etwas Entſcheidendes zu bewürken, ſo beſchloß er, ein groſſes, zur Unterwerfung der Aufrührer tüchtiges Heer zu verſammlen. Der feindliche Einfall der Spanier in Frankreich gab dem König eine ganz natürliche Urſache, fremden Beyſtand zu ſuchen. Er that dies in England, Holland und Teutſchland, vorzüglich durch ſeine Geſandte, den Vicomte von Türenne,

1590 kennte, und den berühmten Jakob von **Bongars.** Jener unterredete ſich mit der Königin von England, und mit dem Prinzen von Oranien, reiſte nach Dänemark und Schweden; und dieſer trieb mit jenem an den vornehmſten Höfen und in den freyen Reichsſtädten Teutſchlands Unterhandlungen, und beyde fanden faſt überall Widerwillen gegen Spaniens ehrgeitzige Abſichten und gegen die Vergröſſerung des öſtreichiſchen Hauſes, folglich Neigung, dem König auf dieſe oder jene Art beyzuſtehen. Der Reſt dieſes Jahrs und der Anfang des folgenden wurden zu ſolchen Unterhandlungen angewendet, welche Heinrich von ſeinem Kabinet aus leitete, ohne dabey im Felde müſſig zu bleiben.

1591 Gleich zu Anfang des folgenden Jahrs ſchlug
am 3. Jan. den Liguiſten ein Verſuch auf St. Denis fehl, wo der Herr von **Vic** mit weniger Mannſchaft Befehlshaber war, aber die ſchon eingedrungenen Feinde durch auſſerordentliche Gegenwart des Geiſtes dennoch wieder heraus ſchlug und ihren Anführer, Ritter von Aumale, tödtete. Dagegen mißlung Heinrichen ſein Anſchlag auf die Hauptſtadt, vermöge deſſen er ſie überfallen und einnehmen wollte, durch Hülfe vorangeſchickter Officiere, die in Bauern verkleidet waren, und Mehlſäcke auf den Pferden hat-
am 20. Jan. ten; denn die Pariſer traueten ihnen nicht und ſchlugen ſie in die Flucht. Daher ward dieſer Vorfall das **Mehlgefechte** *) genennet.

Bey Erwartung günſtigerer Umſtände fuhr der König fort, ſich benachbarter Städte zu bemächtigen. Dieſer glückliche Fortgang der Waffen ward dem König durch Feinde an ſeinem eigenen Hof, in ſeiner eigenen Familie verbittert. Der **Kardinal Karl von Bourbon,** ein Neffe des verſtorbenen und von der Ligue zum König erwählten Kardinals glei-

*) La journée des farines.

gleiches Namens *), glaubte in den Zögerungen 1591
mit Heinrichs Abfall von der reformirten Religion einen ſcheinbaren Vorwand zur Throngelangung zu finden. Von Natur war der junge Prälat mehr den Vergnügungen ergeben, als eiferſüchtig gegen Befehlshaberey; er hegte ſogar Widerwillen gegen die mit Ränken verknüpften Beſchwerlichkeiten und Anſtrengungen des Geiſtes: aber ſeine alten Lehrmeiſter und Hofleute, die von ſeiner Erhebung Vortheil zu ziehen hofften, wußten ihn nach ihrem Wunſch zu lenken. Der Kardinal bezeigte ſich zu allem, was man verlangte, willfährig; er ließ es geſchehen, daß man Schriften ausſtreute, worin behauptet wurde, der König ſey keineswegs Willens, ſeine Religion zu verlaſſen, folglich wären alle Katholiken ſchuldig, ſich von ihm zu trennen. Der Prälat erſuchte ſogar den Pabſt, ihn zu ſchützen und der Ligue einzuſchärfen, daß ſie ihn als König erkennen möchte. Da die Anſprüche des Kardinals den katholiſchen Herren durch geſchickte Unterhändler annehmlich gemacht wurden, ſo verurſachten ſie eine Gährung in den Gemüthern, und daher eine neue Parten, die man die dritte nennte **). Unter beſſern Führern und einem kühnern Oberhaupt hätte ſie gefährlich werden können: aber ſo fehlte ihren Entwürfen bald Glück, bald Muth; ſie zergieng, ohnerachtet ſich die Liguiſten willig mit ihr verbanden, wenn es darauf ankam, den König anzugreifen. Dies geſchah unter andern bey dem Anſchlag auf Mantes, wo ſich Heinrich aufhielt, ſo oft es die Verrichtungen im Felde erlaubten, ohne dabey ſonderlich auf ſeiner Hut zu ſeyn. Belin, Befehlsha-

*) Ludwig, Prinz von Conde', Bruder des Königs Anton von Navarra, war der Vater des jungen Kardinals von Bourbon.

**) Le tiers-parti.

1591 der zu Rouen, beſchloſſen, mit einander auf der Seine von oben und unten, mit ſo vielen Truppen, als ſie aufbringen könnten, unter den Mauern der Stadt Mantes zuſammenzukommen und ſie mit vereinten Kräften anzugreifen. Zugleich ſollten die Anhänger der dritten Partey, die in der Stadt beym König ſeyn ſollten, die Stürmenden durch Erregung eines Aufruhrs unterſtützen. Kaum zweifelten ſie noch am glücklichen Erfolg ihres Vorhabens; den einzigen Kummer, den ſie hatten, verurſachte ihnen der Gedanke, was ſie wohl mit dem König anfangen wollten, wenn er in ihre Hände fiele: denn, ſagten ſie, dergleichen Vögel taugen nicht für den Käfich; hieraus kann man ſchlieſſen, daß ſie ihn würden getödtet haben. Allein, die Verrätherey ward entdeckt, indem die Royaliſten Briefſchaften auffiengen, die an den Pabſt gerichtet und worin alle Umſtände beſchrieben waren.

Die Räthe des Kardinals ſuchten ihren Herrn zu einem andern Schritt anzufriſchen, der jedoch nicht beſſer gelung. Weil ſie wußten, daß der Monarch in ſeinem Rath einen Aufſchub der gegen die Kalviniſten verfertigten Edikte vortragen würde, ſo ermahnten ſie den jungen Prälaten, bey dieſer Gelegenheit ſeinen Eifer an den Tag zu legen, und ſeinen Anhängern zu einer förmlichen Erklärung Anlaß zu geben. Mit dieſen Geſinnungen begiebt er ſich in den Rath; der König thut ſeinen Vortrag; der Kardinal ſteht auf, ſtammlet einige Worte, die eine Proteſtation vorſtellen ſollten, und will gehen: weil aber Heinrich ſieht, daß die andern gegenwärtigen Prälaten keine Bewegung machen, ihm zu folgen, ſo wirft er einen unwilligen Blick auf ihn, und befiehlt ihm, zu bleiben. Darüber wird der Kardinal verwirrt, ſetzt ſich wieder an ſeinen Ort, und erndtet von dieſem unüberlegten Schritt Spott und

Schan-

Schande. Dennoch waren die königlichen Miniſter, 1591
beſonders Sülli, der Meinung, dieſen jungen Unbeſonnenen nicht aufzubringen. Man ſuchte ihn daher zu begütigen, indem man ihm vorſtellte, daß er durch ſolche Vorſtellungen den Feinden ſeines Hauſes Waffen in die Hände gebe. Man bediente ſich ſogar des noch ſicherern Kunſtgriffs, daß man ſeine Rathgeber mit Würden, Aemtern und Gnadenbezeugungen zu gewinnen ſuchte. Dadurch erkaltete der groſſe Eifer dieſer hitzigen Katholiken, und die Anſprüche der dritten Partey verlohren ſich auf einige Zeit.

Dennoch blieb Heinrich in der gröſten Verlegenheit; die beyden Hauptparteyen fuhren fort, ihm zu drohen; die liguiſtiſche mit der Wahl eines neuen Königs, im Fall er nicht katholiſch würde, und die reformirte mit der Annahme eines neuen Anführers, wenn er ihre Religion verlaſſen wollte. Und nun ſchickte auch der neue **Pabſt Gregor der Vierzehnte**, den die Liguiſten und Spanier zu ihrem Vortheil eingenommen hatten, einen neuen Nuncius, **Marſiglio Landerano**, nach Frankreich, der mit allen Blitzen des Vatikans bewaffnet war, um alle widerſpenſtige Franzoſen mit Gewalt zur Ergreifung der Ligue zu zwingen. Er begab ſich nach Reims, wo die Herzoge von Mayenne, Lothringen, und die übrigen Prinzen ihres Hauſes, wie auch die ſavoyiſchen und ſpaniſchen Geſandten, und der vor kurzem zum Erzbiſchof von Reims ernannte Kardinal von Pellevé, ſich verſammlet hatten. Pellevé ſagte, er ſey blos nach Frankreich gekommen, um den König, den die Reichsſtände wählen würden, zu ſalben und zu krönen. Dieſe Verſammlung machte viel Aufſehn; die Liguiſten betrachteten ſie als den tödlichen Stoß für die Bourboniſche Partey: allein ſo weit war man noch nicht. Es kam erſt auf die Entſchei-

1591 dung der Frage an: ob es ſich ſchicke, die Reichsſtände zu verſammlen? Bey Unterſuchung der Gründe und Gegengründe fanden ſich endlich die Hitzigſten genöthigt, zu geſtehen, daß man vor allen Dingen, ehe man einen ſo groſſen Schritt thäte, die Angelegenheiten der Ligue in beſſern Stand ſetzen müſſe, um ſich durch Entſcheidung deſſen, was man etwan nicht vollziehen könnte, nicht lächerlich zu machen. Man fand alſo für nothwendig, ſich erſt mit Gewißheit zu unterrichten, wie viel Macht Spanien zur Unterſtützung der guten Sache anwenden wolle? Die Verſammlung trug dies dem Präſidenten Jeannin auf, und Mayenne noch beſonders, ſich nach den Geſinnungen Philipps in Anſehung ſeiner genau zu erkundigen, und zu entdecken, ob er für ſeine Perſon bey einer entſcheidenden Gelegenheit beſondern Beyſtand würde erlangen können? In eben dieſer Verſammlung zu Reims ſtritt man, ob es dienlich ſey, daß der Nuncius ſeine Vollmacht in ihrem ganzen Umfang ſollte ausüben dürfen? Mayenne und die andern Vernünftigen behaupteten, es ſey Mäſſigung und Behutſamkeit anzuwenden, um nicht die Franzoſen, die ſtets gegen die Anmaſſungen des römiſchen Hofs eiferſüchtig wären, aufzubringen; nach dem Sieg, ſagten ſie, dürfte es dienlich seyn, ſich des Banns zu bedienen; aber jetzt, da Heinrichs Zuſtand blühend wäre, würde niemand auf die Unternehmungen des Nuncius achten. Hingegen verſicherten die übrigen, die lau gewordenen Gemüther würden dadurch wieder erhitzt werden, zumal da die Geſinnung des Pabſts ſchon bekannt wäre, und es ein Mißtrauen auf die gute Sache anzeigen würde, wenn man ihre Würkung aufhielte oder ſchwächte. Dieſe Meinung behielt die Oberhand, und Landriano, dem Ungeſtüm ſeines Charakters überlaſſen, ließ ſeine Bullen grimmig ausgehen, worin

er die Layen ermahnte, die Parthey des Königs zu 1591
verlaſſen, und den Geiſtlichen, bey Strafe der Exkommunikation und Beraubung ihrer Pfründen, befahl, über die Vollziehung der Bullen zu wachen. Allein, Landriano wunderte ſich nicht wenig, als er ſahe, daß eine faſt allgemeine Widerſetzlichkeit erfolgte. In einem Edikt erneuerte der König ſein Verſprechen, ſich im katholiſchen Glauben unterrichten zu laſſen, und beſchwerte ſich nachdrücklich über die Hinderniſſe, die man ſeiner Bekehrung täglich in Weg legte, und beſchuldigte den Pabſt der Uebereilung und den Nuncius der Unklugheit. Zur Erhaltung ſeines königlichen Anſehns, der Reichsgeſetze, der Freyheiten der Gallikaniſchen Kirche, verwies er die Sache an ſeine Parlamenter, und ermahnte die Prälaten, ſich eheſtens zu verſammlen und die Ungerechtigkeit der päbſtlichen Cenſuren nach den Kirchenſatzungen zu beurtheilen. Dem zu Folge erhoben die Parlamenter zu Tours und Chalons Nullitätsklagen gegen die Bullen des Nuncius, erklärten ſie für anſtöſſig, betrügeriſch und Aufruhr erregend, und als ſolche wurden ſie verurtheilt, durch die Hand des Henkers verbrannt zu werden. Dem Nuncius ſelbſt legten dieſe Gerichtshöfe eine perſönliche Erſcheinung vor ihnen auf, und da ſie unterblieb, erklärten ſie ihn des Gefängniſſes ſchuldig, verſprachen denen, die ihn ausliefern würden, eine Belohnung, und verboten bey Todesſtrafe, ihn aufzunehmen und zu beherbergen. Eben dieſer Parlamentsſchluß erklärte alle, die dieſe Bullen bekannt machen und unterſchreiben würden, für Majeſtätsverbrecher und ihrer Pfründen verluſtig. Es ward endlich verboten, Geld nach Rom zu ſchicken, und die Appellation des Generalprokurators an eine künftige Kirchenverſammlung ward genehmiget. Auch die dem König ergebenen Biſchöffe zeigten ihren Eifer, obgleich

1591 gleich in gemäſſigtern Ausdrücken, indem ſie erklärten, daß die Exkommunikationen des Nuncius ſowohl in der Sache als in der Form unbillig, daß ſie auf Anſuchen der Feinde Heinrichs geſchehen wären, und daß ſie weder die Biſchöffe noch andre dem König treue Katholiken bänden. Dem zu Folge ermahnten ſie die Schwachen, ſich nicht ſchrecken zu laſſen, ſondern in dem ihrem rechtmäſſigen Fürſten ſchuldigen Gehorſam zu verharren. Dieſer weiſen Verordnung der königlich geſinnten Biſchöffe ward von den liguiſtiſchen Prälaten widerſprochen, ſo wie die Parlamentsſchlüſſe von Tours und Chalons durch das Pariſer Parlament für nichtig erklärt wurden. Man ſchrieb gegen einander; man widerlegte; man ließ wechſelſeitig Schriften verbrennen. Dadurch wurden nur die Gemüther erhitzt, ohne in den Geſchäften fortzurücken: aber für den König war es freylich vortheilhaft genug, daß die Ligue nichts dabey gewann, beſonders nach folgendem Schritt, den er unter dieſen bedenklichen Umſtänden gewagt hatte. Heinrich der Dritte hatte im Jahr 1577 zu Poitiers ein den Reformirten ſehr günſtiges Edikt gegeben, widerrief es aber acht Jahre hernach, da ihn der Herzog von Guiſe zum Frieden von Nemours zwang. Nun glaubte Heinrich bey ſeiner ſchlimmen Lage zwiſchen beyden Parteyen, das nöthige gute Verſtändniß zwiſchen den Proteſtanten und Katholiken nicht beſſer herſtellen zu können, als wenn er ſeiner Partey jenes alte Edikt erneuerte. Der König ſtellte der deswegen angeſtellten Rathsverſammlung vor, daß zu befürchten wäre, die Reformirten möchten bey fortdaurendem Druck ſich ſelbſt Hülfe ſchaffen, und ſich, wenn ſie ihr angebohrner Fürſt verlieſſe, einen Anführer, wie ehedem den Admiral Coligni, wählen; da dann zween Könige im Königreich ſeyn würden. Die heranrückende fremde Armee

mee würde zum Vortheil der Reformirten fechten, 1591
wenn ſie erführe, daß ſie in der Bedrängniß leben müßten; um nun einer gänzlichen Trennung vorzubeugen, wäre weiter kein Mittel, als die Erneurung jenes Edikts vorhanden. Dieſe Erneurung erfolgte, ohngeachtet die Verſammlung faſt ganz aus Katholiken und vielen Biſchöffen beſtand, die aber fähig waren, die Beweggründe des Königs zu beurtheilen: doch mit der Klauſel, daß das Edikt nur ſo lange als ein Reichsgeſetz gelten ſollte, bis der Friede würde hergeſtellt ſeyn, und alsdann die Religionsbeſchwerden in der Güte könnten beygelegt werden.

Dieſe fremde Armee, von der Heinrich ſprach, und die 6000 Reuter und über 10000 Fußgänger ſtark war, rückte endlich aus verſchiedenen Gegenden Teutſchlands an die franzöſiſchen Gränzen. Heinrich legte, nach Eroberung der Städte Chartres und Noyon, ſeine Infanterie in die Plätze der Picardie, und zog mit der Reuterey den Teutſchen entgegen. Er freute ſich, ſie ſo wohl gerüſtet und muthvoll zu finden, und vermählte den Vicomten von **Türenne**, zur Belohnung für dieſen wichtigen Dienſt, mit der Erbin des Herzogthums **Bouillon.** Dies war zugleich ein politiſches mit vielen Vortheilen verknüpftes Geſchenk. Denn durch dieſe Vermählung entfernte Heinrich den Vicomten von den beträchtlichen Ländereyen, die er in Querci, Limouſin und Perigord beſaß, wo ihn die Menge ſeiner Vaſallen furchtbar machte; vornehmlich ſetzte er dem Herzog von Lothringen einen thätigen Feind entgegen, und ſicherte dieſen Theil der franzöſiſchen Gränze gegen feindliche Ueberfälle. Am erſten Tag nach der Hochzeit ſah ſich der König genöthigt, den Schmuck der neuen Gemahlin zu borgen, um die Teutſchen zu beſänftigen, die über den Mangel des ihnen verſprochenen Geldes zu klagen anfiengen. Und nun

1591 ſann Heinrich darauf, wo er den Herzog von Mayenne am vortheilhafteſten angreifen könnte. Dieſer Feldherr war durch päbſtliche Truppen verſtärkt worden, von denen die Ligue groſſe Thaten erwartete: allein, ſie hatten ſich unterwegs aufgehalten und geſchwächt, indem ſie dem Herzog von Savoyen im Delphinat gegen die königlichen Feldherren beygeſtanden und dabey viel gelitten hatten. Mayenne legte ſie daher mit dem Reſt ſeiner Armee in gute Quartiere, wo ſie ſich erholen und verwahren ſollten. Der König, der ſie nicht ſtöhren mochte, ſondern ſeine Abſicht einzig auf Rouen gerichtet hatte, bekam von allen Seiten her die günſtigſten Nachrichten. Seine Generale hatten in allen Provinzen die Oberhand, oder hielten doch den Feinden das Gleichgewicht. In Bretagne diente ihm der brave und unter den Waffen grau gewordene la Noue mit wenigen Truppen ſtatt einer ganzen Armee gegen den Herzog von Mercoeur; aber er verlohr auch dieſen vortrefflichen Helden, als er Lamballe belagerte, und die in der Mauer gemachte Oeffnung beſichtigte, um hernach einen Sturm zu wagen. Er hinterließ ſeinen Kindern nichts als Schulden, die er blos im Dienſt des Staats und aus Eifer für das Wohl deſſelben gemacht hatte.

So verlohr Heinrich ſeine beſten Bürger, da unterdes die unruhigen Köpfe, aller patriotiſchen Geſinnungen beraubt, Unwillen über die Mäſſigung und Fürſichtigkeit des Herzogs von Mayenne äuſſerten, und bedauerten, daß ſein Bruder, der weit lebhaftere und raſchere Herzog von Guiſe, nicht mehr am Leben war. Dies, und das ſich durchkreutzende Schreyen und Predigen der Liguiſten, der Sechszehner, der Spanier, und der ſogenannten dritten Partey machte dem Herzog von Mayenne den peinlichſten Verdruß, der im Auguſt dieſes Jahrs dadurch

durch noch weit mehr vergröſſert ward, daß der jun- 1591
ge Herzog von Guiſe, ſein Neffe, aus ſeinem bisherigen Gefängniß zu Tours entkommen war. Die Ligue triumphirte über dieſen Vorfall: aber Heinrich tröſtete ſich bald mit der Betrachtung, daß er zu mehrern Trennungen ſeiner Feinde Anlaß geben würde, wie hernach würklich geſchah. Die berüchtigte Herzogin von **Montpenſier**, die in dieſem jungen Neffen einen noch nicht vergeſſenen geliebten Bruder wieder aufleben zu ſehen glaubte, liebte ihn, wie es hieß, mehr, als es einer Tante zukam, und fieng an, den Herzog von Mayenne zu vernachläſſigen. Die Pariſer zündeten Freudenfeuer an, und die Spanier gründeten nunmehr Hoffnungen auf ihn, die ſie in der Folge zu Tage legten. Sie bezeigten ihm die höchſte Achtung, um ſich ihn verbindlich zu machen. Die ganze Partey ſchmeichelte ſich nun mit der Unterſtützung eines feurigen Oberhauptes, und bekam einen Schwung von Kühnheit.

Da die Sechszehner nach dem Mehlgefechte, unter dem Vorwand eines zu beſorgenden anderweitigen Ueberfalls, viertauſend Spanier zur Verſtärkung der Beſatzung in die Hauptſtadt eingenommen hatten, ſo erhob ſich darüber ein Streit zwiſchen ihnen und dem Parlament, der beyden Parteyen über ihre wechſelſeitigen Abſichten die Augen öffnete. Bisher hatten ſie geglaubt, ſie hegten einerley Geſinnungen, würden bey ihren Handlungen einzig und allein durch Religionseifer und Vaterlandsliebe beſeelt: aber jetzt ſahe das Parlament zu ſeiner äuſſerſten Verwunderung, daß die Sechszehner und ihre Anhänger nichts weiter wären, als ein Haufe von Verräthern, durch die Spanier erkauft, und, aus blinder Anhänglichkeit an ihnen, bereit, den Staat umzuſtürzen. Die Sechszehner hingegen waren betre-

ten,

1591 ten, daß man nicht eben ſo lebhaft, wie ſie, über das Intereſſe Spaniens wache, welches ſie für unzertrennlich von der Sache der heiligen Union hielten. Dieſe Entdeckungen erzeugten groſſes Mißtrauen unter Perſonen, die bisher innigſt vereint waren, Begierde des Widerſprechens ſowohl in Geſellſchaften als Schriften, und zuletzt den unverſöhnlichſten Haß. Um ſich zu erhalten, hieng ſich jede Partey an diejenigen, von denen ſie die ſtärkſte Unterſtützung hoffte, die Sechszehner an die Spanier, das Parlament an den Herzog von Mayenne. Hingegen bewies dieſer auch mehr Achtung gegen das Parlament, als vorher, zumal ſeitdem ihn der nach Spanien geſchickte Präſident Jeannin von den wahren Abſichten des dortigen Hofs unterrichtet hatte, welche einzig dahin giengen, durch Hülfe einer Reichsverſammlung, die von der Rotte der Sechszehner ſollte gelenkt werden, die ſpaniſche Infantin, Iſabelle Klare Eugenie, Philipps des Zweeten geliebteſte Tochter, auf den franzöſiſchen Thron zu erheben.

Unter dieſen Umſtänden ſtarb Pabſt Gregor der Vierzehnte, worüber die Liguiſten ſehr beſtürzt wurden. Sein Nachfolger, Innocenz der Neunte, hatte zwar ſeine Wahl gröſtentheils der ſpaniſchen Partey zu danken: dennoch erklärte er, daß ihm der Zuſtand ſeiuer Finanzen nicht erlaube, die von Gregor nach Frankreich geſchickten Truppen länger zu beſolden. Sie würden auch ihre Standquartiere verlaſſen haben, wenn ſie Spanien nicht in Sold genommen hätte. Ueberhaupt ſcheint es, daß dieſer Pabſt eben nicht geneigt war, die ſpaniſchen Schliche zu begünſtigen, indem er ein lebhaftes Verlangen äuſſerte, die Anarchie in Frankreich durch die Wahl eines katholiſchen Königs geendigt zu ſehen. Er ſchlug zu dem Ende den Kardinal von Bourbon vor, und gab dadurch der dritten Partey neues Leben.

ben. Sega aber, Biſchof von Piacenza und bald 1591
hernach Kardinal, blieb auf Spaniens Empfehlung in Frankreich, und fuhr fort, alles aufs äuſſerſte zu treiben, ob ihm gleich der päbſtliche Hof Mäſſigung einſchärfte. Er fuhr nur deſto kühner fort, je mehr er ſich ſchmeichelte, die Entwürfe des ſpaniſchen Hofs würden bald durch die Rückkehr des Herzogs von Parma nach Frankreich ausgeführet werden. Dieſer Feldherr ward hierzu bewegt, theils durch das dringende Bitten des Herzogs von Mayenne, welcher ſich mit Heinrichen zu vergleichen drohte, woferne man den Entſatz der Stadt Rouen nicht beſchleunigen würde, indem die Eroberung derſelben nothwendig den Abfall vieler andrer Städte, vielleicht den völligen Umſturz der Ligue, nach ſich ziehen müßte; theils durch die Abſicht, die Wahl der Infantin zur Königin von Frankreich zu befördern. Zur Sicherheit auf den Fall eines mißlichen Ausgangs verlangte er den feſten Platz la Fere, um dort ſein ſchweres Geſchütz zu verwahren. Mayenne verwarf dieſe Forderung, zumal da ihm dieſe Feſtung, als ein Theil des Brautſchatzes ſeiner Gemahlin, eigenthümlich zugehörte; und doch mußte er endlich geſtatten, daß la Fere ſpaniſche Beſatzung einnahm, ſo lang das ſchwere Geſchütz daſelbſt bleiben würde.

Auf dieſen Vortheil rechnete der Herzog von Parma ſehr viel: aber die zu Paris ſich aufhaltenden ſpaniſchen Unterhändler, Johann Baptiſt Taxis und Diego d'Ibarra, giengen mit weit prächtigern Entwürfen ſchwanger und beſtärkten Philipp den Zweeten in ſeinem ſchimäriſchen Vorhaben, ganz Frankreich zu unterjochen. Man glaubte dahin zu gelangen, wenn man groſſe Summen an die Rotte der Sechszehner verſchwendete: allein, dadurch wurden ſie nur deſto kecker gemacht, in ihren Verbrechen fortzufahren, deren Schrecklichkeit

 ſie

1591 ſie endlich alles Anſehns vollends beraubte. Die hitzigſten Glieder der Rotte hielten aufrühriſche Verſammlungen, worin ſie ungeſcheut gegen die Langſamkeit des Herzogs von Mayenne loszogen, und den Kaltſinn, der ſich ſogar unter die Sechszehner einzuſchleichen anfienge, beklagten. Dieſen Kaltſinn ſchrieben ſie den geheimen Friedensneigungen des Kardinals von **Gondi**, Biſchofs von Paris, zu. Dieſer ſanftmüthige Prälat war dem Legaten läſtig, der dann, um ſeiner los zu werden, ihm andeutete, er ſollte entweder das Dekret der Sorbonne unterſchreiben, oder Paris verlaſſen. Gondi wählte das letztere. Man verfuhr gerichtlich wider ihn, zog ſeine Einkünfte ein, und verwendete ſie zum Vortheil der Rotte; und ſo war der Legat auf einmal zu Paris Herr in geiſtlichen Dingen. Um auch in weltlichen Angelegenheiten die Oberhand zu erlangen, war nur der ehemalige Einfluß der Sechszehner in dieſelbe nöthig: allein, wir haben geſehn, daß der Herzog von Mayenne zur Vorſorge einige kluge Männer in den Staatsrath gebracht hatte, die Hitze der Aufrührer zu bändigen. Dieſe fühlten auch den Zaum, und um ihn von ſich zu ſchaffen, geriethen ſie auf den Einfall, eine Bittſchrift aufzuſetzen, worin ſie von dem Herzog verlangten, er möchte doch geſchicktere und der heiligen Union gewogenere Männer in den Staatsrath aufnehmen; darunter verſtanden ſie aber Schwärmer und Enthuſiaſten, wie ſie ſelbſt waren. In eben der Bittſchrift beſchwerten ſie ſich, daß das Parlament einen gewiſſen **Brigard**, Prokurator der Stadt, freygeſprochen habe, da er doch eines Verſtändniſſes mit dem Bearner beſchuldiget wäre. Mayenne machte ihnen lebhafte Vorwürfe, daß ſie ſich in die Regierung des Staats miſchen wollten, daß ſie ſeine Handlungen übel auszulegen, und ihn beym Volk anzuſchwärzen ſuchten, daß ſie

ſich den Rathſchlägen der Spanier blindlings über= 1591
lieſſen, zum Nachtheil der Treue, die ſie ihm als Generalſtatthalter der Krone ſchuldig wären. Doch verſprach er ihnen einige Genugthuung wegen des Handels mit Brigard. Weil aber Mayenne dies blos zu ihrer Beruhigung verſprach und es nicht erfüllte, ſo wendeten ſie ſich an Brigards Richter oder ans Parlament, deſſen Präſident der bekannte geſchickte Rechtsgelehrte Briſſon war. Dieſer hatte Brigarden freygeſprochen, weil er nicht überwieſen werden konnte: dadurch aber und durch andre vorſichtige Handlungen hatte er ſich bey den Sechszehnern ſo verhaßt gemacht, daß ſie ihn meuchelmörderiſch wollten tödten laſſen. Weil aber dies nicht bequem geſchehen konnte, ſo wollten ſie, um einiger verſtändigen Männer willen, ihn mit einigem Anſtrich der Juſtiz aus dem Weg räumen. Zu dem Ende brachten ſie es erſt dahin, daß aus ihrer Rotte zwölf der hitzigſten und blutgierigſten als ein Ausſchuß, der die dringendſten Geſchäfte mit aller Vollmacht abthun dürfte, gewählet wurden, die dann dem Parlament und dem Herzog von Mayenne durch Bittſchriften und Zudringlichkeiten wegen Brigard höchſt beſchwerlich wurden. Eines Tages ſtand Büßi le Clerc, Befehlshaber der Baſtille, im Staatsrath, als ein Schwärmer, plötzlich auf, und ſchlug eine neue Unterzeichnung des Unions=Edikts vor. Zugleich legte er ein weiſſes Papier hin, unter dem Vorwand, man habe jetzt nicht Zeit, das Formular darauf zu ſchreiben; ſie möchten alſo nur einsweilen ihre Namen unterzeichnen, und er ſelbſt ſchrieb den ſeinigen zuerſt hin. Ob nun gleich einer und der andere Schwierigkeiten darüber machte, ſo wurden ſie doch durch das Beyſpiel der übrigen mit fortgeriſſen. Eben ſo verfuhr man in der Sorbonne; die Doktoren mußten ihre Namen auf ein leeres Papier

1591 ſchreiben. Ueber dieſe Namen ſetzte nunmehr der Ausſchuß der Zwölfer das Todesurtheil des Präſidenten **Briſſon**, des Parlamentsraths Klaudius **Larcher**, und des Raths beym Chatelet, **Johann Tardif**; die beyden letztern waren den Aufrührern blos wegen ihrer friedlichen Geſinnungen verhaßt.
am 16. Nov. Dieſe drey obrigkeitlichen Perſonen alſo wurden, ohne weitern Proceß, nach Verleſung ihres Todesurtheils gehängt. Dieſe Miſſethat that eine ganz unerwartete Würkung für die Rotte. Das Volk beobachtete ein trauriges Stillſchweigen, und legte dadurch ſeinen Unwillen an den Tag. Dies bewog die Miſſethäter, auf ihre Sicherheit zu denken; ſie waren ſtets verſammlet; der Ausſchuß ſuchte das Verbrechen genehmigen zu laſſen: umſonſt! Sie ſchrieben an den König von Spanien, und flehten um deſſen Schutz; ſie baten die ſpaniſchen Unterhändler und den jungen Herzog von Guiſe, ſich bey dem Herzog von Mayenne, deſſen Zorn ſie vornehmlich zu fürchten hatten, zu ihrem Beſten zu verwenden; ſie wendeten ſich deshalb ſogar an die Mutter und die Schweſter des Generalſtatthalters, die Herzoginnen von Nemours und von Montpenſier. Dieſe ſchrieben ihrem Verwandten, der ſich mit der Armee zu Soiſſons aufhielt, um den Herzog von Parma zu erwarten, die dringendſten Briefe. Das Parlament, die vornehmſten Bürger und der Adel thaten eben dies. Alle beſchwuren ihn, auf der Stelle nach Paris zu kommen und ſie von Sklaverey und Tod zu erretten. Die ſpaniſchen Unterhändler hingegen bemühten ſich, ihn zurückzuhalten, und ihn in Furcht zu ſetzen, indem ſie vorgaben, das Volk ſey ſehr geneigt, die Urheber des an den Magiſtratesperſonen begangenen Mords zu vertheidigen; ſie riethen ihm, ſich der Gefahr nicht auszuſetzen, und die Sache von fern abzumachen; endlich erboten ſie

ſich zu Mittlern und verſprachen, von den Schuldi- 1591
gen hinreichende Genugthuung zu erlangen. Ohne darauf zu achten, läßt der Herzog ſeine Armee unter den Befehlen des Herzogs von Guiſe, ſeines Neffen, nimmt einen Haufen ausgeſuchter Reuterey zu ſich, fliegt nach Paris, bringt die Bürgerſchaft unter die Waffen, und fordert die Baſtille auf. Da der Befehlshaber, Büſſi le Clerc, Schwierigkeiten macht, läßt er Kanonen aufführen; worauf Büſſi ſich ergiebt, unter der einzigen Bedingung, daß man ihn wegen des Todes der Magiſtratsperſonen nicht belangen möchte. Fünf Tage vergiengen unter Anordnung tüchtiger Wachten und unter Einziehung der benöthigten Nachrichten. Die ſpaniſchen Unterhändler, die Verwandten und Freunde der Miſſethäter erneuerten ihre Fürbitten. Keiner ſuchte das Verbrechen zu rechtfertigen; blos die gute Abſicht führten ſie zur Entſchuldigung an. Der unerforſchliche Mayenne hört alles an, giebt aber weder Hoffnung noch Furcht: aber in der Nacht vom dritten auf den vierten December überfällt man auf deſſen Befehl den Kommiſſar Louchard und die Quartierskapitäne Anroux, Emmonot und Ameline in ihren Betten, hängt ſie im Louvre auf, und am folgenden Morgen an öffentlichen Galgen, dem ganzen Volk zur Schau. Zugleich wurde eine Vergeſſenheit des Vergangenen bekannt gemacht, wovon nur der Staatsrath Crome und der Quartierskapitän Cocheri ausgenommen waren, die man vergeblich ſuchte und die würklich entkamen. Der gleichfalls ausgenommene Gerichtsſchreiber und der Henker wurden noch in der Folge ergriffen und hingerichtet. Da alſo die Ruhe in der Stadt wieder hergeſtellt und die Tyranney der Sechszehner zerſtöhrt war, kehrte Mayenne wieder zur Armee zurück, zu der bald hernach das Heer des Herzogs von Parma ſtieß.

1591 Während dieſer Zeit wurden Heinrichs Angriffe auf Rouen lebhaft betrieben. Dieſe Stadt, die neunzehn Jahre vorher eine hartnäckige Belagerung gegen die Katholiken ausgehalten hatte, war damals voll von blinden Anhängern der Ligue. Die Beſatzung war zahlreich, ſtand unter einem ehrbegierigen und erfahrnen Befehlshaber, mit Namen Villars-Brancas, der vom Parlament und von der Bürgerſchaft alle Unterſtützung genoß, und that einen höchſtverzweifelten Widerſtand. Bey der genaueſten Vertheilung der Lebensmittel empfand die Stadt gegen das Ende des Decembers doch Mangel, und erwartete daher ungeduldig den Entſatz des
1592 Herzogs von Parma. Dieſer zog auch würklich durch die Picardie mit eben der bewundernswürdigen Ordnung, die er bey ſeinem erſten Einfall in Frankreich beobachtet hatte. Der König ließ den größten Theil ſeines Heers vor Rouen, und zog mit einem Haufen guter Reuterey dem Feind entgegen, um ihn durch häufige Anfälle in ſeinem Marſch aufzuhalten. Und hier könnte man viele Bogen mit den Umſtänden dieſes muſterhaften Feldzugs überhaupt füllen: wir müſſen uns aber, unſerm Zweck gemäß, kurz faſſen, und verweiſen die Liebhaber des Militarweſens auf Davila's Werk und auf andere gleichzeitige Geſchichtſchreiber. Heinrich verlohr den ſpaniſchen Feldherrn nicht aus dem Geſicht, ſo lang er ſich in der Normandie befand und wieder in die Niederlande zurückkehrte. Er bot immer mit ſeinem kleinen Heere dem Feind die Spitze. Bey dieſer Standhaftigkeit und bey dem Gerücht von der ihm drohenden Gefahr wuchs es bald durch den herbeyeilenden Adel, ſo daß Heinrich nun ernſthaftere Angriffe thun und zuletzt gar die Feinde einſchlieſſen konnte, welche auf einer ſchmalen Erdzunge ſtanden, die auf drey Seiten durch die dort breit ſtrömende

Seine

Seine und an der vierten durch die königliche Armee 1592
begränzt war. Den Spaniern gebrach es an Brod und Pferdefütterung, und das trübe Waſſer des Fluſſes war der Geſundheit nachtheilig; der naſſen Witterung nicht zu gedenken. Zum höchſten Unglück lagen die beyden Feldherren darnieder; Farneſe an ſeiner Wunde, Mayenne an einer vernachläſſigten Unpäßlichkeit. Alles ſchien verlohren; und doch war das Vertrauen der Spanier auf ihren Führer ſo ſtark, daß ſie weder Unruhe noch Furcht blicken lieſſen, und nur wenige verliefen ſich. Der Herzog von Parma ſammlete alle ſeine Kräfte, faßte einen feſten Entſchluß, ertheilte ſeine Befehle, und ſetzte am 22.
an einem Morgen ſehr früh mit ſeinem ganzen Heer May.
auf einer Menge von Fahrzeugen über den Fluß, ohne bemerkt zu werden. Durch angeſtrengte Züge kam er in zween Tagen nach St. Cloud, gieng dort wieder über die Seine, zog vor Paris vorbey, und ruhte nicht eher aus, als bey Chateau-Thierri, da er ſich vor dem Nachſetzen des Königs in völliger Sicherheit ſahe. Auf dieſe Art entgieng Heinrichen plötzlich ein Sieg, den er durch ſo viele Mühſeligkeiten verdient hatte, und den er als zuverläſſig betrachtet hatte. Kaum wollte er ſeinen eigenen Augen trauen, als er die Feinde verſchwunden ſahe. Zwar ſchickte er ſogleich einige Haufen zum Nachſetzen ab, ſie konnten aber blos einige Kranke und Matte gefangen nehmen. Zween Tage vergiengen unter Berathſchlagungen; endlich beſchloß er, aus Mangel des Geldes, einen Theil ſeiner zahlreichen Armee abzudanken, und mit einem ausgeſuchten Haufen eilte er durch Picardie und Champagne, um den Herzog von Parma noch auf der Gränze abzuſchneiden: es war aber zu ſpät, und Heinrich mußte ſich mit dem Ueberfall und der Einnahme einiger Städte in Champagne begnügen. Vor Epernai litt er einen ſehr em-

1592 pfindlichen Verluſt durch den Tod des tapfern und einſichtsvollen Marſchalls von **Biron**. Vorher ſchon waren auch zween andre erfahrne königliche Feldherren geſtorben, der Herzog von **Montpenſier** und der Herr von **Guitri**.

Als der Herzog von **Parma** dem König entwiſcht war, ſo bat ihn **Mayenne** angelegentlichſt, in Frankreich zu bleiben. Dieſe Bitten waren fruchtlos, und Mayenne nahm ſeinen Aufenthalt zu Rouen, theils aus Verdruß, theils wegen Unpäßlichkeit, und ward faſt von jedermann verlaſſen. Alle Truppen, ſelbſt die päbſtlichen, folgten der groſſen Armee, und ſchienen ganz dem jungen Herzog von Guiſe ergeben zu ſeyn, gegen den der Herzog von Parma, wenigſtens äuſſerlich, viele Freundſchaft bezeigte, und der ſich ſtellte, als wenn er die Truppen, die er in Frankreich laſſen wollte, deſſen Oberbefehl untergeben würde. Unter ſolchen Umſtänden ließ ſich **Mayenne** in Unterhandlungen ein, deren Triebfeder von ſeiner Seite der **Villeroi** war, und von Seiten des Königs der **Mornai**. Beynahe wären ſie aber gleich beym erſten Vortrag zerriſſen worden, weil der Herzog vor allen Dingen verlangte, daß der König die Religion zu ändern verſprechen ſollte; und Heinrich wollte doch nicht hierzu gezwungen ſeyn. Man wählte alſo einen Mittelweg, vermöge deſſen die Religionsänderung dem Pabſt überlaſſen ſeyn und der König zu dem Ende eine feyerliche Geſandſchaft nach Rom ſchicken ſollte. Ferner ſollten die Städte und Feſtungen, die eben damals katholiſche Befehlshaber hätten, dieſe noch ſechs Jahr lang behalten; Mayenne ſollte für ſich und alle ſeine Nachkommen die Statthalterſchaften in Burgund und Lyonnois bekommen, und zwar mit allen Regalrechten, und mit einer der höchſten Kronbedienungen, z. B. der Konnetabelwürde, oder der

Gene=

Generalſtatthalterſchaft des Königreichs; ſo ſollten 1592
auch die Herzoge von Nemours, Guiſe, Mercoeur, Joyeuſe und Aumale gute Statthalterſchaften bekommen; die Katholiken ſollten bey allen ihren Aemtern geſchützt werden; und der König ſollte durch ein Edikt erklären, daß der Krieg blos der Religion wegen wäre geführet worden, und daß Mayenne an dem Tode Heinrichs des Dritten unſchuldig ſey. Mornai verwarf dieſe harten Bedingungen gerade zu: weil er aber überzeugt war, daß Mayenne die ganze Unterhandlung blos deswegen angefangen habe, um die Spanier eiferſüchtig zu machen und eine beſſere Begegnung von ihnen auszuwürken; ſo machte er die angeführten Artikel, wider die Verabredung, bekannt, in Hoffnung, dadurch eine Trennung der Ligue zu bewerkſtelligen, wenn nämlich dieſe ſähe, daß Mayenne für ſich Unterhandlungen triebe, und nur auf ſeine und ſeiner Verwandten Vortheile bedacht wäre: allein dieſe Liſt ſchlug wider alle Vermuthung zum Beſten des Herzogs aus. Die Groſſen des Reichs, die im Beſitz der beſten Städte waren, wurden ihm nur deſto mehr ergeben, weil er ſo gut für ſie ſorgen wollte; ſeine Verwandte waren auch mit den ſie betreffenden Bedingungen zufrieden, und das Volk ſegnete ihn, daß er Frieden ſuchen wollte. Um ihn nicht zur Verzweiflung zu treiben, vergönnte ihm der Herzog von Parma den Oberbefehl über die in Frankreich zurückgelaſſenen Truppen, und der Pabſt endlich bekam vollkommenes Vertrauen zu dem Herzog, da er deſſen gewiſſenhafte Ergebenheit gegen den römiſchen Stuhl ſahe.

Klemens der Achte, der damalige Pabſt, war im Februar dieſes Jahrs Innocenz dem Neunten gefolgt. Da er, ſo wie dieſer, von der damals bey den Pabſtwahlen ſo mächtigen Parthey der Spanier war erkohren worden, ſo konnte er nicht umhin,

1592 Anfangs den Entwürfen ſeiner Wohlthäter gemäß zu handeln: aber ſeine tiefe Einſicht in Staatsgeſchäfte und ſein Trieb, ſelbſt zu regieren, lieſſen für die Zukunft klügere Schritte hoffen. Dennoch beſtätigte er den Kardinal von Piacenza als Legaten in Frankreich, und ſchärfte ihm die Beſchleunigung der Wahl eines katholiſchen Königs ein, indem er den König von Navarra ausſchloß, ohne ihn jedoch zu nennen. Das darüber ausgefertigte Breve ward im Oktober vom Pariſer Parlament angenommen, im November von den Parlamentern zu Tours und Chalons unterdrückt, und im December dieſe Unterdrückung zu Paris öffentlich verbrannt. Alles dies war nur ein Spiel fürs Volk; die beyderſeitigen Miniſter hüteten ſich wohl, die Sachen aufs äuſſerſte zu treiben und alle Auswege zum Vergleich zu verſperren. Der Pabſt nahm nach einigen Schwierigkeiten den Kardinal von Gondi, Biſchof von Paris, zu Rom auf, ob er gleich dem König Heinrich ergeben war. Dieſer hingegen gab den meiſten katholiſchen Prälaten, die einen Patriarchen über Frankreich verlangten, kein Gehör; und obgleich die Parlamenter zu Tours und Chalons ſich widerſetzten, ſo ſchickte er doch eine Geſandſchaft nach Rom.

So viel Mäſſigung von beyden Seiten mißfiel den eifrigen Liguiſten zu Paris. Sehr gern hätten die Sechszehner neue Verwirrungen geſtiftet: aber ihre günſtige Epoche war vorbey. Das ſchreckliche Schauſpiel mit dem Präſidenten Briſſon und ſeinen Mitbrüdern, hatte den Vornehmern der Stadt die Augen vollends geöffnet. Sie verſammleten ſich, und kamen nach reifer Prüfung der bisherigen Begebenheiten darin überein, daß alles Unglück daher gekommen ſey, weil ſie in ihren Bedienungen Leute von geringer Herkunft, und denen es an Kenntniſſen und Grundſätzen gefehlt habe, neben ſich geduldet,

det, welches die Spanier und die Häupter der ligue 1592
leicht zu den für ihre Entwürfe nothwendigen Ausſchweifungen hätte bewegen können. Sie beſchloſſen daher, das ihnen entzogene Anſehn wieder zu gewinnen, und nicht länger zu leiden, daß die für vornehmere Bürger beſtimmten Stellen von Menſchen bekleidet würden, die ihre Armuth zu Empörungen geneigt mache. Die ehemaligen Oberſten oder Hauptleute der Stadt wurden dem zu Folge in ihr von den Sechszehnern entriſſenes Recht wieder eingeſetzt; wodurch die ſpaniſche Partey einen tödtlichen Stoß empfieng. Denn von den ſechszehn Oberſten erklärten ſich dreyzehn wider ſie, und das Volk ſelbſt fieng an ihrer zu ſpotten, und zugleich des Kriegs und der damit verknüpften Mühſeligkeiten überdrüſſig zu werden. Zu Paris ward das Brod theuer, weil der König nach dem Abzug des Herzogs von Parma faſt alle Zufuhr abſchnitt. Man wagte es alſo, in einer bey dem Abbt von St. Genevieve gehaltenen Verſammlung von der Nothwendigkeit eines Vergleichs mit dem König zu ſprechen. Die Aufrührer nennten dieſe Partey die Politiker, weil ſie, ihrer Meinung nach, den Staat und die Religion ihren beſondern Vortheilen aufopferten. Wenig bekümmert über ſolche Beſchuldigungen brachte dieſe neue Partey die alte, die wenigſtens nicht ſtärker war, zum Stillſchweigen und zur Unthätigkeit. Der Präſident Aubrai hielt mit dem Reſt der Sechszehner vor dem Statthalter, Grafen von Belin, eine Unterredung, wobey er ſie Fragweiſe zum Geſtändniß brachte, daß ſie weder das Parlament noch den Herzog von Mayenne über ſich erkennen wollten; er zeigte ihnen ferner auf das deutlichſte die Schädlichkeit ihrer Verbindungen mit den Spaniern; er bewies ihnen, ſelbſt aus der Amneſtie des Herzogs von Mayenne, das Unerlaubte ihrer Verſammlungen.

1592 gen. Da ſie ſich alſo nicht mehr getraueten, in ihrem eigenen Namen zu ſprechen, ſo ſteckten ſie ſich hinter die Sorbonne, die ihnen nach der freywilligen oder gezwungenen Entfernung der geſchickteſten Doktoren zu Willen lebte, und den Herzog von Mayenne um Vollziehung ihrer Dekrete bat, vermöge welcher unter den ſtrengſten Strafen verboten war, von einem Vergleich mit dem König von Navarra zu ſprechen. Dadurch legten ſie aber nur ihren böſen Willen deſto deutlicher an den Tag. Die Politiker rächten ſich damit, daß ſie die Prediger der Ligue in Verachtung brachten, und dem Volke nach und nach die Ueberzeugung beybrachten, es ſey unanſtändig, wenn die Diener der Religion von Staatsſachen reden wollten, und Schmähungen von den Kanzeln ertönen lieſſen.

Solche vorläufige Anſtalten verſprachen den Ständen, welche die Ligue zu Paris verſammlen wollte, keinen vortheilhaften Ausgang. Und doch war es mit ihrer Verſammlung ſchon zu weit gekommen. Den König ausgenommen, verlangten ſie auch alle kriegführende Parteyen, weil ſich alle, Spanien, Liguiſten, groſſe Städte, Prinzen, Befehlshaber ꝛc. während des Kriegs in einer ſchwankenden Lage befanden, die, wie ſie hofften, durch eine feyerliche Verſammlung der Reichsſtände Feſtigkeit erlangen würde. Jeder dachte dabey zu gewinnen; die Befehlshaber die Beſtätigung ihrer Würden, die Fremden die Beſtätigung der Gränzplätze, oder auch wohl ganzer Provinzen, und das Volk den Frieden. Der König hingegen konnte dieſe Verſammlung nicht anders anſehn, als ein gegen ihn zubereitetes Ungewitter. Der weiſe Sülli bewies ihm dies aus der dadurch zu beſorgenden Vereinigung ſeiner Feinde, welche, wenn ſie einzeln handelten, ihm nie die Krone würden rauben können; und

da einmal die Verſammlung nicht zu vermeiden war, 1592
ſo rieth er ihm, durch Unterhandlungen mit einzelnen Gliedern den Saamen der Zwietracht und Eiferſucht unter ihnen auszuſtreuen. Zu ſeinem Glück befolgte Heinrich dieſen Rath während und nach der Reichsverſammlung. Nach einigen Zwiſtigkeiten, da die Spanier Soiſſons, die lothringiſchen Prinzen aber Reims zum Ort der Verſammlung genommen wiſſen wollten, wählte der Herzog von Mayenne Paris, wo die Verſammlung im Januar 1593 1593
würklich gehalten wurde. Anfangs war ſie weder zahlreich noch glänzend; auch die bey ihrer Eröffnung gehaltene Reden ſind keine Meiſterſtücke. Kaum waren die Sitzungen angefangen, ſo wurden ſie gehemmt, unter dem Vorwand der kriegeriſchen Geſchäfte, die den Herzog von Mayenne aus Paris riefen, in der That aber nur deswegen, weil man mit einer Unterhandlung umgieng, deren Ausgang die Theilnehmer ſehen wollten, ohne erſt weiter darin fortzugehen; und dann weil die Häupter der Ligue und die Spanier nicht einmal über den Zweck der Reichsverſammlung einſtimmig waren. Soll man den vorher ausgeſtreuten Schriften der Parteyen glauben, ſo waren aller Gedanken auf die Endigung der Unruhen und auf das Wohl des Staats gerichtet, welches, wie ſie glaubten, von der Wahl eines katholiſchen Königs abhienge. Allein durch dieſe anſcheinende Gleichförmigkeit der Geſinnungen blickte eine ſehr wichtige Verſchiedenheit durch. Denn Mayenne gab in ſeiner Erklärung zu verſtehen, daß er Heinrichen als König erkennen würde, wenn er ſich zur Religionsänderung entſchlöſſe; der päbſtliche Legat hingegen und die Spanier behaupteten als unſtreitig, daß ein zurückgefallener Ketzer nie eine Krone tragen dürfe, und verwarfen daher Heinrichs Wahl, ſelbſt dann, wenn er katholiſch würde, ſuchten

1593 ten folglich den Krieg noch mehr zu verlängern. Allein die Geſpinnſte aller dieſer Politiker wurden auf eine Art zerriſſen, die ſich niemand gedacht hatte. Mayenne hatte in ſeiner Erklärung die königlich geſinnten Katholiken ermahnt, Abgeordnete dazu zu ſenden; indem er ihnen alle mögliche Sicherheit verſprach, und erklärte, daß, wenn ſie ſich weigerten, ſie die Fortſetzung der Unruhen ſich ſelbſt, nicht aber ihm zuſchreiben müßten. Heinrich gab eine dieſer Schrift entgegenſtehende Erklärung heraus, und verwarf überhaupt die ganze Verſammlung als einen Angriff auf die königliche Macht und erklärte die Abgeordneten für Beleidiger der Majeſtät: allein, ſeine getreueſten Miniſter riethen ihm, der Einladung, mit der Mayenne ſeine Schrift endigte, nicht zu widerſtreben. Ihre Gründe bewogen den König, in die angebotene Konferenz zu willigen. Es kam nur noch darauf an, ſolche Wendungen zu finden, wodurch die Parteyen näher zuſammengerückt würden, ohne dem königlichen Anſehn etwas zu vergeben, weil ſich Heinrich nun einmal gegen die Reichsverſammlung erklärt hatte, und ohne die Stände zu beleidigen, die doch als geſetzmäſſig berufen erkannt ſeyn wollten. Alles dies ward klug ausgeführt in einer Schrift, die im Namen der katholiſchen Prinzen, Prälaten, Herren und anderer getreuen Unterthanen des Königs aufgeſetzt und durch einen Staatsſekretar unterzeichnet war, mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs. Nach den gewöhnlichen Verſicherungen, daß man blos das Wohl des Staats und der Religion zum Zweck habe, und nach einem Ausfall gegen die Spanier, auf die man die Schuld alles bisherigen Unglücks warf, forderte man den Herzog von Mayenne und ſeinen Anhang auf, einen bequemen Ort zwiſchen Paris und St. Denis zu beſtimmen, und Abgeordnete dahin zu ſchicken, um mit

denen,

denen, welche die Royaliſten abſenden würden, in 1593
Güte über die vorliegenden Angelegenheiten zu rathſchlagen. Dieſes Schreiben ward durch einen Trompeter nach Paris geſchickt, und am Ende des Januars, zween Tage nach Eröffnung der Reichsverſammlung bekannt gemacht, und ſetzte dieſe in groſſe Verwirrung. Einige ſahen es als einen wichtigen Fehler an, daß ſich nicht die Royaliſten ſelbſt, ſondern ein Staatsſekretar unterſchrieben hatte; andere entdeckten darin blos den Vorſatz, die Geſchäfte der Stände zu hemmen und ſie dem Volke verhaßt zu machen, im Fall ſie keine günſtige Antwort gäben; die Spanier und der Legat erklärten es für bloſſe Ketzerey, weil darin die Wohlfahrt des Staats der Religion vorgeſetzt und behauptet würde, ein zurückgefallener, verdammter und exkommunicirter Ketzer könne einiges Recht an die franzöſiſche Krone haben. Sie übergaben das Schreiben ihren Theologen, die es für abgeſchmackt, ketzeriſch, ſchiſmatiſch, gottlos und aufrühriſch gegen die Kirche erklärten. An dieſe harte Erklärung kehrte ſich der gröſſere Theil der Abgeordneten nicht, ſondern nahm den Vortrag in Ueberlegung, und entſchied, daß man die angebotene Zuſammenkunft nicht ausſchlagen könne, ohne ſich zu entehren, weil Mayenne ſelbſt die Royaliſten dazu eingeladen habe. Um aber doch den Legaten, die Spanier und ihre Anhänger nicht allzu mißvergnügt zu machen, ward beſchloſſen, während der Konferenz weder mittelbaren noch unmittelbaren Umgang mit dem König von Navarra noch mit andern Ketzern zu hegen, ſondern blos mit den Katholiken von der Gegenpartey zu unterhandeln. Zwey Monate vergiengen unter ſorgſamen Berathſchlagungen und unter Hin- und Herſchicken, ehe man dieſen Entſchluß faſſen konnte. Das Dorf Surenne, zwo franzöſiſche Meilen von Paris, ward zur Verſammlung

der

1593 der beyderſeitigen Abgeordneten gewählt, die in den letzten Tagen des Aprils anfieng.

Während der Zwiſchenzeit hatten die Stände einige wenig bedeutende Sitzungen gehalten, und in der einen die Frage unterſucht, ob es rathſam ſey, die tridentiſche Kirchenverſammlung anzunehmen? Zum größten Verdruß des Legaten, der ſo viel auf die Ergebenheit der Stände gegen den päbſtlichen Stuhl gerechnet hatte, blieb der Vortrag unentſchieden. Dieſe Schläfrigkeit einer Verſammlung, von der man ſich ſo viel Eifer verſprochen hatte, rührte von der Abweſenheit ihres Hauptes her. Mayenne, ungewiß wegen des Ziels, zu welchem hin er die Stände richten ſollte, hatte ſie nach der erſten Sitzung verlaſſen, und war in die Picardie gereiſt, um von Spanien Truppen und Geld in Empfang zu nehmen und die Geſinnungen dieſes Hofs deſto beſſer zu ergründen. Herzog Alexander von Parma war eben an den Folgen der in Frankreich empfangenen Wunden und der Beſchwerlichkeiten des letzten Feldzugs geſtorben. Der Verluſt eines ſo groſſen Feldherrn mußte nothwendig in den Niederlanden eine den Spaniern, folglich auch den Liguiſten nachtheilige Veränderung verurſachen. Es war alſo der Klugheit des Herzogs von Mayenne gemäß, erſt vor Ausführung der Wahl eines Königs die Hülfsquellen, die man ihm zu ſeiner Unterſtützung anbieten würde, zu beſichtigen, und zu erfahren, wenn dieſe Gehülfen den Thron beſtimmen wollten. Dieſes politiſche Geheimniß entwickelte ſich bey der Unterredung des Herzogs zu Soiſſons mit dem Herzog von **Feria** und mit den übrigen ſpaniſchen Miniſtern, Mendoza, Taxis und Ibarra, welche ſogleich als ausgemacht vorausſetzten, die **Bourbons** könnten als Ketzer den Thron nicht einnehmen; dadurch, folgerten ſie, iſt das falſche Geſetz von ſelbſt vernichtet,

und

und die Infantin Iſabelle von Spanien hat alsdann 1593
das nächſte Recht an die Krone, da ſie von der älteſten Schweſter Heinrichs des Dritten gebohren worden iſt; oder wenn auch die Wahl eines neuen Königs der franzöſiſchen Nation überlaſſen werden ſoll; ſo muß ſie doch für Iſabellen ausfallen, weil es theils überhaupt ſchicklich iſt, die am nächſten verwandte Perſon zu wählen, theils auch aus Erkenntlichkeit gegen den König von Spanien, ohne den Frankreich längſt ketzeriſch geworden und unter das Joch des Königs von Navarra gekommen wäre. Von der Güte dieſer Gründe waren die Spanier ſo ſehr überzeugt, daß ſie gar keine Einwendung beſorgten und daher dem Herzog von Mayenne die ſchönſten Verſprechungen thaten und ihm den unumſchränkten Oberbefehl der Armeen nebſt allen Würden und Gütern, die er verlangen könnte, anboten. Da er aber hörte, daß dieſe Armeen ſich auf tauſend Pferde und viertauſend Mann zu Fuß einſchränkten, und daß man ihm nicht mehr, als fünf und zwanzigtauſend Dukaten zu geben habe, antwortete er froſtig, er ſehe wohl, man habe ſchlechte Maaßregeln zur Ausführung eines ſo weiten Entwurfs genommen, und ſie würden nie gelingen, ſo lange man es bey dieſer nichts bedeutenden Unterſtützung bewenden lieſſe. Und, fuhr er fort, glaubt ihr denn wohl, daß die Franzoſen die Vernichtung des ſaliſchen Geſetzes freywillig zugeben und daß ſie ſich gern einem fremden Joche unterwerfen werden? Es wird euch nie gelingen, wenn ihr nicht mit vollen Händen Gold und Silber verſchwenden und vor allen Dingen ein blühendes und zahlreiches Heer zeigen werdet, um euren Vortrag zu unterſtützen! Ohne dies hat man ſehr zu fürchten, die bloſſe Vermuthung eurer Abſichten dürfte den größten Theil der Abgeordneten auf die Seite des Königs von Navarra hinlenken. Hier-

1593 auf folgte nun eine hitzige Zänkerey, mit den bitterſten Vorwürfen und mit Prahlereyen vermiſcht, ſo daß man mit den feindſeligſten Geſinnungen würde auseinander gegangen ſeyn, wenn nicht Taxis die Gemüther beſänftiget und dem Scheine nach mit einander ausgeſöhnt hätte. Die ſpaniſchen Geſandten begaben ſich nun nach Paris, und Mayenne betrieb die Belagerung der Stadt Noyon ſo ſehr, daß er ſie eroberte; worauf er den größten Theil der Spanier bey ſeinem Heere in die Niederlande zurückſchickte, aus Furcht, wie er ſagte, man möchte ihn, wenn er ſie mit nach Paris nähme, beſchuldigen, als wolle er der Reichsverſammlung Gewalt anthun. Um ſeiner Würde Anſehn zu geben, ernannte er damals vier Marſchälle von Frankreich und einen Admiral.

Der Herzog von Feria, Ueberbringer eines an die Stände gerichteten Vollmachtſchreibens, hielt eine Rede an die Verſammlung, worin er blos von der Nothwendigkeit der Wahl eines katholiſchen Königs ſprach: ſo ſehr er ſich aber auch Gewalt anthat, ſo ſchimmerte doch der Nationalſtolz durch, und mißfiel in ſo hohem Grad, daß dadurch in den kälteſten Herzen patriotiſche Geſinnungen erweckt wurden, ſelbſt bey dem ſo ſpaniſch und liguiſtiſch geſinnten Kardinal Pellevé, indem er die Lobſprüche, womit Feria ſeine Nation, zur Erniedrigung der franzöſiſchen, erhob, nicht anhören konnte, ohne ſich in voller Verſammlung wider ihn zu erklären. Wie viel König Heinrich dabey gewonnen, läßt ſich leicht denken.

Bey der Konferenz zu Sürenne führten zween angeſehene Prälaten das Wort, der Erzbiſchof von Bourges, Reinhold von Beaulne von Samblançai, im Namen der Royaliſten, und der Erzbiſchof von Lyon, Peter von Eſpinac, im Namen der Liguiſten.

Den

Den erſten beſchuldigte man eines ausſchweifenden 1593
Ehrgeitzes, der ihn von der päbſtlichen Partey abzog, um etwan Patriarch von Frankreich werden zu können. Der andere ſoll ſich der Ligue ergeben haben, aus Haß gegen den Herzog von Epernon, der ihn unter dem letzten König hart beleidigt hatte, ohne daß er ſich rächen konnte; und er verharrte dabey, um ſein ausſchweifendes Leben mit dem Mantel der Religion zu bedecken. Doch, ihre geheimen Beweggründe, die man ohnehin nicht nach den gleichzeitigen Schmähſchriften beurtheilen darf, mögen beſchaffen geweſen ſeyn, wie ſie wollen; genug, beyde äuſſerten bey dieſer Gelegenheit alle Eigenſchaften, die zu der ihnen aufgetragenen Angelegenheit erforderlich waren. Die übrigen Miniſter von beyden Seiten theilten ſich in die Arbeit; von Seiten des Königs, Pomponius von Bellievre, Chavigni, Nikolaus Dangennes von Rambouillet, Pont-Carré, von Thou, Revol, Devic, Befehlshaber zu St. Denis, Schomberg, ein Teutſcher, der aber mehr Eifer für das Beſte des Staats blicken ließ, als mancher Franzoſe; von Seiten der Stände, Villars, den der Herzog von Mayenne vor kurzem zum Admiral von Frankreich ernennt hatte, Belin, Statthalter zu Paris, Jeannin, Villeroi, und verſchiedene andere Herren und Prälaten. Der Erzbiſchof von Bourges eröffnete die Konferenz mit einer nachdrücklichen Rede über die Vortheile des Friedens, über die Nothwendigkeit, Rachſucht, beſonderes Intereſſe und perſönlichen Haß fahren zu laſſen, und ſich zur Ergreifung ſolcher Entſchlüſſe zu vereinigen, die geſchickt wären, dem Uebel, unter deſſen Druck jedermann ſeufzte, abzuhelfen. Der Erzbiſchof von Lyon drung in ſeiner nicht minder pathetiſchen Rede ſehr auf eine ſolche Vereinigung, die aber ſeiner Meinung nach zwiſchen Katholiken gegen

1593 die Ketzer müſſe errichtet werden. Der erſte nahm das Wort wieder, und bewies durch die Menge von Unglücksfällen, womit das Königreich zeither betroffen worden, daß der Hauptgrund der öffentlichen Ruhe darin beſtehe, daß man ſich Einem König unterwerfe, und daß es ungerecht ſey, anderswo einen zu ſuchen, als in dem erlauchten Hauſe, das eine ſo lange Reihe von Jahrhunderten hindurch dem Vaterlande Oberhäupter gegeben habe. Eſpinac ſuchte das Gegentheil aus der letzten Regierung zu beweiſen, da man einen vollkommnen rechtmäſſigen König gehabt habe, ohne der innerlichen Ruhe zu genieſſen; woraus er folgerte, es ſey nicht nothwendig, Einem König zu gehorchen, und noch viel weniger einem ketzeriſchen König, der die Nation ſo oft durch das Verſprechen, ſich zu bekehren, getäuſcht habe. — Mit ſolchen Reden vergiengen verſchiedene Sitzungen. Man unterſuchte auch die wichtigen Fragen: ob die Kirche in dem Staat, oder ob der Staat in der Kirche ſey? ob die Katholiken einem König von einer andern Religion gehorchen dürften? ob eine Macht, die nicht von dem Statthalter Chriſti auf Erden gebilliget worden, rechtmäſſig ſey? Man ſprach von den Freyheiten der gallikaniſchen Kirche und von den Kirchencenſuren. Die Liguiſten beſchwerten ſich über das Verfahren der Parlamenter zu Tours und Chalons, und über die von Heinrich zum Vortheil der Ketzer erlaſſenen Edikte. Alles dies geſchahe zwar ohne Zwiſt und ohne Bitterkeit, aber auch ohne einige Entſcheidung. Endlich wurden die Liguiſten durch einen ihnen ganz unerwarteten Vortrag der Royaliſten in die Nothwendigkeit geſetzt, entweder die Hände zum Vergleich zu bieten oder ſich öffentlich durch ihren böſen Willen zu entehren.

Der Erzbiſchof von Bourges ſchilderte immer mit den lebhafteſten Farben die Hoffnung von Heinrichs

richs Religionsveränderung, und führte die nach 1593
Rom abgegangene Geſandſchaft zum Beweis an. Der Erzbiſchof von Lyon antwortete, dieſe Geſandſchaft geſchähe im Namen der katholiſchen Herren, nicht aber des Königs, und überhaupt könne man ſich nach ſo vielen Täuſchungen nicht mehr auf dergleichen Verſprechungen verlaſſen. Dieſem nach war die ganze Sache auf den einzigen Punkt, auf die Religionsänderung des Königs, zurückgeführt. Heinrichs vertrauteſte Miniſter, ſelbſt Sülli, und wie andre noch hinzuſetzen, ſogar reformirte Prediger, hatten ihm die Nothwendigkeit dieſer Sache fühlbar gemacht, hatten ihm bewieſen, daß er ſich hierüber ein für allemal beſtimmt, öffentlich und unwiderruflich erklären müſſe. Und ſo willigte endlich **Heinrich** in den **Uebertritt zur römiſchkatholiſchen Religion**, und ließ ſich in den Lehrſätzen derſelben unterrichten. Mit dieſem Entſchluß begaben am 16. May.
ſich die katholiſchen Abgeordneten wieder nach Sürenne. Da nun die Liguiſten aufs neue die Wahl eines katholiſchen Königs verlangten, legte ihnen der Erzbiſchof von Bourges ſtatt aller Antwort Heinrichs Erklärung vor, worin er verſicherte, daß er von nun an ſeine Bekehrung nicht länger aufſchieben wolle, daß er ſich wolle unterrichten laſſen, und daß er ſich dazu die beſten Theologen erbitte. Ohne hierauf den verwirrten Liguiſten Zeit zur Erholung zu laſſen, erbot ſich der Prälat ſogleich zur Friedenshandlung, indem er dabey die Religionsänderung des Königs zum Grund legte und dabey verſicherte, daß ohne dieſelbe auch aller Vergleich ungültig ſeyn ſollte. Unſer Monarch, ſetzte der Erzbiſchof hinzu, wünſchet aufrichtigſt, daß ſeine Wiederverſöhnung mit der Kirche durch das Anſehen des Pabſts geſchehen möge: weil aber die Macht der Spanier an dem römiſchen Hofe Aufſchub befürchten läßt, ſo glaubt

1593 der König dieſes Werk vollenden zu können, ohne den Rechten des heiligen Stuhls zu nahe zu treten; zumal da er bereit iſt, demſelben in der Folge Beweiſe ſeiner ihm ſchuldigen Ehrfurcht und Unterwerfung zu geben. Damit aber, fuhr er fort, die Kriegsverwirrungen die Ausführung eines ſo löblichen Vorhabens nicht aufhalten mögen, ſo erbietet ſich Seine Majeſtät zu einem allgemeinen dreymonatlichen Waffenſtillſtand, ob er gleich ſeinen in Händen habenden Vortheilen zuwider iſt. Während dieſer Zeit, da man die bevorſtehende Erndte ruhig abwarten kann, ſchmeichelt ſich der König, ſeinem Volk den Frieden geben zu können. Voll von Erſtaunen über alle dieſe Verſicherungen, konnten die Abgeordneten der Ligue nichts weiter antworten, als, ſie wünſchten nur, daß der Entſchluß des Königs aufrichtig ſeyn möchte, daß ſie aber die ſo eben geſchehenen Vorträge erſt dem Legaten, den Herren ihrer Partey und den Ständen melden müßten, und deswegen um eine Friſt bäten. In dem Rath der Ligue, wo ſie hierauf das Vorhaben des Königs vortrugen, war die Verwirrung noch gröſſer. Die Meinungen waren ſo verſchieden, daß man zu keinem Schluß kommen konnte. Die Royaliſten hatten vor ihrer Abreiſe von Sürenne den Liguiſten eine Abſchrift von der Erklärung des Königs und von der Rede des Erzbiſchofs von Bourges angeboten: ſie hatten es aber abgeſchlagen. Allein, der Präſident le Maitre, der an der Spitze des Pariſer Parlaments ſtand, ließ viele Abſchriften davon nehmen und ſie öffentlich ausbreiten. Die Aufrichtigkeit des Königs, und beſonders der von ihm angebotene Stillſtand, verurſachte eine merkwürdige Veränderung in den meiſten Gemüthern. Um ihnen noch mehr Verlangen nach dem Reitz des Friedens einzuflöſſen, belagerte Heinrich **Dreux**, eine von den

Niederlagen der Hauptſtadt, eroberte ſie, und mach- 1593
te dadurch die Theurung noch fühlbarer.

In Paris war die Verwirrung aufs höchſte geſtiegen. Die vornehme Bürgerſchaft, der Pöbel, die Kleriſey, der Herzog von Mayenne, der Herzog von Guiſe, und ihre übrige Verwandte, die Abgeordneten der Stände, das Parlament, der Legat, die Spanier — jedes hatte ſein beſonderes Intereſſe und verſchiedene Abſichten, die ſich bisweilen von einem Tage zum andern änderten. Dennoch brachten die ſpaniſchen Unterhändler ohne weitere Umſchweife vor einem beym Legaten gehaltenen Rath die ſpaniſche Infantin als Königin von Frankreich in Vorſchlag. Kaum hatten ſie ausgeredet, ſo fuhr der Biſchof Roſe von Senlis, der doch der Ermordung Heinrichs des Dritten eine Lobrede gehalten hatte, und den man aller patriotiſchen Geſinnung für unfähig hielt, heftig auf, und ſchrie, nunmehr ſehe er wohl, daß das bisherige Vorgeben der Ketzer in Anſehung der ſpaniſchen Ränke keine Verläumdung ſey, und daß nach dem ſchon ſeit zwölfhundert Jahren beobachteten ſaliſchen Geſetz an die Wahl einer Prinzeſſin gar nicht zu denken ſey; und wenn die Spanier von ſolchen verderblichen Abſichten nicht abſtehen wollten, ſo würden ſie ihn und alle rechtſchaffene Katholiken zu Feinden bekommen. Mit vieler Mühe ſtillte man ſeinen Zorn und verſchaffte den Spaniern Gehör vor den Ständen, wie ſie verlangt hatten. Hier nun wiederholte der Rechtsgelehrte Mendoza ſehr am 29.
umſtändlich und gelehrt, was der Herzog von Feria May.
vorher beym Legaten nur kurz vorgetragen hatte: aber, auſſer dem Beyfall verſchiedener Abgeordneten, erlangte er eben ſo wenig als Feria.

Die Pariſer, ungeduldig über den Ausgang dieſer Berathſchlagungen und der Konferenz zu Sürenne, die hernach näher bey Paris gehalten wurde,

 und

1593 und begierig nach den Annehmlichkeiten des Friedens, machten allerhand Bewegungen, die in eine allgemeine Empörung auszubrechen drohten. **Mayenne** befand ſich zwiſchen zwey Feuern, weil der übermüthige und gewaltthätige Legat die Stadt zu verlaſſen drohte, wofern man fortführe, mit einem zurückgefallenen Ketzer ſich einzulaſſen. Unterdes nahmen die Umſtände eine beſſere Wendung, als Mayenne geglaubt hatte. Das Volk begnügte ſich mit den Verſprechungen, daß man ernſtlicher an dem Friedensgeſchäft arbeiten wolle, und unterwarf ſich dem Verbot, vermöge deſſen es keine beſondere über ſechs Perſonen ſtarke Zuſammenkünfte halten ſollte. Auch der Legat beruhigte ſich, als er ſahe, daß Mayenne mehr Eifer für die Wahl blicken ließ.

Die ſpaniſchen Miniſter wagten in dieſer Sache einen neuen Verſuch, mit mehr Ueberlegung und Geſchicklichkeit. Denn das erſtemal hatten ſie es nicht allein darin verſehen, daß ſie ihre Infantin auf eine trotzige Art vorgeſchlagen, ſondern auch erklärt hatten, ihres Vaters Abſicht ſey, ſie mit ihrem Vetter, dem Erzherzog Ernſt von Oeſtreich, zu vermählen; denn ob ſie gleich ihren Vorſchlag mit der Abſicht, die teutſche Macht mit der ſpaniſchen zur Aufrechthaltung der Wahl zu vereinigen, zu beſchönigen ſuchten, ſo konnte man doch daraus allemal deutlich merken, daß Frankreich eine Eroberung des Hauſes Oeſtreich werden ſollte. Bey einem andern Gehör alſo, das ihnen im Louvre ertheilt wurde, erklärten ſie, daß, wenn man die Infantin wählen wollte, König Philipp ſeiner Seits einen Herren aus dem Hauſe Lothringen zum Gemahl derſelben ernennen würde, und daß dieſer gleichen Antheil an der Krone haben ſollte. Einen Monat nach der Wahl, ſetzten ſie hinzu, wird eine ſtarke Armee auf der Gränze ſeyn; zwey Monate hernach ein zweytes Heer,

Heer, Geld, Kriegsbedürfniſſe, Güter und Ehren- 1593
ſtellen für die Anführer, kurz, alle Vortheile, die nur immer der Erkenntlichkeit des reichſten Monarchen der Chriſtenheit möglich ſind. Da die Spanier denjenigen, den eine Krone, die Reitze einer jungen Prinzeſſin, und die Schätze der beyden Indien beglücken ſollten, noch nicht genennt hatten, ſo war jedermann in der größten Erwartung, und am ſtärkſten rechneten darauf: Karl von Savoyen, der Herzog von Nemours, der Kardinal von Bourbon, und der junge Herzog von Guiſe. Die Royaliſten waren nicht wenig unruhig über dieſe Liſt der Spanier: doch ermannten ſie ſich bald und ſchrieben Briefe an die Herren von der Ligue, die ſie öffentlich bekannt machten, und worin der Kunſtgriff des ſpaniſchen Hofs ganz entwickelt und bloßgeſtellt war. Man bewies darin, daß der Vorſchlag, die Infantin mit einem franzöſiſchen Prinzen zu vermählen, einzig und allein um ihrer Wahl willen geſchehen ſey, und daß man es keineswegs ernſtlich mit der Vermählung meyne. Dieſe Schreiben machten Eindruck, und König Heinrich bekam dadurch einen viel mächtigern Beyſtand, deſſen ſich niemand verſehen hatte.

Seitdem Büſſi le Clerc das Pariſer Parlament durch Gefangennehmung ſeiner Häupter in eine Art von Sklaverey verſetzt hatte, ſo waren faſt alle Berathſchlagungen deſſelben von Schwärmerey beſeelt. Oft waren viele Mitglieder genöthigt, das Siegel ihres Anſehns ſolchen Grundſätzen aufzudrücken, die ſie verabſcheuten. Und wenn ſie auch ihre Stimme fürs Vaterland erheben wollten, ſo ſchloß das ſchreckliche Beyſpiel des Präſidenten Briſſon und der Räthe Larcher und Tardif ſelbſt den kühnſten unter ihnen den Mund. Nun hatten zwar die Umſtände einige Beſſerung erweckt: dennoch war man

1593 noch nicht auſſer aller Furcht. Noch immer unterhielten die Spanier eine ſtarke Beſatzung zu Paris; alle Wochen theilten ſie unter vier tauſend Familien vom Pöbel Getraid aus, und machten ſie dadurch zu den allerabſcheulichſten Unternehmungen willfährig. Unter dieſen Umſtänden verſammlete ſich auf einmal das bisher ſo furchtſam handelnde **Parlament**, und faßte jenen ſo berühmten Schluß ab, wodurch dem Präſidenten le Maitre aufgetragen ward, in Begleitung einer hinreichenden Anzahl von Räthen vor den Generalſtatthalter der Krone zu treten; und ihm in Gegenwart der zu dieſem Zweck verſammleten Prinzen und Herren, die Ergreifung ſtärkerer Maaßregeln zu empfehlen, zu denen er vermöge ſeiner Obermacht verbunden ſey, damit man nicht unter dem Vorwand der Religion ein fremdes Haus auf den franzöſiſchen Thron ſetzen möchte, indem kein einziger Vertrag vorhanden ſey, worin die Uebertragung der Krone an ein fremdes Haus vorgeſchrieben oder ausgemacht ſey, und wären auch dergleichen Verträge vorhanden, ſo würden ſie hiermit für nichtig erklärt, weil ſie dem ſaliſchen Geſetz und andern Reichsgrundgeſetzen zuwider liefen. Dieſe Vorſtellungen geſchahen mit der größten Standhaftigkeit. **Mayenne** ward beſtürzt darüber und erklärte ſie in der erſten Hitze für Eingriffe in ſein Anſehn und für perſönliche Beleidigung, indem der Schluß über eine ſo wichtige Materie in ſeiner Abweſenheit wäre abgefaßt worden, und drohte mit deſſen Vernichtung. Der Präſident aber unterſtützte mit vieler Würde die Vorrechte des Gerichtshofs; bewies, daß er die Gränzen ſeiner Macht nicht überſchritten habe, und gab dem Herzog geſchickt zu verſtehen, daß er eigentlich dem Parlament noch Dank wiſſen ſollte, für einen Schluß, der ihn gegen ungeſtüme Forderungen ſicher ſtelle. Mayenne ſchien

ſchien mit dieſen Gründen zufrieden zu ſeyn. Einige 1593
ſagen, er habe ein geheimes Verſtändniß mit den vornehmſten Parlamentsgliedern gehabt, und es ſey bey dieſer Gelegenheit nichts ohne ſeine Einwilligung geſchehen.

So niederſchlagend nun auch dieſer Parlamentsſchluß für die ſpaniſchen Miniſter ſeyn mußte, ſo lieſſen ſie doch den Muth noch nicht ſinken. Sie nennten nunmehr ausdrücklich den Herzog von Guiſe als denjenigen, dem König Philipp ſeine Tochter zugedacht habe. Erſt wollte Mayenne dieſes nicht glauben, und meynte, die Geſandten gäben es ſo vor, ohne Vollmacht darüber zu haben: allein, ſie zeigten ihn dem Willen ihres Herrn ſchriftlich, und fiengen nun ſogleich an, neue Bedingungen dieſem Vorſchlag gemäß vorzutragen. Sie verlangten, die Stände möchten den beyden Verlobten den Thron ungetheilt zuerkennen; die Infantin möchte ferner Bretagne mit aller Oberhoheit als Brautſchatz bekommen, und wenn der Herzog ohne Kinder männlichen Geſchlechts ſtürbe, ſollte der Infantin frey ſtehn, einen franzöſiſchen Herrn nach ihrem Gutdünken zum zweeten Gemahl zu wählen. — Alle Anhänger des ſpaniſchen Hofs fanden dieſe Bedingungen ſo billig, daß ſie an der Annahme derſelben bey den Ständen gar nicht zweifelten. Daher kam es, daß Guiſe verſchiedene Tage lang einen königlichen Hof um ſich hatte, und Mayenne faſt einſam gelaſſen wurde. Doch dieſer ſcheinbare Triumph daurete nicht lange. Mayenne zeigte ſeinem Neffen deutlich das Betrügliche in dem ſpaniſchen Erbieten; dieſer begriff es auch leicht: aber er konnte ſich doch der Gedanken an den Beſitz einer Krone nicht entſchlagen. Seine Mutter, die Herzogin von Montpenſier, ſeine Tante, und alle ihn umgebende Schmeichler reitzten ihn zur Standhaftigkeit. Da

alſo

1593 alſo Mayenne merkte, daß er durch bloſſe Ueberredung dieſem Streich nicht ausweichen könne, ſo beſchloß er, ſo harte Bedingungen dagegen zu machen, daß ſie die Spanier nicht würden annehmen können. Erſt dankte er ihnen in ſeinem Namen und im Namen aller Prinzen ſeines Hauſes für die Ehre, die Philipp ſeinem Neffen erweiſen wolle. Hernach aber ſetzte er folgende Punkte feſt: die Wahl ſoll ſo lange geheim bleiben, bis die Vermählung vollzogen ſeyn wird; ſie ſoll auch nicht einmal eher bekannt gemacht werden, als bis ich es verlange. Wenn die Infantin ohne Kinder ſtirbt, ſoll Guiſe allein König ſeyn. Stirbt aber dieſer, ſo ſoll ſich die Infantin wieder an einen lothringiſchen Prinzen vermählen, und zwar mit Beyrath der übrigen Prinzen dieſes Hauſes. Hinterläßt ſie keine Kinder, ſo ſoll der älteſte unter den Guiſen folgen. Nur Franzoſen ſollen alle Würden und Aemter bekleiden. Für ſich und ſeine Kinder bedung er ſich aus, Burgund und Champagne mit aller Oberhoheit und auf immer, ſeine Erbgüter, das Fürſtenthum Joinville, Vitri, St. Diſier, einen jährlichen Gehalt von funfzigtauſend Thalern, und vorjetzt ſogleich Verſicherung auf achthunderttauſend in gewiſſen Friſten zu bezahlende Livres.

Mayenne glaubte ganz gewiß, die Spanier würden durch das Ausſchweifende dieſer Forderungen abgeſchreckt werden und plötzlich abbrechen: aber zu ſeinem groſſen Erſtaunen bewilligten ſie alles. Man ſagt, er habe aus Verdruß, ſeinen Neffen als König zu ſehen, den Vorſatz gefaßt, die dritte Partey wieder in Bewegung zu bringen. Zum Unglück für ihn war der Kardinal von Bourbon damals ſchon mit der Krankheit behaftet, an der er einige Zeit hernach ſtarb, ſah ſich folglich auſſer Stand, die Unternehmungen des Generalſtatthalters zu befördern. Dieſer ward von allen Seiten gedrängt,

beym

beym Wort gehalten, und genöthigt, mit Fremden, 1593
mit Franzoſen und mit ſeiner eigenen Familie zu kämpfen. Ein zur rechten Zeit in der Verſammlung geäuſſerter Einwurf half ihm aus der Verwirrung. Er hatte ſich verbindlich gemacht, ihr die Wahl vorzutragen; er that es auch, aber ſo kalt und ſchlaff, daß man wohl merkte, er wünſche Widerſprüche. La Chatre, einer von den Marſchällen, die er gewählt hatte, und den man für einen ſeiner eifrigſten Anhänger hielt, ſtand auf, und ſtellte vor, wie unüberlegt man handeln würde, wenn man einen König wählen wollte, zu einer Zeit, da man keine Truppen hätte, Heinrich hingegen, deſſen Abſchwörung unverdächtig ſchiene, an der Spitze eines ſtarken Heers ſtände: vielmehr müſſe man den Stillſtand, deſſen man ſo ſehr bedürftig wäre, annehmen. Dieſes Urtheil gieng von einem Mund zum andern, fand groſſen Beyfall, und verurſachte den Aufſchub der Wahl.

Unter den prächtigſten Vorbereitungen ver- am 4.
ſammleten ſich die Stände aufs neue im Louvre. Jul.
Man hatte die ſpaniſchen Geſandten gebeten, ſich daſelbſt einzufinden. Unter vielem Wortgepränge dankte der Sprecher dem König von Spanien für alles, was er zum Beſten der gemeinen Sache gethan, und gab deſſen Geſandten ein Schreiben, worin man verſicherte, die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten verſtatte jetzt keinen Fortgang in der Wahl: aber ganz gäben ſie die Stände nicht auf, ſondern bäten, die Armee je eher je lieber anrücken zu laſſen, damit man nicht genöthiget werden möchte, einen nachtheiligen Vergleich mit dem Feind einzugehen. Die ſpaniſchen Räthe antworteten gleichfalls ſchriftlich mit einem Schein von Uneigennützigkeit, ihr König habe blos für Frankreichs Glück gearbeitet; es wäre freylich zu bedauren, daß man ſeinen

1593 nen guten Willen in Erwählung eines Königs, deſſen Macht allem Unheil würde abgeholfen haben, nicht erkennen wolle, übrigens würden ſie ſtets bereit ſeyn, die heilige Ligue durch gute Dienſte zu unterſtützen. Eine ſolche Entwickelung des mit ſo vielem Ernſt geſchürzten Knotens machte die Stände lächerlich, und die witzigen Köpfe jener Zeit machten ſich darüber luſtig. Am glücklichſten hierin waren die Verfaſſer der bekannten **Menippeiſchen Satire**, die eigentlich eine Erzählung von dieſer Verſammlung enthält, untermiſcht mit Beſchreibungen, Reden und Allegorien, die den Charakter und die geheimen Beweggründe der Häupter entwickeln. Die nun faſt zweyhundert Jahr alte Schreibart iſt noch nicht veraltet, und wenn man nur einige Kenntniß von der Geſchichte hat, ſo lieſt man noch dieſes Werk mit dem größten Vergnügen. Bey den Zeitgenoſſen machte es einen lebhaften Eindruck, und man behauptet, Heinrich der Vierte habe dadurch mehr gewonnen, als durch alle Eroberungen.

Dieſer Fürſt hatte ſich nach verſchiedenen kriegeriſchen Unternehmungen, die bey der Nation das Verlangen nach Frieden immer heftiger machten, nach Mantes begeben, wo ſich auf ſeinen Befehl viele Biſchöffe und Theologen nicht allein von ſeiner Partey, ſondern auch von der Partey der Ligue, verſammlet hatten. Da ſie eingeladen waren, durch ihre Einſichten den Unterricht des Königs zu befördern, ſo hielten ſie nicht für nöthig, ſich an die Drohungen und Verbote des Legaten zu kehren, welcher ſowohl ſelbſt als durch ſeine Kundſchafter alle Kräfte anwendete, die Losſprechung des Königs zu hintertreiben. Er verlangte, die Sorbonne ſollte die Geiſtlichen, die ſich nach Mantes begeben hatten, für Ketzer und ihrer Pfründen verluſtig erklären: allein, die bey dem König verſammleten Prälaten, Doktoren

ren und Theologen beſchloſſen, ſich über die alten 1593
Schwierigkeiten wegzuſetzen, und deſſen Abſchwörung anzunehmen. Sie verlangten blos, daß dieſer Fürſt hernach eine feyerliche Geſandſchaft an den Pabſt ſchicken ſollte, um die Losſprechung zu erbitten. Willig machte ſich **Heinrich** hierzu verbindlich. Um ſeine **Wiederverſöhnung mit der römiſchkatholiſchen Kirche** deſto glänzender zu machen, begab man ſich nach St. Denis, weil es in Paris nicht geſchehen konnte, und bereitete dort mit königlicher Pracht alles zu dieſer merkwürdigen Handlung. Der Legat, der wenigſtens noch ſo viel Unruhen darüber erregen wollte, als ihm möglich war, gab eine Schrift heraus, worin Heinrich von Bourbon, ſogenannter König von Frankreich und Navarra, für einen Ketzer, für einen zurückgefallenen Sünder, für unbußfertig, für das Haupt, den Gönner und öffentlichen Beſchützer der Ketzer erklärt, und daher behauptet ward, er könne von niemand, als vom Pabſt, losgeſprochen werden. Dem zu Folge erklärte er alles, was die Prälaten in dieſer Sache thun würden, für nichtig, und beſchwur die Katholiken bey der Barmherzigkeit Gottes, keine ärgerliche Spaltung zu verurſachen. Zuletzt erinnerte er ſie chriſtfreundlichſt, daß, wenn ſie nicht auf ſeine Vorſtellung achten würden, die Kirchenſtrafen ſie treffen und verderben ſollten. Mayenne ſeiner Seits verbot jedermann, am Tage der Abſchwörung aus der Stadt zu gehen und verdoppelte die Wachten. Dem ohngeachtet fand ſich an dieſem Tag eine groſſe Menge Pariſer bey der Feyerlichkeit ein, die an einem Sonntag vor ſich gieng. am 25. Jul.

Indem die Stadt St. Denis ſich an der Abſchwörung des Königs erbauete, gaben die Liguiſten zu Paris die ärgerlichſten Auftritte. Ihre Prediger ſtieſſen die entſetzlichſten Schmähungen gegen Heinrich

1593 rich und gegen ſeine Bekehrung aus. Man hat noch jetzt die Predigten, die Johann Boucher, Prediger bey St. Benoit, damals neun Tage hinter einander gehalten hat, und worin er beweiſen wollte, die Bekehrung des Bearners ſey lauter Verſtellung und Heucheley, und ſeine wider alle Regeln ertheilte Losſprechung das Werk einer hölliſchen Kabale. Doch das Volk hörte dieſes Geſchrey ziemlich gleichgültig an. Man mochte ihm vorſchwatzen, was man wollte, man dürfe mit einem Ketzer keinen Vergleich eingehen; die Annehmlichkeiten des Friedens ſchienen ihm doch ſüß, ſie mochten auch kommen, woher ſie wollten. Es war auch für den König wichtig, das Kriegsgetümmel zu hemmen, und die Unterthanen, die er durch ſeine Religionsänderung gleichſam neu erworben hatte, mit dem Gehorſam bekannt zu machen. Und der von Geld, Truppen und Partey entblößte Herzog von **Mayenne** hatte auch keinen andern Ausweg mehr vor ſich, als einen Waffenſtillſtand, der ihm Zeit gäbe, ſeine Ränke mit dem ſpaniſchen Hof deſto bequemer wieder einleiten zu können. Jedermann alſo willigte in einen **dreymonatlichen Stillſtand**, der mit dem erſten Auguſt anfangen ſollte. Der einzige Legat äuſſerte Mißvergnügen darüber. Mayenne beſänftigte ihn durch Erneuerung des Unionseydes vor den noch verſammleten Ständen. Weil aber der römiſche Prälat dadurch nicht alles erlangte, was er wollte, ſo wünſchte er wenigſtens, daß die Stände das tridentiſche Koncilium annehmen möchten. Um ihn zu befriedigen, bediente man ſich eines ſonderbaren Mittels. Der Generalſtatthalter entließ die Stände bis zum Monat Oktober, da ſie ſich wieder verſammlen ſollten, und erlaubte den Abgeordneten, ſich wegzubegeben. Kaum war dies geſchehen, ſo trat der Legat in den Saal; man las vor ihm eine Verordnung ab,

wo-

wodurch die Annahme des tridentiſchen Konciliums 1593
ohne alle Einſchränkung verſichert wurde; der Legat
und der gleichfalls gegenwärtige Kardinal von Pelle-
vé ſtatteten den Abgeordneten eine lange Dankſa-
gung ab, ſangen hernach an ihrer Spitze in der Kir-
che: Herr Gott dich loben wir ꝛc. und ſo giengen
die Stände auseinander.

Von St. Denis ſchrieb der König an die Par-
lamenter, Statthalter und Befehlshaber in den Pro-
vinzen, um ihnen ſeine Religionsänderung und den
allgemeinen Stillſtand kund zu thun. Zu Geſand-
ten an den römiſchen Hof ernennte er den Herzog
von Nevers, den Biſchof von Mans, und den De-
chant der Kirche zu Paris; vor ihnen mußte ſich
Brochard de la Clielle mit einem ehrerbietigen Schrei-
ben des Königs an den Pabſt nach Rom begeben,
um die Bahn zu brechen. Nach dieſer Anordnung
verließ Heinrich St. Denis zu Ende des Auguſts.
Seit einem Monat genoß er das Vergnügen, ſich
von den Pariſern mit Segenswünſchen überhäuft zu
ſehen. Der Stillſtand brachte Verwandte und
Freunde zuſammen, die bisher gegen einander ge-
fochten hatten, und die ſich nun mit Geſprächen und
Ausſöhnungen ergötzten; alles ſchöpfte friſche Luft;
der König gewann durch ſein menſchenfreundliches
Betragen manches liguiſtiſche Herz; jedermann
ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung einer friedvollen
Zukunft: aber beynahe wäre dieſe Hoffnung bald
Anfangs vereitelt worden, durch den entſetzlichen
Anſchlag eines gewiſſen Peter Barriere. Dieſer
Unglückliche wollte den König ermorden, ohne, ſo
viel man weiß, einen andern Beweggrund zu haben,
als Ueberdruß gegen das Leben, und den Gedanken,
ſich dadurch ein Verdienſt bey Gott zu erwerben, in
welchem ihn viele Geiſtliche beſtärkten. Zum Glück
entdeckte er ſich einem florentiniſchen Dominikaner,

1593 mit Namen Seraſino Bianchi, auf deſſen Anzeige der Böſewicht gefangen wurde, als er eben im Begriff war den Mord zu vollziehen. Man richtete ihn hin, nachdem er bey der Unterſuchung verſchiedene Geiſtliche als Mitſchuldige genannt hatte, gegen die man aber damals nicht gerichtlich verfahren wollte. — Freylich waren nur ſolche Abſcheulichkeiten im Stande, die Ligue länger zu erhalten; denn es entſtanden ſelbſt unter ſolchen Gliedern derſelben, die durch Blutsfreundſchaft mit einander verwandt waren, Spaltungen, indem jeder das Anſehn ſeiner Stelle oder Würde zn ſeinem eigenen Vortheil benutzen wollte. **Mayenne** ließ ſeinen leiblichen Bruder, den Herzog von **Nemours**, gefangen ſetzen, weil er ſich einen unabhängigen Staat in Lyonnois errichten wollte. Dieſe Strafe ſchreckte die übrigen eben nicht ſonderlich: denn wenn ſie auch nicht offenbar das Joch der Unterwürfigkeit gegen Mayenne abwarfen, ſo ſuchten ſie doch beſondere Friedensſchlüſſe mit dem König zu machen. Und auf dieſe Art verloſch nach und nach das Kriegsfeuer faſt in allen Provinzen. Durch Hülfe dieſer Ruhe konnte man die Polizey wieder in Ordnung bringen, die Heerſtraſſen ſicher machen, und das platte Land von Räubern reinigen. Der **Waffenſtillſtand** ſtrich ſchnell vorbey; Mayenne bat um deſſen **Verlängerung**; ganz Frankreich wünſchte ſie eifrigſt, und Heinrich bewilligte ſie, Anfangs auf einen Monat, hernach auf zwey. In dieſer Zwiſchenzeit hoffte er befriedigende Nachrichten von **Rom** zu erfahren. Die Politik erregte daſelbſt eine Art von Krieg, deſſen Ende Heinrich erſt nach vielen Schwierigkeiten ſahe, welche mehr Sorgen, als ein wirklicher Krieg, verurſachten. Abgeordnete der Ligue, ſpaniſche Unterhändler, gedungene Schriftſteller, ſo gar Reformirte, ſuchten Heinrichen den Zugang zum päbſtli-

chen Stuhl zu verſperren. Sie verſicherten öffent- 1593
lich, ſeine Bekehrung ſey verſtellt, und wenn ſie es auch nicht wäre, ſo habe der Pabſt kein Recht, ihm die Losſprechung zu ertheilen. **Arnold von Oſſat,** der damals noch wenig bekannt war, aber ſich in der Folge durch Lenkung dieſes Handels einen hohen Rang unter den geſchickteſten Unterhändlern erwarb, war damals von ohngefähr in Rom, und bot ganz allein lange Zeit allen dieſen Widerſachern die Spitze. Er widerlegte und vernichtete ihre falſchen Nachrichten, verbreitete zur rechten Zeit wahre, und erregte, ob er gleich ohne Charakter war, durch ſeinen Eifer groſſe Aufmerkſamkeit, daher der Pabſt öfters Aufklärung von ihm verlangte. Unter dieſen Kämpfen langte la Clielle zu Rom an. Aber kaum konnte er bey **Klemens dem Achten** Gehör erlangen; mit Hülfe des wohlgeſinnten **Serafino Olivieri,** Auditor Rotä, und unter ſonderbarer Vorſicht geſchah es. In einer Nacht ward la Clielle in einer zugemachten Kutſche abgeholt, und durch eine verborgene Treppe vor den Pabſt gebracht. La Clielle befolgte Punkt vor Punkt die ihm gegebenen Rathſchläge. Er warf ſich zu den Füſſen des Pabſts nieder, und fieng an, mit ihm im Namen des Königs zu ſprechen. Der Pabſt ſtellt ſich erſchrocken und ſcheint ihn unterbrechen zu wollen; la Clielle fährt fort, und zeigt das Schreiben ſeines Herrn; Klemens ſchlägt es aus, unter dem Anſchein eines grimmigen Zorns; la Clielle legt es auf einen Tiſch, und entfernt ſich ehrerbietig. Am andern Morgen ward la Clielle bey dem Kardinal **Franz Tolet** zum Gehör eingeführt. Der Pabſt ſchätzte dieſen Prälaten hoch; er war Jeſuite geweſen, und ob er gleich von Geburt ein Spanier war, ſo bewies er ſich doch während dieſes ganzen Handels ſehr geneigt für Heinrich. Bey dieſem erſten Gehör antwortete er hart-

1593 näckig auf alle Reden des la Clielle, daß der Pabſt den Bitten des Königs nicht willfahren könne, weil er zur Ketzerey zurückgekehrt wäre, nachdem man ihn ſchon einmal losgeſprochen hätte; allein, er fügte dieſer harten Aeuſſerung einige Verſprechen, gleichſam ſo für ſich, bey, und durch Oſſaten ließ er dem Abgeordneten ſagen, er möchte immer dem König gute Hoffnung machen; dieſer ſollte ſich nur als ein aufrichtig Bekehrter beweiſen, und nicht über das unruhig werden, was dem Herzog von Nevers begegnen würde. Dieſe Verſicherungen waren nöthig, wenn der König nicht über das öffentliche Betragen gegen ſeine Geſandte ungeduldig werden ſollte. Kaum war **Nevers** auf der italieniſchen Gränze angekommen, ſo ließ ihm der Pabſt melden, er würde ihn nicht als den Geſandten eines Königs, den er nicht erkännte, annehmen; man deutete ihm an, es würde ihm nicht länger als zehen Tage in Rom zu bleiben erlaubt werden, und die Kardinäle dürfe er nicht beſuchen. Er kam dieſemnach als bloſſe Privatperſon in die Stadt; und doch erlangte er fünfmal öffentlich Gehör, wobey er jederzeit als königlicher Miniſter ſprach, obgleich der Pabſt ihn nur als Herzog von Nevers behandelte. Alles, was nur immer die Beredſamkeit bey Unterſtützung einer guten Sache vorbringen, was die Begierde, das Kriegsfeuer zu dämpfen, ein unglückliches Volk zu retten, und die Bosheit der Gegner zu entlarven, eingeben kann, tüchtige Gründe, lebhafte Beſchreibungen, rührende Vorſtellungen, — alles wandte Nevers an, um den Pabſt zu beugen: aber ſtets oh-
1594 ne erwünſchten Erfolg. — Endlich war die Geduld und Beredſamkeit des Herzogs erſchöpft, und
am 10. Jan. er machte ſich zur Abreiſe fertig. Bey dem letzten Gehör ſchilderte er dem Pabſt das Unglück, das ſeine Unbiegſamkeit verurſachen würde, und verlangte nur,

nur, die Liguiſten in Gegenwart des Pabſts überzeu- 1594
gen zu können. Er ſetzte hinzu, der heilige Vater dürfe ja nur die Bedingungen vorſchreiben, unter denen er die Losſprechung ertheilen könne; er wolle ſeinen Sohn bis zur Erfüllung dieſer Bedingungen als Geiſel zu Rom hinterlaſſen. Die beyden Mitgeſandten, der Biſchof Angennes von Mans und der Dechant Seguier, arbeiteten gleichfalls eifrigſt an Hebung der Hinderniſſe: da ſie aber Geiſtliche waren, ſo befanden ſie ſich ſelbſt in einer unerwarteten Verlegenheit. Der Pabſt wollte ſie nicht eher vor ſich laſſen, als bis ſie vor dem Kardinal-Inquiſitor von ihrem Betragen bey der Losſprechung des Königs Rechenſchaft abgelegt hätten. Dieſe Zumuthung, die ihnen als öffentlichen Miniſtern widerfuhr, dünkte ihnen eine nicht zu duldende Beleidigung zu ſeyn. Auf ihre Weigerung, insbeſondere vor dem Haupt der Inquiſition zu erſcheinen, gab der Pabſt Befehl, ſie vor dieſen Richtſtuhl ſelbſt zu laden. Dies brachte den Herzog von Nevers ſo ſehr auf, daß er mit den beyden Prälaten am hellen Tag durch die vornehmſten Straſſen Roms zog, und dabey drohte, jeden, der ſich unterſtehn würde dieſen beleidigenden Befehl zu vollziehen, mit eigener Hand niederzuſtoſſen; und niemand wagte ſich an ſie. Bald darauf reiſte Nevers von Rom ab, um dem König am 15. ſelbſt von dem widrigen Fortgang ſeiner Geſchäfte Jan. Nachricht zu geben.

Nunmehr kam auch gegen Ende des Januars die Geſandſchaft der Ligue an, die aus dem Kardinal Joyeuſe, einem Baron und einem Abbt beſtand. Da der König den Herrn von la Clielle ſeiner Geſandſchaft vorausgeſchickt hatte, ſo that dies auch Mayenne in Anſehung der ſeinigen, und ließ einen Unterhändler, mit Namen Montotio, vorausgehn. Diejenigen, die ſich beym König für

1594 Mayenne verwendeten, verſicherten, er ſchicke blos in der Abſicht nach Rom, um den Pabſt zum Frieden zu bewegen. Allein, nach dem Ausdruck des Erzbiſchofs von Lyon, hatte Mayenne damals die Arme und Beine auſſer der Ligue, aber mit dem Herzen hieng er feſter als jemals an ihr. Seine Geſandten waren daher auch nur darauf bedacht, wie ſie das Betragen der Ligue rechtfertigen, und vom Pabſt Truppen und Geld erlangen wollten. Klemens ließ ſich durch ihre zuverſichtliche Mine nicht hintergehen. Er verſchob ſeine Antwort unter mancherley Vorwand, und da er ſie von ſich gab, war ſie doch zweydeutig. Er ſagte, er müſſe erſt ſehen, was Spanien thun würde, und der ungriſche Krieg gegen die Türken koſte ihm ſchon viel. Am Ende zeigte er ſo wenig Willfährigkeit, daß die Geſandten dem Herzog von Mayenne gerade ſchrieben, er dürfe ſich keine Rechnung auf den Pabſt machen. Nicht günſtiger fiel die Antwort des ſpaniſchen Hofs aus. Da er in ſeiner Hoffnung, die Infantin nach Willkühr auf den franzöſiſchen Thron zu ſetzen, betrogen war, ſo erkaltete deſſen Eifer, die Ligue zu unterſtützen. Durch eine ſonderbare Liſt ward der König eben ſo bald von den Geſinnungen des ſpaniſchen Hofs unterrichtet, als der Herzog von Mayenne. Nach Endigung der Reichsverſammlung hatten die Royaliſten einen Menſchen angehalten, der mit Aufträgen an König Philipp verſehn war. Aus ſeinem Beglaubigungsſchreiben und Geſtändniſſen merkte man bald, daß er kein bloſſer Kourier, ſondern ein vertrauter Unterhändler ſey. Auf dieſe Anzeigen nahm **la Varenne**, der gewöhnliche Vertraute Heinrichs bey ſeinen geheimen Verſchickungen, den Namen, die Briefe, und die mündlichen Verhaltungsbefehle, die man von dem Menſchen herausbringen konnte, und reiſte nach

Spa=

Spa ien, pflegt Unterhandlungen mit den ſpani- 1594
ſchen Räthen, und ergründet ihre Geheimniſſe. Auch beym König ſelbſt hatte er Gehör, ohne den geringſten Verdacht gegen ſich zu erregen: da er aber ein zweytes Gehör erlangen ſollte, benachrichtigten ihn diejenigen, die für ſeine Sicherheit wachen mußten, von der Ankunft eines liguiſtiſchen Couriers. la Varenne reiſt zur rechten Zeit ab, und kommt nur einen Augenblick auf der Gränze eher an, als die zu ſeiner Gefangennehmung abgeſchickten leute. So erfuhr man Philipps Kabinetsgeheimniſſe. Stets verſprach er, die ligue mächtig zu unterſtützen: aber man merkte wohl, daß er ſich an dem Herzog von Mayenne wegen der hintertriebenen Wahl rächen wollte, und daß, wenn er ihn noch ſchonte, es nicht ſowohl aus perſönlicher Achtung, als vielmehr zur Unterhaltung des Kriegs geſchehe. Man hatte alſo nicht ſowohl zu befürchten, er möchte ſich der franzöſiſchen Krone bemächtigen, als vielmehr, er möchte dieſe oder jene Provinz an ſich reiſſen. Heinrich eilte deswegen mit der Befeſtigung ſeiner Krone, um auswärtigen Angriffen deſto beſſer widerſtehen zu können.

Während des verlängerten Stillſtandes **gab der König eine Erklärung** heraus, die vortreffliche Würkung that. Als ein Vater ermahnte er die Unterthanen, zu ihrer Pflicht zurückzukehren und ihren König zu erkennen. Er beſtätigte alle Freyheitsbriefe; und erbot ſich zu einer allgemeinen Vergeſſenheit des Vergangenen: doch nahm er die Mitſchuldigen des Jakob Clement und Barriere davon aus. Hierauf ergaben ſich Städte und ganze Provinzen. **Ludwig von l'Hopital Baron von Vitri**, Befehlshaber zu Meaux, hatte noch im vorigen Jahr durch ſeine Unterwerfung andern ein Beyſpiel gegeben. Der König war dafür erkennt-

1594 lich und überhäufte die Bewohner der Stadt **Meaux** mit Wohlthaten. Es folgten Lyon, Orleans, das Parlament zu Aix, faſt die ganze Picardie, viele vornehme Herren, unter andern **Villeroi**, der damals öffentlich der Ligue entſagte. Die Stadt Reims, die längſt an die Herrſchaft der Lothringer gewöhnt war, blieb noch unter der Macht der Liguiſten; daher konnte ſich der König daſelbſt nicht ſalben laſſen. Er wählte alſo Chartres zu dieſer Feyerlichkeit; und ſo bald ſie geſchehen war, kehrte er nach St. Denis zurück.

Die Nachbarſchaft der Hauptſtadt hatte man mit Fleiß gewählt, um alle Gelegenheiten ihrer Einnahme benutzen zu können. Daran konnte es auch bey den damaligen Verwirrungen nicht fehlen. Die Anführer wußten ſelbſt nicht, ob ſie Krieg oder Frieden machen ſollten. **Mayenne** hatte eine Verlängerung des Stillſtandes verlangt: weil aber die Bedingungen, unter denen ſie geſchehen ſollte, weder ihm, noch den Spaniern, noch dem Legaten gefielen, ſo gieng zwar der **Krieg** wieder an, ohne daß man jedoch ſonderliche Feindſeligkeiten gegen einander ausgeübt hätte. So erträglich nun auch dieſer Zuſtand in Vergleich mit den vorherigen Unruhen war, ſo murrten doch die Pariſer laut, weil ſie die Rückkehr der böſen Zeit befürchteten. Das Parlament unterſtützte ſie; auch ſchien es, als wenn der Graf von **Belin**, Statthalter zu Paris, zu einem Vergleich geneigt wäre; daher nöthigte ihn Mayenne zur Niederlegung dieſer Stelle, welches die Pariſer, die ihn wegen ſeines ſanften Regiments liebten, ſehr betrübte. Das Parlament that deswegen Vorſtellung bey dem Generalſtatthalter. Man erinnerte ihn, daß er bey Uebernehmung ſeiner Würde verſprochen habe, nichts ohne Zuziehung des Parlaments vorzunehmen; daß er aber doch erſt neuerlich ganz für ſich

die Bedingungen des zu verlängernden Stillſtandes 1594 ausgeſchlagen, und der Stadt einen ihr angenehmen Befehlshaber entzogen habe, und man gab ihm zu verſtehen, daß das Parlament geneigt ſey, ſich von allen Staatsgeſchäften genauer zu unterrichten. Mayenne merkte, daß er auf dieſe Art ſein Anſehn verliehren könnte; daher errichtete er, mit Beyrath der Spanier und des Legaten, mehrere Wachthäuſer und ſchickte häufige Patrouillen aus, nicht anders, als wenn ein Aufſtand zu beſorgen wäre. Er ſchämte ſich ſogar nicht, die Ueberbleibſel der verhaßten Rotte der Sechszehner wieder aufzuwecken. Durch Hülfe dieſer Böſewichter und der **Minotiers** *) ſchmeichelte ſich der Herzog, die Bürgerſchaft im Zaum zu halten. Um noch ſicherer zu bleiben, verwies er die ihm verdächtigen Bürger aus der Stadt, und machte den Grafen **von Briſſac, Karl von Coſſé**, zum Befehlshaber der Stadt, in Hoffnung, dieſer werde ſeinen Abſichten gemäſſer handeln, als Belin. Allein, Briſſac, klüger als ſein Wohlthäter, dachte nun blos auf die weitere Beförderung ſeines Glücks; zu welchem Ende er ſehr bald eine geheime Unterhandlung mit ſeinen Verwandten und Freunden, die Royaliſten waren, anfieng, die er in den Pariſer Vorſtädten unter dem Vorwand von Familiengeſchäften beſuchte.

Die Herzogin **von Nemours** hatte gewünſcht, daß ihr Sohn den Beſitz der Hauptſtadt benutzen möchte, um gute Bedingungen vom König zu erlangen: allein, Mayenne konnte ſich nach ſo ſchönen Hoffnungen nicht entſchlieſſen, von der erreichten Höhe herabzuſinken, ohne erſt noch einen Verſuch zu ſeiner Erhaltung zu wagen. Ueberdies

*) So hieſſen diejenigen Leute aus dem geringſten Pöbel, denen die Spanier wöchentlich ein Minot (ohngefähr ¾ Centner) Getraide ſchenkten.

1594 meynte er, er könne, nach ſeinen öffentlichen Erklärungen, nicht mit Ehren zu einem Vergleich mit dem König ſchreiten, ſo lange dieſer nicht vom Pabſt losgeſprochen wäre. Er beſchloß alſo, zu ſehen, wie weit ſich die ſpaniſchen Verſprechen erſtrecken würden, und machte ſich reiſefertig, um auf der Gränze von Champagne die Truppen, die ihm der Graf **Ernſt von Mansfeld** zuführen ſollte, in Empfang zu nehmen, und zugleich mit ſeinen Verwandten, den lothringiſchen Prinzen, gemeinſchaftlich den letzten Entſchluß zu faſſen. Je mehr ſich aber der Augenblick der Abreiſe näherte, deſto ſtärker wuchs die Unruhe des Herzogs. Er erlaubte nicht allein, gegen ſeine ehemaligen Verordnungen, eine Verſammlung der Sechszehner, ſondern war auch dazu behülflich. Mit Freuden vernahm er, daß dieſe blutdürſtigen Menſchen ſich durch neue Eydſchwüre unter einander verbunden hatten, den Eintritt des Königs in Paris nie zu geſtatten. Am folgenden Tag nach dieſer Verſammlung, ließ der Herzog ſogar das Parlament, das über dieſe Kühnheit ſehr aufgebracht war, verſichern, ſie ſey wider ſeinen Willen gehalten worden. Zwey Tage hernach berief er die Hauptleute der Stadtviertel, empfahl ihnen Treue und Gehorſam gegen den Statthalter, und machte ihnen ſeine Abreiſe bekannt. Er verſprach, bald wieder zu kommen, und ſetzte hinzu, er hinterlaſſe ihnen als ein Pfand ſeines Verſprechens das, was ihm am liebſten auf der Welt ſey, ſeine Gemahlin und ſeine Kinder: dennoch nahm er ſie am folgenden Tag mit ſich. Auf dieſe Art war Briſſac Herr der Stadt, und es fiel ihm nicht ſchwer, ſich mit dem König zu vergleichen, und vortheilhafte Bedingungen für ſich auszuwürken. Nur die Liguiſten machten ihm noch Kummer; dieſen mußte er Augen und Ohren verſtopfen und ihnen allen Argwohn zu benehmen ſuchen.

chen. Die Sechszehner und die Spanier waren 1594 ſchwach; dennoch prahlten ſie mehr als jemals. Man ſahe ſie gewaffnet durch die Gaſſen gehn, und hörte ſie öffentlich von ihrer Stärke und Macht, von ihren Kriegsmagazinen, von einem groſſen Vorrath verbrennlicher Materien ſprechen, womit ſie die Stadt anzünden wollten, wenn ſie dem Bearner den Eintritt in die Stadt nicht anders verwehren könnten. Die Patrioten geriethen hierüber in Schrecken, und beſorgten alles von der Verzweiflung dieſer Raſenden. Man glaubte, man müſſe ſich bey dieſer Gefahr an Gott wenden und deſſen Beyſtand erbitten. Zu dem Ende ward ein öffentlicher allgemeiner Umgang angeſtellt, wobey die Reliquien der heiligen Genoveva herumgetragen wurden. am 17. März. Briſſac, der ſeinen Entwurf ganz durchgedacht hatte, bewies unter dieſen Umſtänden groſſe Klugheit; ohne ſich zu übereilen, ohne bey ſeinen Schritten zu beben, gieng er muthig auf ſeinen Zweck los. Um das Waffentragen zu hindern, und den aufrühriſchen Predigern und Verſammlungen Einhalt zu thun, ſchützte er ſich mit dem Anſehn des Parlaments. Bey allen Gelegenheiten, wo er die Aufrührer ſtrafen mußte, verwahrte er ſich mit Schlüſſen dieſes höchſten Gerichtshofs. Bisweilen verfuhr er bey deren Vollziehung gelind, um allen Argwohn von ſich zu entfernen. Wenn er ſich auch durch dies Betragen kein völliges Vertrauen erwarb, ſo hinderte er doch wenigſtens die ſcharfe Beobachtung ſeiner Handlungen und die Ergründung ſeiner Abſichten. Er fand auch ſcheinbare Vorwände, unter denen er die ſpaniſche Beſatzung mindern und die wichtigſten Poſten mit zuverläſſigen Leuten beſetzen konnte. Endlich, da alle Triebfedern ihre gehörige Spannung erhalten hatten, am 21. März. verſammlet Briſſac an einem Abend die Oberſten und Hauptleute der Stadtviertel, durch welche vorher

ſchon

1594 ſchon die Sechszehner von dieſen Stellen waren verdrängt worden, erzählt denen, die noch nichts um die Sache wußten, den ganzen Entwurf ſeines Unternehmens, und wiederholt ihn denen, die er vorher ſchon mit hineingezogen hatte, weiſt jedem ſeinen Poſten an, und verabredet mit ihnen, was ſie thun wollten, im Fall ein Auflauf entſtände. Nach Ausſtellung dieſer Befehle ſchickt er ſie in ihre Viertel zurück, und beſichtigt alsdann alle Anordnungen ſelbſt. Man ſagt, die argwöhniſchen Spanier hätten zween Officiere und einige Soldaten beſtellt gehabt, die ihn überall begleiten oder beobachten mußten, um ihn bey dem geringſten Lärmen, den man auſſen vor der Stadt hören würde, niederzuſtoſſen. Zum Glück
am 22. März. zeigten ſich die königlichen Truppen nicht eher, als früh um vier Uhr, da ſich dieſe Aufpaſſer von der Perſon des Statthalters entfernt hatten. Dieſer erwartete ſie, und ließ ſogleich die Thore öffnen. Die Royaliſten zogen in aller Stille ein, ſtellten ſich auf den vornehmſten Plätzen und Straſſen in Schlachtordnung, und bemächtigten ſich der wichtigſten Poſten. Ein einziger Haufe von der ſpaniſchen Beſatzung machte Mine zum Widerſtand, ward aber umringt und niedergemacht. Die übrigen verſchwanden vor dem Sieger und die von Hülfe entblößten Aufrührer verſchloſſen ſich in ihre Häuſer. Sobald man ſich der Stadt ganz verſichert hatte, erſchien **Heinrich** mitten unter einem groſſen Haufen ſeines Adels. Das Freudengeſchrey: **Es lebe der König!** ertönte von allen Seiten. Der Einzug des Königs hatte daher mehr das Anſehn eines Triumphs als einer Eroberung. Heinrich gieng gerade auf die Kathedralkirche zu, wo er unter den Thronhimmel geführt und mit einer feyerlichen Rede, wie im Frieden, empfangen wurde. Nach der Meſſe und dem Ambroſiſchen Lobgeſang erhob ſich der

Monarch

Monarch ins Louvre, wo er öffentlich ſpeiste. Nach- 1594
mittags waren alle Läden offen; man arbeitete; und es ſchien nicht, als ob man im Krieg gelebt hätte. Briſſac erhielt den Marſchallſtab und hunderttauſend Thaler.

Heinrich bekam damals viele ſeiner tödlichen Feinde in ſeine Gewalt: aber er ſtrafte keinen von allen. Die Herzoginnen von **Nemours** und von **Montpenſier** gehörten unter dieſelben, und durften nichts geringers als den Verluſt ihrer Freyheit und ihres Vermögens erwarten. Heinrich gab ihnen eine Schutzwache, beſuchte ſie noch an eben demſelben Tage, und ſpielte mit ihnen in der Karte. Als die ſpaniſche Beſatzung an dieſem Tag auszog, ſagte er zu den Geſandten dieſer Nation: „Meine Herren, empfehlen Sie mich ihrem König; reiſen Sie „glücklich, aber kommen Sie nie wieder.„ Die Spanier und der päbſtliche Legat nahmen eine Anzahl wütender Liguiſten, z. B. den Rektor der Jeſuiten Varade und den Prediger Aubri, die an der Miſſethat des unglücklichen Barriere Theil gehabt, mit ſich fort. Vergebens ermahnte man den König, dieſe zur wohlverdienten Strafe zurück zu behalten. „Ich „will alles vergeſſen, ſagte er; ich will alles verzeihen; und kann man wohl dieſen Leuten ihre Handlungen mehr verargen als einem Raſenden, wenn „er zuſchlägt, und als einem Unſinnigen, wenn er „ganz nackend herumgeht?„ Viele, die bisher die abſcheulichſten Ausſchweifungen begangen und ſich durch öffentliche Räubereyen bereichert hatten, erhielten nur Befehl, ſich aus Paris wegzubegeben, und manche derſelben bekamen ſogar in der Folge Erlaubniß, zurückzukommen. Man ſtellte dem König vor, daß ſich ſeine rechtſchaffene Unterthanen daran ärgerten; allein, er antwortete: „Meine Siege „kommen von Gott; und da er mir vergiebt, ob ich

„es

1594 „es gleich nicht verdiene, ſo will ich auch meinen „Unterthanen vergeben.„ Anderer Beyſpiele, die vielleicht nur in Heinrichs Biographie gehören, hier nicht zu gedenken. Einige gleichzeitige Schriftſteller ſchreiben die groſſe Güte des Königs der Politik zu: allein es iſt nicht möglich, daß ein ſchwer beleidigter Monarch, der alle Mittel zur Rache in ſeiner Gewalt hat, durch einen Zaum ſich ſollte zurückhalten laſſen, wenn er nicht von Natur ein Uebermaaß von Nachſicht und Leutſeligkeit beſitzt. Gewiß, der Beyname des **Groſſen**, den Heinrich um dieſe Zeit durch die öffentliche Stimme des Volks erlangte, war nicht ſowohl Ausbruch der Bewunderung ſeiner Thaten, als vielmehr der Zärtlichkeit, die nur der Güte entſpricht.

Die Sorbonne und die ganze Univerſität unterwarfen ſich, und Heinrich ließ ſich ſo weit herab, daß er der erſtern von der Aufrichtigkeit ſeiner Religionsänderung Verſicherung gab. Die Baſtille ergab ſich durch Vergleich. Die Parlamenter zu Tours und Chalons wurden mit dem Pariſer vereinigt: doch nicht ohne Schwierigkeiten. Die treueſten Glieder verlangten Belohnungen oder Vorzüge vor denen, die ſich durch den Strom der Ligue hatten fortreiſſen laſſen. Allein, Heinrich verlangte, daß keine Spur der Uneinigkeit übrig bleiben, daß Eintracht durchgehends gleichvertheilt herrſchen, und daß in den Parlamentsbüchern alles, was die Unruhen zum Nachtheil der Geſetze und des Oberherrn hineingebracht hatten, ausgeſtrichen werden ſollte.

Heinrich betrat damals eine ſchlüpfrige zwiſchen zween jähen Abgründen hingerichtete Laufbahn. Die Reformirten, die ihn katholiſch werden ſahen, verlangten Edikte zur Verſicherung ihrer Beſitzthümer: und die Katholiken beobachteten ihn, aus Beſorgniß, er möchte ſeinen ehemaligen Glaubensgenoſſen

noſſen Gunſtbezeugungen ertheilen, die in ihren Au- 1594
gen dem Staate nachtheilig wären. Von einer andern Seite verlangten die Liguiſten Belohnungen für ihre Unterwürfigkeit, und die alten Royaliſten murrten, als ſie ſahen, daß Ehrenſtellen und Güter, die ſie als den Preis für ihre Treue anſahen, Rebellen zu Theil wurden. Und ſo mußte der aufrichtigſte, der beſte der Könige dem eiferſüchtigen Katholiken heuchleriſch, und dem mißvergnügten Kalviniſten oder gedungenen Hofmann undankbar und geitzig ſcheinen. Aus den verdrießlichen Ausdrücken, die dem König unter dieſen Umſtänden öfters entfuhren, kann man ſchlieſſen, daß dieſes die bitterſten Augenbicke ſeines Lebens geweſen ſind. Da er im Lager erzogen war, mußte freylich die Geſchwindigkeit eines Marſches und die ungeſtüme Entſcheidung eines Treffens ſeiner Denkart angemeſſener ſeyn, als das Gewühl im Kabinet und die verdrießliche Langſamkeit einer Unterhandlung. Hierin war er vom Herzog von Mayenne ganz verſchieden, der lieber ſeinen Geiſt an Entwürfen weidete, wenn er thätig ſeyn ſollte. Dieſen Unterſchied bezeichnete Heinrich eines Tags mit einem einzigen Ausdruck. Man ſagte ihm, der Herzog ſey ein groſſer Kapitän. „Ich glaub' „es wohl, verſetzte er, aber ich bin immer fünf gute „Stunden eher an Ort und Stelle, als er.„ Dieſe Thätigkeit kam ihm bey Belagerung der ſehr feſten Stadt **Laon** wohl zu ſtatten, wohin **Mayenne** einen Theil ſeiner Familie und ſeine vornehmſten Reichthümer geſchafft hatte. Der König griff ſie mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit an. Die Spanier kamen unter dem Grafen von Mansfeld dem Ort zu Hülfe, und beunruhigten den König ziemlich lange. Als er ihnen aber eine beträchtliche Zufuhr wegnahm, ſo mußten ſie ſich zurückziehn, ohne ein förmliches Treffen geliefert zu haben. Die Beſa-

ẞung

1594 im Jun. ʒung erlangte bey der Uebergabe alle kriegeriſche Ehrenzeichen und Sicherheit für alle dem Herzog von Mayenne zugehörige Perſonen, beſonders für deſſen zweeten Sohn, Karl Emanuel von Lothringen, der die Beſatzung anführte, ſo jung er auch noch war. Der König beſprach ſich mit ihm, rühmte ſeinen Muth, und trug ihm auf, mit ſeinem Vater vom Frieden zu ſprechen. Vor und nach Eroberung der Stadt Laon geſchahen viele andere Erwerbungen, theils durch die Feder, theils durch den Degen. Unter andern kamen Amiens, Chateau-Thierri, Beauvais, Kambray, wieder unter den Gehorſam des Königs. Der Herzog von **Aumont** führte in **Bretagne** den Krieg mit vielem Glück gegen die Spanier, die den Herzog von **Mercoeur** dort unterſtützten. Der Herzog von **Guiſe** machte für ſich und für ſeine Brüder beſonders Frieden. Sie übergaben Reims und alle Plätze, die ſie beſetzt hatten. Der König ließ ihnen die Statthalterſchaften in denſelben und fügte noch andre Wohlthaten bey, die neues Murren unter alten Royaliſten erweckten. Der Herzog von **Lothringen** verlangte und erhielt einen Waffenſtillſtand. **Villars** trat nach einigen Unterhandlungen Rouen wieder ab, und ward dafür in der von Mayenne erlangten Würde eines **Admirals von Frankreich** beſtätigt, erhielt auch noch andre Vortheile. La Chatre und Bois-Dauphin bekamen gleichfalls Beſtätigung ihrer Marſchallswürde, die ihnen Mayenne ertheilt hatte.

Indem Frankreich unter der Leitung einer ſo geſchickten Hand anfieng, der Ruhe zu genieſſen, ſtand ein Böſewicht auf, mit der ſchwarzen Abſicht, dieſes Glück zu ſtöhren. **Johann Chatel**, der neunzehnjährige Sohn eines ehrbaren Bürgers und Tuchhändlers zu Paris war das Ungeheuer, das Heinrichs Tage verkürzen wollte. Dieſer junge

Menſch,

Menſch, der ſich von ſeinen erſten Jünglingsjahren 1594
her an ein Laſter gewöhnt hatte, deſſen Abſcheulich-
keit er endlich fühlte, empfand oft Gewiſſensbiſſe,
die er aber immer, durch die Reitze dieſes Laſters
hingeriſſen, wieder erſtickte. Er hatte eben ſeine
Studien mit vielem Beyfall bey den Jeſuiten geen-
diget, die ihm ſehr freundſchaftlich begegneten, und
ihn als einen Schüler betrachteten, mit dem ſie künf-
tig Ehre einzulegen hofften. Bey der gerichtlichen
Unterſuchung beſchuldigte er keinen ſeiner Lehrer als
Mitwiſſer um ſein Verbrechen: aber er ſagte, er
habe oft in dem Kollegium behaupten gehört, es
wäre erlaubt, den König zu ermorden, weil er ein
Tyrann wäre, und daß ihn der Pabſt nicht erkenne;
dies ſey die Geſinnung der ganzen Geſellſchaft; er-
ſchrocken über die Furcht vor dem ewigen Feuer, wo-
mit ihm ſeine Lehrer wegen ſeiner Beharrlichkeit bey
jenem Laſter bedrohten, habe er beſchloſſen, den Kö-
nig zu tödten, in Hoffnung er werde wegen dieſer
der Kirche ſo nützlichen Handlung um vier Grade
weniger Pein leiden, da er einmal zu achten ver-
dammt wäre. Mit dieſem Vorſatz alſo begab ſich am 27.
Johann Chatel unter das Gefolge des Königs. Er Dec.
fand Mittel, bis in ſein Zimmer zu kommen, und
ihm einen Stoß zu verſetzen, der nach der Kehle
gerichtet war: weil ſich aber der König in dieſem Au-
genblick bückte, um zween Herren, die man ihm eben
vorſtellte, zu umarmen, ſo traf das Meſſer den
Mund, und zerbrach ihm einen Zahn, ohne eine
tiefe Wunde zu machen. Der Thäter ward ergrif-
fen und zu der Strafe der Verbrecher der beleidigten
Majeſtät verurtheilt. Er hielt die ſchrecklichſten
Martern mit der größten Standhaftigkeit aus, ohne
ſeine That zu bereuen oder ſeine Geſinnungen zu än-
dern. Eine ſo erſtaunliche Hartnäckigkeit ſchrieb
man dem Unterricht ſeiner Lehrer, der Jeſuiten, zu,

1594 gegen die vorher ſchon allerley Klagen waren erhoben worden. Sie wurden in ihrem Kollegium gefangen genommen und einer ſtrengen Prüfung unterworfen. Man fand aufrühriſche Schriften unter ihren Papieren, und beſchwerte ſie ſonſt noch mit andern harten Beſchuldigungen. Der Pater Johann Guignard ward gehangen, und alle übrige Jeſuiten verbannte man auf immer aus dem Königreich, als Feinde der öffentlichen Ruhe und der Krone.

König Heinrich äuſſerte groſſe Empfindlichkeit bey dieſem Vorfall. Einige Tage lang war er höchſt traurig und niedergeſchlagen: doch die Geſchäfte und das Getümmel der Waffen verſcheuchten bald ſeine Melancholie. — Nur allzulange ſchon hatte König Philipp von Spanien die Leichtgläubigkeit der Franzoſen gemißbraucht und ſie blos zu ſeinem eigenen Vortheil durch Religionsvorwand gegen ein-
1595 ander unter den Waffen erhalten. Heinrich kündigte ihm deswegen jetzt förmlich Krieg an. Er that dies nicht blos als Heinrich von Bourbon, ſondern im Namen von ganz Frankreich, und erklärte alle franzöſiſche Herren, die mit Spanien verbunden bleiben würden, für Aufrührer. Unter dieſen waren noch die beträchtlichſten die Herzoge von Mercoeur in Bretagne, von Aumale in der Picardie, und Mayenne. Dieſer war faſt ganz Spaniens Sklave geworden und fand in Frankreich weiter keine Freunde, als etwan in Burgund, ſeiner Statthalterſchaft. Noch immer ſprachen die Spanier in ihren Verträgen mit Mayenne von der Wahl eines Königs, und noch immer ſetzte der Herzog Vertrauen auf dieſes Hirngeſpinnſt. Dies Vertrauen wuchs noch mehr, als er den Konnetabel von Kaſtilien mit einem ſpaniſchen Kriegsheer zu ſeiner Unterſtützung herbey kommen ſahe. Heinrich rückte den Spaniern bis Fontaine-Françoiſe entgegen und hielt dort

dort mit ihnen ein ſehr auſſerordentliches Gefecht. 1595
Mit funfzehnhundert Mann, mit denen er voraus=gegangen war, wagte er ſich gegen ihr ganzes Heer, ſchlug im Angeſicht deſſelben einige groſſe Haufen, die ihn angriffen und ſchon einige ſeiner Officiere zum Weichen gebracht hatten, und benahm ihnen dadurch den Muth ſo ſehr, daß ſie Frankreich verlieſſen, oh=ne das Geringſte ausgerichtet zu haben. Die Ver=wegenheit, mit der er damals ſeine Perſon einem faſt gewiſſen Unglück ausſetzte, war nur deswegen nicht tadelhaft, weil er voraus ſah, daß, ſobald er ſich zurückziehen würde, ſein kleiner Haufe von den Feinden würde umringt werden.

König **Heinrich** gewann dadurch Zeit, ſich nach **Lyon** zu begeben, um einige Provinzen durch=zureiſen, wo er Ruhe und Ordnung wieder herſtellte. Da die Unterthanen eines ſtarken Theils von Frank=reich ſeit dem bürgerlichen Krieg nur ſo viel bezahl=ten, als man ihnen durch Brandſchatzungen entriß, und da überhaupt keine ordentliche Vertheilung der Steuern und keine Einrichtung in Erhebung derſel=ben ſtattfand, ſo mußte man auf neue Geld= oder Burſaledikte denken. Auch erforderte die Schwie=rigkeit, Soldaten aus den Provinzen und Kantonen zu ziehen und aus ihnen zahlreiche Heere gegen die ſpaniſche Macht zu bilden, die Vaſallen mit ihren Hinterſaſſen aufzubieten. Dadurch wurden zugleich die Räubereyen gemindert und der König bekam manchen guten Parteygänger.

Heinrich verlohr um dieſe Zeit den Herzog und Marſchall von **Aumont**, einen Franzoſen von alter Rechtſchaffenheit, der ſeinem König eifrig anhieng, ein geſchickter Feldherr und kluger Rathgeber war. Er ſtarb in Bretagne, wo er Krieg führte und von allen Parteyen hochgeſchätzt wurde. In der Picardie ſtarb auch **Humieres**, den die Soldaten als ihren

1595 Vater beweinten. Dieſe Provinz litt überhaupt, wegen ihrer Nachbarſchaft mit den Niederlanden, länger, als die übrigen. Die Spanier richteten daſelbſt viel aus, zumal da ſie von dem Statthalter der Provinz, dem Herzog **Karl dem Erſten von Aumale** unterſtützt wurden. Um dieſen Herrn wegen ſeiner hartnäckigen Beharrung bey der Rebellion zu ſtrafen, erlaubte der König, daß das Parlament deſſen Güter einziehen, ihn für einen Verbrecher der beleidigten Majeſtät erklären und ihn daher verurtheilen durfte, mit Pferden zerriſſen zu werden. Das Urtheil ward an ſeinem Bildniß vollzogen. Eine ähnliche Begegnung wollte deſſen Vetter, der Herzog von **Mayenne**, nicht abwarten. Da er nach dem Gefecht bey Fontaine-Françoiſe wohl einſahe, daß die Ligue ihrem Untergang immer näher käme, und da er kaum noch in Burgund eine Freyſtätte finden konnte, indem ſich die Städte dieſer Provinz nach einander dem König unterwarfen; ſo ließ er dieſen bitten, er möchte ihn doch nicht nöthigen, ihn vor der päbſtlichen Losſprechung als König zu erkennen. Heinrich bewilligte ihm dieſe Gnade, erlaubte ihm, ſich zu Chalons an der Saone aufzuhalten, und verſprach, ihn nicht zu beunruhigen und ihm Zeit zu laſſen, bis der Pabſt das ganze Ausſöhnungsgeſchäfte würde geendigt haben. Seit den Unfällen der Ligue und der Einnahme der Hauptſtadt ſchmeichelte ſich der König mit einer baldigen Endigung dieſes Geſchäftes. In dieſer Hoffnung betrieb **Oſſat** nebſt dem ihm zugegebenen **du Perron** die Unterhandlungen zu Rom unabläſſig. **Klemens der Achte**, der im Stillen Heinrichs Betragen beobachtete, bewies ſich auch von Tag zu Tag geſchmeidiger. Er ſcheuete ſich blos, den König von Spanien zu beleidigen, deſſen Ränke bey den Kardinälen, die faſt alle deſſen Kreaturen waren, ihn in

groſſe

groſſe Verlegenheit ſetzen konnten. Aus dieſer Un- 1595
ſchlüſſigkeit half dem Pabſt eine einzige Antwort des Auditors Rotä, Serafino Olivieri. **Was ſagt man in Rom von den franzöſiſchen Unruhen?** fragte ihn der Pabſt. Ganz kalt verſetzte Olivieri: **Man ſagt, Klemens der Siebente habe durch ſeine Hitze England verlohren, und Klemens der Achte werde durch ſeine Langſamkeit Frankreich verliehren.** Dieſe für einen ſeine Religion liebenden Pabſt fürchterliche Drohung hob auf einmal alle Bedenklichkeiten. Klemens ſchickte einen Kardinal nach Spanien, um, wie vorgegeben ward, mit Philippen Maasregeln wegen des Kriegs in Ungern zu nehmen, in der That aber, um ihn zu vermögen, daß er der Wiederausſöhnung mit dem König keine Hinderniſſe erregen möchte. Zugleich machte er bekannt, daß er die Unterſuchung dieſer Sache dem Konſiſtorium übergeben wolle. Der ſpaniſche Geſandte jauchzte, weil er gewiß hoffte, er würde auf dieſe Art bey einer geheimen Stimmenſammlung ſiegen, indem er die meiſten Kardinäle gewonnen hätte. Allein, der ſchlauere Pabſt erklärte, daß die Wichtigkeit der Materie eine höchſtbedachtſame Ueberlegung erfordere, und er glaube dies nicht beſſer bewerkſtelligen zu können, als wenn er jeden Kardinal beſonders darüber vernähme. Auf dieſe Art machte ſich der Pabſt Meiſter von den Stimmen, theils weil die in Furcht geſetzten Widerſprecher ſich nicht getrauten, dem Pabſt zu widerſtreben, theils weil er die beherztern durch Güte auf ſeine Seite zu bringen wußte. Man ſagt, er habe ſich noch einer andern Liſt bedient. Da der Kardinal Tolet ein Spanier, folglich bey ſeiner Nation auſſer Verdacht war, ſo mußte er bey einer vertrauten Unterredung der Gräſin von Benevento, Gemahlin des ſpaniſchen Geſandten, als das größte

1595 Geheimniß entdecken, daß der Pabſt geneigt ſey, dem König von Frankreich die Losſprechung zu ertheilen; indem er gewiß verſichert war, ſie werde es ihrem Gemahl vertrauen, und dieſer werde es ſogleich nach Spanien berichten. Klemens wartete bis ohngefähr ſo viel Zeit verfloſſen war, daß der Geſandte Antwort haben konnte, und hielt darauf, da er nichts davon ſprechen hörte, ein Konſiſtorium, worin er **Heinrichs Losſprechung** beſchloß, ſo ſehr ſich auch der Kardinal Colonna, dem er Stillſchweigen auflegte, dagegen ſetzte.

Während dieſer Berathſchlagungen ſtellte man zu Rom auf Befehl des Pabſts öffentliche Gebete an, und die Bedingungen der Losſprechung wurden unterdes mit Zuziehung der vom König hierzu ernannten Geſandten du Perron und Oſſat entworfen. Am
am 17. Sept. 17. September, als an dem zu dieſer Cärimonie beſtimmten Tag, erſchienen die beyden Miniſter, als bloſſe Prieſter, in Bußkleidern, vor dem Pabſt, der auf einem vor der Peterskirche errichteten und von den Kardinälen umgebenen Throne ſaß. Man verlas die Bittſchrift des Königs und die Bedingungen der Losſprechung, welche du Perron und Oſſat im Namen des Königs zu erfüllen verſprachen. Hierauf knieten dieſe beyde Abgeordnete nieder, ſchwuren im Namen des Königs alle dem römiſchkatholiſchen Glauben widrige Lehren ab, und verſprachen endlich, indem ſie die Finger auf das Evangelienbuch legten, daß der König bey der römiſchkatholiſchen Religion bleiben und die verglichenen Punkte getreu erfüllen werde. Sie wurden alsdann näher an den Thron geführt, fielen abermals auf die Knie, und der Pabſt berührte, indem man den 51. Pſalm ſang, bey jedem Vers ihre Schultern mit einer Spießruthe. Alsdann ſtand der Pabſt auf, betete mit entblößtem Haupt, bedeckte ſich, ſetzte ſich wieder auf ſeinen

ſeinen Thron nieder, und ſprach im Namen Got- 1595
tes und der Apoſtel Peter und Paul, wie auch kraft ſeiner päbſtlichen Gewalt, **Heinrich den Vierten von dem Bann los.** Hierauf wurden die bisher verſchloſſenen Thüren der Peterskirche geöffnet, die Abgeordneten hineingeführt, und der Ambroſiſche Lobgeſang angeſtimmt.

Alſo endigte ſich dieſe für die damaligen Umſtände ſo wichtige Angelegenheit. Die gröſte Schwierigkeit der Unterhändler des Königs beſtand in Erhaltung der Unabhängigkeit der franzöſiſchen Krone, welche einige Räthe des Pabſts verletzen wollten, indem ſie vorſchlugen, es ſollten in die im Namen des Königs übergebene Bittſchrift einige Worte eingerückt werden, die zu verſtehen geben ſollten, daß **Bourbon** blos kraft ſeiner Losſprechung als König erkannt würde. Die Abgeſandten waren aber in Anſehung dieſes Artikels unerſchütterlich, ſo wie bey der Zumuthung, das Tridenter Koncilium rein und unbedingt anzunehmen und bekannt zu machen. Mit vieler Mühe erlangten ſie, daß davon nichts bekannt gemacht werden ſollte, als was ſich mit den Grundſätzen der gallikaniſchen Kirche vertrüge. Bey den übrigen Punkten bewieſen ſie ſich ganz willfährig. Gröſtentheils waren die Bedingungen der Losſprechung Artikel aus der Kirchenpolizey. Man ließ den König verſprechen, nur Perſonen von unverdächtigem Glauben zu Pfründen zu ernennen, die Geiſtlichkeit und ihre Güter zu ſchützen, die Konkordaten zu halten, die auf Koſten der katholiſchen Kirche geſchehenen Gnadenbezeugungen zurückzunehmen, alle dieſe Verbindlichkeiten vor dem nach Frankreich zu ſchickenden Legaten zu bekräftigen, und öffentlich allen katholiſchen Fürſten ſeinen Entſchluß, in ihrer Religion zu leben und zu ſterben, kund zu thun. Der Pabſt legte dem König auch

1595 perſönliche Verbindlichkeiten auf, als: alle Tage den Roſenkranz und Mittwochs die Litaney zu beten; die Jungfrau Maria zur Fürſprecherin im Himmel anzunehmen; die Faſttage und andern Kirchenverordnungen zu halten; täglich Meſſe zu hören, und alle Feſttage der hohen Meſſe beyzuwohnen; alle Jahre wenigſtens viermal zu beichten und zu kommuniciren; in jeder franzöſiſchen Provinz, beſonders in Bearn, ein Mönchs- und Nonnenkloſter zu bauen; und im ganzen Reich Gott für dieſe Gnade danken zu laſſen. Man ſagt auch, eine geheime Bedingung habe die Zurückberufung der Jeſuiten betroffen.

1596 Nun hatte **Mayenne** nicht den geringſten Vorwand mehr, ſeinen Vergleich mit dem König länger aufzuſchieben; er ſehnte ſich auch ſeit ſeinem Aufenthalt zu Chalons ſehr darnach. Der Präſident Jeannin arbeitete dieſer Sache wegen für ihn beym König. Ein Umſtand, der am längſten aufhielt, war die Mitſchuld des Herzogs an der Ermordung Heinrichs des Dritten. Er wünſchte, daß er, wie auch die Prinzen und Prinzeſſinnen ſeines Hauſes ein für allemal und auf immer davon freygeſprochen werden möchten: er verlangte aber auch zugleich, daß dieſer Artikel ſo möchte abgefaßt werden, daß es nicht ſchiene, als wenn er ihm aus Gnade und Verzeihung wäre bewilligt worden. Ferner verlangte er, daß auch die übrigen Liguiſten in den Vertrag möchten eingeſchloſſen werden, weil er ſich immer noch als das Haupt derſelben betrachtete. Ob man ihm nun gleich dies hätte abſchlagen können, ſo wollte doch der König gern auf einmal alles endigen. Er hielt ſich zu Folembrai, einem Luſthauſe, auf, mit ſeiner Geliebten, **Gabriele von Eſtre'es**, die für den Herzog bat, in Hoffnung, ſich dadurch einen Anhänger zu machen. Mayenne war nie niederträchtig geweſen. Man wußte, daß

er

er ſeinem Vaterlande weit mehr Schaden hätte zu- 1596
fügen können, wenn er es weniger geliebt hätte. Er ſchien von aufrichtigen Geſinnungen belebt zu ſeyn, als er, durch Vereinigung mit den Feinden des Königreichs, noch neue Unruhen hätte erregen können. Der Edelmuth des Königs hielt ihn von dem Mißbrauch ſeines Zuſtandes ab. Heinrich ließ einige Parlamentsräthe mit den Akten wegen der Ermordung Heinrichs des Dritten vor ſich kommen. Man las ſie, und nachdem man alles wohl überlegt hatte, faßte man das Edikt in folgenden Ausdrücken ab: „Durch Einſicht in die Akten hat ſich der König „überzeugt, daß die Prinzen und Prinzeſſinnen, die „ihn bekriegt haben, keinen Theil an dieſem Verbre„chen haben; und da ſie ſich auch durch einen Eyd „gerechtfertiget haben, ſo unterſagt er ſeinen Parla„mentern alle Unterſuchungen in dieſer Sache.„ Auch in Anſehung andrer Punkte verfuhr der König mit dem Herzog ſehr nachgebend. Er nahm deſſen Schulden über ſich, befreyte deſſen Güter von allen deswegen gemachten Hypotheken, und ließ die Erklärung gelten, daß der Herzog und deſſen Freunde die Waffen blos um der Religion willen ergriffen hätten. Er befahl, daß ſie nie wegen eines Verſtändniſſes, Vertrags oder Bundes mit Auswärtigen ſollten belangt werden. Er gab ſogar dem Herzog drey Sicherheitsplätze, Chalons und Seure in Burgund, und Soiſſons in Iſle de France, nebſt ihren Domänen auf ſechs Jahre, mit dem Vorrecht, daß es den Reformirten nicht erlaubt ſeyn ſollte, Verſammlungen daſelbſt zu halten. Endlich beſtimmte noch der König eine Zeit, während welcher es den lothringiſchen Prinzen und andern franzöſiſchen Herren freyſtehen ſollte, ſich zu ſtellen, um die Vortheile des Edikts zu genieſſen. Das Parlament machte groſſe Schwierigkeiten, das Edikt zu regiſtriren.

1596 Diane von Frankreich, natürliche Tochter Heinrichs des Zweeten, folglich Schweſter Heinrichs des Dritten, und Louiſe von Lothringen, des letztern Gemahlin, widerſetzten ſich dem Artikel, wodurch die beſchuldigten Perſonen von dem Verdacht des Antheils an dem Königsmord freygeſprochen wurden; und ſie beharrten bey ihrem Widerſpruch, der wiederholten Befehle des Königs ohngeachtet. Das Parlament machte auch viele Einwendungen gegen die vom König bewilligten Gnadenbezeugungen, Privilegien, Exemtionen und Geleitsbriefe, und regiſtrirte ſie erſt nach vielen königlichen Befehlsbriefen.

Der König erndtete bald Früchte ſeiner Güte. Der **Herzog von Nemours** kehrte zu ſeiner Pflicht zurück. Der **Herzog von Joyeuſe** unterwarf ihm die Stadt und Landſchaft Toulouſe. Das iſt eben der Joyeuſe, der erſt ein Kapuziner war, und hernach zum Dienſt der Ligue die Kutte mit dem Küraß vertauſchte. Der König ernennte ihn zum Marſchall von Frankreich. Er trat in den Maltheſerorden, wurde in der Folge wieder Kapuziner, und blieb es auch bis an ſeinen Tod. Da der König von Burgund her nichts mehr zu befürchten hatte, ſo fiel es ihm leicht, auch die Ruhe in Provence nach und nach wieder herzuſtellen, wo der Herzog von **Epernon** bisher immer noch geherrſcht hatte, ſo ſehr ihn auch die Treue und Tapferkeit des vortrefflichen Feldherrn **Lesdiguieres**, der ſeinem König vom Antritt ſeiner Regierung her bis jetzt gegen den Herzog von Savoyen und gegen andre Feinde die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, einzuſchränken ſuchte.

Zu Herren von **Marſeille** hatten ſich Karl von Caſaux und Ludwig von Aix ſeit fünf Jahren aufgeworfen. Sie warben Soldaten, goſſen Geſchütz, und gehorchten weder dem König, noch dem Herzog von Epernon, noch den Häuptern der Ligue, ohngeach-

geachtet ſie einige Gemeinſchaft mit dem Herzog von 1596
Mayenne unterhielten. Sie trieben ihren Unſinn ſo weit, daß ſie des Königs Bildniß öffentlich verbrannten, und bereit waren, ſich lieber den Spaniern, als ihm, zu ergeben. Die Patrioten ſeufzten unter dieſem verächtlichen Joche, aber niemand unterſtand ſich, es abzuwerfen. Endlich beſchloß Peter von Libertat, ein Korſe, der mit beyden Tyrannen ſehr vertraut lebte, und dem es weder an Klugheit noch an Muth fehlte, Marſeille dem mit dem König verſöhnten Herzog von Guiſe in die Hände zu ſpielen; welches auch geſchah, nachdem er ſich verſchiedene anſehnliche Vortheile zur Belohnung ausbedungen hatte. Die Einnahme dieſer Stadt trug zur Demüthigung des Herzogs von Epernon nicht wenig bey. Er ſahe nun wohl ein, daß er ſich in Provence nicht halten könne, und fieng an, um Ausſöhnung mit dem König anzuſuchen. Dieſer ließ ſich auch durch den Herrn von Roquelaure, einen ſehr treuen Freund des Herzogs, bald darzu bewegen. **Epernon** kam an den Hof, nachdem ihm die Provencer zur Beſchleunigung ſeiner Abreiſe ein Geſchenk von 50000. Schildthalern und 30000 für die Befehlshaber ſeiner Truppen bewilliget hatten. Er ward gnädig vom König empfangen, und erhielt bald darauf die Statthalterſchaft von Limouſin. Auch der treue **Lesdiguieres** kam an den Hof; Heinrich bewillkommte ihn unter Scherz und Liebkoſungen, und verſicherte ihn, daß er auf alles, was in ſeiner Gewalt ſtände, Anſpruch machen könnte. Er ernennte ihn des Tags darauf, ob er gleich ein eifriger Hugenotte war, zum Staatsrath.

Die Freude des Königs über dieſe glückliche Veränderung in Provence ward durch ſchlimme Vorfälle in der **Picardie** ſehr verbittert. Die Spanier

1596 er unter dem Grafen von **Fuentes** hatten dort ſchon im vorigen Jahr Catelet, Dourlens, wie auch **Kambray** erobert. Der König war zur Rettung dieſes letzten Platzes herbeygeeilt, kam aber zu ſpät, und ſoll den Herzog von **Nevers**, der mit dem Marſchall von Bouillon die Truppen in jenen Gegenden anführte, wegen dieſes Verluſts ſo hart angelaſſen haben, daß er krank ward, und **ſtarb.** Weil indeſſen Heinrich die zum Entſatz von Kambray beſtimmten Völker nicht ungebraucht laſſen wollte, ſo ſchloß er mit ihnen die ſtarke und wohlbeſetzte Feſtung **la Fere**, bey der rauheſten Jahrszeit, ein. Fuentes wollte ſie entſetzen: weil ihm aber doch das Unternehmen zu gefährlich ſchien, ſo dachte er auf einen andern Streich, zu dem ihn der Herr von **Rosne** veranlaßte. Dieſer Edelmann aus Champagne war einer der geſchickteſten Feldherren ſeiner Zeit und ein eifriger Anhänger des Herzogs von Mayenne. Der König wollte ihn unter der Hand in ſeine Dienſte ziehen; Rosne war auch bereit dazu, wenn man eine Schuld von zwanzigtauſend Thalern, die er zu Brüſſel ſtehen hatte, für ihn bezahlen würde. Dies erfuhren die Spanier. Rosne ward vor den Erzherzog **Albrecht**, damaligen ſpaniſchen Statthalter in den Niederlanden, gefordert, um noch vor ſeiner Verurtheilung gehört zu werden. Man warnte ihn: er gieng aber dennoch mit geſetztem Geiſt vor den Staatsrath, und ſagte, er komme, um von einem für den König von Spanien ſehr vortheilhaften Anſchlag Nachricht zu geben. Anfangs wollte man ihn nicht hören: allein, der Graf von Fuentes, der den Vorſitz im Rath hatte, erlaubte es; worauf denn Rosne die Eroberung der wichtigen Städte Metz und Calais in Vorſchlag brachte, und verſicherte, er wolle den letzten Platz in wenig Tagen erobern. Nun dachte man nicht

mehr

mehr an ſeine Gefangennehmung, ſondern blos an 1596
die Mittel zur Ausführung des Unternehmens gegen Calais. Rosne hielt Wort. Der Erzherzog ließ ausſprengen, daß er zum Entſatz der Feſtung la Fere anrücken wolle, und ſeine Truppen machten allerhand verſtellte Märſche, deren wahre Abſicht erſt alsdann bekannt wurde, da Rosne mit fünftauſend am 5. April.
Mann zu Fuß und dreyhundert zu Pferd in der Gegend von Calais ankam, und durch nachfolgende Truppen verſtärkt wurde. Wäre Calais in ordentlichem Vertheidigungsſtand geweſen, ſo hätte der König noch Zeit genug gehabt, la Fere zu erobern, und Calais zu entſetzen. Der dortige Befehlshaber Vidoſſan beſaß zwar viel Muth, aber wenig Erfahrung; auch war die Beſatzung nicht ſtark genug. Daher bemächtigte ſich Rosne ſogleich einiger wichtigen Poſten, durch deren Beſitz die Hülfe von der Land- und Seeſeite gehindert werden konnte. Da alſo der Erzherzog mit der ganzen Armee ankam, ſo war die Vorſtadt gleich erobert. Die Bürger waren ſo am 15. April.
ſehr erſchrocken, daß ſie den Befehlshaber zur Kapitulation nöthigten. Er ließ demnach das Zeichen am 17. April.
zur Uebergabe geben, und forderte acht Tage Stillſtand. Nach deren Verlauf überließ er die Stadt mit allem ſchweren Geſchütz dem Erzherzog. Das Schloß, in welches Heinrich Beyſtand gebracht hatte, ward auch nicht lange hernach mit Sturm eingenommen. Rosne brachte darauf die Belagerung der Stadt Ardres in Vorſchlag, und in weniger als drey Wochen war ſie erobert. Dieſer Verluſt am 23. May.
wurde durch die Eroberung von la Fere einigermaſſen erſetzt, welches an dem nämlichen Tage kapitulirte, da Ardres übergieng, aber freylich eine halbjährige Belagerung gekoſtet hatte. Der Erzherzog gieng wieder in die Niederlande zurück, nachdem er Calais und Ardres wohl verſehen hatte. Rosne über-

1596 überlebte ſeinen Ruhm nicht lange; denn er wurde bey Belagerung der Stadt Hulſt getödtet.

Im Monat May wurde ein **neues Bündniß** zum Angriff und zur Vertheidigung wider Spanien zwiſchen **England und Frankreich** geſchloſſen, wozu auch die **vereinigten Niederlande** traten. Es war dabey ausdrücklich bedungen, daß kein verbundener Theil ohne Einwilligung des andern oder wenigſtens ohne lang vorher ertheilte Nachricht mit Spanien ſich vergleichen ſollte.

Unterdes langte **Alexander von Medici**, insgemein der Kardinal von Florenz genannt, als **päbſtlicher Legat** in Frankreich an. Er wurde zu Paris mit groſſen Ehrenbezeugungen empfangen; und er ſahe vornämlich dahin, daß der König das bey ſeiner Losſprechung gethane Verſprechen erfüllen, und die wenigen Anhänger der Ligue ſich den König vollends unterwerfen möchten. Die Ankunft des Legaten und andre Umſtände machten den **Reformirten** groſſe Sorgen. Da die Parlamenter von Zeit zu Zeit ſehr ſtreng gegen ſie verfuhren, und einige ſich ſogar weigerten, die Erneuerung des Edikts vom Jahr 1577. zu regiſtriren; ſo überreichten die Reformirten dem König eine neue Schrift, worin ſie vorſtellten, daß dieſes Edikt zu ihrer Sicherheit noch nicht hinreichend ſey, und ſehr angelegentlich baten, man möchte ihnen doch an allen Orten, wo ſie die ſtärkere Zahl ausmachten, freye Religionsübung erlauben, die Geiſtlichen und Beſatzungen in ihren Sicherheitsplätzen beſolden, und auſſer dem Gerichtshof in Languedok noch drey bis vier andre halb mit ihren Glaubensgenoſſen beſetzen. Da ihnen nun der König keine befriedigende Antwort ertheilte, verbanden ſie ſich genauer, und ſetzten die neulich zu Loudün angeſtellte Verſammlung fort, um über Mittel zu ihrer Sicherheit zu rathſchlagen.

Auf

Auf den Rath des Herrn du Pleſſis = Mornai 1596
ſchickte der König zween Staatsräthe an ſie, die allerhand Beſchwerden und Entſchuldigungen von Seiten des Königs äuſſerten, und darauf antrugen, daß die Verſammlung nach Vendome oder Gergeau verlegt würde, weil dieſe Oerter dem König näher wären. Sie wählten Vendome und ſchickten von da aus Abgeordnete nach Rouen, wohin der König eine Verſammlung der Vornehmſten oder des Ausſchuſſes der Stände *) berufen hatte, und wohin er ſich nunmehr ſelbſt begab. Heinrich eröffnete am 20. Okt.
die Verſammlung ſelbſt mit folgender ſchon ſo oft gerühmten und verewigten Rede: „Wenn ich nach „dem Ruhm eines vortreflichen Redners ſtrebte, ſo „würde ich mehr ſchöne Worte als guten Willen „mit hieher gebracht haben: allein, mein Ehrgeiß „geht ein wenig weiter, als ſchön zu reden; ich ſtrebe nach den weit rühmlichern Titeln eines Befreyers und Wiederherſtellers Frankreichs. Schon „habe ich es durch die Gunſt des Himmels, durch „den Rath meiner treuen Diener, und durch die „Tapferkeit meines wackern und rechtſchaffenen „Adels, — wovon ich meine Prinzen nicht abſondere, „da der Name eines Edelmannes unſer ſchönſter Titel iſt — aus der Sklaverey gezogen und vom Untergang gerettet. Jetzt wünſche ich ihm auch ſeine „ehemalige Stärke und ſeinen alten Glanz wieder „zu ſchaffen. Nehmt, meine Unterthanen, an „dieſem zweeten Ruhme ſo Theil, wie ihr an dem „erſten genommen habt. Ich habe euch nicht, wie „meine Vorgänger, hieher berufen, um euch zur „blinden Befolgung meines Willens zu verbinden; „ich habe euch verſammlen laſſen, um euren Rath „zu vernehmen, um ihn zu billigen, um ihm zu folgen, kurz, um mich unter eure Vormundſchaft „zu

*) Aſſemblée des Notables.

1596 „zu begeben. Das iſt ein Verlangen, dergleichen „ſonſt Könige, Graubärte und Sieger, wie ich bin, „nicht zu äuſſern pflegen: allein, die Liebe zu mei„nen Unterthanen, und das heftige Verlangen, den „Staat zu erhalten, machen, daß ich alles leicht „und rühmlich finde.„ Die Verſammlung ward innigſt gerührt über dieſe zärtlichen Ausdrücke, und arbeitete eifrigſt an Erfindung dienlicher Mittel zur Fortſetzung des Kriegs und zur beſſern Einrichtung des Finanzweſens, und ſchlug zu dem Ende vor, einen neuen Rath zu errichten, den man den **Rechnungsrath** nennen könnte, und deſſen Glieder von der Verſammlung und nach der Hand von den höchſten Reichsgerichten ſollten ernannt werden. Man ſchätzte alle **Einkünfte des Königs** auf dreyßig Millionen Livres, und man beſchloß, daraus zween Theile zu machen, wovon der eine dem König zu den Ausgaben für das Kriegsweſen und für ſein Haus überlaſſen, der andre aber unter den Händen des Rechnungsraths bleiben und zur Bezahlung der Jahrgelder, der Zinſen und der Schulden des Staats angewendet werden ſollte, ohne daß der Rath gehalten wäre, irgend einige Rechnung darüber zu thun. Und da man Urſache hatte zu glauben, die ordentlichen Einkünfte des Königs möchten nicht völlig dreyßig Millionen betragen; ſo hielt man für dienlich, ſie durch eine neue Auflage von einem Sou für jeden Livre zu verſtärken, welche auf alle Handlungs- und andre Waaren, die in dem Reich verkauft würden, geſchlagen, und wovon blos das Getraide ausgenommen wurde. Dies iſt die Auflage, welche man **Pancarte** nennte.

Als die Errichtung des neuen Raths und die Theilung der königlichen Einkünfte in dem Staatsrath vorgetragen war, ſo wurde beydes einmüthig verworfen. Der Herr von Sülli ſprach wenig von

dieſer Materie, und der König, der ihn aufmerk- 1596
ſam anſah, begriff, daß er ſeine Gedanken davon nicht ſagen wollte; er ſchob daher den Beſchluß der Sache auf, um Sülli's Meinung zu erfahren. Dieſer erklärte ihm, daß er dieſen Anſchlag für grillenmäßig und unmöglich in der Ausführung hielte; indeſſen rieth er ihm doch ihn anzunehmen, theils um ſein Verſprechen, ſich nach dem Rath der Verſammlung zu richten, zu erfüllen, theils um die künftigen Glieder des Rechnungsraths in den Stand zu ſetzen, daß ſie aus eigener Erfahrung von den Schwierigkeiten urtheilen könnten, die mit dieſem Anſchlag unzertrennlich verknüpft wären, weil man ſonſt unaufhörlich ſagen würde: Hätte der König dieſen Vorſchlag angenommen, ſo würde er mit leichter Mühe ſein Finanzweſen wieder in die ſchönſte Ordnung gebracht haben. Bey einer neuen Verſamlung des Staatsraths ſtimmte jedes Mitglied abermals auf die Verwerfung des Anſchlags: aber Heinrich erklärte ſich für die Annahme deſſelben, und that dies auch der Verſammlung des Ausſchuſſes der Stände zu wiſſen. Man ernannte die Glieder des neuen Rechnungsraths, und der **Kardinal von Gondi**, der, wie Sülli ſagt, wegen ſeiner beſondern Geſchicklichkeit in der Haushaltungskunſt bekannt war, wurde zum Haupt dieſes Raths gewählt, welcher ordentlich in einem Saal des biſchöflichen Pallaſtes verſchiedene Monate lang zuſammenkam. Aber dieſe neuen Räthe geriethen wegen der genauen Theilung und Erhebung der königlichen Einkünfte in eine ſolche Verwirrung, daß ſie gezwungen waren, den König ſelbſt um eine andre Veranſtaltung in dieſer Sache zu erſuchen. Die Auflage der Pancarte hatte keinen glücklichern Erfolg. Sie erregte Empörungen und Mißvergnügen in den Provinzen. Dadurch kam der König auf den Entſchluß,

1596 dem Herrn von Sülli allein die Verwaltung ſeiner Finanzen aufzutragen.

Die Abgeordneten der Hugenotten traten zu Rouen mit einigen Staatsräthen zuſammen, und verlangten hauptſächlich die freye und uneingeſchränkte Uebung ihrer Religion durchs ganze Reich, wie auch zur Hälfte von ihnen beſetzte Gerichtshöfe zu Paris, Rouen, Rennes und Dijon, und Unterhalt für ihre Geiſtlichen und Beſatzungen in den Sicherheitsplätzen. Sie gaben endlich bey dem erſten Artikel nach, und man bewilligte ihnen Religionsfreyheit an allen den Orten, wo ſie dieſelbe ſeit dem Anfang des Jahrs 1590. gehabt hatten, und überhaupt in jedem Amt eine Kanzel, wo ihnen nach dem Edikt von Poitiers eine gebührte. In Anſehung des zweeten Punkts ihrer Forderung ließ ihnen der König vorſtellen, daß eine ſolche Anſtalt nur Zwiſtigkeiten im Staat verurſachen würde, und daß ſie ſich mit einer Ediktskammer in jedem Parlament begnügen möchten. Wegen des dritten Punkts verſprach er, funfzigtauſend Thaler zum Unterhalt ihrer gegenwärtigen Beſatzungen und Geiſtlichen auszuſetzen. Allein, ſie erklärten dagegen, daß ſie mit dieſen Antworten nicht zufrieden ſeyn könnten, und die ihnen zugefügten Bedrückungen, die ſchon zur Gewohnheit worden wären, würden ſie nöthigen, ſich ſelbſt einige Erleichterung zu ſchaffen, wenn die Räthe des Königs ihnen nicht helfen wollten. Dieſe Standhaftigkeit beunruhigte Heinrichen ſehr, weil er befürchten mußte, die Katholiken möchten aufs neue ſchwierig werden, wenn er die Forderungen der Reformirten genehmigte.

1597 Indem Heinrich zum Theil mit Anordnung innerer Staatsangelegenheiten beſchäftigt war, zum Theil auch bey ſeiner Gabriele von Etre'es der Wolluſt opferte, führten die Spanier ein Unternehmen

aus,

aus, wodurch allen bisherigen Hoffnungen des völ- 1597
ligen Friedens und der Ruhe der Umſturz gedrohet
wurde. Dies war **die durch Ueberfall der Spanier geſchehene Einnahme der Stadt Amiens.** am 11. März.
Der Schrecken der Pariſer und des königlichen Hofs über den Verluſt dieſer Stadt war unausſprechlich groß. Nur der König bewies ſich unerſchrocken und ſtandhaft, ſo ſehr er ſich auch ſeit einiger Zeit zu ſeiner Erholung in Ergötzlichkeiten vertieft hatte, und ſo gefährliche Folgen auch dieſer Verluſt natürlich vermuthen ließ. Alle Feinde des Königs bekamen dadurch neuen Muth; ſelbſt unter ſeinen Unterthanen, den eifrigen Katholiken und den Reformirten, konnte es für ihn nachtheilige Wirkungen hervorbringen. Das Schlimmſte war die Verwirrung in den Finanzen und die Entblöſſung der Zeughäuſer; denn man hatte zu dem Feldzug, der im Frühjahr angehn ſollte, alle Bedürfniſſe nach Amiens bringen laſſen, und ſie alſo den Feinden in die Hände geliefert; auch war kaum ein Regiment im Stande, ſogleich zu Feld zu gehen, indem die übrigen Truppen noch in den Provinzen zerſtreut lagen. Dennoch ließ Heinrich, der an dergleichen unvermuthete Unglücksfälle ſchon gewöhnt war, den Muth nicht ſinken. Die Wiedereroberung der Stadt Amiens hieng von einer thätigen Geſchwindigkeit ab; man mußte in kurzer Zeit Geld auftreiben, und dies mußte damals, ohne das Volk zu drücken, geſchehen. Die Mittel, die Sülli zu dieſem Zweck vorſchlug, waren billig und gefielen eben deswegen dem König, der ſie, um ihnen deſto ſtärkeres Gewicht zu geben, dem hohen Rath, den er auſſerordentlich verſammlen ließ, ſo vortragen wollte, als wenn ſie von ihm ſelbſt herrührten. Nie war der hohe Rath zahlreicher; nicht nur die Glieder des Geheimen Raths wurden darzu gelaſſen, ſondern auch alle groſſe Her-

 ren,

1597 ren, die ſich damals am Hof aufhielten, die Vornehmſten der Stadt Paris und die Mitglieder der Verſammlung zu Rouen, die ſich damals größtentheils zu Paris befanden. Schaam, Furcht und Ungewißheit waren auf allen Geſichtern gemahlt. Keiner wollte oder konnte tüchtige Mittel zur Beyſchaffung der nöthigen Gelder vorſchlagen. Endlich zog der König ein Papier aus ſeiner Taſche, worauf er die Vorſchläge Sülli's ſelbſt geſchrieben hatte, und las ſie nun der Verſammlung zur Ueberlegung vor. Sie beſtanden kürzlich darin: Erſtlich, alle Bemittelte ſollten einen Vorſchuß thun, den der König in zwey Jahren nebſt den Zinſen wieder bezahlen wollte. Zweytens ſollte die Abgabe von jedem Minot Salz auf funfzehn Sols erhöhet werden. Drittens wollte der König die Einnehmer auf drey Jahre beſtellen. Viertens ſollten die Finanzbedienten, die ſchon viele Jahre her nach Gefallen gewirthſchaftet, zur Rechenſchaft gezogen, und die Schuldigen zur Bezahlung der ihnen aufzulegenden Taxe angehalten werden, dem durch ſie zu Grunde gerichteten Staat wieder aufzuhelfen. — Alle Anweſende billigten dieſe Vorſchläge: aber, was gehörte dazu, ſie auszuführen? Standhaftigkeit, die ſich nicht bewegen ließ, Uneigennützigkeit, die nicht beſtochen werden konnte, Gerechtigkeit, um ſich Achtung zu verſchaffen, Strenge, um der Habſucht der zu dieſem Geſchäfte nöthigen Unterbedienten Einhalt zu thun, ein weit umherſchauender Geiſt, der ſchnell alle Unſchicklichkeiten im Voraus mußte erkennen und ihnen ſchnell abhelfen und alle günſtige Augenblicke benutzen können. Alles dies war nothwendig und fand ſich vereint in der Perſon des groſſen Staatsbedienten Sülli. In kurzer Zeit brachte er das nöthige Geld zuſammen; es waren zwey Millionen und ſiebenhundert tauſend Livres, die man ſogleich zum Unterhalt der

zur Belagerung der Stadt Amiens beſtimmten 1597
Armee und zur Befeſtigung der benachbarten Plätze anwandte. Der König ſeiner Seits ſtrengte alle Kräfte an, Truppen aufzubringen, und machte bekannt, daß ſie der Marſchall Biron unter ihm anführen ſollte. Verſchiedene Provinzen ſtellten Regimenter auf ihre Koſten, und verſprachen, ſie den ganzen Feldzug hindurch zu unterhalten; auch ergieng abermals, wiewohl ſpät, ein allgemeines Aufgebot an alle Vaſallen, und das Parlament erklärte alle, die ſich dawider ſetzen würden, für ehrlos. (am 4. Jun.) Zu gleicher Zeit ließ man die Königin Eliſabeth an die Erfüllung ihres Verſprechens erinnern, vermöge deſſen ſie für dieſes Jahr viertauſend Mann zu der franzöſiſchen Armee wollte ſtoſſen laſſen. Dies verurſachte Schwierigkeiten, weil die Königin ſelbſt Krieg führte und ſo viele Truppen nicht entbehren konnte. Sie erbot ſich zu einer Geldhülfe und leiſtete ſie auch gegen hinreichende Bürgſchaft. Falſch iſt es, wenigſtens den glaubwürdigſten Urkunden zuwider, daß ſie auch zugleich jene viertauſend Mann geſtellt haben ſollte; dieſe langten erſt beym Anfang der Belagerung von Amiens an. Bey den teutſchen Fürſten, bey denen Ancel Unterhandlung trieb, und bey den Reformirten in Frankreich war weit weniger zu erlangen. Vielmehr ſetzten die letztern Heinrichen durch ihr in der That hartnäckiges Widerſtreben und durch allerhand bedenkliche Maasregeln, die ihnen der Herzog von Bouillon und der Herr von la Tremouille eingaben, in die gröſſte Beſorgniß. Aber der Herr von Lesdiguieres that auch jetzt dem König die gröſten Dienſte, indem er dem Herzog von Savoyen, der aus den damaligen Umſtänden Frankreichs Vortheile ziehen wollte, genug zu ſchaffen machte, ohne dabey durch Geld unterſtützt zu werden.

1597 Indem ſich Heinrich und ſeine Feldherren aus allen Kräften rüſteten, unterlieſſen auch die Spanier nicht, ſich beſtens vorzuſehn und die dienlichſten Gegenmittel, welche Kriegskunſt und Erfahrung erdenken konnten, zum Empfang der Franzoſen vorzukehren. Heinrich und Biron waren noch im März mit den erſten Truppen nach der Picardie abgegangen, wohin die Verſtärkungen nach und nach in möglichſter Eile folgten. Dennoch waren erſt gegen das Ende des Maymonats die nöthigen Völker beyſammen; das ſchwere Geſchütz, das aus 45 Kanonen beſtand, und die dazu gehörigen Kriegsbedürfniſſe waren durch Sülli's Betriebſamkeit noch vor Ende des Aprils im Lager angekommen. Dieſe Betriebſamkeit erkaltete auch nicht während der ganzen Belagerung; ſie erſtreckte ſich auf alle dahin gehörige Gegenſtände; die Soldaten wurden ſehr ordentlich bezahlt, gut verpflegt, und im Lager herrſchte Ueberfluß an allen Bedürfniſſen. Gegen das Ende des Monats May ward die Belagerung förmlich angefangen, obgleich die ganze Armee mit Inbegriff der Engländer erſt aus zwölf bis dreyzehntauſend Mann zu Fuß und aus ſieben bis achttauſend zu Pferd beſtand. Die Ausfälle der Belagerten waren ſehr häufig und blutig; ſie wurden auch bald durch neue Truppen, Lebensmittel und Kriegsbedürfniſſe unter Anführung des Don Guzman, auf des Erzherzog Albrechts Befehl, verſtärkt, wobey ein hartnäckiges Gefechte vorfiel, das beyden Theilen Verluſt zuzog. Die Nähe der Stadt Dourlens fiel dem Marſchall von Biron beſchwerlich; er wollte ſie alſo durch Ueberfall wegnehmen: aber das Unternehmen ſcheiterte. Der König war unterdes nach Paris gegangen, und kam nun mit ſeiner ſchönen Gabriele, damaligen Marquiſe von Monceaux, wieder ins Lager zurück, und nahm mit ihr ſeinen Aufenthalt an dem gefährlichſten

lichſten Belagerungsort. Biron war höchſt unzu- 1597 frieden über die Rückkunft des Königs, weil ihm dadurch die Lorbeern entriſſen wurden, die er durch Eroberung des Platzes zu erndten hoffte; er konnte auch dem König ſeinen Verdruß nicht verbergen; ſein hoher und ſtolzer Geiſt und das Bewußtſeyn der ihm eigenen Tapferkeit und Erfahrung machte ihn der Verſtellung unfähig. Aber Heinrich wußte auch dieſe Talente zu ſchätzen; ob ihn gleich Biron ſeinen Ehrgeitz und ſeinen Spott über deſſen Begleiterin fühlen ließ, ſo überhäufte er ihn doch mit Lobſprüchen und mit Güte; er genehmigte alle ſeine Eroberungsanſtalten, und beſtätigte ihm den Oberbefehl. Liſt und Gewalt wurden unaufhörlich von beyden Theilen gegeneinander verſucht. Biron hatte ſeine geheime Verſtändniſſe in der Stadt, und hoffte, ſie dadurch zu gewinnen: aber immer wurden die Anſchläge verrathen, unter denen vorzüglich einer war, den die Auguſtiner in der Abbtey St. Acheuil begünſtigten, und der ſchon weit gediehen war, aber dennoch verrathen wurde. Durch die Nähe der Feſtungswerke und bey den Ausfällen verlohren die Franzoſen viele Leute: aber eines Tags hatte ihnen Biron, der von allem, was ſie vornahmen, benachrichtiget wurde, zween Hinterhalte geſtellt, und ih- am 5. nen dadurch eine anſehnliche Zahl tapferer Krieger, Jul. unter denen der junge hoffnungsvolle Don Guzman der vornehmſte war, getödtet. Dies hemmte die oft wiederholten Ausfälle, und die Franzoſen konnten nun deſto thätiger in den Tranſcheen zu Werke gehen. Um die Arbeiter zu ermuntern, ließ der König jedem für das Fortrücken um eine Toiſe dreyſſig Sols reichen: dieſe neue und andre Ausgaben erſchöpften in kurzer Zeit ſeine Finanzen ſo ſehr, daß er an ſeinen Miniſter Sülli ſchrieb: „Ich habe nur „einen einzigen Rock, und der iſt zerriſſen; ich ha-

1597 „be keine Pferde, und kein Geld, um meine Küche „beſtellen zu laſſen; meine Freunde unterhalten „mich.„ Dieſer traurige Zuſtand konnte ſehr ſchlimme Folgen haben. Schon murrten die Officiere über den Mangel des Gehalts, und der gemeine Mann fieng an ſo weit zu gehn, daß er den Dienſt verſagte. Das Ausreiſſen wurde von Tag zu Tag häufiger und um ſo viel gefährlicher, da auch die Kanoniers davon angeſteckt wurden. Man fieng ſogar an, an Kriegsbedürfniſſen Mangel zu leiden. Sülli war es, der dieſen Gefährlichkeiten vorbeugte. Durch ſeine Thätigkeit war das Lager bald wieder mit Geld, Lebensmitteln und Kriegsvorrath angefüllt. Bald

am 28. Jul. darauf thaten die Belagerten den allerheftigſten Ausfall, und brachten die Franzoſen, unter denen Heinrich und Biron ſelbſt mit fochten, ſo ſehr ins Gedränge, daß ſie alles würden in die Flucht geſchlagen haben, wenn nicht die Gegenwart des Königs und des oberſten Feldherrn den Franzoſen Tapferkeit eingeflößt hätte, die dadurch, nach ihrem eigenen Geſtändniß über 500 Todte, worunter 300 Officiere waren, und noch weit mehr Verwundete bekamen, da hingegen die Spanier kaum achtzig Mann einbüßten und ſich in der ſchönſten Ordnung zurückzogen. Bey dem Verluſt ſo vieler wackerer Männer konnte ſich Heinrich der Thränen nicht enthalten, und ſie waren um ſo viel lebhafter, da er glaubte, der junge Prinz von Joinville, den er zärtlich liebte, und der ſich im Verfolgen zu weit gewagt hatte, wäre unter der Zahl der Todten: allein der Herzog von Mayenne, der ſich überhaupt bey dieſer Belagerung ſehr rechtſchaffen bewies, war ihm zu Hülfe gekommen und hatte ihn aus dem Getümmel gerettet, wodurch Heinrichs Traurigkeit ziemlich gemindert wurde. Dieſer wütende Ausfall der Belagerten war jedoch auch der letzte; ihre Zahl verringerte ſich täglich, mehr

mehr durch Krankheiten, als durch das Schwerdt 1597
der Belagerer. Nach vielen heftigen Gefechten und nach einem faſt unaufhörlichen Feuer des groben Geſchützes war endlich ſo viel Breſche geſchoſſen, daß man gegen ein Ravelin Sturm laufen konnte; dies am 24. Aug.
geſchah von den Engländern auf der einen und von den Franzoſen auf der andern Seite. Verſchiedenemal wurden ſie durch die Tapferkeit der Belagerten zurückgeſchlagen; trieben zwar endlich die Spanier in die Flucht, die aber am folgenden Tag ihre Feinde wieder fortjagten; Tags darauf erſt konnten ſich die Franzoſen behaupten: das war erſt ein geringer Anfang.

Ob man gleich Briefe und Spione aufgefangen hatte, welche der ſpaniſche Befehlshaber Teillo an den Erzherzog Albrecht abgeſchickt, ſo bekam dieſer doch Nachricht von dem Zuſtand der Stadt, und ließ deswegen zu ihrem Entſatz ein Heer von mehr als 20000 Mann abgehn. König Heinrich erfuhr dies noch zur rechten Zeit, ſo daß er im Stande war, ſich gehörig zu verſtärken und in Gegenwehr zu ſetzen. Er gieng ſelbſt mit einem geringen Haufen Reuterey den feindlichen Vortruppen unter dem berühmten Contera entgegen, und ſchlug ſie in die Flucht. Er glaubte, dies würde den Befehlshaber in der Stadt zur Uebergabe bewegen: allein dieſer hatte ſeinen Soldaten durch die Vorſtellung, daß der Erzherzog mit der ganzen Armee nachfolgen würde, neuen Muth eingeflößt; welches die Franzoſen zu ihrem groſſen Schaden erfuhren, als ſie bald darauf einen fruchtloſen Sturm gegen die neuen Verſchanzungen der Belagerten wagten. Doch erlitten am 4. Sept.
dieſe dabey einen ſehr harten Verluſt durch den Tod ihres vortrefflichen Anführers, deſſen Stelle durch den Marcheſe von Montenegro nicht ganz, aber

1597 doch ziemlich erſetzt wurde. Nicht viel geringer war der Verluſt, den bald hernach die Franzoſen durch den Tod ihres bisherigen Generalfeldzeugmeiſters, Herrn von St. Lüc, erlitten, der in den Tranſcheen erſchoſſen wurde. Bald hernach rückte der Erzherzog Albrecht mit einer ſchönen Armee von mehr als 20000 Mann zum Entſatz herbey, die von den größten ſpaniſchen Feldherren angeführt wurde. König Heinrich gieng ihm mit einem Theil ſeines Heers entgegen, um ihn zu beunruhigen, zog ſich aber nach einigen kurzen aber lebhaften Gefechten und auf Zureden des Herzogs von Mayenne in ſeine Verſchanzungen zurück. Der Erzherzog näherte ſich ihnen und ſchien ſie angreifen zu wollen, zog ſich aber ganz unerwartet und in der ſchönſten Ordnung zurück. König Heinrich und ſeine Feldherren konnten dieſes Betragen der Spanier nicht begreifen; ſie glaubten, es müſſe eine Liſt darunter verborgen ſeyn, und lieſſen deswegen das ganze Lager unter den Waffen bleiben. Dabey aber forderte man auch den Befehlshaber der Beſatzung zur Uebergabe auf, der denn auch in Betracht der verſchwundenen Hoffnung eines Entſatzes und der elenden Beſchaffenheit des Platzes ſich hierzu bereitwillig finden ließ, unter der Bedingung, daß man ihm erſt verſtatten möchte, den Erzherzog um Erlaubniß zu fragen; dieſe erfolgte ſogleich, und zur beyderſeitigen groſſen Freude wurden dann die Punkte der Kapitulation entworfen, nach
am 25. Sept. denen die ganze Beſatzung mit allen Ehrenzeichen freyen Abzug erlangte. Sie beſtand noch aus 2000 Mann zu Fuß, und 700 zu Pferd; 200 Einwohner, wie auch 800 Frauensperſonen, wovon mehr als die Hälfte aus Amiens gebürtig war, folgten ihr. Noch an demſelben Tag nahm der König Beſitz von der Stadt, und beſtellte daſelbſt den Herrn von Vic zum Befehlshaber; denn dieſer hatte den Ruhm des geſchick-

geſchickteſten Städtevertheidigers ſeiner Zeit. Auf 1597
Befehl des Königs mußte er eine Citadelle auf der Seite gegen Flandern anlegen, um die Einwohner in Ehrfurcht zu erhalten, und zugleich zur Vertheidigung derſelben zu dienen. Sie ward aber nie völlig ausgebauet.

König Heinrich verließ Amiens bald wieder, und ſtreifte bis vor die Thore der Stadt **Arras** in Artois, um, wie er ſagte, dem Erzherzog, der ihn mit ſo groſſem Gepränge in ſeinem Lager beſucht hätte, einen Gegenbeſuch abzuſtatten. Er unternahm aber auf dieſer Seite nichts ernſtliches: hingegen ließ er **Dourlens** berennen, ſtand aber ſchon wenige Tage hernach, wegen der regneriſchen Witterung von dieſem Vorhaben wieder ab. am 9. Okt.

Während dieſer Kriegshändel fiengen die beyden Mächte **Friedensunterhandlungen** mit einander an. Ihre Unterthanen hatten die dadurch bewürkte wohlthätige Ruhe den Bemühungen Pabſt Klemens des Achten zu danken; was für Abſichten dieſer auch ſonſt dabey gehabt haben mag. Er übertrug das Vermittelungsgeſchäfte ſeinen Legaten in Frankreich, dem Kardinal von Florenz und dem Nuncius in Spanien. Nach einer durch ſie eingezogenen allgemeinen Erklärung des guten Willens beyder Monarchen ſuchte er die Sache nachdrücklich zu betreiben, indem er den General des Franziſkanerordens **Bonaventura von Calatagirona**, einen Sicilianer, deſſen Geſchicklichkeit ihm aus verſchiedenen Proben bekannt war, wählte, um an beyde Höfe zu- und abzureiſen. Bonaventura gieng am 22. März 1597 von Rom ab, und begab ſich zuerſt zu dem Statthalter in den Niederlanden, dem Erzherzog und Kardinal Albrecht von Oeſtreich, und von ihm zu Heinrichen nach Paris, der vorher ſchon

davon

1597 davon unterrichtet war und deswegem dem Staatsſekretar Neufville von Villeroi befohlen hatte, mit den Staatsräthen Pompone von Bellievre und Nikolaus Brûlart von Sûlleri über die dem Pater General zu gebende Antwort Rath zu halten. Der General kam, und der König ſagte ihm beym zweyten Gehör, da er die vorläufigen Bedingungen zu wiſſen verlangte, er begehre nicht fremdes Gut, ſondern verlange nur das Seinige wieder; auch müßten ſeine Bundsgenoſſen, die Königin von England und die Staaten der vereinigten Niederlande, mit in den Frieden eingeſchloſſen werden.— Durch die Wegnehmung der Stadt Amiens durch die Spanier wären dieſe auf ſolche Art angefangene Unterhandlungen beynahe ganz abgebrochen worden; indem Heinrich ſelbſt ſich nicht eher, als nach Eroberung dieſer Stadt, wieder einlaſſen wollte. Hernach aber fiengen die Unterredungen des Franciſkanergenerals mit den franzöſiſchen Miniſtern und dem Erzherzog Albrecht wieder an; die vornehmſte Schwierigkeit beſtand in der Rückgabe der Stadt Calais an Frankreich. Heinrich gab ſeinen Bundsgenoſſen Nachricht von dieſen Geſchäften, und bat ſie um ihren Rath
1598 und um ihre Meinung. Da aber Spanien ſich weigerte, die vereinigten Niederländer als Republikaner zu behandeln, und Eliſabeth nicht ohne ſie, als ihre Bundsgenoſſen, unterhandeln wollte; ſo fand ſich Heinrich zu einem einſeitigen Frieden genöthigt, ſo ſehr auch nachher die beyden Seemächte, wenigſtens dem Scheine nach, dawider proteſtirten. Dieſer **Friede** kam **zu Vervins**, einem Städtchen in der Picardie, nach vielen Schwierigkeiten
am 2. May. endlich zu Stande. Die vornehmſten Punkte dieſes für Frankreich vortheilhaften und aus 35 Artikeln beſtehenden Friedens waren folgende: Erſtlich ſoll der Kambrayer Friede vom Jahr 1559 ganz zum Grun-

Grunde gelegt und jeẓt ſo beſtätiget werden, als 1598
wenn er von neuem mit allen ſeinen Punkten und Klauſeln wäre aufgeſeẓt worden. Zweytens ſoll zwiſchen beyden Königen und deren Erb- und Nachfolgern ein ewiger immerwährender Friede ſeyn, auch keiner mit des andern Feinden Bündniſſe ſchlieſſen, und wofern jeẓt dergleichen vorhanden wären, ihnen entſagen. Drittens ſoll alle Handlung zwiſchen beyderſeitigen Unterthanen wieder erlaubt und beſchüẓt ſeyn. Viertens ſollen die franzöſiſchen Unterthanen aller der ihnen vorhin von dem König von Spanien, und die ſpaniſchen der ihnen von dem König von Frankreich verliehenen Freyheiten wieder genieſſen. Fünftens ſollen die ſpaniſchen niederländiſchen Provinzen, wie auch die Grafſchaften Burgund und Charolois, ſie mögen nun der Infantin Iſabelle oder einem andern übergeben werden, mit in dem Frieden eingeſchloſſen ſeyn. Sechſtens ſollen alle geiſtliche und weltliche Bediente wieder auf den Fuß, wie es vor dem Ausgang des Decembers 1588 geweſen, geſeẓt werden, und alle Einziehungen der Güter aufgehoben ſeyn. Siebentens ſoll der König von Spanien die Grafſchaft Charolois nebſt allem Zubehör beſiẓen und genieſſen, der Oberhoheit des Königs von Frankreich unbeſchadet; auch ſoll der leẓtere dem erſtern die ihm ſeit 1559 abgenommenen Pläẓe wieder abtreten. Achtens ſoll der König von Spanien die Pläẓe, die er ſelbſt oder durch ſeine Bundsgenoſſen dem König von Frankreich ſeit dem Kambrayer Frieden abgenommen, nämlich Calais, Ardres, Monthülin in Boulonnois, Dourlens, Capelle und Chaſtelet in der Picardie, Blavet oder Portlouis in Bretagne, und andre in dieſer Provinz oder ſonſt in Frankreich von Spanien eroberte Oerter in zwey Monaten herausgeben, aber die darin befindlichen Kriegsbedürfniſſe wegſchaffen dür-

1598 dürfen. Neuntens ſoll alles, was nach dem Kambrayer Frieden noch unerörtert geblieben, ingleichen die wegen verſchiedener zu niederländiſchen Bißthümern gehöriger franzöſiſcher und zu franzöſiſchen Bißthümern gehöriger niederländiſcher Dörfer entſtandene Streitigkeiten durch gütliche Unterhandlungen auseinander geſetzt werden. Zehntens ſollen alle Kriegsgefangene auf beyden Seiten, und ſelbſt die auf den Galeeren befindlichen unentgeldlich losgelaſſen werden. Eilftens werden beyden Königen, ihren Erben und Nachfolgern, ihre auf vorbenannte Länder habende Rechte vorbehalten. Zwölftens ſoll der Herzog von Savoyen mit in dieſen Frieden eingeſchloſſen, auch in Anſehung ſeiner der Kambrayer Friede gleichfalls gültig ſeyn; übrigens ſoll er die Stadt und das Schloß Berre in zwey Monaten an Frankreich abtreten, und ſich in Anſehung der andern Zwiſtigkeiten dem Ausſpruch des Pabſts unterwerfen, doch allen Rechten des Königs von Frankreich unbeſchadet. Endlich ſind von beyden Theilen faſt die meiſten regierenden Häupter und Republiken in Europa, wie auch viele teutſche Fürſten, mit in dieſen Frieden aufgenommen, der Königin von England aber und der vereinigten Niederlande nicht gedacht worden.

Nun noch ein Wort von den unterdes mit fortgeführten **Kriegen mit den Herzogen von Savoyen und Miercoeur.** Jenem ſtellte Heinrich, wie ſchon erinnert worden, den Herrn von **Lesdiguieres** entgegen, der denn im Delphinat ein Heer von ſechstauſend Mann zu Fuß und ſechshundert zu Pferd warb, mit dem er S. Jean de Maurienne wegnahm und ſich des Bergs Cenis und des kleinern Bernhardbergs bemächtigte. Da der Herzog von Savoyen einen Feind in ſeinen Staaten

ten ſahe, den er wegen ſeiner Verſchlagenheit den 1598
Fuchs im Delphinat zu nennen pflegte, ſo bot er alle Kräfte zu deſſen Vertreibung auf. Er gieng mit ſeinem etwas ſtärkern Heer den Franzoſen entgegen, die ſich bey Montmelian verſchanzt hatten. Beyde Heere ſahen einander vier Tage lang an, ohne daß etwas mehr, als ein für die Savoyarden nachtheiliger Scharmützel, vorgefallen wäre. Da es aber am fünften Tag dem Herzog an Lebensmitteln zu fehlen anfieng, griff er ſeine Feinde an, mußte aber mit groſſem Verluſt abziehn. Ueberhaupt war faſt der ganze Feldzug eine beſtändige Niederlage der ſavoyiſchen Truppen. Der Winter machte den Feindſeligkeiten ein Ende, und der Herzog bekam Friedensgedanken, und trat daher dem Frieden zu Vervins bey.

Nicht eben ſo friedfertig war der halsſtarrige Herzog Philibert Emanuel von Mercoeur in Bretagne, obgleich zwo ſpaniſche Flotten, die ihm Hülfe zuführen ſollten, durch Sturm verſchlagen wurden; und die Feindſeligkeiten fiengen nach geendigtem Stillſtand wieder an. Der Marſchall von Briſſac, Generallieutenant des Königs in Bretagne, hatte wenig Truppen und ſo wenig Vorrath an Lebensmitteln, daß er ſeine Völker auf die Dörfer um Rennes verlegen mußte. Mercoeur hingegen war in allen Stücken ſtärker, und hoffte daher, in Anjou eindringen zu können: dennoch vereitelte der Marſchall alle ſeine Anſchläge durch Wachſamkeit; ja, er ſchlug ſogar einige von deſſen Parteyen, ſo daß er den ganzen Feldzug 1597 hindurch nichts unternehmen konnte. Er bequemte ſich zu einem neuen Stillſtande, der bis zu Ende des Jahrs dauren ſollte. Dergleichen Stillſtände hatte Mercoeur vorher mehrere erlangt, und Heinrich ließ ſich ſo weit herab,

daß

1598 daß er ihm Frieden anbot, worüber mancherley Unterhandlungen, beſonders durch den Herrn von Mornai, gehalten worden ſind.

Nach der Rückkunft aus der Picardie machte König Heinrich Anſtalt zum Feldzug in Bretagne, und ſammlete deswegen ein Heer von zwölftauſend Mann zu Fuß und zweytauſend zu Pferd. Den Konnetabel, Herzog Heinrich den Erſten von Montmorenci, ſchickte er mit einer halb ſo ſtarken Armee zur Verwahrung der Gränzen nach Picardie. Die bloſſe Gegenwart des Königs war ſchon im Stande, den Reſt der Ligue in Bretagne zum Gehorſam zu bringen. Mercoeur verſchaffte ſeiner Gemahlin durch die Marquiſe von Monceaux oder Gabriele von Etre'es einen Paß, um zu dem König zu reiſen, der ſich zu Angers aufhielt, um in Unterhandlung mit ihm zu treten. Sie trug vor allen Dingen darauf an, daß die Statthalterſchaft von Bretagne ihrem Gemahl möchte gelaſſen werden. Da aber dies ſchlechterdings verworfen wurde, ſo ſchlug ſie die Vermählung ihrer einzigen Tochter mit Cäſar Monſieur vor — ſo nannte man den legitimirten Sohn des Königs von der Marquiſe Monceaux — und daß in Betracht dieſer Vermählung die Statthalterſchaft dem jungen Prinzen überlaſſen werden ſollte. Dieſe Bedingung war für die Geliebte des Königs allzu reitzend, als daß ſie hätte verworfen werden ſollen. Man verglich ſich alſo über im März. die Artikel des Vermählungsvertrags, und der Herzog nebſt der Herzogin ſetzten ihrer Tochter funfzigtauſend Livres Renten zur Mitgabe aus. Einige Tage hernach fügte der König das Herzogthum Vendome in der Provinz Orleanois, als ein Geſchenk für den jungen Prinzen, hinzu. Seine Mutter, die Marquiſe von Monceaux, erklärte ihn zu ihrem Erben,

Erben, und gab ihm das Herzogthum Beaufort, 1598
das ihr der König geſchenkt hatte. Der Herzog von Mercoeur trat ihm ſeine Statthalterſchaft förmlich ab: doch behielt ſich der König die Ernennung der Generallieutenante vor. Dies iſt der Urſprung der groſſen Güter des Hauſes **Vendome.** Die übrigen Artikel des Vertrags betrafen die Verzeihung des Vergangenen, die Sicherheit für die Anhänger des Herzogs, und die Beſtätigung derſelben in ihren Bedienungen, wenn ſie neue Beſtallungen vom König annehmen würden. Auf dieſe Art ward **Bretagne** zum Gehorſam gebracht, ausgenommen den Hafen Blavet und wenige andre Plätze, welche die Spanier beſetzt hatten und nach dem Frieden zu Vervins gleichfalls verlieſſen.

Achte Epoche.

Vom Ende der bürgerlichen Kriege unter Heinrich dem Groſſen und von der daher entſtandenen Erneuerung der Stärke des Reichs bis zum Pyrenäiſchen Frieden. — Sülli — Richelieu — Mazarini — Schwächung der Reichsſtände, der Reformirten, und des öſtreich-ſpaniſchen Hauſes. Von 1598 bis 1659.

Heinrichs des Groſſen und Sülli's Bemühungen, den Flor des Staats zu erneuern — Edikt von Nantes — Beylegung der Streitigkeit mit Savoyen wegen Saluzzo — Verſchwörung des Marſchalls von Biron — Wiedereinführung der Jeſuiten in Frankreich — Paulette — Navarra mit Frankreich vereinigt — Heinrichs Entwurf einer allgemeinen chriſtlichen Republick — Ravaillac Von 1598 bis 1610.

1598 Nach der ſo glücklich und rühmlich vollendeten Befreyung des Vaterlandes von innerlichen und äuſſerlichen Feinden konnte nun auch **Heinrich der Groſſe** der Aengſtlichkeit und Ungeduld ſeiner ehemaligen Glaubensgenoſſen, der **Reformirten**, ein Ende machen, und ihnen das verſprochene koſtbare Geſchenk der Religions- und Gewiſſensfreyheit ertheilen. Zwar hatten ſich einige Häupter der Reformirten, beſonders der Herzog von **Bouillon**, ſo trotzig und ungeſtüm betragen, daß die römiſchkatholi-

tholiſchen Herren den König zum Krieg gegen ſie er- 1598
mahnten: allein, Heinrich wollte ein- für allemal dem Staat und ſich vollkommene Ruhe verſchaffen. Er unterzeichnete deswegen zu Nantes die von den am 13. April.
Staatsräthen Schomberg, Thou, Jeannin und Colignon zu dem Ende entworfene Verordnung, das ſo berühmte **Edikt von Nantes**, das aus 92 Artikeln beſtehet, zu denen noch 56 geheime Artikel kamen, und das die Proteſtanten mit Recht als ein Reichsgrundgeſetz betrachten. Es wurden dadurch nicht allein alle vorherige den Reformirten günſtige Edikte erneuert, ſondern ihnen auch der freye Zutritt zu allen hohen Ehrenſtellen, eine gleiche Eintheilung der Beyſitzer in den Gerichtskammern von beyden Religionen, die Freyheit ihre Kinder auf den hohen Schulen erziehen zu laſſen, Kirchenverſammlungen anzuſtellen, und dabey auch Ausländer von ihrer Religion zuzulaſſen, bewilliget. Nur in einigen Städten und Landſchaften, wie zu Reims, Soiſſons ꝛc. ſollten ſie keinen Gottesdienſt halten, weil Heinrich dies den Katholiken durch beſondere Verträge verſprochen hatte. Während des Aufenthalts des päbſtlichen Legaten in Frankreich wollte der König dieſes Edikt dem Pariſer Parlament nicht vorlegen, um es in das groſſe Geſetzbuch einzutragen, weil er von dieſem Prälaten heftigen Widerſpruch beſorgte. Allein, er erfuhr denſelben nachher von dem Parlament ſelbſt, von der Kleriſey, und von der Pariſer Univerſität. Es verſtrich faſt ein ganzes Jahr, ehe das Parlament dieſe Verordnung regiſtrirte. Als es dem König Vorſtellung dagegen that, beantwortete er dieſe mit einer ſo deutlichen, nachdrücklichen und weiſen Beredſamkeit, daß ihm gehorcht ward, daß ſelbſt die, die ſich dawider geſetzt hatten, ihre Meynung zurücknahmen, und ſeinen Einſichten Gerechtigkeit wiederfahren lieſſen.

1598 Hierauf wendete Heinrich vollends ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die innere Ordnung und Wohlfarth des Staats. Alles war in demſelben verwildert, die öffentliche Sicherheit, der Ackerbau, die Handlung, die Austheilung der Gerechtigkeit, die Hebung der Auflagen, und beſonders die Vorrechte des Soldatenſtandes, die in unerträgliche Frechheit und Gewaltthaten ausgeartet waren. Er ſchafte daher die überflüſſigen Kriegsvölker ab, nöthigte die entlaſſenen Soldaten, die ungebaut liegenden Ländereyen fruchtbar zu machen; verbot jedermann, Schießgewehr zu führen; verſtattete den hohen Kriegsbedienten keine Leibwachen mehr; und reinigte die Straſſen von Räubern. Den Landleuten erließ er eine groſſe Summe rückſtändiger Steuern, die ſie nicht bezahlen konnten. Die franzöſiſchen Bauern erinnern ſich noch der gemeinen, aber gütigen Worte, die er in Anſehung ihrer brauchte: er wollte nicht eher ruhen, bis ſie alle Sonntage eine Henne im Topf hätten. Viele falſche Edelleute hatten ſich während des Kriegs von den Abgaben losgemacht; dieſe beſtätigte er nicht etwan jetzt für Geld in ihrer angemaßten Freyheit, ſondern ließ ſie die ſchuldigen Summen nachbezahlen. Seinen tapfern Adel, der in ſeinem Dienſt ſo vielen Aufwand gemacht hatte, wünſchte er ſogleich belohnen zu können: allein, es fehlte ihm an Geld, und auſſerdem war derſelbe ſeit der Regierung des vorigen Königs ſo ſehr zur Verſchwendung geneigt, daß es nicht leicht war, ihn zu ſättigen. Heinrich gab ihnen alſo zu verſtehen, daß es ihm angenehm ſeyn würde, wenn ſie die koſtbare Lebensart bey Hof verlieſſen, ſich auf ihre Güter begäben, und das Feld beſtellten. Er ſelbſt war in ſeinem Anzug und in allen Arten der Ausgaben ein Muſter der guten Wirthſchaft, die damals ihm und dem ganzen Königreich

ſo nöthig war. Gewöhnlich trug er einen grauen 1598
Rock mit einer Weſte von Atlas oder Taffet, ohne weitere Ausſchmückung, und er lachte über diejenigen, welche, wie er ſagte, ihre Mühlen und Wälder auf ihren Röcken trügen. Den Zuſtand des Reichs und die dienlichſten Mittel zu deſſen Verbeſſerung ſuchte er ſowohl mit eigenen Augen, als durch Hülfe einiger geſchickter Staatsräthe, einzuſehen. Mit dieſen unterredete er ſich öfters: aber immer mit einem allein, damit jeder ſeine Meynung deſto freyer entdecken möchte, und weil er auch nicht immer ſein Vorhaben allen eröfnen wollte. **Roſni** oder **Sülli**, der das Finanzweſen beſorgte, brachte es ſchon damals in vortrefliche Ordnung. Er hatte bereits in den geheimſten Angelegenheiten des Königs deſſen ganzes Vertrauen erlangt. Heinrich entdeckte ihm ſeine Entwürfe, ſelbſt ſeine Schwachheiten, und nahm von ihm alle Erinnerungen gütig auf. Im Grunde war er ſein eigener Rathgeber: er unterließ aber dabey nicht, die Vorſchläge ſeiner Miniſter, beſonders der Staatsſekretarien **Villeroi** und **Silleri**, zu benutzen: aber mit Roſni unterſuchte und entſchied er die ſchwerſten Geſchäfte.

Der päbſtliche Legat war noch in dieſem Jahr im Aug.
von Paris abgereiſt, und der Herzog von Luxemburg, der zeither die Geſchäfte des Königs zu Rom beſorgt hatte, von da zurückgekommen. Heinrich ſchickte
nunmehr den Präſidenten **Silleri** nach Rom, um 1599
nebſt dem Kardinal von **Oſſat** an zwo wichtigen Angelegenheiten zu arbeiten. Sie betrafen das Marquiſat **Saluzzo**, das dem Pabſt zur ſchiedsrichterlichen Entſcheidung übergeben war, und die **Eheſcheidung des Königs** von ſeiner bisherigen Gemahlin Margarethe, Heinrichs des Dritten Schweſter. Schon ſeit verſchiedenen Jahren hatte der König auf dieſe letzte Sache gedacht; denn die Denkart

1599 beyder königlichen Perſonen war höchſt verſchieden; man hatte ſie auch wider Willen vereinigt; daher fiel es nicht ſchwer, die Königin zur Trennung zu bewegen. Allein, die Unruhen in Frankreich hatten die Vollendung dieſer Angelegenheit bis jetzt verzö-
am 17. Dec. gert. Nach vielen Schwierigkeiten erklärten die päbſtlichen Kommiſſarien die Ehe für nichtig; welches Urtheil der Pabſt um ſo viel eher beſtätigte, da der König merken ließ, daß er **Marien von Medici**, eine Verwandtin des Pabſts, an Margarethens Stelle ſetzen wolle, welches auch im folgenden Jahr geſchah. Margarethe lebte nach ihrer Trennung weit ordentlicher, als in den erſten Jahren ihrer Vermählung, und beſchäftigte ſich mit den Wiſſenſchaften und mit guten Werken. Sie ſtarb im Jahr 1615.

Die andere Angelegenheit betraf das Marquiſat Saluzzo, das Heinrich der Zweete wieder mit der Krone vereinigt *), Savoyen aber während der bisherigen innerlichen Unruhen Frankreichs an ſich
am 1. Dec. geriſſen hatte. Herzog Karl Emanuel reiſte jetzt ſelbſt nach Frankreich, theils in der Abſicht, den König zu ſeinem Vortheil einzunehmen, theils mit einigen mißvergnügten Herren in geheime Verbindung zu treten. Er ward bey dieſer Reiſe durch Frankreich, auf Heinrichs Befehl, überall mit den höchſten Ehrenbezeugungen empfangen. Der König ſelbſt erwies ihm viele Liebkoſungen, und unterhielt ihn mit allerhand Luſtbarkeiten, ohne ihrer Streitigkeiten im geringſten zu gedenken, welches dem Herzog, der immer hofte, der König ſollte davon anfangen, ſehr verdrießlich fiel. Unterdeß machte er dem Fräulein von **Entragues**, der neuen Ge-
lieb-

*) Siehe den vorhergehenden Theil dieſer Geſchichte, S. 679.

liebten des Königs *), ſehr groſſe Geſchenke, in 1599
Hofnung ſie auf ſeine Seite zu ziehen, und verſuchte eben dies bey dem Marſchall von Biron, der auch darüber in eine verderbliche Grube fiel, wie hernach wird erzählt werden. Ueberhaupt ſoll ſich ſein Aufwand an Geſchenken auf vierhunderttauſend Thaler belaufen haben. Endlich wurden doch Konferenzen 1600
angeſtellt, und Kommiſſarien ernennt, die hauptſächlich zween Punkte unterſuchen ſollten. Der erſte betraf die Unterſuchung der Rechtsanſprüche beyder Fürſten auf Saluzzo; der andere das Recht des Beſitzes, indem der König verlangte, in den Beſitz deſſelben geſetzt zu werden, wie er ihn vor dem bürgerlichen Kriege gehabt hätte. Jeder Theil ſuchte ſeine Rechte nach beſter Möglichkeit zu beweiſen. Die Savoyarden bewieſen, daß ſchon die Grafen von Savoyen die Huldigung wegen Saluzzo eingenommen hätten, und die Franzoſen behaupteten, es ſey ein zum Delphinat gehöriges Lehnſtück, das nach dem unbeerbten Abſterben des letzten Marquis an Frankreich zurückgefallen wäre. Nach dieſer Unterſuchung geſchahen mancherley Vorſchläge zum Vergleich; allein der König blieb ſtandhaft, und wollte ent-

*) Denn Gabriele von Etre'es, Marquiſe von Monceaux, und Herzogin von Beaufort, war am 10ten April 1599. geſtorben, zum Vortheil des Staats, weil der König eben Willens war, ſich förmlich mit ihr zu vermählen, und die mit ihr erzeugten Kinder Thronfähig zu machen, woraus die ſchrecklichſten Verwirrungen entſtanden ſeyn würden. Der König betraurete ſie übermäßig, ließ ſich aber doch bald zur Liebe gegen das Fräulein Henriette Balzac von Entragues, Franzens von Balzac Tochter, verleiten, die eben ſoviel Schönheit als ihre Vorgängerin, aber weit mehr Witz, Untreue und Bosheit beſaß. Ihre Mutter war Marie Touchet, Karls des Neunten Buhlſchaft, der mit ihr den Grafen von Auvergne erzeugt hatte.

1600 entweder wieder in den Beſitz von Saluzzo geſetzt werden, oder die Sequeſtration deſſelben in die Hände des Pabſts vollzogen wiſſen. Endlich ſchien der Herzog in die Wiedereinſetzung unter folgenden Bedingungen zu willigen: Der König ſollte keinen dem Herzog unangenehmen Statthalter in das Marquiſat ſetzen, und die feſten Plätze nur mit Schweitzern aus den katholiſchen Kantonen beſetzen. Da aber Heinrich dieſe Bedingungen nicht eingehen wollte, ſo wurden ſie ſo geändert, daß die Städte von Schweitzern, die Citadellen und Schlöſſer aber von Franzoſen beſetzt werden ſollten, und der König drung darauf, daß man entweder dieſen Vorſchlag annehmen oder folgenden Vertrag ſchlieſſen ſollte. Der Herzog ſollte das Marquiſat mit aller Oberhoheit behalten, dagegen aber alles Land von Breſſe, Barcelonette, mit ſeinem Vikariat bis an das Gebürg Argentiere, das Thal Stura, Perouſe mit ſeinem Gebiet, die Stadt und das Schloß Pignerol und deſſen Bezirk, herausgeben. Man verfaßte die Artikel dieſes Vertrags ſchriftlich, und überließ dem Herzog die Wahl, ob er dem König den Beſitz von Saluzzo unter den vorgeſchlagenen Bedingungen laſſen, oder ob er dieſes Marquiſat gegen die eben genanten Landſchaften vertauſchen wollte. Der Herzog erhielt alſo nicht, was er gehoft hatte, nämlich ſeine Staaten alſo zu begränzen, daß den Franzoſen der Eingang in dieſelben verſperrt wäre. Daher machte er höchſt mißvergnügte Anſtalten zur Abreiſe. Einige riethen dem König, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen, um Saluzzo ohne Krieg und ohne Koſten zu erlangen, und den Herzog, der dieſes Land in vollem Frieden weggenommen hatte, wegen ſeiner Untreue zu ſtrafen. Allein, Heinrich der Groſſe ertheilte dieſen Rathgebern die königliche Antwort, das gegebene Wort des Fürſten ſey unverbrüch-

brůchlich, und der Meineyd ſeiner Feinde můſſe ſei- 1600
ner eigenen Treue erſt den rechten Glanz geben. Der Herzog Karl Emanuel reiſte alſo mit des Kônigs Bewilligung und unter deſſen Schuß wieder nach Savoyen ab. Als man ihm ſeine Erklårung über die im Vertrag zu Paris verglichene Wahl abforderte, ſuchte er ſie zu verzôgern, bis zur Rückkunft ſeines Kanzlers aus Spanien, den er dahin geſchickt hatte, um ihn mit dieſem Hof wieder auszuſôhnen. Dieſer Abgeſandte war ziemlich ſchlecht empfangen worden. Doch hatte er auf die geäuſſerten Entſchuldigungen die Verſicherung erlangt, daß man ſeinen Herrn nicht nur nicht verlaſſen, ſondern ihm auch, im Fall eines Kriegs, mit der ganzen ſpaniſchen Macht beyſtehn würde. Nach vielen Zôgerungen ſchickte endlich der Herzog den Marquis von Lullins an den franzôſiſchen Hof, um zu erklåren, daß die Bedingungen des pariſer Vertrags ſo hart wåren, daß er ſie nicht annehmen kônnte. Ja, da der Kônig den Herrn von Montmorenci-Foſſeuſe nach Piemont ſchickte, um den Herzog von neuem zur Vollziehung des Vertrags aufzufordern, ſo antwortete dieſer ganz trozig, er werde Saluzzo nicht verlaſſen, wollte es ihm aber Heinrich mit Gewalt nehmen, ſo würde er ihm auf vierzig Jahre lang zu ſchaffen genug machen. Auf dieſe übermüthige Antwort würde ihm der Krieg ſogleich angekündigt worden ſeyn, wenn nicht der ſavoyiſche Geſandte zu Paris dem Kônig mit neuen Hoffnungen zum Vergleich zu ſchmeicheln gewuſt håtte; wodurch man aber nur dem Grafen von Fuentes, Statthalter von Mayland, Zeit verſchaffen wollte, ein Kriegsheer zu werben. Da aber Heinrich am Ende einſah, daß er betrogen war, ſo verbot er dem Marquis von Lullins den Hof, und kündigte dem Herzog Krieg an. Weil ihm nun die Spanier nicht zeitig genug beyſtehen konnten,

1600 ſo hatten die Franzoſen bald einen groſſen Theil ſeiner Länder dieſſeits der Alpen erobert. Denn ſie drungen unter dem Herrn von **Lesdiguieres** in Savoyen, und unter dem Marſchall von **Biron** in die Landſchaft Breſſe ein, und bemächtigten ſich in drey Monaten vieler Plätze. Der Pabſt ſchickte nunmehr auf Antrieb des ſpaniſchen Geſandten zu Rom den Kardinal Aldobrandini, ſeinen Nepoten, mit dem Titel eines Legaten nach Frankreich, um Frieden zu vermitteln. Er hatte zu Chambery bey
am 25. Nov. dem König, der dem Feldzug ſelbſt beywohnte, Gehör, und bot die Rückgabe von Saluzzo und einen Stillſtand an. Allein, Heinrich erklärte, daß jetzt an die bloſſe Rückgabe nicht mehr zu denken ſey, ſondern daß ihm der Herzog auch die Einkünfte des Marquiſats von der Zeit ſeines unrechtmäſſigen Beſitzes nebſt den Kriegskoſten erſetzen müſſe; an einen Stillſtand ſey jetzt gar nicht zu denken. Zugleich wies er ihn an den zu Lyon ſich aufhaltenden Staatsſekretar Villeroi, um mit ihm weiter zu handeln. Schon war man bey dieſen Konferenzen, bey denen ſich auch ſavoyiſche Bevollmächtigte einfanden, ſehr weit gekommen, als ein neuer Vorfall die ganze Frucht derſelben beynahe zerſtöhrt hätte. Der König hatte die St. Katharinenſchanze, die der Herzog nahe bey Genf erbauet hatte, glücklich erobert, und ließ ſie nun auf Anhalten der Genfer, die dadurch waren beunruhiget worden, niederreiſſen. Der Legat hielt ſich durch dieſes Unternehmen ſehr beleidigt, weil man ihm verſprochen dem Herzog alle ſeine Plätze in dem Zuſtand, wie man ſie erobert hätte, wieder einzuliefern, und namentlich auch wegen dieſer Schanze Verſicherung gegeben hatte. Die Konferenzen wurden würklich abgebrochen, und die ſavoyiſchen Geſandten lieſſen darüber keine ſonderliche Unruhe blicken. Da aber die Umſtände ihres Fürſten ſich

täg-

täglich mehr verſchlimmerten, ſo trieben ſie den Legaten an, die Unterhandlungen wieder anzufangen. Er ließ ſich auch dazu erbitten, nachdem ſie eine ſchriftliche Erklärung von ſich geſtellet hatten, daß ſie alles, was er bewilligen würde, unterzeichnen wollten. Endlich wurden folgende Vertragsartikel entworfen: Der Herzog von Savoyen tritt dem König von Frankreich la Breſſe, die ganze Rhone mit beyden Ufern von Genf bis nach Lyon ab, die Brücke zu Greſin und einige Dörfer, zum Eingange von Savoyen nach Franche-Comté, ausgenommen; es ſoll auch der Herzog ohne des Königs Erlaubniß kein Kriegsvolk über gedachte Brücke führen, und deswegen die Citadelle zu Bourg in des Königs Gewalt geben. — Der Herzog tritt dem König ab die Stadt Chateau-Dauphin und alle andere Orte im Gebiet des Delphinats dieſſeits der Gebürge. — Der Herzog läßt die Feſtungswerke zu Beche-Dauphin ſchleifen, und zahlt für den erlaubten Uebergang über die Brücke zu Greſin dem König hunderttauſend Thaler. — Der König hingegen tritt dem Herzog das ganze Marquiſat Saluzzo ab, nebſt Cental, Demont und Roqueſparvieres, und räumet ihm alles wieder ein, was er ihm während des Kriegs in deſſen Ländern abgenommen hat. Dieſer Vertrag ward am 17. Januar 1601. zu Lyon unterſchrieben, aber wegen vieler Zögerungen von beyden Theilen erſt gegen das Ende des Jahrs beſtätigt. Uebrigens urtheilte man ſehr verſchieden von dieſer ganzen Sache. Einige behaupten, der König habe allen Vortheil, und der Herzog alle Ehre dabey erlangt, und Lesdiguieres ſoll geſagt haben, der König habe den Frieden als Kaufmann, der Herzog aber als Fürſt geſchloſſen. Wahr iſt es, Frankreich ſchien einen Theil der Achtung, die ihm die Lage des Marquiſats in Anſehung der italieniſchen Angelegenheiten gewähr- 1600

wäh-

1600 währte, zu verliehren, und Spanien dafür gewiſſermaſſen der einzige Schiedsrichter derſelben zu werden. Daher auch einige meynen, der Vertrag ſey einer geſunden Staatsklugheit ganz zuwider: allein, der König gewann doch dadurch nicht allein viel Land, ſondern deckte auch damit das Gebiet von Lyon, das vorher ganz entblößt lag, und näherte ſich den Schweitzern, deren Nachbarſchaft ihm nothwendig vortheilhaft ſeyn mußte. Heinrichs beſte Miniſter hielten daher auch den Tauſch für zuträglicher, als die Wiedererſtattung. Der Herzog ſelbſt ſcheint ſo gedacht zu haben; denn das ganze Anſehn des Legaten würde ihn nicht vermocht haben, den Vertrag zu genehmigen, den ſeine Geſandte wider ſeinen Befehl auf Aldobrandini's Anhalten unterzeichnet hatten, wenn er nicht den Zudringlichkeiten des ſpaniſchen Hofs hätte nachgeben müſſen, welcher beſorgte, er möchte nach und nach in dieſen Krieg verwickelt werden. Und was den Eingang in Italien betrift, ſo bewies die Folge, daß ihn ſich die Könige von Frankreich auch ohne Saluzzo auf mehr als eine Weiſe zu öffnen wuſten.

1602 Der Aufenthalt des Herzogs von Savoyen zu Paris hatte für König Heinrichen noch eine andre verdrießliche Folge. Der **Marſchall von Biron** hatte ſich durch ihn zu einer **Verrätherey** verleiten laſſen, die aber nun noch vor ihrem Ausbruch glücklich entdeckt wurde. Karl von Gontaut, Sohn des groſſen Marſchalls von Biron, war von ſeiner Mutter in der reformirten Religion erzogen, von ſeinem Vater aber zum Katholiken gemacht, und ſchon in ſeinem funfzehnten Jahre dem Soldatenſtand gewidmet worden. Er hatte ſeinen Verſtand durch die ſchönen Wiſſenſchaften ausgebildet, und ſich ſo wohl in Kriegs- als Friedensgeſchäften auſſerordentlich hervorgethan. Zur Belohnung ſeiner wichtigen Dien-

ſte

ſte hatte er alle Ehre erlangt, wornach ein Mann 1602
ſeines Standes ſtreben kann. Heinrich hatte ihn zum Admiral und nachher zum Marſchall von Frankreich erhoben. Er hatte ihm bey Belagerung der Stadt Amiens den Oberbefehl überlaſſen, obgleich Prinzen vom Geblüt und der Konnetabel ſelbſt gegenwärtig waren. Er war Ordensritter, Herzog und Pair, und erhielt die Statthalterſchaft Burgund. Allein, ſein Ehrgeitz war unerſättlich; er glaubte, niemand ſeines gleichen zu haben; daher meynte er auch, keine von dieſen Belohnungen wäre ſeinen Verdienſten angemeſſen. Er faßte alſo den Anſchlag, ſich ſelbſt zu belohnen, und ſich zum Oberherrn eines Theils von Frankreich zu machen. Er wurde nach dem verviner Frieden nach Brüſſel geſchickt, um dem öffentlichen Eyd beyzuwohnen, mit dem der Erzherzog Albrecht dieſen Frieden beſchwur; und dort fieng eigentlich ſeine Treue an zu wanken. Picoté, ein aus Frankreich vertriebener Liguiſte, von Orleans gebürtig, ein ſehr argliſtiger Kopf, der ehedem Birons Gefangener geweſen war, und ihm zu Brüſſel ſeine Aufwartung machte, war das unglückliche Werkzeug, das den Saamen der Untreue in das Herz dieſes verdienten Mannes ſtreute. Nach vielen Schmeicheleyen ſagte er ihm, daß es nur auf ihn ankommen würde, ſich in den Dienſten der Spanier zu dem höchſten Glück, das er nur wünſchen könne, zu erheben. Da der Marſchall den Vorſchlag nicht von ſich wies, ſondern Picoté'n nach Frankreich einlud, um mit ihm ausführlicher von der Sache zu ſprechen; ſo gab dieſer den ſpaniſchen Miniſtern Nachricht davon, die dann für gut hielten, den Handel fortzuſetzen, und ihm durch Picoté'n bald eine Vermählung mit Marien von Oeſtreich, einer Nichte Kaiſers Maximilians des Zweeten, bald mit des Herzogs von Savoyen natürlichen

Schwe-

1602 Schweſter, bald mit eben deſſelben dritten Prinzeſſin verſprechen lieſſen. Da der Herzog von Savoyen nach Frankreich kam, ließ ſich Biron tiefer ein, und es muthmaßten ſchon damals einige, daß beyde einander nicht ſo ſehr entgegen wären, als ſie äuſſerlich zu ſeyn ſchienen. Demohngeachtet vertraute der König dem Marſchall das Heer an, das in la Breſſe eindringen ſollte, das ſeine Eroberungen meiſtens wider Birons Willen machte, und das wenigſtens einmal die Gelegenheit vorbey ließ, das ſavoyiſche Heer zu überfallen. Der Vertraute des Marſchalls war la Fin, ein Menſch ohne Treue und Glauben, ohne Ehre und Religion, der mit dem Hof unzufrieden war und ſich auf ſeine Güter begeben hatte. Dieſer kam noch vor dem Friedensſchluß mit Savoyen nach Somo am Po, und ſchloß mit dem Grafen von Fuentes einen Vertrag, vermöge deſſen Biron ſich mit der dritten Prinzeſſin des Herzogs von Savoyen vermählen und fünfhunderttauſend Thaler zur Mitgabe bekommen ſollte. Zugleich verſprach der König von Spanien, dieſer Prinzeſſin alle ſeine Oberhoheitsrechte auf Burgund, wo Biron ſchon Statthalter war, abzutreten. Allein, der mit Savoyen geſchloſſene Friede gab der Vollziehung dieſes Vertrags Anſtand, und ſetzte den Marſchall in ſo groſſe Verlegenheit, daß er endlich dem König ſeinen Fehler bekannte, um Verzeihung bat, und ſie auch erlangte. Allein, Birons Reue war entweder nicht aufrichtig, oder er bemerkte am König Kaltſinn, und verfiel wieder auf ſeine erſten Anſchläge. Er ſchickte den Baron von Lux, gegen den er ſeit einiger Zeit mehr Vertraulichkeit, als gegen la Fin, äuſſerte, nach Mayland, um den Handel von neuem anzufangen. Aber eben dies machte den ältern Vertrauten eiferſüchtig, und brachte ihn znm Entſchluß, den Marſchall zu verderben, nachdem ihm

der

der Stiftshauptmann von Chartres, ſein Neffe, im 1602
Namen des Königs vollkommene Verzeihung verſichert hatte, wenn er das ganze Geheimniß entdecken würde. La Fin führte ſein Vorhaben auf folgende Art aus: Biron hatte einigen mit eigener Hand geſchriebenen Papieren die Artikel des Vertrags zu Somo anvertrauet. La Fin ſtellte ihm vor, daß es unvorſichtig ſey, ſie aufzubewahren oder ſie jemand mitzutheilen, indem ſeine Handſchrift allzubekannt wäre; es wäre ſicherer, eine Abſchrift davon zu machen und die Urkunde zu verbrennen. Biron fand den Vorſchlag dienlich, und übergab ihm die Papiere zum Abſchreiben. Dies that la Fin auch wirklich in Birons Zimmer, der wegen Podagra das Bett hüten mußte, gab dem Marſchall die Abſchrift, zerriß alsdann vor ſeinen Augen Papiere, welche die Form des Originals hatten, und warf die Stücke in den Kamin: der wahren Urkunde aber hatte er ſich ſchon bemeiſtert, begab ſich damit an den franzöſiſchen Hof, und entdeckte dem König die ganze Verſchwörung.

Voll von verdießlichen Gedanken über die Anſchläge des Marſchalls reiſt Heinrich nach Poitou; und bey ſeiner Rückkunft nach Fontainebleau läßt er den Marſchall zu ſich laden. Biron trägt Bedenken und entſchuldigt ſich mit einigen Ausflüchten; der König wiederholt ſein Anſuchen, und ſchickt ihm den Herrn von Eſcüres, einen vertrauten Freund des Herzogs, der ihm meldet, daß der König ihn durchaus zu ſprechen verlange, und wenn der Marſchall nicht kommen wollte, ſo würde der König kommen. Und da ihn auch dieſer nicht bewegen konnte. bey Hof zu erſcheinen, ſo war endlich der Präſident Jeannin ſo glücklich, ihn durch die ſtärkſte Verſicherung der königlichen Gnade zur Abreiſe zu bringen. Einige ſeiner Freunde, beſonders der Herzog von

Eper-

1602 Epernon, warnten ihn zwar, und riethen ihm, er möchte, im Fall er ſchuldig wäre, die Gnade des
am 13. Jun. Königs ſuchen. Dennoch kam er nach Fontainebleau, eben als Heinrich im Begriff ſtand, ihn holen zu laſſen. So bald er zum König ins Zimmer trat, fiel ihm dieſer um den Hals, und ſagte lachend zu ihm: „Sie haben recht wohl gethan, daß Sie „gekommen ſind, denn ſonſt würde ich Sie ſelbſt geſucht haben.„ Der Marſchall entſchuldigte ſeine Verzögerung mit vielen Scheingründen, und da der König auf die Hauptſache kam, läugnete er alles auf das hartnäckigſte, ob ihm gleich der König verſprochen hatte, daß ihm ein aufrichtiges Geſtändniß nichts, als Reue ſeines Fehlers, koſten ſollte. Der König that noch verſchiedene Verſuche, um deſſen Halsſtarrigkeit zu überwinden, und ihn zu einem freywilligen Bekenntniß zu bringen: aber es war alles vergebens, und Biron äuſſerte nur immer mehr Uebermuth, und pochte auf ſeine Unſchuld. Heinrich war hierüber äuſſerſt unruhig, betrübt und unſchlüſſig. Auf der einen Seite hielt die Neigung zu dem Marſchall und deſſen groſſe Verdienſte ſeinen Zorn zurück; auf der andern trieb ihn die Schrecklichkeit des Verbrechens dieſes Groſſen und deſſen Hochmuth und Verhärtung zur Beſtrafung; überdies machte die Gefahr, womit die Perſon des Königs und der Staat bedrohet wurde, eine ſtrenge Ausübung der Gerechtigkeit nothwendig. Unter dieſer Gemüthsunruhe begab ſich Heinrich in ſein Kabinet, fiel auf die Knie nieder, und bat Gott um einen richtigen Entſchluß in dieſer Sache. Mit gelaſſener Mine kam er zurück, und befahl, den Herzog in Verhaft nehmen zu laſſen, damit ihm der Proceß gemacht würde, ſuchte aber doch noch erſt einmal den Schuldigen durch Bitten, Verſicherungen und Beſchwörungen zum Geſtändniß zu bewegen: aber

Biron blieb ſtets bey ſeinen Betheurungen, und ſetz- te hinzu, wenn er ſeine Verläumder wüßte, er wollte ihnen die Köpfe abreiſſen. Heinrich, verdrießlich über die Großſprecherey und Hartnäckigkeit des Marſchalls, verließ ihn endlich mit den Worten: **Gut dann! man wird die Wahrheit anderswo ſuchen müſſen. Adieu, Baron von Biron!** Er ließ ihn hierauf nebſt dem Grafen von Auvergne gefangen nehmen und in die Baſtille bringen. Biron hatte viele Freunde: aber bey dieſer Gelegenheit, da er ſich gegen die Perſon des Königs verſchworen, verſtummten ſie. Seine am Hof befindliche Verwandte warfen ſich dem König zu Füſſen, nicht ſo wohl Gerechtigkeit zu fordern, als vielmehr deſſen Barmherzigkeit anzuflehen. Der Herr von la Force, der in der Folge Marſchall von Frankreich wurde, führte für die übrigen das Wort. Hätte Biron ſelbſt ſo geſprochen, ſo hätte er ohne Zweifel Gnade erlangt: aber nun war es zu ſpät. Bey der gerichtlichen Unterſuchung wurden die Beweiſe gegen Biron ſehr überzeugend und ſtark befunden, und er vertheidigte ſich ſehr ſchwach. Er erkannte ſogleich ſeine Handſchrift, und erklärte den Herrn la Fin, den man ihm unter die Augen ſtellte, für einen rechtſchaffenen und wackern Edelmann, weil ihm gar nicht einfiel, daß dieſer ſein Hauptverräther ſeyn könnte. Nach dieſer Erklärung vernahm man die Ausſage des la Fin, der dann den Marſchall eines geheimen Briefwechſels mit Picoté, eines Verſtändniſſes mit Savoyen zum Schaden des Königs, und eines geheimen Vertrags mit Spanien und Savoyen beſchuldigte, und alles dem Herzog ins Angeſicht behauptete, auch überdies den Richtern viele eigenhändige Briefe und Schriften deſſelben vorlegte; worauf ihn dieſer mit Schimpfworten überhäufte, aber freylich damit nichts ausrichtete. Es traten noch ande-

1602

1602 re Zeugen wider den Marſchall auf, welche die Ausſage des la Fin beſtätigten. Nach dem Schluß des
am 27. Jul. Verhörs wurden die Akten im Parlament durchgeſehen, und der Marſchall vor daſſelbe geſtellt, wo ihm folgende beſtätigte Ausſagen vorgeleſen wurden: 1) Er ſey mit Picoté, wegen eines Verſtändniſſes mit dem Erzherzog, in Briefwechſel geſtanden, und habe jenem 150. Thaler ausgezahlt, um dafür dieſer Sache wegen zwo Reiſen zu thun. 2) Er habe mit dem Herzog von Savoyen drey Tage nach deſſen Ankunft zu Paris ohne Erlaubniß des Königs gehandelt, und ihm allen Beyſtand gegen und wider alle angeboten. 3) Er habe mit dieſem Herzog eine Verſchwörung zur Bewürkung des Verluſtes der Stadt Bourg und anderer Plätze geſtiftet, an ihn geſchrieben, und ihm Nachricht zu Unternehmungen wider des Königs Heer und Perſon gegeben. 4) Er habe den König vor die Katharinenſchanze führen wollen, damit derſelbe getödtet würde, und zu dem Ende den darin liegenden Befehlshaber von dem Ort und dem Zeichen, woran er den König erkennen ſollte, benachrichtiget. 5) Er habe la Fin als Unterhändler an den Herzog von Savoyen und Graf von Fuentes geſchickt. Alle dieſe Artikel beantwortete er mit vieler Gelaſſenheit und auf eine Art, welche die Richter würde irre gemacht haben, wenn ſie nicht ſchriftliche und unläugbare Beweiſe in Händen gehabt hätten. Hierauf verſammlete ſich das Parlament von neuem,
am 29. Jul. und verurtheilte ihn, daß er auf dem Richtplatze vor dem Rathhaus den Kopf verliehren ſollte: um jedoch dem Verlangen der Verwandten zu willfahren, eigentlich aber, um einen Auflauf, beſonders von den Kriegsleuten, die den Marſchall ſehr liebten, zu verhüten, erlaubte der König, daß die Vollſtreckung des Urtheils in der Baſtille geſchehen durfte. Sein Todesurtheil hörte er nicht mit derjenigen Uner-

ſchro-

ſchrockenheit an, die ihn ſonſt in den Treffen zu be- 1602
gleiten pflegte, ſondern er ward bald grimmig, bald legte er ſich aufs Bitten, bald fluchte er wütend auf la Fin, bald gerieth er auf andere Ausſchweifungen, ſo daß die Geiſtlichen viele Mühe hatten, ihn zu beſänftigen und zum Tode vorzubereiten. Da der Tag ſeines Todes erſchienen war, und ein Gerichtsdiener in das Gefängniß kam, ihn zu binden, ſo widerſeßte er ſich und gieng freywillig auf die Sterbebühne, nachdem er vorher niedergeknieet, ſeinen Hut weggeworfen und gebetet hatte. Als ihm ſein Urtheil noch einmal vorgeleſen wurde, und die Worte darin vorkamen, daß er dem König nach dem Leben getrachtet habe; ſo ſchrie er: **Falſch! Falſch! man ſtreiche dies aus!** Der Scharfrichter durfte ihm die Augen nicht verbinden oder ihn anrühren. Mit wildem Blick ſah er ihn an, biß die Zähne zuſammen, und ſchrie ihm zu: **Mach fort!** und ſogleich fuhr der Kopf herunter.

Da König Heinrich glaubte, Birons Beſtrafung werde Eindruck genug bey allen denen machen, die zum Aufruhr geneigt waren; ſo ließ er es bey dieſem Beyſpiel der ſtrengen Gerechtigkeit bewenden; ja, er erwies dem Bruder des Marſchalls die Gnade, daß er ihm die Güter des Verurtheilten überließ, die doch nach dem Geſeß hätten eingezogen werden ſollen. Und da die Rechnungskammer Gegenvorſtellungen deswegen that, ſo antwortete der König, er verlange, daß man ſehen ſolle, es habe ihn nicht der Reichthum des Verurtheilten bewogen, öffentliche Rache an ihm zu üben; und es gefalle ihm, dem Bruder des Marſchalls die Güter zu ſchenken, um ihn zur Rechtſchaffenheit zu ermuntern, ſo wie ihn der Tod des Verbrechers vom Böſen abhalten müſſe. Der Graf von Auvergne wurde auf Anhalten des Fräuleins von Entragues, die nun **Marquiſe von**

1602 Verneuil hieß, und deſſen Halbſchweſter war, nach zweymonathlichem Gefängniß begnadiget. Der weit ſchuldigere Baron Lux erhielt gleichfalls Vergebung, als er auf des Königs Befehl bey Hof erſchien, und nichts verheelte. Auch der Herzog von Bouillon, der ſich mancher Vergehungen gegen den König ſchuldig gemacht hatte, wurde vorgeladen: allein, dieſer entſchuldigte ſich und flohe nach Genf, und von da nach Heidelberg. Der Prinz von Joinville, der bey dem Heere des Erzherzogs in Dienſte getreten war, wurde auch in Verhaft genommen, und dem Herrn und der Frau von Guiſe in Verwahrung gegeben. Zuletzt verſicherte man ſich auch durch den mit Truppen abgeſchickten Herrn von Lavardin aller Plätze in Burgund, wo Birons Partey am ſtärkſten war. Die Statthalterſchaft dieſer Provinz verliehe Heinrich dem jungen Dauphin, und ernennte den Herrn von Bellegarde zu deſſen Stellvertreter.

Unterdes war König Heinrich ſtets darauf bedacht, die Polizey in ſeinem Reich auf beſſern Fuß zu ſetzen; daher ergiengen in dieſem Jahr viele Verordnungen, um ſowohl die Mißbräuche in Münzſachen abzuſtellen, die der Handlung groſſen Schaden thaten, als auch Bergwerke von allerhand Arten, die man damals in verſchiedenen franzöſiſchen Provinzen entdeckte, mit Vortheil zu benutzen. Nicht ohne groſſe Mühe wurden die Gebühren der Sachwalter geordnet; denn dieſe Leute hatten ſich vereiniget, einige Tage nicht in den Gerichten zu erſcheinen. Das vornehmſte Geſetz beſtand darin, daß jeder Advokat zu Ende der Schrift mit eigener Hand beyſetzen ſollte, wie viel er von ſeinen Parteyen erhalten hätte.

Da der franzöſiſche Adel damals in Ruhe lebte, ſo vertrieb er ſich die Zeit auf mancherley Art, mit der Jagd, bey Damen, mit den ſchönen Wiſſen=

ſenſchaften und der Mathematick, mit Reiſen in 1602
fremde Länder: andere fuhren fort, ſich unter dem Prinzen Moritz in den Niederlanden in den Waffen zu üben. Aber viele, die nur Müſſiggang und Spiel liebten, ſuchten ihre Tapferkeit in ihren Häuſern zu zeigen, indem ſie bey dem geringſten zweydeutigen Worte, bey einer halbverdächtigen Mine ihrer Geſellſchafter die Degen zogen. Dies gieng ſo weit, daß jährlich faſt eben ſo viele Edelleute umkamen als während des Kriegs. Daher gab der König ein ſcharfes **Edikt**, vermöge deſſen die **Zweykämpfe** bey Lebensſtrafe und Einziehung der Güter verboten wurden. Anfangs dämpfte es die Hitze der Streitköpfe ein wenig: aber, weil Heinrich denen, die es übertraten, leicht Gnade widerfahren ließ, zumal wenn ſie ſich in ſeinem Dienſt tapfer bezeigt hatten, ſo wurden die Zweykämpfe, bey denen die Begriffe von Ehre und von Entſcheidung derſelben gleich unvernünftig waren, wieder ſo gemein, als zuvor. Man ſagt auch, der König habe ſelbſt über diejenigen geſpottet, die aus Gehorſam gegen das Edikt den Degen nicht zogen, und habe alſo die Kraft ſeiner Befehle ſelbſt vernichtet.

Im folgenden Jahr erlitt Heinrich und mit 1603
ihm Frankreich durch den Tod der engliſchen **Königin Eliſabeth** einen Verluſt, der merkwürdiger am 24. März.
iſt, als viele andere Vorfälle. Dieſe groſſe Fürſtin erkaltete zwar ein wenig in ihrer alten Freundſchaft gegen den König, da er die reformirte Kirche verließ: aber in der Folge wendete ſie ihm wieder ihre ganze Hochachtung und ihr völliges Vertrauen zu. Nach ihrem Abſterben wünſchte Heinrich ihren ſchwachen Nachfolger, **Jakob den Erſten**, bey ähnlichen Geſinnungen gegen Frankreich zu erhalten, und ihn zu einem groſſen Bündniß mit ihm und mit andern Monarchen gegen die allzu groſſe Macht des

1603 öſtreich=ſpaniſchen Hauſes zu bewegen, und ſchickte deswegen den **Marquis von Roſni** — dieſen Charakter legte ihm der König bey dieſer Geſandſchaft zum erſtenmal bey — als auſſerordentlichen Geſandten nach England, ſo ſehr auch die katholiſchen Räthe des Königs ſich dagegen ſetzten, indem Roſni reformirt war, welches aber eben dem gleichfalls reformirten König Jakob angenehm ſeyn mußte: allein, weder Roſni noch andere Geſandte europäiſcher Mächte konnten dem König von Großbritannien kriegeriſche Geſinnungen einflöſſen, und deſſen Räthe, beſonders Cecil, äuſſerten ziemlich ſtarke Abneigung gegen Frankreich überhaupt. Als in einer Unterredung des franzöſiſchen und holländiſchen Geſandten mit Cecil über die Hülfe berathſchlagt wurde, die man den vereinigten Niederlanden, die wegen der Belagerung von Oſtende ſehr beſorgt waren, leiſten wollte; ſo erklärte Cecil, daß ſein Herr den Staaten, jedoch ohne förmliche Kriegserklärung gegen Spanien, Hülfe leiſten werde, wenn Frankreich ihnen mit 8000. Mann zu Fuß und 2000. zu Pferd beyſtehn, und in zwey Jahren alle die Summen bezahlen wollte, die unter der Königin Eliſabeth Heinrichen waren vorgeſtreckt worden, und die ſich auf 800,000. livres beliefen. Da Roſni die damals noch fortdaurende Schwäche der franzöſiſchen Finanzen am beſten kannte, ſo konnte er in dieſe Bedingungen nicht willigen. Doch verſprach er die allmählige Bezahlung dieſer Schulden, und ſein König würde noch in dieſem Jahr 200,000 livres entrichten: allein, in zwey Jahren ſey die völlige Bezahlung unmöglich. Auf dieſe Art ward die Unterredung fruchtlos abgebrochen. Nachher verlangte Roſni noch ein beſonderes Gehör beym König, wobey er dieſen ſo einzunehmen wußte, daß er verſprach, mit dem König von Frankreich Gemeinſchaft

zu machen, und die Generalſtaaten heimlich zu un= 1603
terſtützen, damit Schwachheit und Verzweifelung
ſie nicht nöthigen möchten, ſich ihrem alten Herrn
wieder zu unterwerfen. Dem zu Folge ward ein am 30.
Vertheidigungsbündniß zwiſchen beyden Jul.
Kronen geſchloſſen, worin die alten Verträge be=
ſtätigt, und beſonders ausgemacht wurde, daß ſich
beyde Könige bemühen ſollten, den Holländern ſo
beyzuſtehn, daß eine Armee in England geworben
würde, welcher Frankreich den Sold auf die Art zu
reichen hätte, daß die Hälfte deſſelben von ſeinen der
Krone England ſchuldigen Geldern abgezogen wer=
den ſollte. Würden die Spanier einen von beyden
Fürſten angreifen, ſo ſollte einer dem andern beyſte=
hen, Heinrich mit zehntauſend, Jakob mit ſechstau=
ſend Mann: würden ſie aber beyde von Spanien be=
kriegt, ſo ſollten ſie alle ihre Kräfte gegen dieſen ge=
meinſchaftlichen Feind aufbieten, und Frankreich in
den Niederlanden, England aber mit zwo verſchie=
denen Flotten in Spanien und Indien Krieg führen.
Hierauf reiſte Roſni zurück, nachdem er viele vor=
nehme Herren und Damen des engliſchen Hofs ſei=
nem König geneigt gemacht hatte, denen nachher
groſſe Geſchenke, zum Theil auch Jahrgelder gereicht
wurden. Jakob ließ auch würklich zur Vollſtreckung
des Vertrags ſechstauſend Mann nach Oſtende
überſetzen.

Während dieſer Unterhandlungen arbeitete
man zu Rom eifrigſt an der **Wiedereinſetzung der
Jeſuiten in Frankreich.** Der Pabſt hatte dies
ſchon vor der Losſprechung des Königs von dem Bann
verlangt, und es nachher bey allen Gehören, die
Oſſat und andere königliche Geſandte bey ihm hatten,
in Erinnerung gebracht; auch bey dem Friedens=
ſchluß zu Vervins und bey andern Gelegenheiten war
dies geſchehn. Man kann alſo leicht denken, wie

1603 ſehr er ſich entrüſtet habe, als das Parlament am 21 Auguſt 1597 allen Franzoſen verbot, Jeſuiten zu Lehrern anzunehmen, auch ſogar ſolche, die ſich für Exjeſuiten ausgäben; und da vollends der geheime Rath am 21 November deſſelben Jahrs den Jeſuiten durch eine Verordnung befahl, die Stadt Tournon, wo ſie ſich bisher noch unter dem Schutz des Parlaments zu Toulouſe aufgehalten, zu verlaſſen. Bey der erſten Nachricht von dieſen Schritten des pariſer Parlaments ſprach der Pabſt mit dem damaligen franzöſiſchen Geſandten, Herrn von Luxemburg, ſehr hart und hitzig, und Oſſat ließ ein Bittſchreiben für die Jeſuiten an den franzöſiſchen Hof abgehen, das der letztern Verordnung Abſchub gab. Um aber die Sache noch beſſer zu betreiben, ſchickte der Pabſt den ernannten Erzbiſchof von Arles, Horatz del Monte, an den König, der zugleich um einen Paß für den P. Lorenz Magio, der einige den Jeſuiten noch zuſtehende Häuſer in Frankreich beſuchen ſollte, anhalten mußte. Der Paß ward ausgefertigt, der P. Magio wartete dem König auf, und fand ihn für ſeine Mitbrüder ziemlich geneigt. Allein, damals blieben die Sachen doch noch in ihrem vorigen Zuſtand, weil der König überall groſſen Widerſpruch hierin fand. Endlich bekamen Oſſat und der Graf von Bethüne, Bruder des Marquis von Roſni, Auftrag zu neuen Unterhandlungen mit dem Pabſt, und Heinrich ſelbſt gab dem Kardinal Aldobrandini bey den Friedenshandlungen mit dem Herzog von Savoyen gute Verſicherungen. Dennoch erlangten die Jeſuiten vor dem Jahr 1603 keine Erlaubniß, bey Hof zu erſcheinen. Als der König in dieſem Jahr nach Metz und Nanci durch Verdün reiſte, verſchaffte der Herr von Varenne, der dieſen Orden eben ſo ſehr, als der Miniſter Villeroi begünſtigte, dem Rektor und den Vätern des dortigen

Kolle-

Kollegiums Gelegenheit, dem König einen Fußfall 1603
zu thun und zu bitten, daß der Parlamentsſchluß nicht vollzogen werden möchte. Sie erhielten eine ſehr gnädige Antwort, und glaubten daher, nun ſey es Zeit, noch mehr zu wagen. Der Provinzial, P. Armand, nebſt drey andern Jeſuiten wurden zu Metz im geheimen Zimmer des Königs, in Gegenwart einiger Staatsräthe am grünen Donnerſtag zum Gehör gelaſſen. Der Provinzial erhob mit vieler Beredſamkeit die Siege und Güte des Königs, ſuchte ſeinen Orden von den gewöhnlichen Beſchuldigungen zu retten, und beſchwur die Gnade des Königs bey dem Blute Jeſu, ſeinem Orden Barmherzigkeit widerfahren zu laſſen, und die Sache ſo einzurichten, daß ſie ihm dieſe Gnade allein ſchuldig wären. Der Pater hatte dieſe Rede ſchriftlich aufgeſetzt, und ließ ſie in des Königs Händen, der ihn nachher wieder zu ſich berief, ihm die Zurückberufung ſeines Ordens verſprach, uud ihm befahl, nebſt dem P. **Cotton**, den hernach Heinrich zum Beichtvater annahm, in ſeine Reſidenz zu kommen, um ſeinen Willen näher zu vernehmen. Dieſem Befehl zu Folge begaben ſich beyde am Fronleichnamsfeſte nach Fontainebleau, und P. Cotton mußte vor dem König predigen, welches er mit dem größten Beyfall verrichtete. Sobald dieſer Pater der Gewogenheit des Königs vollkommen verſichert war, lag er ihm unaufhörlich wegen Zurückrufung ſeines Ordens an; und der Pabſt that auch das ſeinige. Dabey ward von den Jeſuiten noch mancher anderer liſtiger Kunſtgriff am Hof geſpielt; denn ſie hatten mächtige Freunde daſelbſt, welche glaubten, die Jeſuiten allein wären fähig, die Jugend zu unterrichten und die Hugenotten katholiſch zu machen. **Wilhelm Fouquet la Varenne**, Generalkontrolleur der Poſten, der ſich durch ſeine Geſchicklichkeit, die Wollüſte des

1603 Königs zu befriedigen, von den unterſten Bedienungen des königlichen Hauſes bis in das Kabinet geſchwungen hatte, dieſer verſchmitzte Hofmann ſuchte ſeine Geburtsſtadt la Fleche, wo er Gouverneur war, zu vergröſſern, zu bereichern und berühmt zu machen, und wünſchte zur Vollkommenheit ſeiner daſelbſt gemachten Anordnungen auch ein Jeſuiterkollegium dort zu ſehen. Zur Erfüllung dieſes Wunſches ſchenkte der König den Jeſuiten ſeinen Pallaſt daſelbſt nebſt eilftauſend Thalern Einkünften und groſſen Summen Geldes, um ihn auszubeſſern und zu unterhalten, und verordnete, daß ſein und der Königin Herz, wie auch die Herzen aller ſeiner Nachfolger in der dortigen Kirche begraben werden ſollten. Bey einer ſolchen Betriebſamkeit dieſer Angelegenheit war faſt niemand im Staatsrath, der ſich erkühnt hätte, der Neigung des Königs zu widerſprechen. Varenne überreichte dem Staatsrath eine Bittſchrift der Jeſuiten, und redete für ihre Wiederaufnahme. Der Präſident von Thou hielt dafür, man müſſe dieſelbe dem Parlament übergeben: der Konnetabel aber und der Marquis von Roſni glaubten, man könne keinen Schluß faſſen, bis man hierüber die Meynung des Königs eingeholt hätte. Tags darauf gieng der letztere zum König, und bat um Erlaubniß, vom geheimen Rath wegzubleiben, wenn die Sache wieder in Berathſchlagung käme; weil er ſeinen Einſichten nach niemals zur Wiedereinſetzung eines Ordens rathen könne, der ſeinen Obern blinden Gehorſam ſchwören müßte, folglich einem Staate höchſt gefährlich wäre. Dies gab Gelegenheit zu einer weitläufigen Unterredung des Königs mit dieſem ſeinem Vertrauten, worin dieſer die groſſe Ergebenheit der Jeſuiten gegen das öſtreichiſche Haus als einen beſondern Grund anführte, warum die Staatsklugheit ihre Aufnahme widerrathe: allein

Hein-

Heinrich kehrte dieſen Beweis um, und behauptete, 1603
daß eben ihre Aufnahme das ſicherſte Mittel ſeyn würde, ſie von dem Hauſe Oeſtreich abzuziehen, in deſſen Staaten ſie verehrt und mit Wohlthaten überhäuft würden, und man würde von einem Orden, der ſo groſſe Dinge zu unternehmen fähig wäre, weit mehr zu befürchten haben, wenn man gegen ihn unverſöhnlich bliebe, als wenn man ihn wieder begünſtigte. Roſni gab nach, ohngeachtet er noch ſechs Gründe gegen die Jeſuiten bereit hatte; zumal da ihm der König bey ſeinem Ehrenwort verſicherte, daß weder die Jeſuiten noch der Pabſt ſelbſt im Stande ſeyn ſollten, ihn zu einem Krieg gegen die Reformirten zu bewegen, noch irgend einen ſeiner Diener von dieſer Religion, wenn er treu bliebe, abzuſetzen, oder ſonſt zu kränken. Bald hernach ward das Edikt der Wiedereinſetzung entworfen, vermöge deſſen die Jeſuiten Erlaubniß erhielten, an denjenigen Orten unter der Gerichtsbarkeit der Parlamenter zu bleiben, welche dem pariſer Parlamentsſchluß vom Jahr 1594 nicht beygetreten waren; und es ward ihnen auch bewilliget, wieder nach Lyon und Dijon zu kommen. Die Bedingungen, unter denen ſie dieſe Wohlthat erhielten, waren folgende: Alle ihre Obern ſollten gebohrne Franzoſen ſeyn, und einen von ihrer Geſellſchaft ſollten ſie beym König als Hofprediger halten, der von dem Betragen ſeiner Ordensbrüder Rechenſchaft geben könnte. Da die Jeſuiten nach der Einrichtung ihres Ordens bis zur Ablegung ihres letzten Gelübdes, welches meiſtens in ihrem drey- oder vier- und dreiſſigſten Jahr geſchieht, ihre Güter behalten, und Erbſchaften von ihren Verwandten einziehen dürfen, ſo entzog ihnen der König dieſes Recht. Dagegen erlaubte er ihnen, wieder in den Beſitz ihrer ehemaligen Güter zu treten. Da dieſes Edikt den Parlamentsſchluß vom Jahr 1594 aufhob,

1603 hob, ſo war es gar nicht nach dem Geſchmack dieſes hohen Gerichtshofs. Und da der König die Schwierigkeiten, die das Parlament bey der Beſtätigung dieſes Edikts machen würde, vorher ſahe, ſo ließ er den erſten Präſidenten Harlai zu ſich kommen, und meldete ihm die Urſachen, die ihn zur Wiedereinſetzung der Jeſuiten bewogen hätten. Auch verſchiedene andere Präſidenten und Räthe ermahnte er perſönlich, ſich ſeinem Willen gemäß zu bezeigen, und ließ dem Generalprokurator befehlen, die Beſtätigung des Edikts zu betreiben; und da das Parlament zögerte, ſo befahl der Kanzler im Namen des Königs dem erſten Präſidenten, ſeinen Befehl ohne Verzug

am 23. Dec. zu vollſtrecken. Hierauf ward das Edikt dem Parlament vorgelegt, und die meiſten Stimmen beſchloſſen, dem König eine Vorſtellung zu thun. Als aber die Abgeordneten des Parlaments ſich beym König melden lieſſen, ſo ſagte er, ſie möchten ſich nur wieder wegbegeben; er wolle die Vorſtellung als geſchehen annehmen, weil ſie ihm nichts vorſtellen könnten, als was er ſchon vorher wohl überlegt hätte. Dem-

am 24. Dec. ohngeachtet that der groſſe Harlai ſeine Vorſtellung mit ſo würdigem Anſtand und mit ſo eindringender Beredſamkeit, daß der König dadurch bewegt ſchien und den Jeſuitenfreunden bange wurde: allein, Heinrich wollte doch ſeine Befehle befolgt wiſſen, beantwortete die Rede des Präſidenten mit vieler Mäſſigung, und wies das Parlament zur Ruhe. Nach dem Weyhnachtsfeſt beſchloß daſſelbe, vor der Beſtätigung dem Edikt noch einige Einſchränkungen beyzufügen, die nach Hof geſchickt und unterſucht wurden. Am letzten Tag des Jahrs ließ der König dem Parlament andeuten, daß es nicht länger über

1604 dieſe Sache rathſchlagen ſollte. Daher ward ihm

am 2. Jan. endlich mit nicht geringem Kummer Folge geleiſtet, und das Edikt in das Protokoll eingetragen.

Bald

Bald nach dieſer merkwürdigen Begebenheit 1604
ſtarb zu Rom der berühmte Kardinal von Oſſat, am 13.
der auch an ſeinem Theil an der Wiedereinſetzung März.
der Jeſuiten ſehr eifrig gearbeitet hatte. Er war eines armen Taglöhners Sohn aus Armagnac, deſſen Mutter nach dem Tode des Vaters bettelte. Der Edelmann des Dorfs, darin er gebohren war, hatte ihn zum Aufwärter ſeines Enkels beſtimmt: da er aber bey dem Unterricht, den der junge Herr genoß, ſo aufmerkſam war, daß er mehr lernte, als dieſer, ſo wurde er zur Nacheiferung des jungen Edelmanns zugleich mit unterrichtet. Er begleitete ihn nach Bourges und Paris, und verrichtete am letzten Ort eine Zeitlang Advokatendienſte. Der Erzbiſchof von Toulouſe nahm ihn als Sekretar nach Rom, wo er auch einige Zeit in Dienſten des Kardinals von Eſte zubrachte. Bey Gelegenheit der Unterhandlungen wegen der Losſprechung Heinrichs des Vierten ward er deſſen Sekretar, nachher königlicher Geſandter zu Rom, und endlich gar Kardinal. Er hatte ein und dreyßig Jahre in Rom gelebt, und dem König nützliche Dienſte geleiſtet, ohngeachtet die Jahrgelder, die er aus Frankreich zog, ſehr gering waren, weil er nicht kriechend bitten mochte und die Miniſter zu Feinden hatte. Seine Briefe ſind beträchtliche Denkmahle der Geſchichte ſeiner Zeit, und eine nützliche Schule für diejenigen, die ſich in Staatsgeſchäften wollen brauchen laſſen. Seine Stelle zu Rom wurde durch **Jakob Davi dů Perron**, Biſchof von Evreux, beſetzt, den der Pabſt in dieſem Jahr mit dem Kardinalshut beehrte, der aber ſeinem Vorgänger an Klugheit, Rechtſchaffenheit und Beſcheidenheit nicht gleich kam. Der Graf von Bethůne blieb als ordentlicher Geſandter des Königs zu Rom.

Die

1604 Die Ruhe des franzöſiſchen Staats wendete Heinrich noch immer zur Vermehrung ſeiner Macht und zur Verbeſſerung der Finanzen an, um allenfalls im Stande zu ſeyn, den Spaniern, die ſtets geheime Verbindungen in Frankreich unterhielten, nachdrücklich begegnen zu können. Sie hatten ſogar mit der Marquiſe von **Verneuil**, der Geliebten des Königs, ein Verſtändniß errichtet; hatten auch den Abſchreiber des Staatsſekretars, Herrn von Villeroi, im Sold, der die wichtigſten Schriften, und mit denſelben die größten Geheimniſſe des Hofs den Spaniern verrieth. Zwiſchen der Königin und der Marquiſe von Verneuil waren längſt Zwiſtigkeiten entſtanden, und damals ſtiegen ſie aufs höchſte. Denn dieſe Buhlerin äuſſerte bisweilen unbeſonnenen Troß gegen die Königin, und erkühnte ſich, ihre Kinder den Kindern dieſer Prinzeſſin gleich zu ſchätzen, weil ſie ſich auf die Eheverſprechung des Königs ſtützte. Die Königin hingegen begegnete ihr mit verdienter Verachtung, und wurde auch gegen die Liebkoſungen ihres Gemahls kaltſinnig. Durch ihre Ausſpäher ließ ſie denn alle Schritte deſſelben beobachten, und haßte deſſen natürliche Kinder. Der König ſeiner Seits bemerkte, daß ſie ſich durch ihre Kammerfrau, **Eleonore Galigai**, und deren Mann **Concini**, der nachher als Marſchall von Ancre bekannter wurde, ganz regieren ließ; und die Marquiſe beunruhigte ihn mit ewigen Klagen über die Königin, und manchmal mit ſo ſchimpflichen Ausdrücken gegen dieſe Fürſtin, daß er einmal die Hand aufhob, ihr einen Backenſtreich zu geben. Endlich ward der König ihrer Perſon ganz überdrüſſig, und beſchloß, ſie, ihren Bruder, Vater und Mutter wegen eines Briefwechſels mit dem ſpaniſchen Hof gefangen nehmen zu laſſen. Vorher aber wollte er ſich des **Grafen von Auvergne** verſichern,

chern, der einen Briefwechſel mit den Spaniern ge- 1604
führt, und ihnen alles, was er von Staatsgeheim-
niſſen erfahren konnte, entdeckt hatte. Es koſtete viele Mühe ſeiner habhaft zu werden, weil er Nachricht von der Entdeckung ſeiner Verrätherey erhalten, und ſich nach Auvergne begeben hatte, wo er alle Vorſichtigkeit gegen Ueberfälle anwendete. Endlich wurde er aber doch ergriffen, und unter einer guten Bedeckung nach Paris in die Baſtille gebracht. Hier entdeckte er vieles; unter andern übergab er dem König das ſchriftliche Bündniß, das ehedem zwiſchen ihm, dem Marſchall von Biron und dem Herzog von Bouillon war getroffen worden. Hierauf ließ auch der König den Herrn von Entragues gefangen nehmen, der bisher die Herausgabe der Eheverſchreibung des Königs an deſſen Tochter, Fräulein von Entragues, und worauf ſie ſo ſtolz war, hartnäckig verweigert hatte. Unter ſeinen Papieren fand man eine Zifferſchrift des Königs von Spanien, verſchiedene Briefe eben dieſes Königs an den Herrn von Entragues, an die Marquiſe von Verneuil und an den Grafen von Auvergne, wie auch eine eidliche Verſprechung dieſes Königs, nach welcher er es ſo weit bringen wollte, daß der Herzog von Verneuil zum Dauphin und Kronerben erklärt würde, ferner dem Herrn von Entragues mit aller Macht beyzuſtehen, und ihnen zween feſte Plätze und jedem 20000 Dukaten Jahrgeld zu geben. Da der Herr von Entragues merkte, daß man ſo wichtige Beweiſe ſeiner Verrätherey in Händen hatte, ſo hielt er ſich für verlohren: doch hofte er, die Herausgabe der Eheverſprechung dürfte vielleicht die Gnade des Königs reitzen, daher zeigte er den Ort ihrer Verwahrung an, und der König ließ ſie holen. Seine Tochter wurde gleichfalls in ihrem Hauſe bewacht. Das Parlament verurtheilte im folgenden Jahr dieſe

Per-

1604 Perſonen zum Tode: der König aber verwandelte die Todesſtrafe des Grafen von Auvergne und des Herrn von Entragues in ein ewiges Gefängniß. Die Tochter des letzten mußte ſich zu Verneuil aufhalten, und Heinrich ſchenkte ihr ſogar in der Folge ſeine Liebe wieder.

Die Franzoſen bedienten ſich des Friedens, nach dem Beyſpiel der Portugieſen, Spanier und Holländer, neue Länder zu entdecken und ſie in Beſitz zu nehmen. Sie kamen aber zu ſpät, um wichtige Stücke von Amerika zu erlangen, und mußten ſich mit **Kanada** in Nordamerika begnügen; ein zwar geſundes Land, aber freylich kein Peru. Schon im Jahr 1497 waren Engländer durch Anleitung Sebaſtians Cabot, eines Venetianers, dahingekommen, und im Jahr 1525 zur Zeit Franz des Erſten hatte ein Florentiner, Johann Verazani, von dem in engerm Verſtand ſogenannten Kanada Beſitz genommen, ward aber von den Wilden gefreſſen. Zehn Jahre hernach erkundigte ſich Jakob Cartier von St. Malo genauer nach der Beſchaffenheit des Landes. Dü Pont-Gravé aus eben der Stadt drang in den Jahren 1602 und 1603 weiter hinein, und unterſuchte den groſſen Lorenzſtrom, und endlich legte in dieſem 1604ten Jahr Peter du Güaſt, Herr von Monts, einer von Adel aus Saintonge, in Begleitung Samuels von Champlain, der dieſe Reiſe beſchrieben, den Grund zur Bevölkerung europäiſcher Wohnſitze in Kanada. In der Folge gab man dem Lande den Namen **Neu-Frankreich**.

In eben dieſem Jahr ward der Anfang mit Graben des **Kanals von Briare** in Orleannois gemacht; das erſte wichtige Werk dieſer Art in Frankreich! Die Loire ſollte dadurch mit der Seine vereinigt, und eine Gemeinſchaft mit Paris bewerkſtelliget werden, um den Handel über Nantes,

wie

wie auch den Handel der ſchönen Provinzen um die 1604
Loire nach dieſer Hauptſtadt zu ziehen. Dieſes groſſe Unternehmen hatte Sülli entworfen und angefangen; nach deſſen Entfernung von öffentlichen Geſchäften war es liegen geblieben, und wurde erſt unter Ludwig dem Dreyzehnten im Jahr 1639 vollendet.

Dieſes Jahr iſt auch noch merkwürdig wegen Einführung der **Paulette**, eine Abgabe, die ihren Namen von dem königlichen Kammerſekretar, **Karl Paulet**, dem erſten Pachter derſelben, erhalten hatte. *) Der Marquis von Roſni war der Erfinder. Vermöge des darüber ausgefertigten Edikts muß jeder, der eine Juſtiz- oder Finanz-Bedienung bekleidet, jährlich den ſechszigſten Pfennig ſeiner Beſoldung abgeben, wofür alsdann die Bedienung in ſeiner Familie bleibt; geſchieht dieſes nicht, ſo iſt die Bedienung verfallen, und wird vom König aufs neue verkauft. **Käuflich** waren die Aemter ſchon, wie zu ſeiner Zeit erzählt worden iſt; nun wurden ſie auch **erblich**. In ältern Zeiten wurden hierüber, beſonders vom Adel, als über einen Mißbrauch, heftige Klagen geführt: aber heut zu Tage ſieht man in Frankreich die Erblichkeit der Aemter als ein Glück der Familien und zugleich des Staats an.

Der Herzog von **Bouillon** war, wie ſchon iſt erinnert worden, auch einer von den mißvergnügten Groſſen und ein Friedensſtöhrer. Ob er ſich gleich auſſer Frankreich aufhalten mußte, ſo ſuchte er doch auch von weitem die Reformirten zu Mißtrauen, zu Störrigkeit und zu übertriebenen Forderungen gegen den König zu reitzen: allein, **Roſni**,
den Heinrich auf ihre allgemeine Verſammlung zu 1605
Chatelleraud ſchickte, erhielt daſelbſt das Anſehen des Königs,

*) Wird auch le droit annuel genennet.

1605 Königs, ohne ſeinen Glaubensgenoſſen zu ſchaden. Der Herzog von Bouillon wäre gern das Haupt der Reformirten in Frankreich geweſen, und ſuchte deswegen auch teutſche proteſtantiſche Fürſten ſeinen Abſichten geneigt zu machen. Roſni vereitelte deſſen vornehmſten Zweck auf gedachter Verſammlung; und nun ſann Heinrich mit Ernſt auf die Unterwerfung dieſes Herrn, den weder ſeine von Zeit zu Zeit eingereichte Vertheidigungsſchriften, noch die Fürſprache der Schweitzer und verſchiedener proteſtantiſcher Fürſten mit dem König ausſöhnen konnten. Man konnte ihn keiner Verſchwörung gegen Heinrich überzeugen; er hatte dieſem auch ehedem wichtige Dienſte geleiſtet, und er war immer ein Prinz, den man gegen Spanien und Oeſtreich wohl brauchen konnte. Der König ſahe auch wohl ein, daß er während ſeiner ganzen Entfernung vom Hof die Reformirten in ſtetem Mißtrauen gegen denſelben erhalten würde. Und doch erforderte die Ehre des Königs, nicht nachzugeben, weil er einmal die Sache ſo weit getrieben, und durchaus vom Herzog ein Geſtändniß ſeines Vergehens und eine perſönliche Erſcheinung verlangt
1606 hatte. Daher wurden endlich die Sachen ſo vermittelt, daß der Herzog dem König Stadt und Schloß Sedan, unter der Bedingung einer völligen Verzeihung, auf vier Jahre übergab. In der That war es auch hohe Zeit, daß ſich der Herzog zum Ziel legte. Denn Heinrich hatte 25000 Mann gegen Sedan hin ſtehen, und Roſni, den der König damals zum
am 12. Febr. Herzog von Sülli machte, arbeitete als **Oberfeldzeugmeiſter**, an einem Zug ſchweren Geſchützes, womit er Sedan noch vor Verlauf eines Monats dem König zu liefern verſprochen hatte; wie denn Sülli überhaupt faſt allein, wenigſtens am eifrigſten, die Sache gegen den Herzog von Bouillon betrieb, weil er ihn wegen ſeines gröſſern Anſehns

unter

unter den Reformirten, beneidete. Nach Unter- 1606
zeichnung des Vertrags, der durch geheime Artikel noch mehr gemildert war, kam der Herzog an den Hof, und bat den König demüthig um Vergebung, der ſie ihm auch ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit nach willigſt ſchenkte, und ihm ſeitdem mit einer Güte und Vertraulichkeit begegnete, bey welcher aller vorheriger Hader vergeſſen wurde. Er gab ihm ſogar kurz hernach Sedan wieder, wie er ihm heimlich verſprochen hatte, weil er ſich überzeugt fühlte, der Herzog werde weiter keinen ſchlimmen Gebrauch von dem Beſitz des Platzes machen.

Um dieſe Zeit war ganz Europa aufmerkſam auf einen Streit, der zwiſchen Pabſt Paul dem Fünften, Klemens des Achten Nachfolger, und den Venetianern entſtanden war. Der Senat dieſer Republik hatte angefangen, die Verbrecher unter ihren Geiſtlichen eben ſowohl als andere ihrer Unterthanen, zu ſtrafen, und Verordnungen wider den allzuſtarken Anwachs der Kleriſey und ihrer Güter gegeben; z. B. daß ohne ſeine Erlaubniß keine neue Kirchen, Hoſpitäler und Klöſter geſtiftet oder gebauet werden, und niemand für ſich befugt ſeyn ſollte, ſein Vermögen der Geiſtlichkeit zu vermachen. Der Pabſt ſah dies, wie gewöhnlich, für einen Eingriff in ſeine Rechte an: die Republik hingegen behauptete die ihrigen, und ward deswegen von ihm mit dem Interdikt belegt: allein, der Senat wußte es zu machen, daß dieſes veraltete Mittel, die Staaten zum Willen des römiſchen Hofs zu nöthigen, unkräftig blieb. Beyde Theile geriethen darüber in eine ſo heftige Erbitterung, daß ein Krieg zwiſchen ihnen unvermeidlich ſchien; und Spanien, in Hoffnung, ſie möchten einander ſelbſt aufreiben, ſuchte ihn zu befördern. Heinrich hingegen, ob er gleich aus Höflichkeit, und um ein eifriger Vereh-

1606 rer des Pabſts zu ſcheinen, dieſem ſeinen Beyſtand antrug, bot doch weit nachdrücklicher ſeine Vermittelung an. Da ſie nun auf beyden Seiten mit Vergnügen angenommen wurde, ſo ſchickte er den Kardinal Joyeuſe nach Rom, und der Kardinal dü Perron, nebſt dem Herrn von Alincourt, königlichen Geſandten zu Rom, und Herr von Freſne-Canaye, Geſandter zu Venedig, mußten gleichfalls an dem Vergleich arbeiten. Als Joyeuſe
1607 zu Anfang des folgenden Jahrs nach Venedig kam, fand er den Vergleich durch den Geſandten ſchon ſo eingeleitet, daß die Venetianer verſprachen, die Vollſtreckung der die Kleriſey betreffenden Geſetze ſo lange zu verſchieben, bis die Parteyen ſich darüber würden verglichen haben, ferner die wider das Interdikt ergangenen Verordnungen zu widerrufen, und die wegen deſſelben aus dem Venetianiſchen entwichene Ordensleute wieder aufzunehmen. Doch wurden die Jeſuiten von der Wiedereinſetzung der Ordensgeiſtlichen ausgeſchloſſen, als welche durch ein Urtheil des Senats auf ewig aus den venetianiſchen Ländern verbannt waren, und erſt im Jahr 1657 wieder aufgenommen wurden. Der glückliche Ausgang dieſer Unterhandlungen vermehrte Heinrichs Anſehen in Italien nicht wenig, und ſtellte die Hochachtung der franzöſiſchen Nation am römiſchen Hof wieder her, welche während der Bürgerkriege daſelbſt ſehr gefallen war. Bald darauf gieng ſowohl der Kardinal dü Perron, den der König zum Erzbiſchof von Sens und Großalmoſenier von Frankreich ernennet hatte, als der Kardinal von Joyeuſe, nach Frankreich zurück. Der Herr von Alincourt aber, den der König mit der Statthalterſchaft von Lyon belohnte, blieb noch einige Zeit zu Rom, und vertheidigte die Ehre ſeiner Nation bey allen Gelegenheiten ſehr nachdrücklich.

Nach

Nach geendigten Friedensgeſchäften zwiſchen 1607
dem Pabſt und den Venetianern, führte König Heinrich die **katholiſche Religion in Bearn** wieder ein, und erlaubte den Jeſuiten und andern Geiſtlichen, an dieſer Sache nach Belieben zu arbeiten. Dafür blieb Bearn von der in dieſem Jahr von Heinrich bewerkſtelligten **Vereinigung des Königreichs Navarra mit Frankreich** frey; denn dadurch ward Navarra und die andern väterlichen Länder des Königs mit der franzöſiſchen Krone auf immer verbunden und unveräuſſerlich gemacht. Hierunter ſind zu verſtehn: die Herzogthümer Vendome, Albret und Beaumont, die Grafſchaften Foix, Armagnac, Bigorre, Rouergue, Perigord und Marle, die Vicomtey Limoges und andere Landſchaften und Oerter. Erſt unter der folgenden Regierung geſchah eben dies mit dem Fürſtenthum Bearn. im Jun.

Im folgenden Jahr bot König Heinrich den 1608
vereinigten Niederländern und den **Spaniern**, die nun ſeit vierzig Jahren Krieg mit einander geführt, ſeine **Vermittelung** an. Seine alte Bundsgenoſſen, die Holländer, hatte er durch den Frieden zu Vervins gewiſſermaſſen verlaſſen, indem er damals Spanien verſprach, ihnen nicht weiter beyzuſtehen: dennoch leiſtete er ihnen immerfort Hülfe an Geld, und ließ eine Menge freywilliger Edelleute und Soldaten Kriegsdienſte bey ihnen thun. Die Spanier durften dies auch nicht für einen würklichen Friedensbruch auslegen, weil ſie ſeit dem gedachten Frieden nie aufgehört hatten, Verſchwörungen und andere verrätheriſche Ränke in ſeinem Reich gegen ihn zu unterhalten. Endlich fiel ihm der Beyſtand, den er den vereinigten Niederlanden leiſtete, beſchwerlich, und da ſie ſowohl als die Spanier durch den Krieg ſehr erſchöpft waren, auch beyde bereits über einen Stillſtand einig geworden waren, ſo nahm er

1608 ſich vor, den Frieden zwiſchen ihnen zu vermitteln, und dabey zugleich, wo möglich, eine gewiſſe Oberherrſchaft über die vereinigten Niederlande zu erlangen. Er ſchickte daher, auſſer zween andern Geſandten, den Präſidenten **Jeannin**, den gröſten Staatsunterhändler ſeiner Zeit, nach dem Haag, um daran zu arbeiten. Dieſer fand zwar groſſe Schwierigkeiten vor ſich, weil die Spanier mit den vereinigten Provinzen nur wie mit Unterthanen umgehen wollten, Prinz Moritz von Oranien aus beſondern Abſichten die Fortſetzung des Kriegs wünſchte, und die Holländer ſelbſt zum Theil die Friedensbedingungen ausſchlugen, entweder aus Mißtrauen gegen Heinrichs Abſichten, oder in Hoffnung des Schutzes anderer europäiſcher Fürſten gegen Spaniens Tyranney: allein, Heinrichs ſtandhafte Erklärung und die Geſchicklichkeit ſeines Geſandten brach-
1609 ten endlich den **zwölfjährigen Waffenſtillſtand** hervor, wodurch der wahre Grund zu der unabhängigen Hoheit der vereinigten Niederlande gelegt wurde; und dieſer entſtehende Staat war alſo Heinrichen nicht weniger ſchuldig, als ſeiner bisherigen Tapferkeit. Der König ſchloß auch ein neues **Bündniß** mit ihm, das auf ihre beyderſeitige Vertheidigung gerichtet war.

Im Jahr 1609. gieng die **Vermählung des Herzogs von Vendome**, König Heinrichs natürlichen Sohns, **mit Franziska von Lothringen**, der einzigen Tochter und Erbin des Herzogs von Mercoeur, vor ſich; wie auch die **Vermählung des Prinzen Heinrichs von Condé mit Charlotten Margarethen von Montmorenci**, der Tochter des Konnetabels, einer auſſerordentlichen Schönheit, die das Herz des Königs feſſelte, worüber **Condé Frankreich verließ** und ſich unter dem

Schutz

Schuß der Spanier zu Brüſſel aufhielt. Die ge- 1609
nauere Darſtellung dieſer Begebenheit gehört in Heinrichs Biographie. Hier iſt nur anzumerken, daß dies nicht Heinrichs Beweggrund, wenigſtens nicht der erſte und einzige, zu ſeiner damaligen Rüſtung gegen Spanien geweſen iſt; denn ſchon vorher war daran gearbeitet worden. Ohne Zweifel ſollte ſie hauptſächlich zur Führung eines Kriegs gebraucht werden, der über den bekannten weitläufigen Erbfolgeſtreit wegen Jülich, Kleve und Bergen durch den im Jahr 1609. ohne männliche Erben geſtorbenen Herzog Johann Wilhelm von Jülich, entſtanden war. Verſchiedene teutſche Fürſten ſuchten ihr Recht an dieſe Länder zu behaupten: Der Kurfürſt von Brandenburg aber und der Pfalzgraf von Neuburg übten das ihrige ſogleich aus, indem ſie dieſe Länder in Beſitz nahmen. König Heinrich unterſtützte dieſe Fürſten; er beförderte die proteſtantiſche Verein,
die im Februar des folgenden Jahrs zwiſchen ihnen 1610
und andern proteſtantiſchen Reichsſtänden zu Schwäbiſch-Hall geſchloſſen worden; und zugleich traf er Anſtalten zu ihrer Vertheidigung gegen das Haus Oeſtreich. Er wollte ſich dieſer Gelegenheit bedienen, dieſes Haus und das mit demſelben verbundene Spanien zu ſchwächen, beſonders aber den Spaniern das Herzogthum Mayland, das er dem Herzog von Savoyen beſtimmt hatte, zu entreiſſen, und dagegen, wie man glaubt, Savoyen der franzöſiſchen Krone einzuverleiben. Dieſe Abſicht, das öſtreich-ſpaniſche Haus zu erniedrigen, und dem Hauſe Bourbon eine höhere Gewalt zu verſchaffen, erzeugte in Heinrichs Kopf einen weit auſſehenden Entwurf, nach welchem, wie man ſagt, die ganze Chriſtenheit ſo genau vereinigt werden ſollte, daß ſie nur Einen Körper ausmachen und zuſammen die chriſtliche Republik genannt werden ſollte.

1610te. Er hatte ſich daher entſchloſſen, ſie in funfzehn Staaten einzutheilen, die einander, ſo viel als möglich wäre, an Macht und Gewalt gleich ſeyn, und deren Gränzen mit allgemeiner Uebereinſtimmung ſollten feſtgeſetzt werden. Der päbſtliche Staat, das teutſche Reich, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Ungern, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden, Savoyen oder das lombardiſche Reich, Venedig, der italieniſche Staat, oder die kleinen Fürſten und Städte Italiens, die Niederlande und die Schweitz, ſollten dieſe funfzehn Staaten ſeyn, worunter verſchiedene auf Koſten der öſtreichiſchen und ſpaniſchen Beſitzungen errichtet oder vergröſſert werden ſollten. Europa ſollte aber nicht blos ſo und willkührlich getheilt werden — dies wäre abentheuerlich und ungerecht geweſen — es ſollte auch unter den funfzehn Staaten eine Vereinigung oder ein allgemeines Bündniß Statt finden, das durch einen gemeinſchaftlichen Rath würkſam erhalten, und durch den die das Ganze betreffende Streitigkeiten entſchieden werden ſollten. Wäre endlich dieſe Einrichtung dauerhaft gemacht worden, ſo ſollten dieſe Staaten einmüthig ein groſſes Heer zu Waſſer und zu Lande verſammlen, und das türkiſche Reich bezwingen.

Man weiß faſt nicht in unſern Zeiten, was man von dieſem Entwurf urtheilen ſoll. Verſchiedene ſcharfſinnige Schriftſteller haben ihn für ein Hirngeſpinſt erklärt, daran Heinrich nie gedacht habe; ſo wenig ſehen ſie deſſen Ausführung für möglich an. Sie erinnern auch noch dabey, daß man in England, Holland und andern damals mit Frankreich verbundenen Staaten nie eine Spur von Unterhandlungen darüber gefunden habe. Allein, der Herzog von Sülli in ſeinen Memoiren und der Erzbiſchof

biſchof Perefixe, der ihm folget, reden doch davon 1610
mit aller Gewißheit und der erſte ſehr umſtändlich. Es ſcheint, daß Heinrich dem Herzog von Sülli ſeinen Plan in dem ganzen Umfang, in dem er ſich denken ließ, eröffnet, ſeinen Bundsgenoſſen nur einen Theil deſſelben bekannt gemacht, und von ihren Geſinnungen, vielleicht auch von dem Kriegsglück erwartet habe, in wiefern er zu Stande gebracht werden könnte. Wie dem auch ſey, ſo hatte Heinrich ſich zu dieſem Krieg ſo vorbereitet, daß er ſich einen glücklichen Ausgang deſſelben in kurzer Zeit versprechen konnte. Er, der gröſte Feldherr ſeiner Zeit, wollte vierzigtauſend Mann der beſten Kriegsvölker, die es damals gab, nach Teutſchland führen; er war mit allen Kriegsbedürfniſſen wohl verſehen, und hatte durch Sülli's Eifer noch vierzig Millionen Livres vorräthig. Viele teutſche Fürſten, der Prinz von Oranien, der Herzog von Savoyen, die Schweitzer und Venetianer waren im Begriff, ſich mit beträchtlichen Heeren für ihn zu erklären, ſo bald er ſich in Bewegung würde geſetzt haben. Eine ſolche Macht mußte doch wohl zu weit gröſſern Abſichten, als zur Entſcheidung der jülichiſchen Erbſchaftsſache beſtimmt ſeyn. Heinrich wartete nur auf den Frühling des Jahrs 1610, um den Feldzug zu eröffnen. Er erklärte vorläufig ſeine Gemahlin zur Regentin während ſeiner Abweſenheit, und ernennte einen Staatsrath, der jedoch Sachen von höchſter Wichtigkeit nicht ohne ſein Vorwiſſen ausführen ſollte.

Indem Heinrich ungeduldig auf die Eröffnung des Feldzugs wartete, quälte ihn ſeine Gemahlin mit Zudringlichkeiten, ſie noch vor ſeiner Abreiſe krönen zu laſſen, um in ihrer Regentſchaft deſto mehr Anſehn bey dem Volke zu haben. Der König weigerte ſich wegen des damit verknüpften Zeit- und Geldver-

1610 luſts; er empfand zugleich traurige Ahndungen ſeines bevorſtehenden Unglücks. „Ach mein Freund„, ſagte er zu dem Herzog von Sülli, „wie ſehr mißfällt „mir dieſe Krönung! Ich weiß nicht, was dies „heißt: aber mein Herz prophezeyet mir Unglück. „Bey Gott, rief er aus, ich werde in dieſer Stadt „ſterben! ich werde nie hinaus kommen! ſie werden „mich umbringen! denn ich ſehe wohl, daß ſie kein „anderes Mittel für ſich haben, als meinen Tod.„ Er ſprach von einer Weiſſagung, vermöge welcher er bey der nächſten groſſen Feyerlichkeit in einer Karoſſe ſterben würde. Dies alles und noch mehr ſteht in Sülli's Memoiren. Auf dieſes treuen Dieners Rath wurden auch würklich die Zubereitungen zu dieſer Feyerlichkeit eingeſtellt: da aber die Königin ſich dadurch äuſſerſt beleidigt glaubte, und Heinrich überaus gutmüthig war, ſo wurden ſie wieder vorgenommen, und der Kardinal von Joyeuſe vollzog

am 13. May. die Krönung zu St. Denis. Der feyerliche Einzug der Königin in Paris ſollte aber erſt drey Tage her-

am 14. May. nach geſchehen. Zween Tage vorher befahl der König, der die Anſtalten dazu beſehen wollte, Nachmittags einen Wagen anzuſpannen. Seine Kammerbediente hatten den ganzen Tag über eine auſſerordentliche Unruhe und viel Mürriſches an ihm bemerkt. Er ſprach und aß ſehr wenig, und ſchlug einigen Perſonen Gehör ab. Als er ausfuhr, ſo ſaſſen noch ſieben Perſonen in ſeinem Wagen; denn die franzöſiſchen Staatswagen ſahen damals wie die Landkutſchen aus, und es konnten acht Perſonen darin ſitzen. Sie waren mit Juchtenleder bedeckt und mit Scharlach ausgefüttert. Er ließ den Herzog von Epernon zu ſeiner Rechten ſitzen; im Schlag auf eben der Seite ſaſſen die Herrn von Lavardin und von Roquelaure; in dem zur linken der Herzog von Montbazon und der Marquis de la Force; vorn

in der Kutſche ſaſſen der Oberſtallmeiſter von Lian= 1610
court und der Marquis von Mirabeau. Da der Kutſcher den König fragte, wo er hinfahren ſollte, ſo antwortete dieſer ganz verdrießlich: Bringe mich nur von hier weg! Als er unter das erſte Thor kam, ließ er die Kutſche von allen Seiten aufmachen, um die Triumphbögen, die man zum Einzug der Königin verfertigte, deſto beſſer zu ſehen. Er ſchickte die Leibwache zu Pferde von ſich, und behielt niemand als die Laquayen. Als die Kutſche in die enge Eiſenhändlergaſſe *) kam, mußte ſie wegen der häufigen Karren und Wagen ſtillhalten, da inzwiſchen die Laquayen der Bequemlichkeit wegen meiſtens über einen gewiſſen Kirchhof gegangen waren. Nur zween waren bey der Kutſche, wovon der eine vorausgieng um Platz zu machen, und der andere hielt ſich mit Feſtbinden ſeines Kniebandes auf. Der König bediente ſich dieſes Stillhaltens, um dem Herzog von Epernon den Weg, den die Armee nach Jülich nehmen ſollte, zu erklären, und bog ſich Seitwärts, um ihm etwas ins Ohr zu ſagen. Die beyden am Schlag auf ſeiner Seite ſitzenden Herren wendeten deswegen die Köpfe gegen die Pferde, und konnten alſo nicht wahrnehmen, was auf der andern Seite vorgieng. Die Seite des Königs war alſo an dem Ort, wo die Schirmwand hinaufgezogen war, ganz frey und unbedeckt. Dieſes unglücklichen Augenblicks bediente ſich ein gewiſſer **Ravaillac**, der dem Wagen immer nachgefolgt war, zur Vollziehung ſeiner Frevelthat. Er hob den Arm über eins von den hintern Rädern empor, und durch die Oeffnung, die durch die Schirmwand hätte vermacht ſeyn ſollen, gab er dem König in weniger, als einem Augenblick, zween Stiche, und traf ihn gerade in die Hohlader unter dem Herzen. Die Stiche geſchahen

ſo

*) *La Rue de la Ferronnerie.*

1610 ſo ſchnell auf einander, daß keiner von denen, die in dem Wagen ſaſſen, Zeit hatte, ſie zu ſehen oder abzuwenden. Der König ſchrie: **Mein Gott, ich bin verwundet!** Der Mörder wollte noch den dritten Stich thun: dieſer gieng aber fehl, und der zweete war auch ſchon ſo tödtlich, daß **Heinrich der Groſſe**, der gütigſte, der beſte König ſeiner Zeit, in wenig Augenblicken ſtarb *). Seine Begleiter waren alle ſo beſtürzt, daß der Mörder gar leicht hätte entwiſchen können, wenn er nur ſein blutiges Meſſer unter den Wagen geworfen hätte. Er blieb aber unbeweglich mit dem Meſſer in der Hand ſtehen, und konnte alſo mit aller Bequemlichkeit gefangen genommen werden.

Franz Ravaillac, der ſich durch dieſe That eine ſchändliche Unſterblichkeit erworben, war von Angouleme gebürtig, und ehedem Layenbruder bey dem Orden der Feuillans (einer Gattung von Barfüſſermönchen) geweſen, die ihn aber noch vor Ablegung der Gelübde weggeſchafft hatten, weil ſie ihn für einen Mondſüchtigen, ja gar für einen Beſeſſenen hielten. Von ſeinem gerichtlichen Proceß iſt nie etwas vollſtändiges bekannt geworden; die Auszüge davon ſind ſehr mangelhaft, und die Urſchrift iſt aus den Gerichtsbüchern des Parlaments weggekommen. Es würde alſo Verwegenheit ſeyn, wenn man etwas Gewiſſes von ſeinen Mitſchuldigen behaupten wollte. So viel ſiehet man wohl, daß er keine Mitſchuldigen angegeben und die Martern der Folter ohne alles Zucken ausgeſtanden: allein, dieſe Unempfindlichkeit konnte eine Würkung des Opiums ſeyn, und ſie iſt alſo kein Beweis, daß er keine Mitſchuldige gehabt habe. Auch dieſes ſiehet man, daß

*) Im 57ſten Jahr ſeines Alters, und im 21ſten ſeiner Regierung.

daß er ein Schwärmer und von der Denkart der Li- 1610
gue angeſteckt war, indem er der Religion durch Ermordung des Königs einen groſſen Dienſt zu thun glaubte, weil er ſich einbildete, Heinrich wolle den Pabſt betrügen und die Katholiken in Frankreich der Rache der Hugenotten überlaſſen.

Wenn man aber den Charakter der **Königin Marie von Medici**, die über die ewigen Galanterien des Königs höchſt eiferſüchtig war, und die Denkart der Italiener, ihrer Lieblinge, überlegt; wenn man damit die Nachläßigkeit vergleicht, mit welcher der ganze Proceß von Seiten des Hofs betrieben worden, und das Geheimniß, womit man die Urkunden deſſelben unterdrückt hat; wenn man die Geheimnißvollen oder zurückhaltenden Ausdrücke gleichzeitiger Schriftſteller, beſonders der Sekretarien des Herzogs von Sülli, und deſſen Furcht ins Louvre zu gehen, in Erwegung zieht (eine meines Wiſſens noch nicht gemachte Beobachtung!); wenn man bedenkt, daß eine Weibsperſon, die etwas von einer Verſchwörung wider den König erfahren, vergebens Gehör bey ihm geſucht; daß eben dieſelbe, nachdem ſie den Beichtvater des Königs vergeblich geſucht, dem Pater Prokurator der Jeſuiten die Sache entdeckt, und von ihm die Antwort empfangen, er wolle thun, was ihm Gott eingäbe, ſie aber ſollte ſich in ſolche Sachen nicht miſchen; daß eben dieſelbe einige Tage darauf ins Gefängniß gekommen, daß man ſie für eine Thörin ausgeſchrien, und ſie ſo eingeſperrt, daß ſie es würklich wurde; daß der Jeſuite Alagon, ein Vetter des ſpaniſchen Miniſters, Herzogs von Lerma, den Hauptmann la Garde zum Königsmord habe bewegen wollen; und daß eben dieſer la Garde, der behauptete, daß Hebert, der Sekretar des Marſchalls von Biron, mit Ravaillac eine

Ver-

1610 Verſchwörung wider Heinrichs Leben angeſponnen habe, ſchlechterdings von den Richtern abgewieſen worden; wenn man weiter bedenkt, wie wenig Anſtalten in Spanien gemacht wurden, um den von Frankreich her drohenden Sturm abzuwenden, und daß in Spanien und in den Niederlanden die Nachricht von dem Tode des Königs, noch vor Vollziehung der That, verbreitet worden; ſo fällt es ſchwer zu glauben, daß Ravaillac ohne Mitſchuldige geweſen ſey. Es ſcheint vielmehr, daß man dieſen elenden Menſchen, der auſſer ſeiner Schwärmerey auch dadurch wider den König aufgebracht war, daß er ſeine Schweſter gemißbraucht hatte, nur zum Werkzeuge genommen habe, um dem König den Dolch, der ſchon lang auf ihn gewetzt war, in die Bruſt zu ſtoſſen.

Der Leichnam des Königs wurde nach St. Denis, und ſein Herz in das Kollegium der Jeſuiten zu la Fleche gebracht, wie er dieſen Ordensleuten bey ſeinem Leben verſprochen hatte. Die Aerzte verſicherten bey geſchehener Oeffnung des Leichnams, die edlern Theile deſſelben wären alle noch ſo geſund, daß er menſchlicher Vermuthung nach noch dreyßig Jahr lang hätte leben können. Der unglückliche und unerwartete Tod des Königs rührte viele Pariſer ſo heftig, daß Betrübniß und Schmerz ſie ins Grab ſtürzte; und der Kummer, der ſich auf den Geſichtern ſeiner allermeiſten Unterthanen zeigte, war für ihn das prächtigſte Leichenbegängniß. Und in der That hatte Frankreich, ſelbſt nach dem Bekenntniß der heutigen Franzoſen, nie einen gröſſern und beſſern König geſehen, als Heinrich den Vierten, und er verdiente den Beynamen des Groſſen, der ihm nach ſeinem Tode auch von auswärtigen Nationen gegeben wurde, eben ſo ſehr, als den Beynamen des

Guten.

Guten. Denn er war zugleich Ueberwinder und 1610
Vater ſeiner Unterthanen, Feldherr und Miniſter des Reichs. Mit einer ungemeinen Freymüthigkeit verband er groſſe Staatsklugheit, erhabne Geſinnungen mit einer liebenswürdigen Einfalt, und mit dem Muthe eines Soldaten unerſchöpfliche Menſchenliebe, Großmuth, Freygebigkeit und Gerechtigkeit. Er ſagte, er habe ſowohl zween Füſſe und zwo Hände, als ſeine Unterthanen, und ſey nur darin von ihnen unterſchieden, daß er die Gerechtigkeit handhaben müſſe. Sein Verſtand war feurig und ſein Witz von ſeltener Fertigkeit. Er hatte einſt zu wiederholtenmalen Gold und Silber auf den Kleidern zu tragen verboten: da aber dieſe Verbote, wie gewöhnlich, nicht beobachtet wurden, ſo wiederholte er zwar die vorigen Befehle durch ein öffentliches Edikt, erklärte aber dabey, daß er die Scharfrichter und Schelme, wie auch die öffentlichen Huren, von deren Beobachtung ausnehme. Sogleich fand das Edikt allgemeinen Gehorſam, und niemand trug weiter Gold oder Silber auf den Kleidern, wenigſtens ſo lang als Heinrich lebte. Er verſchaffte dem durch die Bürgerkriege äuſſerſt entnervten franzöſiſchen Staat neue Kräfte. Er machte den Seidenbau vollkommen, verbeſſerte die Künſte, vergröſſerte die Handlung und Schiffarth, brachte die Seemacht in gröſſere Aufnahme, verſchönerte die öffentlichen Gebäude, machte den Anfang zur Vereinigung der Seine mit der Loire, ſetzte zween Lehrer der Theologie in das alte Kollegium der Sorbonne ein, und ſtiftete die Univerſität zu Aix in Provence. In der Wahl ſeiner Miniſter wuſte er einen ſehr guten Unterſchied zu machen. Die Herren von Bellievre, Silleri, Villeroi, Jeannin und Sülli waren die vertrauteſten und tüchtigſten. Der letztere, der von einem bloſſen Edelmann bis zur Würde eines Her-

1610 zogs aufſtieg, brachte die Finanzen in ſo vortrefliche Ordnung, daß viele Schulden bezahlt, die Magazine und Zeughäuſer angefüllt und 14. bis 15. Millionen Livres in den königlichen Schatz zurückgelegt wurden. Die jährlichen Einkünfte des Königs, die unter Heinrich dem Dritten nur 40. Millionen Livres betrugen, wurden durch Sülli's Einrichtung auf 80. Millionen vermehrt, ohne das Volk dabey auszuſaugen, blos durch Beförderung der Künſte, Manufakturen und Kaufmannſchaft, durch welche die Unterthanen, folglich auch die königlichen Einkünfte bereichert wurden. Dies iſt jedoch nicht ſo zu verſtehen, als wenn Heinrich der Groſſe gar keine Schulden hinterlaſſen. Er war den Engländern, Holländern und Schweitzern noch bey 50. Millionen ſchuldig. Allein da ſich die Kronſchulden im Jahr 1605. zuſammen auf 300. Millionen beliefen, ſo war es nicht möglich, dieſelben ganz abzutragen — Viele Fehler kann man dieſem König nicht vorwerfen, worüber man ihn nicht rechtfertigen könnte, wenn man ſeine allzugroſſe Neigung zum Spiel und zum weiblichen Geſchlecht ausnimmt: aber welch groſſe Tugenden kann man dieſen Fehlern entgegen ſetzen! Er kannte dieſe ſelbſt, und war aufrichtig und offenherzig genug, ſie zu geſtehen.

Lud-

Ludwigs des Dreyzehnten Minderjährigkeit, und Regentſchaft ſeiner Mutter, Marie von Medici — Concini oder Marſchall von Ancre und deſſen Gemahlin — Uneinigkeit und Mißvergnügen der Groſſen — Letzte allgemeine Verſammlung der Reichsſtände — Lüines — Irrung zwiſchen dem Parlament und dem Hof — Franzöſiſch-ſpaniſche Doppelheurath — Der Herzog von Rohan und die meiſten Reformirten ergreifen die Waffen zum Beſten der mißvergnügten Prinzen — Vergleich zu Loudün — Friedensedikt zu Blois — Neue Unruhen, Condé, Epernon — Richelieu tritt auf — Religionskrieg, während deſſen Lüines ſtirbt — Friede mit den Reformirten — Richelieu kommt in den Staatsrath.

Von 1610. bis 1624.

Mit Heinrichs des Groſſen Tod geräth die franzöſiſche Monarchie in eine Verfinſterung, die etliche Jahre lang dauret, und die durch Schwäche, Aberglauben, Aufruhr und Verwirrung in den Regierungsgeſchäften veranlaſſet wird. Die auswärtigen Feinde ruhen: deſto höher gähren einheimiſche Zwiſtigkeiten auf. Wie faſt alle Minderjährigkeiten der Fürſten Trennungen und Unruhen unter den ehrgeizigen Groſſen veranlaſſen, und dem Staate nachtheilig ſind; ſo auch die **Minderjährigkeit Ludwigs des Dreyzehnten**, der bey ſeines Vaters Abſterben kaum neun Jahre alt war. Die königliche Witwe, **Marie von Medici**, gelenkt durch ihre von Spanien beſtochene Landsleute Con-

1610 am 14. May.

1610 cini und deſſen Frau **Leonore Dori, genannt Galigai**, denket einzig auf die Befeſtigung ihres Anſehns und die Erreichung der Regentſchaft, erlangt auch ihren Zweck durch den Herzog von Epernon, der noch an Heinrichs Todestag das Parlament mit Gewalt und mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm zu einer Erklärung nöthiget, vermöge welcher die Königin während der Minderjährigkeit **ihres Sohns Vormünderin** deſſelben **und Regentin des Reichs** ſeyn ſoll; ohne die Beyſtimmung der beyden vornehmſten Prinzen vom Geblüt, des **Herzogs von Condé Heinrichs von Bourbon**, und des **Grafen von Soiſſons Karls von Bourbon**, zu erwarten. Beyde waren abweſend; der erſte zu Mayland, wegen ſeiner Gemahlin, deren Schönheit den getödteten König verblendet hatte, und wegen der Verhetzungen des ſpaniſchen Hofs; der andere, in einem ſeiner Schlöſſer ohnweit Paris, wegen des Mißvergnügens über einen Umſtand bey der Krönung der Königin *). Doch kam dieſer einige Tage hernach zu Paris an, nachdem er ſchon zu St. Cloud mit Unwillen und Verwunderung die Erklärung der Königin zur Regentin erfahren hatte. Die Miniſter ſuchten den Grafen zu beſänftigen, indem ſie theils das Betragen des Parlaments tadelten, theils es entſchuldigten. Zu ſeiner völligen Beruhigung ward ihm ein Jahrgeld von funfzigtauſend Thalern und die Statthalterſchaft der Normandie verſprochen. Mit dem Herzog von **Epernon**, der nun ſehr viel bey Hofe galt, errichtete der Graf von Soiſſons eine ſo genaue Verbindung, daß dieſer jenem ſein Vorhaben entdeckte, den Herzog von Sülli im

*) Weil die Herzogin von Vendome, natürliche Tochter Heinrichs des Vierten, bey dieſer Gelegenheit, gleich den Prinzeſſinnen von Geblüt, ein Kleid mit Lilien geſtickt getragen hatte.

im Louvre niederſtoſſen zu laſſen, und ihn bat, ſich 1610
hierin nicht zu widerſetzen: allein, obgleich Epernon kein Freund von Sülli war, ſo verwarf er doch den Entwurf des Prinzen mit Abſcheu. Sülli, der ohnehin gleich am Tage der Ermordung ſeines Königs gegen den Hof mißtrauiſch gemacht ward, ſo daß er ſich in die ihm anvertraute Baſtille einſperrte, erſchien erſt auf wiederholte Befehle und nach den feyerlichſten Verſicherungen vor der Königin, die ihm auch auf Anrathen des Herrn von Villeroi gütig begegnete, und ihn ihrem Sohne als den beſten und treuſten Diener ſeines Vaters anpries. Mit dem Grafen von Soiſſons ſöhnte er ſich durch Demüthigungen aus, die durch die damalige Lage der Geſchäfte und der ſteten Unſicherheit wegen, in der er ſich befand, nothwendig geworden waren.

Während daß das Parlament an dem Proceß des Königsmörders Ravaillac arbeitete, war die Königin mit den Miniſtern beſchäftiget, den Staatsrath einzurichten, durch deſſen Beyſtand ſie regieren ſollte. Hierbey zeigten ſich nicht geringe Schwierigkeiten, indem die meiſten Prinzen und Kronbedienten Theil daran zu nehmen verlangten; der Graf von **Soiſſons** wegen ſeiner hohen Geburt; der Konnetabel von **Montmorenci** und der Kardinal von **Joyeuſe** wegen ihres groſſen Anſehns; die **Guiſen**, beſonders die Herzoge von **Mayenne** und **Guiſe**, aus beyden Gründen, indem ſie ſich dem Hauſe Bourbon gleich ſchätzten; der Herzog von **Nevers**, der den Guiſen den Vorrang ſtreitig machte. Der Herzog von **Longueville**, der Graf von **St. Paul** von der jüngern Linie des Hauſes Longueville, und die Herren von **Vendome** ſchienen, vornemlich wohl wegen ihrer Jugend, ſich nicht viel um die Sache zu bekümmern. Aber zwiſchen den Herzogen von **Bouillon** und **Epernon**

1610 herrſchte eine ſo groſſe Eiferſucht, daß man keinen allein in den Staatsrath nehmen konnte, ohne den andern zu beleidigen; zumahl da Epernon wegen ſeiner Würde eines oberſten Befehlshabers des franzöſiſchen Fußvolks, und wegen ſeiner anſehnlichen Beſitzthümer, der Herzog von **Bouillon** aber wegen Sedan, wegen ſeiner Verbindungen mit auswärtigen Fürſten, und wegen ſeines groſſen Anſehns unter den Reformirten, beybehalten werden mußte. Da die Miniſter, die gern mit Ausſchluß aller, unter dem Anſehn der Königin die Staatsgeſchäfte allein verwaltet hätten, ſahen, daß ſie die meiſten von den vorhin genannten Groſſen nicht davon zurückhalten könnten, und da ſie überlegten, daß ſie deſto gröſſere Gewalt bey der Vielheit der Mitglieder des Staatsraths, oder vielmehr bey daher gewiß entſtehenden Widerſprüchen und Uneinigkeiten, und wenn ſie dabey ſelbſt einträchtig mit der Königin zu Werke giengen, gewinnen würden; ſo widerſetzten ſie ſich durch keine Vorſtellungen den Herren, die an dem Staatsrathe Theil nehmen wollten. Daher bildete ſich nicht ſowohl ein regelmäſſiges Kollegium, als vielmehr eine verwirrte Verſammlung *); wodurch die Miniſter in Stand geſetzt wurden, beſondere Zuſammenkünfte bey der Regentin zu halten und mit ihr vorläufig die Geſchäfte zu überlegen und zum Theil auch zu entſcheiden. Vier-

*) Denn auſſer den vorhin genannten Groſſen und dem Prinzen von Conti, der aber wegen ſeines Blödſinnes in keine Betrachtung kam, und auſſer den Miniſtern des vorigen Königs, Silleri, Villeroi, Sülli, Jeannin, waren damals noch folgende Staasräthe: Marſchall von **Briſſac**, die Herren von **Chateauneuf**, **Poncarré**, **Vic** und **Caumartin**. An den beſondern geheimen Rathſchlägen der Königin hatten **Concini** und deſſen Frau den ſtärkſten Antheil, und nach ihnen der päbſtliche Nuncius, der ſpaniſche Geſandte, der **P. Cotton**, der Arzt **Düret**, und **Dolé**.

Vierzehn Tage nach Heinrichs des Groſſen Ab- 1610
ſterben wurde deſſen Mörder, **Franz Ravaillac**, am 27. May.
verurtheilt, daß er an verſchiedenen Theilen des Körpers mit glühenden Zangen gezwickt, daß in die dadurch verurſachten Wunden geſchmolzenes Bley und Schwefel gegoſſen, und er hernach mit vier Pferden zerriſſen werden ſollte. Dies geſchah, jedoch ſo, daß ſein Körper nicht konnte getrennt werden, obgleich die Henker eine Stunde lang beſchäftiget waren, die Pferde heftig anzutreiben; man hielt bisweilen ſtill, um ihn noch zu irgend einem Geſtändniß zu bringen. Endlich gab der Unglückliche unter dieſen Quaalen den Geiſt auf. Der Henker zerſtückte den Körper, und das Volk, das vorher ſchon die lebhafteſten Merkmahle der Erbitterung gegen den Mörder geäuſſert hatte, bemächtigte ſich der Glieder deſſelben und ließ noch an ihnen ſeine Wuth aus. Weil Ravaillac ſich bey ſeinem Proceß ſtets auf den verfluchten Grundſatz des **Mariana** und gewiſſer Ordensleute berief, man dürfe die Tyrannen tödten; ſo verordnete das Parlament, daß ſich die theologiſche Fakultät verſammlen, über gedachten Grundſatz rathſchlagen, und ein Dekret ausfertigen ſollte, worin ihr Urtheil deutlich ausgedrückt wäre. Die Fakultät befolgte dieſen Auftrag und verdammte in ſehr ſtarken Ausdrücken dieſe gottloſe Lehre, indem ſie auf den gänzlichen Umſturz aller Staaten, Könige und Fürſten abziele, den Weg zu vielen Verräthereyen, Bosheiten und Niederträchtigkeiten bahne, und überhaupt alle Unterthanen zum Ungehorſam gegen ihre Obrigkeit verleite; daß daher jeder, der dieſe Abſcheulichkeit glaube und behaupte, als ein Ketzer ſolle angeſehen und behandelt werden; gemäß dem von eben der Fakultät im Jahr 1413. abgefaßten und von der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz beſtätigten Dekret. Hierauf beſchloß das Parlament

1610 feyerlich, daß das Buch des Jeſuiten **Johann Mariana** de rege et regis inſtitutione, das zuerſt zu Toledo im Jahr 1598. mit königlichem Privilegium und mit Erlaubniß der Obern, und hernach an andern Orten gedruckt worden, und worin jene Königsmörder-lehre bey Gelegenheit der Ermordung Heinrichs des Dritten geprediget worden, öffentlich zu Paris durch Henkers Hand verbrannt werden ſollte. Dies geſchah am achten Junius. Zu gleicher Zeit ſetzte man verſchiedene Schwärmer, die von dieſer Lehre eingenommen waren, ins Gefängniß, um ſie auf andere Gedanken zu bringen.

Eines der erſten Geſchäfte der Königin Regentin und ihres Raths betraf die Anwendung der von dem verſtorbenen König ausgerüſteten Heere, oder die Abdankung derſelben. Der Herzog von Bouillon kam noch zur rechten Zeit von Sedan bey der darüber angeſtellten Berathſchlagung an, welche nicht geringen Zwiſt erregte. Einige meinten, es wäre jetzt, bey der Minderjährigkeit des Königs, nicht ſchicklich, die Spanier noch mehr zu reitzen, vielmehr müſſe man, da ſie mächtig und zu Verwirrungen im Staate fähig wären, Mittel zum Vergleich mit ihnen aufſuchen; die beſten wären die ſchon von fern eingeleiteten Vermählungen; überdies brauche man das Geld nothwendiger, als zum Unterhalt der Truppen. Der Kanzler war ebenfalls dieſer Meynung: aber er glaubte, man dürfe hierbey weder Schwäche noch Beſtürzung blicken laſſen, und den Freunden oder Bundsgenoſſen durch Abdankung der Truppen keinen Argwohn geben; daher rieth er, die in Champagne ſtehende Armee nach Jülich zu ſchicken, und die im Delphinat befindliche abzudanken, weil dieſe letzte, die dem Herzog von Savoyen bey Eroberung Maylands hätte beyſtehen ſollen, den Spaniern am verdächtigſten wäre, zumal

da der reformirte Marſchall von Lesdiguieres Ober- 1610
befehlshaber derſelben ſey. Ueberhaupt müſſe man
erſt abwarten, ob der Prinz von Condé zurückkommen, wie ſich die Spanier betragen, und auf was für Art das Anſehn des Königs und der Königin ſich gründen würde. Dieſen Rath hielt man für den beſten, und es blieb bey deſſen Befolgung blos die Schwierigkeit übrig, wer das nach Jülich beſtimmte Heer anführen ſollte. Dem Herzog von Bouillon hatte man einige Hoffnung dazu gemacht, weil er aber Proteſtant war, ſo bereuete man es, und verliehe dem Marquis von Chatre den Oberbefehl. Der Herzog ward darüber und über die Vereinigung des Grafen von Soiſſons, des Kardinals von Joyeuſe und des Herzogs von Epernon, ſo mißvergnügt, daß er ſich nebſt dem Hauſe Guiſe, dem dieſe Vereinigung auch mißfiel, auf die Seite des Prinzen von Condé ſchlug, bey dem er ohnehin ſchon viel galt.

Endlich kam Condé von Mayland über Brüſ- am 15.
ſel nach Paris, und wurde beſſer empfangen, als er Jul.
vermuthen konnte. Die Königin gab ihm ein Jahrgeld von zweyhunderttauſend Livres und kaufte ihm den Pallaſt von Gondi, der nachher der Pallaſt von Condé genennet wurde. Nicht ſo glücklich war der Herzog von Sülli; ſein Anſehn fiel täglich; ſeiner Feinde waren zu viel; beſonders konnten die jungen flüchtigen Herren bey Hofe ſeine Ernſthaftigkeit, die ſie mürriſches Weſen nannten, nicht vertragen. Alle ſeine Rathſchläge wurden verworfen, wenn ſie auch gleich durch die beſten Gründe unterſtützt waren; ſo gar die Finanzſachen, die doch eigentlich unter ſeine Verwaltung gehörten, wurden oft wider ſein Gutbefinden oder ohne ſeine Theilnehmung entſchieden. Man widerrief bey ſechzig Steueredikte, die der verſtorbene König hatte ergehen laſſen, und

1610 von denen der Herzog von Sülli gröſstentheils Urheber war. Concini wuſste Geld aus der Rentkammer zu erlangen, und bediente ſich deſſelben zur Vergröſſerung ſeines Anſehns. Unter andern kaufte er von dem Hauſe Humieres das Marquiſat Ancre in der Picardie; brachte die Gouvernements von Peronne, Mondidier und Roye an ſich; kaufte die Statthalterſchaft der Picardie von dem Herrn von Crequi, wie auch die Bedienung eines Oberkammerjunkers von dem Herzog von Bouillon, dem er nicht nur Geld dafür zahlte, ſondern es auch dahin brachte, daſs die Zollkammern, die der verſtorbene König in der Gegend von Sedan angelegt hatte, aufgehoben wurden. Dadurch ward die Ausfuhr aller Waaren aus dieſer Stadt frey, welches dem Herzog in der Folge mehr eintrug, als ſein ganzes Fürſtenthum.

Die franzöſiſche Armee in Champagne ſtieſs endlich zu den Völkern des Grafen Moritz von Naſſau und der teutſchen Fürſten, die mit der Belagerung der Stadt Jülich, die der Erzherzog Leopold von Oeſtreich beſetzt hatte, ſchon ſehr weit gekommen waren, ſo daſs ſich die Stadt bald darauf durch Ver-
am 1. Sept. gleich ergab. Graf Moritz führte ſeine Völker nach Holland, und der Marſchall von Chatre nach Frankreich, wo bald darauf die Krönung des jungen
am 17. Okt. Königs zu Reims durch den Kardinal von Joyeuſe verrichtet wurde.

1611 Das Anſehen des Marſchalls von Ancre oder vielmehr ſeiner Gemahlin — denn er ſelbſt beſaſs wenig Fähigkeiten und hieng nur der Befriedigung ſeiner Ueppigkeit und Spielſucht nach — wuchs täglich. Der ganze Hof bewarb ſich um deſſen Gunſt, ſelbſt die Prinzen vom Geblüt: nur der Herr von Bellegarde wagte es, mit ihm zu brechen. Beyde waren Oberkammerjunker, und der Mar-

Marquis verlangte, Bellegarde ſollte ihm die Woh- 1611
nung, die er als erſter Kammmerjunker im Louvre beſaß, einräumen. Bellegarde blieb bey dieſem Geſuch unbeweglich, weil er glaubte, es wäre unbillig, dem Marquis eine Wohnung im Louvre zu geben, da deſſen Gemahlin, als geheime Kammerfrau der Königin, ſchon eine darin hätte. Zwiſchen beyden entſtand hierüber ein heftiger Wortwechſel im Kabinet der Königin; und es würde vielleicht nachher gar zu Thätlichkeiten gekommen ſeyn, wenn nicht der Graf von Soiſſons ſich ins Mittel geſchlagen und den Streit entſchieden hätte. Bellegarde überlieferte die Schlüſſel zu der Wohnung im Louvre dem Grafen, der ſie dem Marquis überſchickte. Zur Erkenntlichkeit verſprach dieſer, die Einwilligung der Königin zur Vermählung des Grafen von Anguien, Sohn des Grafen von Soiſſons, mit Mademoiſelle von Montpenſier, auszuwürken, und kräftig an der Entfernung des Herzogs von Sülli zu arbeiten. Dieſe Entfernung kam auch würklich von Tag zu Tag näher, ſo unklug und nachtheilig ſie auch war. Sülli ſprach, aus Ueberzeugung von der Redlichkeit ſeiner Abſichten, in dem Staatsrath ſehr offenherzig, eine unter den Franzoſen überhaupt ſeltene Tugend, die aber beſonders dem Grafen von Soiſſons, dem Herzog von Epernon und allen Miniſtern, die mehr ihren Vortheil als das Wohl des Staats ſuchten, mißfiel; und die Sülli bisweilen zu weit trieb. Der Marquis von Ancre und deſſen Gemahlin waren ebenfalls ſeine Feinde, weil er ſich den übermäſſigen Freygebigkeiten der Königin widerſetzte und ihr keine Anweiſungen an die Schatzkammer geben wollte. Unter ſo vielen Feinden konnte er freylich nicht lange beſtehen. Der Graf von Soiſſons und der Prinz von Condé verlangten ſeine Entfernung öffentlich, und ſtellten der Königin vor, daß die un-

1611 biegſame Strenge des Oberaufſehers der Finanzen und die unhöfliche Art, womit er die ihm überreichten Bittſchriften beantworte, ihre Regentſchaft verhaßt mache; daß es Zeit wäre, ſich von einem ſo hartnäckigen Miniſter zu befreyen, der allezeit eigenſinnig bey ſeiner Meynung beharre und gegen den Willen der Königin ſo wenig Ehrerbietung hege; daß der unermeßliche Reichthum, den Sülli geſammlet, die Untreue ſeiner Staatswirthſchaft beweiſe; und daß es beſſer ſey, die Stelle eines Oberaufſehers der Finanzen ganz aufzuheben, und die verſchiedenen Verrichtungen deſſelben unter Perſonen zu vertheilen, welche Juſtitzämter bekleideten. **Die Entfernung des Herzogs von Sülli** ward alſo beſchloſſen: doch gieng die Bosheit ſeiner Feinde nicht ſo weit, ihn als einen Verbrecher fortzuſchicken; man ließ ihm nur wiſſen, es ſey Zeit, ſeine Entlaſſung zu fordern.

am 25. Jan. Er bot alſo der Königin die Niederlegung ſeiner Aemter an, und erhielt ſeine Entlaſſung nebſt einem Geſchenk von dreyhunderttauſend Livres. Die Befehlshaberſtelle über die Baſtille bekam der Herr von **Chateauvieux**, Kammerjunker der Königin: aber die Stelle eines Oberfinanzminiſters ward nicht wieder beſetzt. Man ernennte blos zur Verwaltung der Finanzen drey Vorſteher, die Präſidenten **Jeannin** und **Thou** und den Herrn von **Chateauneuf**, doch ſo, daß die beyden letztern dem erſten untergeordnet wurden; daß dieſer folglich doch das ganze Finanzgeſchäfte unter ſeinen Händen hatte, wie er denn auch noch den beſondern Titel eines Generalkontrolleurs der Finanzen erlangte. Allein, obgleich Jeannin einer der geſchickteſten Staatsunterhändler war, ſo beſaß er doch nicht Standhaftigkeit genug, um den Anſuchungen der eigennützigen Hofleute zu widerſtehen, und nicht genug Vorſichtigkeit, um die Ränke derer, die die königlichen Gelder un-

ter Händen hatten, zu vereiteln. Der Präſident 1611
von Thou legte ſeine Stelle bald nieder, weil er ſich Hoffnung machte, an der Stelle des Herrn von Harlai, der dieſe Würde zu ſeinem Beſten niederlegen wollte, erſter Parlamentspräſident zu werden: wiewohl ihm dieſe Hoffnung durch die Vorſtellungen des römiſchen Hofs, den er durch einige Stellen ſeiner Geſchichte aufgebracht hatte, fehlſchlug.

Inzwiſchen war man bey Hof wegen einer **Verſammlung der Proteſtanten** in groſſen Sorgen. Seit dem die Reformirten in Frankreich ſich genöthigt ſahen, ſich gegen offenbare Gewalt zu vertheidigen; ſo pflegten ſie ſich auch in den verſchiedenen Provinzen des Reichs zu verſammlen, um wegen der zu ihrer Sicherheit dienlichen Mittel Maasregeln zu ergreifen und die freye Uebung ihrer Religion zu erhalten. Erſt hielt eine oder mehrere Provinzen zuſammen eine Provinzialverſammlung, von welcher eine gewiſſe Zahl von Aelteſten und Predigern zu einer allgemeinen Verſammlung abgeordnet wurden, welche Entſchlüſſe zum gemeinen Beſten der Reformirten faſſen ſollte. Nach Beſtätigung des Edikts von Nantes hatte ihnen Heinrich der Vierte erlaubt, eine allgemeine Verſammlung zu halten; und die unaufhörlichen Bemühungen ihrer Feinde, ihnen zu ſchaden, machte ſolche Verſammlungen zu einer faſt unvermeidlichen Nothwendigkeit. Da ihnen auch dieſer König zugeſtanden, ihm ſechs Perſonen, die geſchickt wären, ihre Agenten bey ihm zu ſeyn, vorzuſchlagen, aus denen er die beyden anſtändigſten ausſuchen wollte; ſo mußten ſie ſich nothwendig verſammlen, um dieſe Perſonen zu wählen. Heinrich hatte zwar erklärt, daß dieſe Verſammlung ſich blos mit dieſer Wahl beſchäftigen ſollte: weil aber diejenigen, die ihre Agentenſtelle niederlegten, nothwendig von ihren Verrichtungen Re-

1611 chenſchaft ablegen mußten, ſo mußte ſich dieſe Verſammlung in verſchiedene politiſche Händel einlaſſen. Heinrich begriff dies auch gar wohl; daher begnügte er ſich, die nöthigen Maaßregeln wider den Marſchall von Bouillon und andere proteſtantiſche Herren, die ihm verdächtig waren, zu ergreifen, und erlaubte den Reformirten, ſich zu verſammlen, und ihm ihre Beſchwerden und Bitten zu übergeben. Nach Heinrichs Ermordung erlangten die Reformirten nicht allein die Beſtätigung des Edikts von Nantes, ſondern auch Erlaubniß zu einer allgemeinen Verſammlung. Sie bereiteten ſich alſo, der Regentin ihre Beſchwerden kund zu thun, und beſſere Bedingungen von ihr auszuwürken; der Hof ſchmeichelte ihnen auch mit der angenehmen Hoffnung, daß ihre Bemühungen nicht fruchtlos ſeyn würden. Die Marſchälle von Bouillon und Lesdiguieres ſchienen warmen Eifer für das Beſte ihrer Religion zu hegen, und ihre Provinzialverſammlungen faßten ſehr muthige Entſchlüſſe, wobey ſich die Thätigkeit des Herrn **Dü Pleſſis-Mornai** vorzüglich auszeichnete; die allgemeine Verſammlung ſollte erſt zu Chatelleraut gehalten werden, hernach aber verlegte man ſie nach **Saumür**, und die Herzoge von **Sülli**, **Rohan**, **Trimouille**, **Soubiſe**, **Chatillon**, la **Force**, und viele andere angeſehene Proteſtanten begaben ſich dahin. Die meiſten waren gegen den Herzog von **Bouillon** mißtrauiſch, indem er aus ehrgeitzigen Abſichten dem Hofe ſchmeichelte und wankelmüthig war, und daher blieben ſie bey dem Vorſchlag, den er Anfangs ſelbſt gethan hatte, keinen von den groſſen Herren zum Präſidenten der Verſammlung zu wählen; ob ihn gleich hernach dies reuete. **Dü Pleſſis-Mornai**, Befehlshaber der Stadt und des Schloſſes Saumür, war durch die meiſten Stimmen dazu ernennt, und ſeines Widerſtandes ohngeachtet, zur Annahme dieſer

ſer Würde genöthigt, worüber er mit ſeinem alten 1611
Freund, dem Herzog von Bouillon, der nun gern Präſident geworden wäre, zerfiel. Man erneuerte hierauf den Verbindungseyd, den die Reformirten ſchon in andern Fällen geleiſtet hatten, und wodurch ſie ſich zum unverletzlichen Gehorſam gegen den König und zu einem einträchtigen und uneigennützigen Betragen unter einander anheiſchig machten.

Da die königlichen Kommiſſarien Briefe vom Hof mitgebracht hatten, die den Reformirten gute Hoffnung machten, ſo arbeitete man an dem Vortrag ihrer Bitten und Beſchwerden. Unterdes zog man auch die Angelegenheiten des Herzogs von Sülli in Erwegung. Dieſer war noch Statthalter in Poitou und Generalfeldzeugmeiſter; um ihn nun auch zur Niederlegung dieſer Bedienung zu bewegen, bot ihm der Hof die Würde eines Marſchalls von Frankreich oder eine Summe Geld an. Der Herzog hätte aber gern beyde Stellen behalten, um ſie auf ſeinen Sohn, den Marquis von Roſni, fortzuerben: allein, der Marſchall von Bouillon arbeitete ihm deſto eifriger entgegen, je gewiſſer er die Statthalterſchaft von Poitou zu erlangen glaubte, indem ihm die Regentin ſchon Hoffnung dazu gemacht hatte. Sülli brachte die Sache vor die Verſammlung, und gab ihr, unter dem Vorwand, ſich ihren guten Rath auszubitten, ſehr geſchickt zu verſtehen, daß ſeine Religion die einzige Urſache ſeiner Ungnade ſey, und daß ihn der Verbindungseyd, den er aufs neue geleiſtet, noch verhaßter am Hof machen würde. Da dies zum Theil richtig war, ſo erklärten ſich die uneigennützigſten unter den Abgeordneten für den Herzog von Sülli, der an dem Herzog von Rohan, ſeinem Schwiegerſohn, noch dazu einen mächtigen Beyſtand hatte. Bouillon wendete dagegen alles an, um Rohan von der Partey ſeines Schwiegervaters

1611 ters abzuziehen: da aber dieſer ſtandhaft blieb, ſo erklärte ſich die Verſammlung für den Herzog von Sülli, und lag ihm an, ſeine Aemter, beſonders das Amt eines Feldzeugmeiſters, beyzubehalten. Man verſprach ihm auch Beyſtand, wenn er wegen ſeiner Verwaltung zur Rechenſchaft gezogen werden ſollte. Bey dieſem Verhalten der Reformirten wurde der Hof ſehr aufmerkſam, und die königlichen Kommiſſarien bey der Verſammlung antworteten weder auf die Bitten, noch auf die Beſchwerden der Reformirten, ſondern veranlaſſeten ſie, einige Abgeordnete an den Hof zu ſchicken, welche beydes daſelbſt vortragen ſollten. Der Kanzler ſagte ihnen aber gerade heraus, daß man ihnen von Seiten des Hofs nicht eher auf ihr Anſuchen antworten würde, als bis ſie ſechs Abgeordnete würden vorgeſchlagen haben, von welchen der König zween Generaldeputirte der reformirten Kirche ernennen könnte. Das heißt ſo viel: man würde ihnen nicht eher antworten, als wenn die Verſammlung auseinander gegangen wäre; denn die Ernennung dieſer Abgeordneten war eigentlich die Urſache, warum die Verſammlung verwilliget war. Viele waren der Meynung, man ſolle dem Hof nicht nachgeben: allein, da die klügſten unter den Reformirten eine Trennung ihrer Partey beſorgten, und der Herzog von Bouillon dem Hofe ſo ſehr ergeben war, daß er das Formular zu einem Brief aufſetzte, den die Königin an die Reformirten ſchrieb, und worin ihnen unter der Bedrohung, für Rebellen erklärt zu werden, befohlen wurde, die Ernennung ihrer Abgeordneten zu beſchleunigen; ſo gehorchte man dem Befehl des Hofs, und die Ver-
am 9. Sept. ſammlung gieng auseinander, nachdem ſie die ſechs verlangten Perſonen ernennt hatte, von denen die Königin ohne Verzug zween Generaldeputirte wählte.

Die

Die lange Dauer dieſer Verſammlung hatte 1611
zuletzt die Miniſter beunruhiget, indem das verläumderiſche Gerücht erſchollen war, die Reformirten blieben aus keiner andern Urſache ſo lange beyſammen, als weil ſie Willens wären, die Waffen wieder zu ergreifen. Das Volk bildete ſich ein, das Königreich würde bald wieder in alle Greuel der alten bürgerlichen Kriege geſtürzt werden, und etliche anſehnliche Städte, beſonders Poitiers und Orleans, lieſſen ihre Thore bewachen und ſetzten ſich in Vertheidigungsſtand. Ohne Zweifel gab es einige unruhige Köpfe in der Verſammlung: aber die meiſten betrugen ſich gemäſſiget, vorzüglich Mornai, einige unterhielten heimliche Verſtändniſſe mit dem Hofe, nemlich die Anhänger des Herzogs von **Bouillon**, deſſen Betragen die katholiſchen Geſchichtſchreiber ſehr erheben, indem dadurch dem König und dem Staat der gröſte Dienſt geſchehen wäre. Aus Erkenntlichkeit ſchenkte ihm die Königin den Pallaſt in der Vorſtadt St. Germain, der nachher den Namen von ihm geführt hat. Dennoch war Bouillon nicht mit dem Hof zufrieden; er meinte, man müſſe ihn für dieſe geleiſtete Dienſte wenigſtens zum Miniſter machen und das Königreich nur nach ſeinem Rath regieren. Als er ſahe, daß ſein Anſehn, bey allen gegen ihn geäuſſerten Merkmalen der Zufriedenheit, nicht gröſſer wurde, und daß er nicht mehr, als die andern Groſſen, Theil an der Regierung erlangte; ſo reuete ihn ſein Verfahren, und er beſchloß, es zu ändern; wie man denn vorgiebt, er habe ſich ſeit der Zeit um das Zutrauen des Prinzen von Condé bemühet, um ihm den Geiſt des Mißvergnügens einzublaſen, den er in der Folge öffentlich blicken ließ.

Am 25ſten März des folgenden Jahrs machte 1612
man die **Doppelheurath zwiſchen dem jungen**

Kö-

1612 **König von Frankreich** und **Annen von Oeſtreich**, Infantin von Spanien, Philipps des Dritten Tochter, und zwiſchen der **Prinzeſſin Eliſabeth von Frankreich**, Schweſter des Königs, und dem **Prinzen Philipp von Spanien** öffentlich bekannt. Sie war ein Werk des Pabſts, des Großherzogs von Toſkana und des neuen franzöſiſchen Staatsraths, welcher das Glück Frankreichs in der Vereinigung mit Spanien zu finden meynte, welches gerade die entgegengeſetzte Meynung Heinrichs des Groſſen geweſen iſt. Die Proteſtanten, und ſelbſt viele katholiſche Herren waren übel damit zufrieden. Die Urſachen der erſtern laſſen ſich aus dem ganzen bisherigen Lauf dieſer Geſchichte leicht errathen, und die letztern urtheilten, Spanien habe nur deswegen in dieſes Heurathsgeſchäfte gewilliget, damit es die Sache des Hauſes Oeſtreich in Teutſchland deſto kräftiger unterſtützen könnte, und damit es der Krone Frankreich das Vertrauen und die Hülfe der Proteſtanten entziehen möchte; folglich, ſagten ſie, handelt die Regentin dem wahren Nutzen der Krone ſchnurſtracks zuwider. Man ſuchte dieſe Geſinnungen dem Grafen von Soiſſons und dem Prinzen von Condé beyzubringen; allein, der Hof bediente ſich ſo vieler Verſprechen und Kunſtgriffe, ſie zu gewinnen, daß ſie endlich darein willigten.

Ueberhaupt ſahe man damals unter der vormundſchaftlichen Regierung die Parteyen wieder aufleben, welche Frankreich unter der Königin Katharine von Medici ſo ſehr zerrüttet hatten. Nach ihrem Beyſpiel ſuchte **Marie von Medici** das Anſehn der Prinzen vom Geblüt zu ſchmälern, um das ihrige deſto mehr zu vergröſſern. Auch ſie wollte ſich hiezu des Hauſes Guiſe bedienen, welches ſich nunmehr mit dem Herzog von Epernon verbunden hatte. Anſtatt ſich mit den wahren Stützen und Freunden der

der Krone zu vereinigen, überließ ſie ſich den Einge= 1612
bungen des Pabſts und des Königs von Spanien, die ſich nicht anders, als auf Unkoſten des jungen Ludwigs, vergröſſern konnten. Die Prinzen vom Geblüt erkannten das Uebel ſehr wohl: weil ſie aber die Religion ihrer Väter verlohren hatten, ſo war auch ihr Anſehn verſchwunden; und überhaupt fehlte es ihnen an Macht. Die patriotiſch geſinnten Reformirten ſuchten dem Unheil vorzubeugen, das die Doppelheurath mit Spanien für alle Proteſtanten verurſachen mußte. Allein, was ſollten ſie thun? Die Prinzen vom Geblüt ſtanden nicht mehr an ihrer Spitze; und die Groſſen ihrer Partey, die ſeit der Verſammlung von Saumûr mehr als jemals getheilt waren, ſuchten einander zu verderben. Daher unternahmen auch Marie von Medici und ihre Räthe gewiſſe Dinge wider die Edikte, an die ſie vielleicht ohne die Uneinigkeit der Herzoge von Bouillon und Rohan nicht gedacht hätten. Jener bediente ſich des Zutritts bey der Regentin, um dieſen verhaßt zu machen. Er wagte es ſogar, dem Herzog von Rohan die Befehlshaberſtelle von S. Jean d'Angeli zu entreiſſen, die ihm der verſtorbene König ertheilt hatte. Da aber Rohan ſich mit Gewalt daſelbſt behauptete; ſo brachte Bouillon den Hof wider ihn auf, und einige Staatsräthe ſchlugen ſogar vor, den Herzog als einen Aufrührer in St. Jean d'Angeli zu belagern. Man zog auch ſchon Truppen zuſammen, und die Königin machte bekannt, daß ſie ſich ſelbſt zur Armee erheben wolle, welche die Marſchälle von Bouillon und Lesdiguieres anzuführen Luſt hatten, um den Reformirten zu zeigen, daß es hier nicht auf Religion, ſondern auf Züchtigung des Ungehorſams ankäme. Rohan hingegen ließ ſogleich ein Manifeſt an die reformirten Kirchen ergehen, worin er verſicherte, daß ſein Ei-

1612 fer um ihre Erhaltung ihm dieſe Verfolgungen zuzöge; daß der Verluſt der Stadt den Verluſt vieler andrer Sicherheitsplätze zur Folge haben und ſeine Feinde nicht ruhen würden, wenn ſie ihm einmal ſeine Statthalterſchaft entriſſen hätten. Hierbey ließ er es nicht bewenden, ſondern er rüſtete ſich auch mit vielem Muth. Unter dieſen Umſtänden, und da verſchiedene reformirte Städte bereit waren, dem Herzog beyzutreten, entſchloß ſich die Regentin zur Unterhandlung; und ſo kam es zu einem Vergleich, der für den Herzog von Rohan ziemlich günſtig ausfiel.

Die **Reformirten** hielten hierauf eine **Nationalſynode zu Privas** in Vivarez, worin beſchloſſen wurde, an der Vereinigung ihrer Oberhäupter zu arbeiten. Die Marſchälle von Bouillon und Lesdiguieres willigten bald in dieſe Ausſöhnung; und ſo wurden ſie der Regentin und den Miniſtern furchtbar, und die Prinzen vom Geblüt mußten auch mehr Achtung gegen ſie hegen. Gedachte Nationalſynode gab im Namen aller franzöſiſchen reformirten Kirchen eine merkwürdige Proteſtation auf folgende Veranlaſſung heraus. Die Regentin hatte in ihrem Schreiben an die allgemeine Verſammlung zu Saumür den Abgeordneten befohlen, ſich in ihre Provinzen zu begeben, und daſelbſt die guten Geſinnungen des Königs bekannt zu machen. Da die Reformirten ſahen, daß ihre Verſammlung auseinander gehen müßte, ohne daß ſie Zeit gehabt, die auf ihre Vorſtellung ertheilte Antwort zu unterſuchen; ſo glaubten ſie, daß dieſem Uebel durch Provinzialverſammlungen abgeholfen werden könnte. Die Regentin ſchien dieſe zu billigen, als ſie den Abgeordneten befahl, ihren Bericht in den Provinzen abzuſtatten. Man verſammlete ſich alſo würklich, ohne daß der Hof etwas dagegen einwendete. Die königlichen

Statt-

Statthalter ſchrieben ſelbſt einige Verſammlungen 1612
aus, und die Präſidenten der Parlamenter wohnten ihnen mit bey. Selbſt die Regentin hatte den Kommiſſarien, die die Uebertretung des Edikts von Nantes unterſuchen ſollten, befohlen, ſich noch vor den anzuſtellenden Verſammlungen in die Provinzen zu begeben. Man konnte alſo nicht ſagen, daß dieſe Provinzialverſammlungen ohne Vorwiſſen und Erlaubniß der Regentin geſchehen wären. Als aber Abgeordnete der acht Provinzen nach Paris kamen, um das, was die Verſammlung zu Saumür nicht hatte bewerkſtelligen können, zu vollenden, und um eine günſtigere Antwort auf ihre Beſchwerden anzuhalten; ſo gerieth die Regentin in groſſe Verlegenheit, und da ſie ſich nicht zu helfen wußte, ſo wies man die Abgeordneten als ſolche zurück, die von Leuten, welche ſich ohne königliche Erlaubniß verſammlet hätten, abgeſchickt wären, und unterſagte ſogar alle Provinzialverſammlungen, ausgenommen ſolche, die blos die Lehre und Kirchenzucht beträfen, und bey denen nur die Prediger und Aelteſten der reformirten Kirchen gegenwärtig ſeyn ſollten. Die ſeit der getrennten Verſammlung zu Saumür gehaltenen Zuſammenkünfte wurden für widerrechtlich und unerlaubt erklärt, dabey aber denen, die ihnen beygewohnet, Vergebung ihres vermeyntlichen Fehlers angekündiget. Die Verwunderung der Reformirten war nicht gering, daß man ihnen wegen eines Fehlers, den ſie nicht einſahen, Vergebung zuſagte. Ihre Generaldeputirte übergaben dem Parlament eine Schrift, darin ſie ſich der Regiſtrirung dieſer Erklärung widerſetzten, indem ſie vorſtellten, daß ſie um eine ſolche nicht nur keine Anſuchung gethan, ſondern ſie auch für ihre Kirchen als höchſt nachtheilig und beleidigend anſähen, und daß kein einziger Reformirter ſich derſelben zu bedienen begehre.

1612 Dies würkte ſo viel, daß das Parlament ſie nicht regiſtrirte. Als aber der Hof einige Reformirte gewonnen hatte, die um die Regiſtrirung bitten mußten, unter dem Vorwand, daß ſie derſelben zu ihrer eigenen Sicherheit benöthiget wären; ſo wurde die Erklärung doch regiſtrirt, und unter den gewöhnlichen Formalitäten beſtätigt. In einigen Provinzen entſtanden hierüber ſtarke Bewegungen, die der Hof durch eine andere Erklärung, welche ſtatt einer Erläuterung der vorigen dienen ſollte, zu dämpfen ſuchte, und der König bezeugte darin, daß er mit der Treue und dem Gehorſam ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen ſehr zufrieden ſey. Dies hob aber das Uebel nicht aus dem Grunde. Die Provinzialverſammlungen blieben noch immer unterſagt, und das war es eigentlich, was der Hof ſuchte.

am 1. Nov. In eben dieſem Jahr ſtarb der 46jährige Graf **Karl von Soiſſons**, wodurch die Statthalterſchaft des Delphinats und der Normandie, wie auch die Stelle eines Oberhofmarſchalls erlediget wurde. Dieſe letzte Würde, nebſt der Statthalterſchaft im Delphinat, erhielt deſſen Sohn, **Ludwig, nunmehriger Graf von Soiſſons**, der damals acht Jahr alt war. Die Statthalterſchaft der Normandie wollte die Regentin für ſich behalten: da aber auch der Prinz von Conti, der eine von den Statthalterſchaften ſeines Bruders verlangte, befriediget werden mußte; ſo ließ man **Karln von Valois**, einem natürlichen Sohn Karl des Neunten, den wir ehedem **Grafen von Auvergne** genennt habrn und künftig **Grafen von Angouleme** nennen werden, den Antrag thun, daß er die Statthalterſchaft von Auvergne niederlegen möchte. Er war unter der Regierung Heinrichs des Vierten in die Baſtille gekommen, und war froh, um dieſen Preiß mehr

Frei=

Freiheit zu erlangen. Auf dieſe Art wurde der Prinz 1612
von Conti Statthalter in Auvergne.

Inzwiſchen war eine neue Partey bey Hofe 1613
entſtanden, die wegen ihrer Macht die übrigen verdunkelte. Sie hatte den Prinzen von Condé an ihrer Spitze, und die Herzoge von Nevers, Mayenne, Longueville und Vendome traten ihr bey. Der erſte war Befehlshaber oder Statthalter in Champagne, der zweete in Isle de France, der dritte in der Picardie, und der letzte in Bretagne. Ja, man gab vor, der Marquis von Ancre ſelbſt begünſtige dieſe heimliche Verbindungen, um ſich derſelben zur Entfernung der Miniſter zu bedienen. Ihre
Anſchläge blieben Anfangs ſo geheim, daß weder die 1614
Königin, noch die Miniſter das geringſte davon erfuhren. Condé verließ den Hof zuerſt, unter dem Vorwand, auf ſeine Güter zu gehen, Mayenne reiſte nach Soiſſons, Nevers in ſeine Statthalterſchaft, und Longueville gieng gar ohne Urlaub weg. Der Herzog von Bouillon, der eigentlich die ganze Kabale lenkte, ohne daß es die Königin merkte, entfernte ſich zuletzt, und gieng nach Mezieres, welches der Ort war, den die Prinzen zu ihrer Verſammlung beſtimmt hatten *). Nun merkte die Regentin erſt die Abſichten dieſer Groſſen, und daher ließ ſie den Herzog von Vendome, der eben auch im Begriff war, abzureiſen, in ſeiner Wohnung gefangen nehmen: doch entwiſchte er bald nachher. Epernon rieth ihr, mit den Truppen des königlichen Hauſes die flüchtigen Herren zu verfolgen, ehe ſie Zeit gewönnen, ihre Partey zu verſtärken. Allem Anſehn nach würden ſie auch entweder gefan-

*) Im März des Jahrs 1613 hatten auch dieſe Groſſen auf eine Zeitlang aus Mißvergnügen, beſonders weil die Regentin dem Prinzen von Condé das Schloß Trompette verſagt hatte, den Hof verlaſſen.

1614 gen oder genöthiget worden ſeyn, das Reich zu verlaſſen. Allein, bey der Schwäche dieſer Regentſchaft zog man Gelindigkeit der Schärfe vor, und ließ dem Prinzen von Condé einen Vergleich vorſchlagen, der dann einen langen Brief an die Königin in Form eines Manifeſtes ſchrieb, und ſich darin über die Verwirrung der Finanzen beſchwerte, ferner über die Wahl unwürdiger Perſonen zu den erhabenſten Staatsämtern, über das allzugroſſe Anſehn der Miniſter, über die geringe Achtung der Prinzen und Pairs, über die Hinderniſſe, welche die Parlamenter bey Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit fänden, über den Verfall des Adels, über den hohen Preiß, um welchen die Gerichtsſtellen verkauft würden, über die Unterdrückung des Volks, über die Nachläſſigkeit in Verſammlung der Stände, und über die Uebereilung, mit der man die Heurath des Königs vor ſeiner Volljährigkeit geſchloſſen hätte. Man verlangte binnen eines Vierteljahrs eine Reichsverſammlung, und bis zu derſelben den Aufſchub der Vermählung des Königs und ſeiner Schweſter. Unter dieſen Bedingungen wollte Condé wieder an den Hof kommen, wie er denn verſicherte, er habe ſich nur in der Abſicht davon entfernt, um dieſen Gebrechen abzuhelfen. Zu gleicher Zeit ſchrieb der Prinz an die Parlamenter, an den Prinzen von Conti, ſeinen Oheim, an die Herzoge, Pairs und andre Kronbediente. Keines von den Parlamentern wagte eine Antwort; das zu Paris unterſtand ſich nicht einmal, das Schreiben des Prinzen zu eröffnen, ſondern überlieferte es der Regentin, die es dem Kanzler zuſtellte. Sie ſelbſt antwortete ſehr weitläuftig, und verſprach eine baldige Verſammlung der Stände, um die Beſchwerden über Mißbräuche zu heben. Dieſem ohngeachtet bemühte man ſich, ein Heer gegen ſo viele Feinde zu verſammlen, und beſchloß, ſechs-

am 18. Febr.

am 27. Febr.

tau-

tauſend Schweitzer zu werben. Die Mißvergnüg- 1614
ten dachten auch auf Gegenwehr, und ſuchten die Reformirten mit ihrer Partey zu verbinden. Condé hatte die Abſicht, durch dieſes Mittel beſſere Bedingungen des Vergleichs zu erlangen, und Bouillon ſuchte dadurch den Herzog von Rohan zu verderben, und ſich ſelbſt der Regentin nothwendiger zu machen. Allein, die Klugheit des Herrn **du Pleſſis-Mornay** erhielt die Reformirten bey ihrer Schuldigkeit. Zugleich bediente er ſich dieſer Umſtände, dem Hof begreiflich zu machen, wie wichtig für die Ruhe des Staats die genaue Beobachtung der Friedensedikte ſey. Die Königin verſprach auch alles, um ſich nur von der Verwirrung loszumachen.

Inzwiſchen hatten ſich Abgeordnete von bey- am 14.
den Seiten zu Soiſſons eingefunden, deren Unter- April.
handlungen Anfangs einen guten Lauf nahmen. Den Mißvergnügten ward nachmals eine Reichsverſammlung bewilliget, und verſprochen, die Doppelheurath mit Spanien aufzuſchieben. Allein, die beſondern Forderungen, die Condé und die mit ihm verbundenen Herren um ihres perſönlichen Vortheils willen thaten, verurſachten in dem Staatsrath der Regentin ſtarke Bewegungen; denn ſie verlangten einige Sicherheitsplätze und Genugthuung wegen anderer Anſprüche. Während der darüber fortgeſetzten Unterhandlungen wuchs das königliche Heer zuſehends. Die Schweitzer kamen bis nach Troyes in Champagne, und droheten, ſich der Stadt Vitri zu bemächtigen. Condé wollte ihnen zuvorkommen und verließ Soiſſons: aber er kam zu ſpät, und beſetzte dafür Sainte-Menehould. Dieſer Vorgang am 15.
beſchleunigte den **Vergleich**, der **zu Sainte-Me-** May.
nehould unterzeichnet wurde, und vermöge deſſen der Hof verſprach, längſtens bis den 25. Auguſt dieſes Jahrs eine allgemeine Verſammlung der Reichs-

1614 ſtände nach Sens auszuſchreiben. In Anſehung der Doppelheurath brauchte man, um den ſpaniſchen Hof nicht zu beleidigen und die Ehre der Regentin nicht allzuſehr zu verletzen, dieſe Ausdrücke: „Was „die Vermählung betrift, ſo hat die Königin Re„gentin deswegen Briefe an den Durchlauchtigen „Prinzen geſchrieben, wodurch er zufrieden geſtellt „worden. Mithin iſt es nicht nöthig, in dieſem „Artikel ihrer zu erwähnen.„ Man verwilligte übrigens den Mißvergnügten alles, was ſie verlangten. Daher unterwarfen ſie ſich auch alle, nur der Herzog von Vendome nicht, der den Vertrag nicht unterſchreiben wollte, ob man ihm gleich die Statthalterſchaft von Bretagne wieder gab. Endlich wurde er doch durch die Annäherung des Königs darzu genöthiget.

am 28. Sept. Als König Ludwig nunmehr in ſein vierzehntes Jahr getreten war, ſo beſchloß man, ihn einen feyerlichen Gerichtstag im Parlament halten zu laſſen, um dabey zu erklären, daß er nun das gehörige Alter zur Uebernahme der Regierung erlangt

am 2. Okt. habe. Daher begab er ſich ins Parlament, wo, nach dieſer Erklärung, der Kanzler eine Lobrede auf die Regentſchaft der Königin hielt. Hierauf ſtand die Königin auf, und übergab, unter Ermahnungen zur Treue und zum Gehorſam, ihrem Prinzen die Regierung; der alsdann vom Thron aufſtand, und ihr für ihre Sorgfalt gegen ihn dankte, und ſie bat, ſie möchte fortfahren, zu regieren, wie ſie bisher gethan hätte; und dies geſchah hernach würklich. Denn der König war noch zu jung und unerfahren, und ſo ſchlecht erzogen, daß er nicht allein in ſeiner Jugend, ſondern ſeine ganze Lebenszeit hindurch zur Regierung untüchtig und ſtets ein Sklave ſeiner Lieblinge blieb.

Dem

Dem Vergleich von Sainte Menehould zu 1614
Folge wurde zwar die **Reichsverſammlung** (*Etats generaux*) auf den 25ſten Auguſt nach Sens ausgeſchrieben, aber wegen einer im Sommer von dem König und der Regentin nach Bretagne gethanen Reiſe von Zeit zu Zeit verſchoben, endlich aber am 13ten Oktober zu Paris die vorläufigen Anſtalten zu Eröffnung derſelben gemacht. Die Verſammlung ward in drey Kammern eingetheilt; die erſte beſtand aus 140. Abgeordneten der Geiſtlichkeit; worunter 5. Kardinäle, 7. Erzbiſchöffe und 47. Biſchöffe waren. Die zwote aus 132. Abgeordneten des Adels; und die dritte aus 182. Abgeordneten der Städte. Dieſe verſammleten ſich in drey beſondern Sälen des groſſen Auguſtinerkloſters zu Paris. Nach vorgängigen dreytägigen Faſten und nach einem allgemeinen ſehr feyerlichen Umgang wurde die Verſammlung er- am 27. Okt.
öffnet. Die Sitzungen der Stände geſchahen häufig, waren aber faſt alle fruchtlos, weil ſie entgegengeſetzte Abſichten und Geſinnungen hegten, und der Hof ſelbſt den Saamen der Uneinigkeit unter ſie ausgeſtreuet hatte. Man ſollte an der Verbeſſerung des Staats arbeiten. Der **Adelſtand** verlangte daher die Abſchaffung der **Paulette**, die Heinrich der Vierte im Jahr 1605. nur auf neun Jahre eingeführt hatte, und die folglich im Jahr 1614. ein Ende haben ſollte, und die Aufhebung der vor kurzem ausgefertigten Befehle zur Unterſuchung der Menge des Salzes, das die Edelleute und Geiſtlichen ſeit zwey Jahren genommen hatten. Die **Geiſtlichkeit** willigte in beyde Forderungen, und der **Bürgerſtand** war ihnen auch nicht gerade zuwider; aber dieſer Stand that zwo andere Forderungen hinzu, nämlich daß die Vermögenſteuer um ein Viertheil verringert, und die Auszahlung der groſſen königlichen Jahr- und Gnadengelder gehemmt werden ſollte.

1614 te. Allein, der Adel hielt dafür, man müſſe nicht ſo viel Sachen auf einmal vorbringen, ſondern im Anfang nur auf die beyden von ihm geäuſſerten Forderungen dringen. Die Kleriſey, die hierbey nichts zu gewinnen oder zu verliehren hatte, wendete, wiewohl vergebens, alle Mühe zur Vereinigung der beyden Stände an. Der Hof machte ſich dieſe Trennung zu Nutzen, und bewilligte gar nichts. Denn da jeder Stand ſeine Forderungen beſonders vortrug, ſo verſicherte man die Abgeordneten, man würde ihr Anliegen in Betrachtung ziehen; ſie möchten nur ein allgemeines Verzeichniß ihrer Beſchwerden aufſetzen, ohne ſich mit beſondern Punkten aufzuhalten. — Endlich machte auch die Geiſtlichkeit ihre beſondern Forderungen, worunter die merkwürdigſte auf die öffentliche Bekanntmachung des tridenter Konciliums abzielte, wogegen ſich aber der Bürgerſtand
1615 ſehr nachdrücklich ſetzte. Die drey Kammern vereinigten ſich nur in dem Punkt, daß ſie die Errichtung eines Juſtitzkollegiums zu erlangen ſuchten, das aus den Abgeordneten der drey Stände beſtehen ſollte, um die untreuen Verwaltungen der Finanzbedienten zu unterſuchen: ſie erlangten aber weiter nichts, als daß man ihnen die Verzeichniſſe der Einnahme und Ausgabe vorlegte, woraus erhellte, daß ſich die Ausgaben vom Jahr 1614. auf 21½ Millionen, die Einnahme hingegen nur auf 17. Millionen und 800,000. Livres belaufen hätte.

Die gröſte Zwietracht unter den Ständen verurſachte der Artikel, den der Bürgerſtand in Vorſchlag brachte, um die Sicherheit des Lebens und der Krone der Könige gegen die Unternehmungen der Päbſte und ihrer blinden Anhänger feſtzuſetzen. Er verlangte nämlich, man ſollte den König bitten, in dieſer Verſammlung ein Reichsgeſetz zu machen, vermöge deſſen keine geiſtliche Macht auf Erden im Stan-

Stande ſey, ihn ſeines Königreichs, das er nur 1615
von Gott allein empfangen, zu berauben, oder die Unterthanen von dem ihm ſchuldigen Gehorſam loszuſprechen. Zu dieſem Vorſchlag hatte man die wichtigſten Urſachen. Zween Könige von Frankreich hintereinander durch Unglückliche in Lebensgefahr geſetzt und ermordet, waren traurige Beweiſe von der Macht gewiſſer Geiſtlichen über dieſe Schwachen. Ueberhaupt hofften viele, durch ein ſolches Geſetz, das ohnehin ein Naturgeſetz iſt, worüber man gar nicht erſt ſtreiten ſollte, die fürchterliche Macht der Päbſte über die Groſſen unvermerkt zu verringern, und die Jeſuiten entweder zur Entfernung von den Schulen und von der Kanzel, oder zur Aufhebung ihrer Verbindung mit dem römiſchen Hof zu nöthigen. Allein, die Ränke dieſer Ordensgeiſtlichen, durch den Mund ihres vielvermögenden Gönners, des Kardinals dû Perron, würkten auch bey dieſer Gelegenheit ſo ſtark, daß man dieſen Artikel für gefährlich anſahe, und ihn aus dem Verzeichniſſe der Punkte, das dem König übergeben werden ſollte, wegließ. Auf dieſe Art vergieng die meiſte Zeit unter Streiten und Zanken. Der Hof drung beſtändig auf die Ausarbeitung des allgemeinen Verzeichniſſes, und ſo wurde es endlich dem Kö- am 2[illegible]. Febr.
nig überreicht.

Derjenige, der das Verzeichniß der Forderung des geiſtlichen Standes dem König übergab, war der **Biſchof von Luçon**, ein Prälat, den wir bald unter dem Namen des **Kardinals von Richelieu** eine der ſtärkſten Rollen auf dem Schauplatz der europäiſchen Staatshändel werden ſpielen ſehen. Er war der jüngſte Sohn Franzens dû Pleſſis, Herrn von Richelieu, und Suſannen de la Porte, war im Jahr 1585. gebohren, hieß Armand **Johann dû Pleſſis**, und verlohr den Vater im fünf-

1615 fünften Jahr ſeines Alters. Weil er nicht zum geiſtlichen Stand beſtimmt war, ſo lernte er auſſer den ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie auch die Leibesübungen. Da aber ſein zweeter Bruder Alphons, der zum Biſchof von Luçon ernennt war, auf dieſe Würde Verzicht that, um ein Karthäuſer zu werden, ſo erlangte die Familie vom König, daß dieſe Ernennung auf den jüngern Bruder fiel, der hierauf in den geiſtlichen Stand trat, Theologie ſtudierte und Doktor wurde. Er lebte alsdann auf einem Landhaus bey Paris, wo er zwey Jahre auf gründlichere Erlernung der Theologie und der Religionsſtreitigkeiten verwendete. Er wußte, daß der Kardinal dû Perron ſich durch dieſes Mittel geſchwungen hatte, und ſtudirte mit anhaltendem Fleiß, den er jedoch wegen ſeiner ſchwachen Geſundheit bald einſchränken mußte. In ſeinem ein und zwanzigſten Jahr begab er ſich nach Rom, um die Erlaubniß zu einer frühern Einweihung, als ſonſt in ſeiner Kirche gewöhnlich war, zu ſuchen, die er auch, ſeines geringen Alters ohngeachtet, erlangte. — Schon vor der Reichsverſammlung war er der Regentin und dem Marquis von Ancre bekannt geworden; denn er hatte Mittel gefunden, ſich bey der Marquiſe von Guercheville, Ehrendame der Königin, Zutritt zu verſchaffen, und war ein Freund von Barbin, dem Haushofmeiſter der Königin, der zugleich einer ihrer geheimen Rathgeber war.

In der Rede, die der Biſchof von Luçon bey Ueberreichung des gedachten Verzeichniſſes vor dem König hielt, waren zwo in Anſehung ſeiner künftigen Schickſale merkwürdige Stellen. In der einen klagte er, daß kein Geiſtlicher bey dem königlichen Rathskollegium Zutritt hätte; und in der andern bat er den König, daß er fortfahren möchte, der Königin Mutter ſein Vertrauen zu ſchenken, und

ihr

ihr die völlige Verwaltung der Angelegenheiten ſeines 1615
Reichs zu überlaſſen. Er verſicherte auch, die Geiſtlichkeit wünſche die Vollziehung der Doppelheurath mit Spanien, um den Frieden mit dieſem Königreich auf ewig zu befeſtigen. Der Baron von Senecey ſprach im Namen des Adels faſt eben ſo, und die Forderungen des Adelſtandes waren von den Forderungen der Kleriſey nicht ſehr verſchieden. Die Rede Mirons, Prevot des Marchands zu Paris, der im Namen der Städte oder des Bürgerſtandes das Wort führte, war weit patriotiſcher und gründlicher, als die Reden der andern Stände. Er zeigte die wahren Urſachen aller Unordnungen unter der Geiſtlichkeit, und brachte ſehr kräftige Mittel dagegen in Vorſchlag. Er rügte auch die Ausſchweifungen des Adels und der Magiſtratsperſonen nachdrücklich. Endlich empfahl er dem jungen König die Wiederherſtellung der Policey und der Handlung, die gute Verwaltung der Finanzen, die Abſchaffung der ohne Noth verwilligten Gnadengelder, die Erleichterung des Volks und die Verminderung der Abgaben.

Die Stände hatten begehrt, der Hof möchte ihre übergebene Schriften beantworten, ehe ſie auseinander giengen: allein, der Hof dachte an nichts weniger, als an dies. Denn dadurch würde er genöthiget worden ſeyn, entweder die Stände wegen aller Punkte zu befriedigen, oder ihre Verſammlung über die gewöhnliche Zeit zu verlängern. Man befahl, ſie ſollten noch an eben dem Tag, da ſie ihre Schriften dem König überreichten, auseinander gehen. Um ihnen aber nicht Verdacht zu erregen, als wäre man entſchloſſen, ihr Anliegen nicht zu unterſuchen, ſo erlaubte man ihnen, ſich bey ihren Vorſtehern mit königlichen Kommiſſarien zu verſammlen, um über ihre Forderungen ſich zu unterreden. Allein,

1615 lein, dieſe Unterredungen vermehrten die Schwierigkeiten, und die Schriften enthielten eine ſolche Menge von Artikeln, deren Unterſuchung allzuviel Zeit
am 24. März. erfordert hätte. Daher berief der König die vornehmſten Abgeordneten der drey Stände in das Louvre, und ließ ihnen durch den Kanzler ſagen, daß man in ihren Schriften eine ſo groſſe Anzahl von Artikeln gefunden hätte, welche nicht verſtattete, ſo bald darauf zu antworten, als der König gewünſcht hätte; daß inzwiſchen doch der König, um ihnen Proben von ſeinem guten Willen zu geben, einsweilen erkläre, daß der Verkauf der Aemter ſollte abgeſchafft werden, daß man eine Juſtitzverſammlung anſtellen wolle, um das Verhalten der Finanzbedienten zu unterſuchen, daß die unnöthigen Jahrgelder eingezogen, und daß wegen der überreichten Artikel möglichſt bald die nöthigen Verfügungen getroffen werden ſollten. In der That ſchaffte man auch die jährliche Auflage der Paulette ab, führte ſie aber ſieben Wochen darnach wieder ein, um die Magiſtratsperſonen zu befriedigen, von denen die meiſten ſie lieber bezahlen, als das Erbrecht auf die von ihnen bekleidete Aemter für ihre Familien verliehren wollten. Die Finanzbedienten wurden eben ſo wenig beunruhiget, und die Jahrgelder wurden eben ſo häufig, und eben ſo unklug, wie zuvor, ausgetheilt. Alſo blieb die **Verſammlung der Reichsſtände**, von der man ſo viel gehofft hatte, ohne alle Frucht. Sie war auch **die letzte**; denn der von nun an ſtärker werdende Deſpotiſmus raubte der franzöſiſchen Nation die Freyheit, Beſchwerden über Tyranney zu führen, ganz und gar.

Unter den Forderungen der Reichsſtände betraf auch eine den **Prinzen von Condé**. Vermöge des Vertrags zu Sainte Menehould hatte man ihm die Statthalterſchaft von Amboiſe als eine Art

von

von Pfand oder Verſicherung wegen der bewilligten 1615
Bedingungen bis nach gehaltener Reichsverſammlung überlaſſen. Nun hatten die Stände verlangt, daß die verpfändeten Plätze dem König zurückgegeben werden ſollten. Dieſes that alſo der Prinz von Condé in Anſehung der Statthalterſchaft von Amboiſe, die man dem Herrn von Lüines ertheilte, welcher ſich damals ſchon der Vertraulichkeit des Königs völlig verſichert hatte. Dieſer **Karl d'Albert de Lüines** war zu Mornas im Jahr 1578. gebohren, und der älteſte Sohn des Honorius d'Albert, Herrn von Lüines, Cadenet, Brantes und Mornas in der Grafſchaft Venaiſſin, Edelmanns in Dienſten des Königs, Ordensritters, Befehlshabers der Städte Beaucaire und St. Eſprit, Oberſten des franzöſiſchen Fußvolks, und Generals der Artillerie in Languedok und Provence, und im Jahr 1576. Kammerherr des Herzogs von Alençon. Heinrich der Vierte hatte ihn wegen ſeiner Dienſte, die er ihm, als König von Navarra, geleiſtet, ſchätzen gelernt, und wollte der Pathe ſeines älteſten Sohns ſeyn, den er hernach zu ſeinem Kammerpagen machte, und mit ihm ſo wohl zufrieden war, daß er ihn dem Dauphin zum Umgang gab, und erlaubte, daß er ſowohl als deſſen beyde Brüder an den Luſtbarkeiten des jungen Prinzen Theil nehmen durften. Sie fuhren fort, vertraut mit ihm umzugehen, da er auf den Thron gekommen war, und Lüines, der bemerkt hatte, daß er die Falknerey liebte, ſchenkte ihm einige Dohlen, die abgerichtet waren, eben ſo auf die kleinen Vögel zu ſtoſſen, wie die groſſen Stoßvögel auf das Wildpret. Da der König ein vorzügliches Vergnügen an dieſem Zeitvertreib fand, ſo wuchs ſeine Neigung gegen Lüines täglich. So lange Ludwig minderjährig war, achtete man nicht hierauf: nachher aber ſahe man deſſen Gunſt nicht mehr für ſo gleich=

1615 gleichgültig an. Concini, der im Jahr 1614. gar
im den Marſchallsſtab erlangt hatte und von jedermann
März. gehaßt wurde, hielt für nöthig, ſich der Gunſt des Herrn von Lüines zu verſichern, um an ihm eine Stütze gegen die Ränke ſeiner Feinde zu haben. Daher bewegte er die Königin, ihm die durch den Prinzen von Conde' erledigte Statthalterſchaft von Amboiſe anzuvertrauen, und ihn zum Staatsrath zu ernennen. Allein, dies alles verminderte die Furcht des Marſchalls nicht, er hielt fürs ſicherſte, ihn vom König zu entfernen, wie man ſchon vorher mit dem Großprior von Vendome, einem der erſten Lieblinge des Königs, gethan hatte, den man die Reiſe nach Malta thun ließ. Da er aber überlegte, daß der König doch nicht ohne Liebling leben könnte, und die Wahl eines neuen, von dem man nichts zu befürchten hätte, ſchwer fiel; ſo ward beſchloſſen, den Herrn von Lüines noch ſo lange um den König zu laſſen, bis man eine andere taugliche Perſon zu Beſetzung ſeiner Stelle würde gefunden haben.

am 28. Nach ſo fruchtlos abgelaufenen Berathſchla-
März. gungen der Reichsſtände wendeten ſich die mißvergnügten Prinzen und Herren an das **pariſer Parlament**, und ſuchten es dahin zu bringen, daß es eine Verbeſſerung der Regierung verlangte. Das Parlament beſchloß auch würklich, daß mit Genehmhaltung des Königs die Prinzen, Herzoge, Pairs und Kronbediente, welche Sitz und Stimme im Parlament hätten, ſollten eingeladen werden, um nebſt dem Kanzler und allen verſammleten Kammern die Vorſchläge in Erwegung zu ziehen, die man zum Dienſt des Königs, zur Erleichterung ſeiner Unterthanen und zum Wohl des Staats thun würde. So patriotiſch und nothwendig dieſer Schluß war, ſo ſehr beleidigte er die Königin, die ſo weit gieng, daß ſie den Prinzen und Herren verbot, ins Parlament

zu

zu kommen. Man ſahe den Schluß des Parlaments für einen freventlichen Eingriff in die königliche Gewalt (Deſpotiſmus hätte man ſagen ſollen) an, und der Oberfiſkal muſte dem Parlament vorſtellen: 1) daß, da der König zu Paris wäre, daſſelbe keinen Schluß in Staatsgeſchäften faſſen könnte, ohne vorher das Gutachten des Königs darüber vernommen zu haben; 2) daß man dem nun mündigen König eben ſo viel Ehrerbietung, als deſſen Vorgängern erweiſen müſſe; 3) daß die Prinzen nur durch offene Briefe des Königs könnten verſammlet werden. Zugleich ſollte der Oberfiſkal dem König den Parlamentsſchluß und das Protokoll der Berathſchlagungen überbringen. Das Parlament verwilligte dies, und ließ dabey dem König verſichern, daß es die Verſammlung, worüber er ſich beſchwere, nicht anders, als mit ſeiner Genehmhaltung, verlangt hätte. Der König ſchien damit zufrieden zu ſeyn, und verſprach, den Parlamentſchluß in ſeinem Rath unterſuchen zu laſſen. Die Kammern verſammleten ſich wieder, und beſchloſſen, den König zu bitten, daß er dem Parlament ſeine Geſinnung in Abſicht auf die Verſammlung der Prinzen und Herren zu wiſſen thun möchte. Sie bekamen auch würklich Befehl, Abgeordnete in das Louvre zu ſchicken, denen der Kanzler erklärte, daß das Parlament ſo wenig Recht hätte, ſich in die Regierung des Staats zu miſchen, als in die Rechnungs- und Salzſteuerangelegenheiten, und daß es den Schluß wegen Verſammlung der Prinzen nicht vollziehen ſollte. Tags darauf beſchloſſen die verſammleten Kammern, dem König Vorſtellung wegen der Unordnung des Staats zu thun, und man ernannte Kommiſſarien, um ſie aufzuſetzen. Ob nun gleich auch dies verboten wurde, ſo wagten ſie es doch, um ein Gehör anzuhalten, und ihre Vorſtellungen dem König zu überreichen.

1615

am 9. April.

am 10. April.

1615 Das Parlament behauptete darin, daß es berechtiget ſey, ſich um die Staatsgeſchäfte zu bekümmern, und bewies es durch Beyſpiele aus der Geſchichte. Es zeigte hierauf die Gründe an, um welcher willen es die Prinzen, Pairs und Kronbediente zuſammen berufen hätte, führte die abzuſtellenden Mißbräuche an, verlangte, man ſollte die von dem verſtorbenen König mit den fremden Mächten errichteten Bündniſſe unterhalten, die Reichsbeamten und Befehlshaber oder Statthalter bey ihrem Anſehn ſchützen, und die Juden, Zauberer und Giftmiſcher nach Gerechtigkeit beſtrafen. Umſtändlich rügte man die bey der Finanzverwaltung eingeriſſenen Mißbräuche; denn von den vierzehn Millionen, die Heinrich der Vierte in der Baſtille hinterlaſſen hatte, waren nicht mehr, als 2,050,000. livres übrig. Der Aufwand für die königlichen Kammer- Tafel- Küchen- und Kellerbediente war um 500,000. livres geſtiegen, und die Jahrgelder hatten ſich über zwey Millionen vermehrt. Die meiſten übrigen Artikel kamen mit dem überein, was der Bürgerſtand ſchon in dem Verzeichniß ſeiner Vorſtellungen vorgetragen hatte.

Nach öffentlicher Vorleſung dieſer Vorſtellungen begab ſich der König in die Rathsverſammlung, und die Abgeordneten des Parlaments erwarteten die Antwort in einem nahen Zimmer. Sie wurden alsdann in das Kabinet des Königs gerufen, der zu ihnen ſagte: **Ich habe eure Vorſtellungen gehört; ich bin nicht damit zufrieden. Die Königin, meine Mutter, wird euch das übrige ſagen.** Dieſe Fürſtin erklärte hierauf, der König habe groſſe Urſachen, die Vorſtellungen der Abgeordneten ungnädig anzuſehn, zumal da ſie gröſten Theils gegen ihre Regentſchaft gerichtet wären, die doch die glücklichſte geweſen, die Frankreich je geſehen hätte, und weil die Vorſtellungen nicht vom ganzen

zen Parlament wären gutgeheiſſen worden. Und 1615
nun gerieth ſie ſo ſehr in Hitze, daß ſie nicht weiter reden konnte. Der Kanzler ſagte im Namen des Königs, der König von Frankreich ſey, als Monarch, niemand als Gott von ſeinen Handlungen Rechenſchaft ſchuldig, (ja, wenn es noch **Handlungen des Königs** geweſen wären!) auch die Königin habe ihr Verhalten während der Regentſchaft nur bey Gott zu verantworten. Zuletzt verſprach er ihnen eine umſtändlichere Antwort auf ihre Vorſtellungen. Als ſie fortgehen wollten, nahm der Präſident Jeannin das Wort, um ſich wegen der Finanzverwaltung zu rechtfertigen. Hierauf wendeten ſich die Herzoge von Guiſe, Vendome, und Montmorenci *) an den König, und boten ihm ihr Vermögen, ihre Degen und ihr leben gegen alle an, und erklärten, daß ſie nicht ins Parlament gehen würden, wenn er ihnen es nicht befehle. Der Herzog von Epernon ſagte frey heraus, das Parlament habe kein Recht, die Pairs ohne Erlaubniß des Königs zu berufen. Der Herzog von Nevers, der billiger von den Rechten des Parlaments dachte, konnte ſeine Geſinnungen nicht verbergen, ſondern gab zu erkennen, daß viele Punkte in den Vorſtellungen des Parlaments enthalten wären, die man benutzen könnte, und wenn man etwas daran auszuſetzen fände, ſo käme es dem König zu, ſolches zu verwerfen. Da aber dieſe Rede keineswegs nach dem Geſchmack der Königin und der Miniſter war, ſo ſchien man nicht darauf zu achten.

Tags darauf ließ der Staatsrath einen Ausſpruch gegen die Vorſtellungen des Parlaments ergehen, wodurch befohlen ward, den Parlaments-

*) Heinrich der Zweete, Sohn des im vorigen Jahr geſtorbenen Konnetabels, Heinrichs des Erſten, ehemaligen Herrn von Damville.

1615 ſchluß vom 28ſten März nebſt den Vorſtellungen aus den Parlamentsbüchern auszuſtreichen. Uebrigens behielt ſich der König vor, wegen der Beſchwerden und Vorſtellungen, die in den Schriften der allgemeinen Reichsverſammlung enthalten waren, die günſtigſten Verfügungen, die nur möglich wären, zu treffen. Man fügte dieſem Ausſpruch einen an das Parlament gerichteten offenen Brief bey, damit es gedachten Ausſpruch regiſtriren ſollte. Das Parlament bemühte ſich, den König und die Königin durch alle Arten von Unterwerfung zu befriedigen, und beſchloß, den erſten Präſidenten nebſt einigen Abgeordneten in das Louvre zu ſenden, um den König zu verſichern, daß es nie geſonnen geweſen, ſeine oder ſeiner Mutter Handlungen und Perſonen anzutaſten: allein, ſie erhielten kein Gehör, und der Hof verlangte durchaus Gehorſam. Während der dazwiſchen gekommenen Pfingſtferien arbeitete man an einem Vergleich. Man gedachte nicht mehr der Zuſammenberufung der Pairs und der Vorſtellungen des Parlaments, und der Staatsrath drung auch nicht weiter auf die Regiſtrirung ſeines Ausſpruchs. Der Oberfiſkal verſicherte dem Parlament, daß der König die Bezeugung ſeiner Unterwürfigkeit unter deſſen Willen, und die der Regentſchaft ſeiner Mutter ertheilten Lobſprüche gnädig aufgenommen habe.

am 23. Jun. Das Parlament hingegen faßte einen langen Schluß ab, worin es den König ſeines Gehorſams verſicherte, die Königin Mutter an ihre gegen das Parlament geäusserte Bitte erinnerte, dem König mit Rath an die Hand zu gehen, und zuletzt erklärte, daß ſeine Vorſtellungen gegründet wären, und daß ſie auch ſo würden befunden werden, wenn ſie der König wollte prüfen laſſen. Hierbey blieb es. Der Ausſpruch des Staatsraths ward nicht vollzogen,

und die Vorſtellungen des Parlaments blieben ohne 1615
Würkung.

Während dieſer Streitigkeiten hatte ſich der Prinz von Condé, der vornehmſte Urheber derſelben, nicht in Paris ſehen laſſen. Als er aber erfuhr, daß der Staatsrath einen Ausſpruch wider das Parlament hatte ergehen laſſen, den dieſes nicht regiſtriren wollte, ſo kam er in die Stadt, um durch ſeine Gegenwart dieſem Magiſtrat Muth zu machen. Die Königin fürchtete, er möchte ins Parlament gehen, und ließ ihm verbieten, dies zu thun. Er wagte es nicht, einem ſo ausdrücklichen Verbot zu widerſtreben, und begab ſich nach Creil, einem Ort, der zu ſeiner Grafſchaft Clermont gehörte, und wo er gegen allen Ueberfall gedeckt war. Der Hof bereitete ſich damals zur Reiſe an die ſpaniſche Gränze, um die für den König beſtimmte Infantin zu empfangen, und um die Prinzeſſin von Frankreich dahin zu führen, die ſich mit dem ſpaniſchen Prinzen vermählen ſollte. Man hatte öfters den Prinzen von Condé zu dieſer Reiſe zu bewegen geſucht: er hatte es aber immer unter allerley Vorwand abgeſchlagen, und nach ſeiner Entfernung vom Hof erklärt, er würde ſich nie entſchlieſſen, der Vermählungs-Cärimonie beyzuwohnen, wenn man ſie nicht ſo lang verſchöbe, bis der König mehr Herr von ſeinem Willen, bis deſſen Unterthanen vergnügter und die Nachbarn ruhiger wären. Unter dieſen verſtand er vornämlich den Herzog von Savoyen, der damals auf dem Punkt ſtand, von der ſpaniſchen Macht unterdrückt zu werden.

Der Miniſter Villeroi wurde abgeſchickt, den Prinzen um die Urſache ſeiner Entfernung vom Hof zu befragen, und bekam zur Antwort, er wolle erwarten, ob man den Unordnungen des Staats, ſo wohl in Anſehung des beſſer einzurichtenden Staats-

1615 raths als auch der zu beherzigenden Vorſtellungen des Parlaments, würde abgeholfen haben. Es wären, ſetzte er hinzu, noch andere Punkte, die ſeine und ſeiner Freunde beſondere Angelegenheiten beträfen, und deren Erfüllung er verlange. Der Hof war auch ſehr geneigt, ihm einige Glieder des Staatsraths aufzuopfern, deren Entfernung er namentlich begehrte. Als man ihn aber um eine Erklärung wegen ſeiner und ſeiner Freunde Angelegenheiten fragte, ſo verſchob er die Antwort bis zu einer beſondern Unterredung mit den ihm ergebenen Prinzen und Herren. Dieſe ward ihm bewilliget und zu Couci gehalten: allein, ſie hatte ſchlechten Fortgang, und wurde von den mißvergnügten Prinzen mit Fleiß verlängert, um zu Werbungen Zeit zu gewinnen. Deswegen berichtete der König dem Prinzen von Condé, er ſey entſchloſſen, am erſten Auguſt abzureiſen; er bitte, ihn zu begleiten, oder zu erklären, ob er in dieſes Geſuch willigen wolle oder nicht. Condé antwortete, die übereilte Reiſe des Königs ſey eine Folge der böſen Rathſchläge ſolcher Leute, die deſſen Zutrauen mißbrauchten, des Marſchalls von Ancre, des Kanzlers Silleri, des Kommenthurs Silleri, der Herren von Büllion und Dole. Zuletzt erbot er ſich nochmals, den König zu begleiten, ſo bald alle von der Reichsverſammlung und dem Parlament gerügte Mißbräuche abgeſtellt ſeyn würden. Dies hieß aber freylich die Reiſe gar zu weit hinaus ſchieben.

Auf die Nachricht von der Kriegsrüſtung des Prinzen von Condé und ſeiner Anhänger verbot der Hof, ſie irgendwo in eine Stadt einzulaſſen. Condé hingegen ſprach in einem Manifeſt von der zu Paris gehaltenen Reichsverſammlung als von einer Zuſammenkunft beſtochener und gewonnener Perſonen, die, den Bürgerſtand ausgenommen, nur ihren

ren eigenen Vortheil um Rath gefragt hätten. Er 1615
ſchilderte den Marſchall von **Ancre** als einen Mann, der bloß durch Gunſt, nicht durch hervorſtechende Eigenſchaften, nicht durch hohe Geburt, nicht durch Verdienſte um den Staat zu den vornehmſten Ehrenämtern, wider die Reichsgeſetze, gelangt wäre, und beſchuldigte ihn, er hätte Perſonen an den Hof gebracht, die Gott und Menſchen ein Greuel wären, als Juden, Zauberer, Giftmiſcher, Meuchelmörder ꝛc. — Der allgemeine Haß, den ſich dieſer Mann zugezogen, ſchaffte dem Prinzen groſſen Zulauf. Er zog ſeine Völker zuſammen, und verlangte, die **Reformirten** ſollten ſich mit ihm vereinigen: dieſe blieben aber gröſtentheils parteylos. Der Hof ſammlete zwey Heere. Eines ſollte den Prinzen verfolgen, und hatte den Marſchall von **Bois-Dauphin** zum Anführer. Das andere unter dem Herzoge von **Guiſe** ſollte die Reiſe des Königs nach Güyenne bedecken. An eben dem Tag, da der Kö- am 27.
nig abreiſte, hob man den Präſidenten **le Jay** in Aug.
ſeinem Hauſe auf, weil man ihn für einen der eifrigſten Anhänger des Prinzen hielt. Man ſchaffte ihn auf das Schloß zu Amboiſe. Sonſt ſchien das Parlament ſo ſehr von der Partey des Prinzen abgeneigt, daß es eine Erklärung regiſtrirte, vermöge welcher Condé und ſeine Freunde aller Aemter, Würden und Ehren, als Aufrührer und Verbrecher der beleidigten Majeſtät, entſetzt wurden. Das königliche Heer hatte ſich bey Meaux und das Heer des Prinzen bey Noyon verſammlet. Das erſte beſtand aus 10000. Mann zu Fuß, und 1500. zu Pferde: das andere war faſt eben ſo zahlreich, aber ſchlecht mit groben Geſchütz verſehen, und eroberte dennoch am 18.
Chateau-Thierri, Epernai und Mery an der Seine. Sept.
Am letztern Ort gab Condé eine Erklärung wider die Feinde des Königs und des Staats, das iſt, wider

1615 die Miniſter heraus, worin er ihnen befahl, ſich in ihre Häuſer zu begeben, oder in Monatsfriſt ſich bey ihm einzufinden: widrigen Falls ſollten ſie als Verbrecher der beleidigten Majeſtät behandelt werden.
am 28. und 29. Okt. Er gieng hierauf über die Loire, um in Poitou einzudringen und ſich dort mit den Proteſtanten zu vereinigen, ohne daß es die Nachläſſigkeit des Marſchalls von Bois-Dauphin gehindert hätte.

Die **Proteſtanten** waren damals zu Grenoble verſammlet, und Condé verlangte, ſie ſollten ſich für ihn erklären. Der Marſchall von **Lesdiguieres** ſuchte ſie davon abzuhalten: allein, dieſer ſtand in dem Verdacht, als wenn er ein heimlicher Günſtling der Königin wäre; und überhaupt erregte das ärgerliche Leben und der Ehrgeitz dieſes kleinen Königs im Delphinat billig Furcht, er möchte die Freyheit der Verſammlung und das Intereſſe ſeiner Religion, die ihm ohnehin gleichgültig war, ſeinem Glücke aufopfern. Daher brachten es die Reformirten dahin, daß die Verſammlung nach Nimes verlegt wurde, wo ſie ihre Berathſchlagungen freyer halten konnten. Dies war eine Würkung der Staatsklugheit des Herzogs von **Bouillon**, welcher alles ſo ſchlau eingeleitet, und deſſen Umſtände durch die Unvorſichtigkeit der Königin eine ſo günſtige Wendung bekommen hatten, daß die Reformirten ſich endlich für den Prinzen von Condé, der ſie doch von Herzen haßte, erklärten, ſo lebhaft auch die Klügern es widerriethen. Der Herzog von **Rohan** ſahe ſich genöthiget, die Waffen zu ergreifen, und dem Marſchall, ſeinem Feind, zur Ausführung eines groſſen Theils ſeiner Anſchläge beförderlich zu ſeyn.

Sobald man die Abreiſe des Hofs nach Guyenne erfuhr, ſo gaben ſich die Abgeordneten des Prinzen von Condé und die Kundſchafter des Herzogs von

von Bouillon ſo viele Mühe, das Mißtrauen der 1615
Reformirten wegen Beſchleunigung der Doppelheurath mit Spanien zu vermehren, daß ſich die Verſammlung entſchloß, neue Briefe an den Hof zu ſchicken und die Forderungen des Prinzen zu unterſtützen. Man beklagte ſich gegen den König, daß er ſeine Vermählung wider die Meynung aller patriotiſchen Unterthanen vollziehen wolle, und verlangte ziemlich trotzig eine Verbeſſerung des Staats. **Mornai** glaubte mit Recht, daß dies Verfahren weder klug noch ehrerbietig ſey, obgleich die Reformirten damit nichts anders begehrten, als was der erſte Prinz vom Geblüt, einige Groſſe des Reichs, die Kronbedienten, das Parlament zu Paris, und alle Patrioten mit weit gröſſerem Eifer und Trotz geſucht hatten. Marie von Medici achtete ſo wenig auf die abermaligen Vorſtellungen der Verſammlung, daß vielmehr im Staatsrath beſchloſſen wurde, den Prinzen von Condé und ſeine Anhänger für Aufrührer und Beleidiger der Majeſtät zu erklären. Mornai ſahe die Folgen wohl ein, die dieſer Schritt der Reformirten nach ſich ziehen würde, und ſuchte ihnen durch die triftigſten Vorſtellungen zu begegnen. Er ſchrieb deswegen an die Häupter der Reformirten und an den Hof, allein nirgends hörte man ihn. Die Königin verſchob die Antwort auf das Schreiben der Reformirten, und machte faſt bey allen Artikeln liſtige Ausflüchte. **Rohan** wollte bey dieſer Gelegenheit ſeinen Privatvortheil nicht verſäumen, und drang auf die Erfüllung der von der Königin erhaltenen Zuſage, ihm die Anwartſchaft auf die Statthalterſchaft von Poitou zu gewähren, in deren Beſitz ſein Schwiegervater, der Herzog von Sülli war. Die darauf erfolgte Verweigerung brachte ihn zu dem Entſchluß, die Königin empfinden zu laſſen, daß er eine Perſon ſey, die man nicht ungeahndet

1615 verachten könne. Sein Bruder, der Herr von Soubiſe, war ſchon mit Condé verbunden. Dieſer nebſt den Abgeſchickten des Herzogs von Bouillon machten ſich ſeinen Verdruß zu Nutze, ſo daß er den Vorſchlägen des Grafen von St. Pol, ſich mit ihm zu vereinigen, und ſich der Vollziehung der Doppelheurath zu widerſetzen, Gehör gab. Die Befehlshaber der Sicherheitsplätze und die Vornehmſten des reformirten Adels ſchickten an den Herzog, um ihn zu bitten, daß er ihr General ſeyn ſollte. Auf dieſe Art ward Rohan zur Partey des Prinzen von Condé getrieben, theils um ſich wegen der vom Hof erlittenen Beleidigungen zu rächen, theils aus Gefälligkeit gegen ſeinen Bruder, theils aus Neigung, ſeinen Religionsverwandten nützliche Dienſte zu leiſten. Als der Hof die Veränderung des Herzogs von Rohan erfuhr, ſo gab er auf die Vorſtellung der Reformirten allgemeine und zweydeutige Antworten, und ſtellte ſich, als wenn er aus Achtung gegen den redlichen Mornai gewiſſe Punkte bewilligen wollte: allein, er verſagte doch das Vornehmſte, was zur Sicherheit der Reformirten dienen konnte. Als ihnen daher ihre Abgeordneten am Hof die Ränke der Königin entdeckten, und die Beſorgniß äuſſerten, der Hof möchte befehlen, daß die Verſammlung auseinander gehen ſollte; ſo beſchloß man, wie vorhin eben gemeldet worden, Grenoble zu verlaſſen, und die Verſammlung nach Nimes zu verlegen. Dieſer Schritt war in der That ſehr übereilt, weil ſich die Verſammlung ohne Erlaubniß des Königs an keinen andern Ort hinbegeben konnte. Inzwiſchen geſchahe er doch; ſo vergebens ihn Lesdiguieres vorher durch Worte zu hindern geſucht hatte, eben ſo vergebens ſperrte er die Thore zu Grenoble. Aus Furcht genehmigte der Hof die Verlegung der Verſammlung nach Nimes. An dieſem Ort hatte Rohan mehr

Anſehn;

Anſehn; er ſchickte auch Abgeordnete an Condé, die 1615
mit ihm einen Vertrag errichteten, vermöge deſſen am 27.
eine genaue Unterſuchung wegen der Perſonen ange- Nov.
ſtellt werden ſollte, die an dem Tode Heinrichs des Groſſen Theil gehabt hätten. Ferner ſollte die öffentliche Annahme des tridenter Konciliums hintertrieben, den widrigen, aus der Verbindung mit Spanien flieſſenden Folgen vorgebeugt, und die Waffen nur mit gemeinſchaftlicher Uebereinſtimmung niedergelegt werden.

Rohan fand bald Urſache ſeine Uebereilung zu bereuen; denn bey ſeiner Ankunft in Güyenne fand er, daß der Graf von St. Pol nebſt dem ihm anhängenden katholiſchen Adel ſich mit dem Hof verglichen hatte. Die Gemahlin dieſes Grafen war durch ihre Gewiſſensräthe ſo lange mit den Strafen der Hölle bedrohet worden, bis ſie alles anwendete, um die Verbindungen ihres Gemahls zu trennen. Der auf dieſe Art verlaſſene Rohan hatte nicht mehr als 2500 Mann zu Fuß und 3 bis 400 zu Pferde, womit er den Herzog von Guiſe nicht angreifen konnte. Inzwiſchen hatte der unterdes zu Bourdeaux angekommene Hof beſchloſſen, auch gegen Rohan als einen Feind des Staats zu verfahren, und dem Herrn de la Force die Statthalterſchaft von Bearn zu nehmen. Den Proteſtanten wurde befohlen, in einem Monat die Waffen niederzulegen, wenn ſie nicht als Aufrührer und Majeſtätsverbrecher verfolgt werden wollten.

Die Ohnmacht des Herzogs von Rohan und die Unmöglichkeit, in der ſich der Herzog von Bouillon befand, das Heer des Prinzen von Condé weiter gegen Poitou vorrücken zu laſſen, ſicherten den Aufenthalt des Königs und der Königin zu Bourdeaux, wo auch die Vermählung des Prinzen von Spanien mit der Prinzeſſin von Frankreich,

1615 reich, ſo wie die Vermählung des Königs von Frankreich mit der Infantin zu Burgos, durch
am 18. Okt. Bevollmächtigte geſchehen war. Der Herzog von Guiſe führte die Schweſter des Königs an die Grän-
am 6. Nov. ze, wo die beyden Prinzeſſinnen auf dem Fluß Bidaſſoa gegen einander ausgewechſelt wurden. Die neue Königin, Anna von Frankreich, hielt hierauf
am 11. Nov. ihren Einzug zu Bayonne, und kam alsdann nach
am 21. Nov. Bourdeaux. Die Freude über dieſe Vermählung ward doch durch das Mißvergnügen der Groſſen und durch die Bewegungen des Prinzen von Condé bey Poitou, ziemlich vermindert.

Gegen das Ende des Jahrs reiſte der Hof von
1616 Bourdeaux ab, und kam zu Anfang des folgenden Jahrs nach Poitiers; von da nach Tours, um dort das Ende einer angefangenen Unterhandlung zu erwarten. Man hatte nemlich die Abſicht, die Partey des Prinzen von Condé zu trennen, auf die Art, wie ehedem Ludwig der Eilfte mit der ſogenannten Ligue für das gemeine Beſte gethan hatte. Beyde Heere wurden unter dem Oberbefehl des Herzogs von Guiſe zum Verdruß des Herzogs von Epernon vereiniget. Da endlich der König von England, den Condé um Beyſtand erſucht hatte, ſeine Vermittelung anbot, ſo wurde ſie angenommen, und der engliſche Geſandte an den Prinzen von Condé nach St. Jean d'Angeli abgeſchickt. Dieſer entſchloß ſich, einen ehrerbietigen Brief an den König zu ſchreiben, den der Baron von Thianges nach Rochefoucault, wo ſich damals der Hof auf der Reiſe nach Poitou befand, überbrachte. Der König antwortete ſehr günſtig, und erklärte, daß die verlangten Aenderungen weder durch ihn noch durch ſeine Mutter wären gehemmt worden; die übereilte Flucht des Prinzen vom Hof habe alle gute Vorſätze vereitelt. Man kam wegen Unterhandlungen überein,

die

die würklich zu Loudün ihren Anfang nahmen. Condé übergab gleich Anfangs ein und dreyſſig Artikel, die bey dem Friedensſchluß zum Grunde gelegt werden ſollten. Zur Unterſuchung derſelben gehörte viel Zeit, und man mußte den Waffenſtillſtand fünfmal erneuern, und die Friedensunterhandlungen bis auf den dritten May verlängern. Einige Artikel des Prinzen wurden bewilliget, andere verworfen, einige eingeſchränkt, andere bis auf eine bequemere Zeit verſchoben. Der Hof bewilligte ſogleich die erſten Artikel, welche eine genaue Unterſuchung der Ermordung Heinrichs des Groſſen, und eine Bekanntmachung des Kanons von dem koſtnitzer Koncilium und des Schluſſes der Sorbonne verlangten, welche, wie oben ſchon angemerkt worden, gegen diejenigen gerichtet waren, die etwas wider die Perſon des Königs unternähmen. Ganz anders verhielt man ſich gegen die beyden folgenden Artikel, vermöge deren man den vom Bürgerſtand aufgeſetzten Artikel von der Unabhängigkeit der Könige von aller andern als göttlichen Gewalt, in eben den Ausdrücken, in denen er abgefaßt war, annehmen ſollte, und die zu den Streitigkeiten des geiſtlichen und bürgerlichen Standes Anlaß gegeben hätten, und daß die deswegen abgefaßten Parlamentsſchlüſſe ſollten erneuret, und alle Erklärungen, die zum Nachtheil der Sicherheit der Perſon des Königs und ſeines oberherrlichen Anſehns wären gemacht worden, vernichtet werden. Denn in Anſehung des erſten ward verſprochen, daß der König darüber mit den Prinzen vom Geblüt und andern Groſſen zu Rath gehen wollte. Wegen des andern ward geantwortet, es wäre alles nach reifer Ueberlegung im Staatsrath geſchehen, um das gute Vernehmen mit dem Pabſt zu unterhalten, und der König habe nie einige Erklärung gethan, die ſeinem oberherrlichen

am 19. Febr. 1616

Anſehn

1616 Anſehn und der Unabhängigkeit ſeiner Krone nachtheilig wäre. Wegen der übrigen Punkte, worin der Prinz die Erhaltung der Freyheit der gallikaniſchen Kirche, die Zernichtung deſſen, was die Geiſtlichkeit wegen der Bekanntmachung des tridentiniſchen Konciliums unternommen, die genaue Beobachtung der Friedensedikte, die Erhaltung des Anſehns und der Gerichtsbarkeit der Parlamenter, die Verringerung der Auflagen ꝛc. verlangt hatte, machte der Hof nicht viele Schwierigkeiten. Man verſprach alles, aber nur in allgemeinen Ausdrücken. — Die Hauptforderungen, auf denen Condé am eifrigſten beſtand, giengen auf ſeinen eigenen Vortheil. Er wollte das Haupt aller Reichskollegien ſeyn und in dieſer Würde alle Verordnungen und alle Rechnungen der Rentkammer unterzeichnen. So gefährlich auch dieſe Forderung dem Anſehn der Königin war, ſo wurde ſie doch bewilliget. Da auch die Herzoge von Mayenne und Bouillon alles, was ſie verlangten, erhalten hatten, ſo bemüheten ſie ſich, die Annahme des Friedens auch bey den übrigen Herren und bey der Verſammlung der Reformirten zu Rochelle zu befördern. Jene hatten alle wieder ihre beſondern Forderungen, und wurden zum Theil mit Geld befriediget, ſo daß einige behaupten, dieſer Friede habe dem König mehr als ſechs Millionen gekoſtet. Man verſprach dem Prinzen von Condé Stadt und Schloß Chinon, nebſt den Statthalterſchaften von Berri und Touraine, und man achtete auf die Vortheile der geringſten von ihm empfohlenen Privatperſonen. Den ſchlechteſten Vortheil genoß wohl Rohan; daher war er auch am hartnäckigſten. Allein, eine ſchwere Krankheit des Prinzen von Condé machte auch die Widerſpenſtigern zur Unterzeichnung willig.

Dies

Dies ſind die weſentlichſten Punkte und Um- 1616
ſtände des **Vertrags zu Loudün.** Man hoffte, es ſollte dadurch eine vollkommene Wiederherſtellung der Ruhe im Reich bewürkt werden: allein, es entſtanden lauter Verwirrungen daraus. Ancre allein zog vors erſte den beſten Vortheil von dieſen Bewegungen. Den Herzog von **Epernon** hatte er ſchon entfernen laſſen; nun gieng er noch weiter. Man nahm dem Kanzler **Silleri** bey der Ankunft des Hofs zu Blois die Siegel. **Villeroi** und **Jeannin** waren Schuld daran, weil es ſie verdroſſen, daß der Kanzler ſie dem Concini aufopfern wollte, um ſich dadurch unter dieſem Günſtling Meiſter von allen Staasgeſchäften zu machen. Das Vergnügen über dieſe Rache daurete jedoch nicht lange. Ancre brachte der Königin bey, Villeroi und Jeannin hätten bey den Unterhandlungen zu Loudün ein Verſtändniß mit Condé gehabt, und die leichtgläubige Marie von Medici entfernte auch dieſe beyden vorzüglich treuen und geſchickten Diener des Königs. Nunmehr hatte Concini ſeine Wünſche erreicht; ſeit Heinrichs des Groſſen Tode hatte er ſtets darauf gedacht, die Prinzen vom Geblüt und die gröſten Herren, vom Hof zu entfernen, die alten Miniſter zu verdrängen, und ſeinen Kreaturen ihre Stellen zu verſchaffen. **Klaudius Mangot**, eine dieſer Kreaturen, bekam die Würde eines Staatsſekretars, die Puiſieux, der Sohn des Kanzlers, bekleidete, und **Barbin**, Haushofmeiſter der Königin Mutter, die Verwaltung der Finanzen, obgleich Jeannin ſeine Würde behielt. Um ſich nicht ganz vor der Welt ſtinkend zu machen, gab man die Siegel dem erſten Präſidenten des Parlaments zu Aix, **dü Vair**, einem Mann, der wegen ſeiner ſchönen Kenntniſſe und ſeltenen Rechtſchaffenheit allgemein geſchäzt wurde; allein, eine allzuſtrenge Tugend war nicht nach dem

1616 Geſchmack der Marie von Medici und ihrer Vertrauten. Der neue Siegelbewahrer, mehr Philoſoph als Hofmann, kroch nicht vor Concini: daher ließ ihn auch dieſer nicht lange an ſeiner Stelle. Es war ihm nicht genug, Marſchall von Frankreich geworden zu ſeyn, ohne je im Kriege gedient zu haben; er wollte auch Regierer des Königs, Kanzler und Oberaufſeher der Finanzen ſeyn.

am 16. May. Die erſte Amtsverrichtung des neuen Kanzlers war die Beſieglung des durch die Unterhandlungen zu Loudûn veranlaßten **Friedensedikts von Blois.** Der König beſtätigt darin alle Artikel, worin ſich ſeine Kommiſſarien in dem Vertrag zu Loudûn verglichen hatten, und er bewilligte eine Vergeſſenheit alles deſſen, was ſeit den Unruhen des Prinzen von Condé geſchehen war. Verſchiedene geheime Artikel wurden nie öffentlich bekannt gemacht. Dieſes Edikt war von einer Erklärung des Krönungseides begleitet, wodurch der König beſonders ſeine reformirte Unterthanen von dem Eid ausnahm, nach welchem er die römiſchkatholiſche Religion in ſeinen Staaten erhalten ſollte, und worin er zugleich verſicherte, daß alles, was den Reformirten verwilligt worden, unverletzlich ſollte gehalten werden.

Nach wiedererlangter Geſundheit nahm Condé von ſeiner neuen Statthalterſchaft Berri Beſitz. Der Herzog von Longueville hatte ſich auf eines ſeiner Landhäuſer begeben, ungewiß, ob ihm die Königin Mutter ſtatt der Picardie die Normandie zu verwalten geben würde. Ehe die Herzoge von Sülli und Rohan in ihre Statthalterſchaften abgiengen, begaben ſie ſich nach Rochelle, um ſich mit den reformirten Herren zu unterreden, die zu der allgemeinen Verſammlung bald abreiſen ſollten. Beyde ließ der Hof an dieſem Ort ausforſchen, ob ſie eben die

Schrift

Schrift unterzeichnen wollten, welche der Marſchall 1616
von Bouillon, der Herzog von la Tremouille und ei-
ge andere unterſchrieben hatten, um die Verſamm-
lung in Furcht zu bringen, wenn ſie nicht in denen
ihr beſtimmten ſechs Wochen auseinander gehen
würde. Rohan und Sülli, edelmüthiger und we-
niger Sklaven des Hofs, weigerten ſich der Unter-
ſchrift gerade zu. Mit dem Herzog von **Mayenne**
war die Königin Mutter noch am beſten zufrieden,
zumal da er unter den übrigen mißvergnügten Groſ-
ſen der erſte war, der ſich wieder an den Hof begab.
Faſt zu gleicher Zeit kam auch der Herzog von **Bou-
illon** dahin, eben ſo wie Mayenne, der ſich nun
ganz mit ihm verband, voll von Hoffnung zeitlicher
Gewinnſte; ſo ſehr ihm auch **dû Pleſſis Mornai**
gerathen hatte, ſich in verſchiedenen Provinzen zu
zeigen und daſelbſt durch gute Handlungen den ſchlim-
men Eindruck zu tilgen, den ſein falſches Betragen
in die Gemüther der Reformirten gemacht hatte.
Der König und die beyden Königinnen waren wie-
der zu Paris, als die beyden Herren ankamen.
Concini wagte ſich nicht an den Hof, ſondern blieb
auf ſeinem Landhauſe zu Lezigni, es ſey nun, daß er
ſich für das heftig gegen ihn erbitterte pariſer Volk
fürchtete, oder daß es aus Unwillen über die Köni-
gin Mutter geſchah, die ihm befohlen hatte, die
Statthalterſchaft in der Picardie nebſt der Citadelle
zu Amiens zu verlaſſen und die Statthalterſchaft der
Normandie anzunehmen, die der Herzog von Mont-
baſon ihm gegen jene überließ. Ob nun gleich Ancre
mit einer ſolchen Entſchädigung zufrieden hätte ſeyn
ſollen, ſo konnte er doch nicht gleichgültig bleiben,
daß ſeine Güter in der Picardie der Willkühr des
dortigen Oberbefehlshabers, des Herzogs von Longue-
ville, ſeines ärgſten Feindes, ausgeſetzt wurden.
Ueberhaupt waren nunmehr die meiſten Franzoſen

1616 unwillig, wenn ſie bedachten, daß ein geringer, ganz armer florentiniſcher Edelmann mit einer der höchſten Ehrenſtellen des Königreichs bekleidet war, daß er nebſt ſeiner Frau mehrere Aemter beſaß, die jährlich an zwo Millionen Livres eintrugen, ferner Ländereyen und Häuſer, die über eine Million koſteten, wie auch für zwo Millionen Hausgeräthe, Edelſteine, Silbergeſchirr, daß er alles dies unter der Regentſchaft an ſich gebracht, und daß er ſtolz einhertrat, in Begleitung vieler franzöſiſchen Edelleute, die durch Armuth ſo weit gebracht waren, daß ſie von ihm Gehalte von tauſend Franken annehmen, und ſich von ihm verächtlich mußten behandeln laſſen. Ein ſolches Betragen mußte nothwendig allgemeinen Haß gegen ihn bey Hof, in der Stadt und in den Provinzen erzeugen. Concini erkannte die Geſinnungen der Franzoſen gegen ihn unter andern aus einer der bitterſten Demüthigungen, die einem Manne von ſeinem Rang nur immer begegnen kann. Er befand ſich zur Zeit der Unterhandlungen zu Loudün, in Paris; und da die Bürger, des Waffenſtillſtandes ohngeachtet, fortfuhren, Wachten an den Thoren zu halten, ſo mußten alle in und auſſer die Stadt gehende Perſonen Päſſe bey ſich haben. Ancre, der das Oſterfeſt in ſeinem Hauſe in der Vorſtadt zubringen wollte, machte ſich am Sonnabend vorher, in Begleitung ſeiner Edelleute, auf den Weg. Als er an das Thor Büſſi kam, hielt ein dort Wacht habender Schuſter, mit Namen Picard, den Wagen an, und fragte nach dem Paß. Stolz befahl der Marſchall dem Kutſcher und ſeinen übrigen Leuten, fortzufahren: man hielt ihm aber das Gewehr vor. Kerl, rief Concini, weißt du wohl, wer ich bin? O ja, mein Herr! antwortete Picard kühn und verächtlich, aber ohne einen Paß werden Sie doch nicht hinauskommen. Concini hätte vor Wuth und

Verdruß berſten mögen: dennoch unterſtand er ſich 1616
nicht, Gewalt zu brauchen; das um ihn her ſich drängende Volk würde ihn ohne Barmherzigkeit erſchlagen haben. Man holte blos den Kommiſſar des Stadtviertels, damit er gebieten möchte, den Marſchall nicht länger aufzuhalten. Dieſer verbarg ſeinen Unwillen bis zur Rückkehr des Königs; dann befahl er ſeinem Stallmeiſter, mit zween Bedienten den Schuſter Picard aufzuſuchen, und ihn tüchtig auszuprügeln, welches ſie auch ſo nachdrücklich thaten, daß der arme Menſch beynahe todt liegen blieb. Die Leute des Marſchalls, voll von Zuverſicht auf das Anſehn ihres Herrn, widerſetzten ſich nicht, als man ſie aufſuchte und gefangen nahm: aber in wenig Tagen hiengen ſie vor Picards Thür. Auch dem Stallmeiſter machte man den Proceß, und er würde eben ſo wenig lebendig geblieben ſeyn, wenn nicht der Marſchall mit dem Schuſter bald genug durch eine Summe Geldes ſich verglichen hätte.

Eine ſo empfindliche Beleidigung hielt Ancre für einen Vorboten ſeines Untergangs. Er ſtellte von nun an ſeiner Gemahlin unaufhörlich vor, wie wohl ſie thäten, wenn ſie je eher je lieber ins Vaterland zurückgiengen, und dort ihr Vermögen in Ruge genöſſen. Er fieng ſogar an, mit dem Pabſt in Unterhandlungen zu treten, um von ihm für 600000 Thaler den Nießbrauch des Herzogthums Ferrara auf Lebenszeit zu erlangen: aber ſeine minder furchtſame oder minder vorſichtige und ehrgeitzigere Gemahlin hinderte alle dieſe guten Vorſätze. Ein Verdruß, ein Unglück folgte dem andern. Während der Unterhandlungen zu Loudün ſtarb ihm ſein vornehmſter Vertrauter Dolé; Longueville ließ ihm die ſo vortheilhafte Statthalterſchaft der Picardie und den Oberbefehl über die Citadelle zu Amiens nehmen, und die Beleidigung des Schuſters und die darauf

1616 erfolgte Beſtrafung ſeiner Bedienten waren ihm empfindlicher, als alles übrige. In der Folge erklärten ſich alle Herren des Hofs wider ihn, ſo daß er in die Normandie fliehen mußte. Der pariſer Pöbel plünderte ſein Haus, mit einem Verluſt von zweyhunderttauſend Thalern. Endlich ſtieg, wie er ſelbſt ſagte, ſein Unglück aufs höchſte, als eine Tochter, die er ſehr zärtlich liebte, ihm durch den Tod entriſſen wurde. Er drung nun noch ſtärker in ſeine Frau, Frankreich zu verlaſſen; beträchtliche Summen waren ſchon vorausgegangen. Dennoch war ihr Stolz nicht zu beugen; Concini, in Kummer verſenkt, mußte bleiben. Die Maasregeln, die er nunmehr zu ſeiner Erhaltung ergriff, wurden ihm vielmehr ſchädlich. Er ſuchte ſich mit dem Herzog von Mayenne und dem Marſchall von Bouillon zu vereinigen, indem er ihnen vorſchlug, die Herzoge von Epernon und Bellegarde gemeinſchaftlich zu verderben. Er ſchmeichelte ſich, die beyden erſten würden das Erbieten annehmen, wegen der Hoffnung, groſſe Reichthümer zu gewinnen. Allein, es ſey nun, daß der Fall der Herren von Villeroi und Jeannin, welche Mayenne und Bouillon hochſchätzten, ſie gegen Concini erbitterte, oder daß ſie befürchteten, ſie möchten ſich bey ganz Frankreich verhaßt machen, wenn ſie ſich mit dieſem allgemein verabſcheuten Fremden verbänden; genug, ſie bedienten ſich ſeiner Vorſchläge zur Erwerbung neuer Freunde, und zur Erzeugung neuer mächtiger Feinde gegen den Italiener. Man entdeckte die ganze Sache dem Herzog von Guiſe, der ſich dann mit den vier genannten Herren verband, um den Marſchall von Ancre wegzuſchaffen. Alle Feinde, die er bey Hof und im Parlament hatte, vereinigten ſich wider ihn, und die Pariſer wurden noch mehr gegen ihn erbittert.

Dieſe

Dieſe Umſtände waren den Abſichten des Her- 1616
zogs von Rohan günſtig. Er war weit entfernt, das Betragen des Marſchalls von Bouillon, deſſen Herz er bey den Unterhandlungen zu Loudün noch beſſer hatte kennen lernen, nachzuahmen; und doch wollte er ſich mit der Königin Mutter wieder ausſöhnen. Er glaubte, es würde ihr angenehm ſeyn, einen Herrn zu gewinnen, der ihr gegen Bouillon groſſen Nutzen leiſten könnte. Die neuen Ränke bey Hof beunruhigten Marie von Medici aufs äuſſerſte, und ſie ſahe wohl ein, daß durch den Untergang ihres Günſtlings ein groſſer Theil ihres Anſehns verlohren gehen würde. Rohan bot ihr alſo ſeine Dienſte an, aber auf eine edle, freye und einem groſſen Herzen würdige Art. Er hatte zu Loudün die Statthalterſchaft von Poitou für ſich verlangt, wenn ſie der Herzog von Sülli ihm zum Beſten niederlegen ſollte. Da die Königin eine Sache, die ſie ſchon verſprochen hatte, nicht verſagen konnte, ſo lag Rohan nach dem Frieden ſeinem Schwiegervater noch mehr an, und dieſer legte endlich die Statthalterwürde von Poitou nieder. Es bedurfte nun nichts weiter, als die Ausfertigung der offenen Briefe des Königs. Man verſprach ſie unter der Bedingung, daß ſie der Herzog ſelbſt bey Hof in Empfang nehmen ſollte. Er begab ſich alſo nach Paris, ſtellte bey dieſer Gelegenheit der Königin freymüthig ſeine Verdienſte vor, und verſicherte ſie, ihren Vortheil ſtets gewiſſenhaft zu beobachten; und er hielt hernach Wort.

Guiſe, Mayenne und Bouillon wollten auch des Beyfalls und der Hülfe des Prinzen von Condé bey ihren Ränken gegen Concini verſichert ſeyn. Um ihnen zuvorzukommen, ließ ihn die Königin Mutter eilends nach Hof einladen. Condé war von Loudün in ſeine Statthalterſchaft Berri abgegangen, und

1616 verſicherte, er würde ſo lange zu Chateauroux bleiben, bis zur Vollziehung eines Artikels im Vertrag zu Loudün, vermöge deſſen einige Beamte der Stadt Poitiers, die den Prinzen bey ſeinem Einbruch in Poitou vor zwey Jahren unterſtützt hatten, wieder in ihre Bedienung eingeſetzt werden ſollten. Condé ſchien ſich der Sache ſo ſehr anzunehmen, daß er ſeinen Günſtling Rochefort nach Hof ſchickte, um auf die Erfüllung dieſes Punktes zu dringen: die wahre Abſicht war, über die Bedingungen, unter denen der Prinz wieder an den Hof kommen wollte, Unterhandlungen zu treiben. Man machte ihm die ſchönſte Hoffnung, und der Marſchall von Briſſac erhielt Befehl, ohne Verzug nach Poitiers zu reiſen und das Verlangte zu erfüllen. Nach dieſer Genugthuung ſchmeichelte man ſich mit der baldigen Rückkunft des Prinzen. Die Königin Mutter und Ancre drungen unablässig darauf, und der letzte verſprach alles, um den Schutz des Prinzen gegen die neue durch Bouillon und Mayenne errichtete Partey zu erlangen: allein, zwey geheime und einander widrige Ränke hielten den Prinzen in Chateauroux zurück. Die Prinzeſſin ſeine Mutter und die Gräfin von Soiſſons wollten zuſammen das Verdienſt erlangen, ihn zur Rückkunft bewegt zu haben, und der Marſchall von Bouillon hegte eben dieſe Abſicht. Beyde Parteyen, die von ganz verſchiedenen Geſinnungen getrieben wurden, ſtimmten darin überein, den Prinzen zu Chateauroux zurückzuhalten. Die Königin, verdrießlich über dieſe Zögerungen, ſchickte den Biſchof **Richelieu** von Luçon zweymal an Condé. Dieſer Prälat hatte ſeit einiger Zeit den Geſchmack an der Polemik und am Predigen verlohren, und ſich dem Marſchall von Ancre gewidmet, weil er ihn für das geſchickteſte Werkzeug, ſein Glück zu machen, gehalten hatte. Durch ihn war

er

er auch würklich Großalmoſenier der jungen Königin 1616
geworden. Allein, der gute Biſchof dachte auf ganz andere Dinge, als auf die Andachtsdienſte ſeiner hochgebietenden Frau. Er wußte ſich bald ſo gut in die Schwächen und Leidenſchaften der Königin Mutter zu finden, daß er ihr Zutrauen leicht gewann und zu mancher Unterhandlung gebraucht wurde. Bey der gegenwärtigen war er ſo glücklich, den Prinzen zur Rückkehr an den Hof zu bewegen, mit dem Verſprechen, der Königin Mutter ergeben zu ſeyn und den Marſchall von Ancre zu ſchützen: dafür aber ſollte man ihn allein, mit Ausſchluß aller Herren ſeiner Partey, an der Regierung des Staats Theil nehmen laſſen und ihn zum Oberhaupt des Finanzraths ernennen. Für einen geizigen Prinzen, der ſo ſehr, als der geringſte Finanzbediente, auf ſeine Bereicherung dachte, war dieſer Köder ungemein lockend. Die beyden Reiſen des Biſchofs von Luçon beunruhigten den Herzog von Mayenne und den Marſchall von Bouillon ungemein; ſie ſchickten einen ihrer Vertrauten an Condé, um zu erfahren, was Richelieu vorgeſchlagen, und ihn von der Rückkunft am Hof abwendig zu machen: aber es war zu ſpät; Condé hatte ſich ſchon entſchloſſen. Der geſchickte Prälat hatte ſeinen Geſinnungen eine ſo gute Wendung gegeben, daß er gar nichts mehr mit Bouillon zu ſchaffen haben wollte; und dies äuſſerte
er ungeſcheut gegen Rohan nach ſeiner Ankunft zu am 20.
Paris, die für ihn eine Art von Triumph war, ſo Jun.
Ehrenvoll ward er bey Hof und vom Volk empfangen. Die Herzoge von Vendome, la Tremouille, Sülli, der Graf von Candale und andere Herren dieſer Partey eilten nun nach Paris.

Concini brannte vor Begierde, den Hof des Prinzen zu vergröſſern: aber er fürchtete ſich vor der Unſicherheit in einer Stadt, wo ihn jedermann haßte.

1616 Er bat daher ſeinen Freund Baſſompierre, ihm mit einigen Reutern vor das Antonsthor entgegen zu kommen. Concini zog in Paris ein, unter einer Bedeckung von ohngefähr hundert Pferden, ſtolz vor dem Hotel de Mayenne vorbey, gerade zu dem Prinzen von Condé, ſeinem neuen Beſchützer, mit dem er ſich einiger Maasregeln wegen beſprach. Die wider ihn verbundene Herren hielten geheime Zuſammenkünfte, konnten aber wegen ihrer Uneinigkeit zu keinem Schluß kommen. Bouillon hatte doch die Denkart des Prinzen etwas verändert, und dies gieng ſo weit, daß ſich dieſer mit ihm und den Herzogen von Guiſe und Mayenne zum Untergang des Marſchalls von Ancre zu vereinigen ſchien; es ſey nun, daß er ſeine wahren Geſinnungen dem Herzog von Rohan verhehlt, oder daß ihm Bouillon Mißtrauen eingeflößt hatte wegen deſſen, was Barbin dem Marquis von Coeuvres zu verſtehn gegeben hatte, daß die Königin den Prinzen könnte gefangen nehmen laſſen, im Fall er etwas gegen den Dienſt des Königs unternehmen würde. Condé war nicht immer einerley Meynung mit den ihn heimlich beſuchenden Herren. Einige ſchlugen vor, dem Marſchall von Ancre den Proceß durch das Parlament machen zu laſſen: andere, weniger gewiſſenhaft und furchtſam wegen des Ausgangs — da die Königin über das Parlament viel vermochte — wollten ihn lieber aufheben und an einen ſichern Ort bringen laſſen. Andere endlich waren gar ſo niederträchtig, ihn lieber gleich durch Mord aus dem Weg räumen zu laſſen; Mayenne erbot ſich gar, ihn ſelbſt vor den Augen des Prinzen niederzuſtoſſen. Aber dieſer bezeugte ſeinen Abſcheu hierüber, und verſicherte ſogar den Marſchall von Ancre aufs neue ſeines Schutzes, ſo gern er auch deſſen Tod heimlich wünſchte: allein, ſo lang dieſer nicht mit der Entfernung der Königin

Marie von den Geſchäften verknüpft war, blieben 1616
ihm alle Vorſchläge in dieſer Sache gleichgültig. Alle Herren ſchienen auch hierzu bereit, nur der Herzog von Guiſe nicht, aus einem angeerbten Groll zwiſchen den Häuſern Bourbon und Guiſe, und aus Beſorgniß, der Prinz würde ihm auf dieſe Art künftig ſchaden können. Er verſicherte gerade heraus, er werde nie zugeben, daß die Königin in die Verſchwörung gegen Concini verwickelt würde. Dem Prinzen mißfiel dieſe Aeſſerung ſehr; dennoch wußte er ſeine Gedanken ſehr fein zu verbergen; ließ aber gleich hernach den Miniſter Barbin zu ſich kommen, entdeckte ihm einen groſſen Theil des Geheimniſſes, und verſprach, den Marſchall von Ancre aus allen Kräften zu ſchützen.

Karl von Valois *), ein natürlicher Sohn Karls des Neunten, war noch in der Baſtille, obgleich mit mehr Freyheit, ſeitdem er ſein Gouvernement von Auvergne dem Prinzen von Conti überlaſſen hatte. Die Königin Mutter, die ſeinen Muth, ſeine Geſchicklichkeit in Geſchäften und andere ſeinem Stande nöthige Eigenſchaften kannte, entledigte ihn am 26. Jun.
ſeiner Gefangenſchaft, um ihn ſich ergeben zu machen, und ihn dem Prinzen von Condé entgegen zu ſtellen. Bey ſeiner Entledigung gab man ihm die Würde eines oberſten Generals der Reuterey wieder, die zeither der Herzog von Nevers bekleidet hatte. Dies machte ihn noch dankbarer gegen Marie von Medici; er verſprach ihr, ſich ganz der Erhaltung ihres Anſehns zu widmen; und man bediente ſich ſeiner in der Folge mit Vortheil.

Unterdes hatte ſich **Longueville**, dem die Zeit auf ſeinem Landhauſe zu lange währte, zumal

*) Vorher Graf von Auvergne, nachher Herzog von Angouleme. Mit der letzten Benennung werden wir ihn, nach dem Beyſpiel andrer, vorläufig belegen.

1616 da er ſahe, daß ſeine Mutter bey Hof vergebens für ihn arbeitete, in die Picardie begeben, wo er Oberſtatthalter war. Die Unterſtatthalter waren ihm alle ergeben, ſo wie die vornehmſten Städte. Um ſich an dem ihm ſtets entgegen arbeitenden Concini zu rächen, ſuchte er ihm ſeine Unterſtatthalterſchaften in der Picardie zu entziehen. Er entdeckte ſein Vorhaben den Herzogen von Mayenne und Bouillon, die es aus Freuden über den für Concini daher entſpringenden Verdruß vollkommen billigten, auch den Herzog von Guiſe zu gleicher Geſinnung bewegten. Mit Hülfe der Einwohner zu Peronne, die den Marſchall haßten, bemächtigte ſich Longueville dieſer Stadt, deren Befehlshaber Concini war, nachdem er ſich ſchon vorher der Treue anderer Städte in der Picardie, beſonders Abbeville und Corbie, verſichert hatte. Bey Hofe machte das Unternehmen groſſe Bewegungen; eilend ſchickte man den Staatsſekretar Mangot mit gemeſſenen Befehlen an den Herzog, inne zu halten, und an die Einwohner, ihn nicht in die Stadt aufzunehmen; aber es war zu ſpät. Man rieth der Königin Mutter, das Anſehn des Königs und das ihrige nicht auf das Spiel zu ſetzen, und Peronne durch den Weg der Unterhandlung dem Herzog von Longueville wieder abzunehmen. Condé ſchien die That des Herzogs zu mißbilligen, bot der Königin Mutter ſeine Dienſte an, und beredete ſie, den Marſchall von Bouillon an Longueville zu ſchicken, mit dem Auftrag, dieſen auf andere Gedanken zu bringen. Allein, dem Marſchall war ſelbſt mit dieſer Verwirrung gedient, und er beſtärkte daher vielmehr den Herzog in ſeinen Abſichten. Endlich beſchloß die Königin Mutter, einen Theil der königlichen Haustruppen unter dem Herzog von Angouleme gegen Peronne hinmarſchiren zu laſſen.

Inzwi-

Inzwiſchen hatte **Condé** durch eine feine Liſt 1616
den Marſchall von Ancre bewegt, ſich vom Hof, wo er würklich ſeines Lebens nicht mehr ſicher war, abermals weg und in die Normandie zu ſeiner Statthalterſchaft zu begeben. Durch dieſe Flucht gewann Condé neues Anſehn. Das Louvre war verlaſſen, und jedermann machte ihm die Aufwartung. Man hielt ihn für mächtiger, als die Königin Mutter, ſeitdem er ihren Günſtling vertrieben hatte. Marie von Medici ſah ſich alſo genöthiget, ein gefährliches Hülfsmittel zu ergreifen, und beſchloß, den Prinzen in Verhaft nehmen zu laſſen. Zur Ausführung dieſes Vorhabens wählte ſie den Marquis von **Themines**, einen Mann, den die Begierde, ſein Glück zu machen, keine Gefahr ſcheuen ließ. Am letzten Auguſt hatte man eine ſchöne Gelegenheit, die vier vornehmſten Häupter der Mißvergnügten gefangen zu nehmen: allein, die Anſtalten waren noch nicht völlig gemacht, und da etwas von dem Anſchlag der Königin ruchtbar wurde, ſo beſchloſſen ſie, nicht mehr mit einander ins Louvre zu kommen. Mayenne bat auch den Prinzen von Condé, am folgenden Tag nicht in den Staatsrath zu gehen: allein, Condé bildete ſich ein, niemand würde ſich unterſtehen, etwas gegen ihn zu unternehmen, und die Bewegungen, die man an dem Hof wahrnahm, wären nur gegen Bouillon gerichtet. Er begab ſich alſo ins am 1.
Louvre. Zu ſpät warnte ihn der Baron von Thian- Sept.
ges, als er bey der Thür des Zimmers war, worin der Staatsrath gehalten wurde. Denn als **Condé** in das Kabinet der Königin Mutter gehen wollte, näherte ſich ihm Themines, mit ſeinen beyden Söhnen, und machte ihm den Befehl zu deſſen **Gefangennehmung** bekannt. Der erſtaunte Prinz ſah überall herum, ob nicht irgend ein Vertheidiger ſeiner Perſon, beſonders der nicht weit entfernte Her-

1616 zog von Rohan, zu finden ſey. Umſonſt; er mußte den Degen abgeben und ſeinen Begleitern in ein Zimmer folgen, wo ihn Themines mit einigen ausgeſuchten Edelleuten und Schützen bewachte.

Die Königin Mutter war über dieſe That ſo freudig, daß ſie recht verſchwenderiſche Gnadenbezeigungen um ſich her ſtreuete. Nicht allein **Themines**, ſondern auch **Montigni**, wurden Marſchälle von Frankreich. Den letztern ſchickte man nach Berri, um in dieſer Statthalterſchaft des gefangenen Prinzen Ruhe und Ordnung zu erhalten. Die Herren von **Praslin** und von **St. Gerend**, welcher letztere den Herzog von Vendome hatte gefangen nehmen ſollen, bekamen Anwartſchaft auf den Marſchallſtab; und **Crequi**, der zur Zeit der Gefangennehmung des Prinzen das Thor am Louvre bewacht hatte, erlangte das Verſprechen, Herzog und Pair von Frankreich zu werden. Der einzige **Baſſompierre** ſcherzte über die niederträchtige Aufführung der Hofleute, Würden zu erzwingen, die nur für Verdienſte beſtimmt ſeyn ſollten. Er hatte das Herz, es der Königin zu ſagen, als ſie ihn tadelte, daß er für ſeine Perſon nichts verlangte.

Inzwiſchen bemühten ſich die verwitwete Prinzeſſin von Condé, wie auch Mayenne und Bouillon nicht wenig, die Pariſer zum Aufſtand zu bewegen: allein niemand regte ſich. Nur die Läden wurden zugeſchloſſen, und ein kleiner Haufe plünderte das Haus des noch in der Normandie ſich aufhaltenden Marſchalls von Ancre. Man ſollte meynen, ein ſolcher Vorgang, wie die Gefangennehmung des erſten Prinzen von Geblüt, hätte groſſe Bewegungen und bürgerlichen Krieg hervorbringen müſſen: allein, die Verträge von Sainte Menehould und Loudün hatten dem Volke die Augen geöffnet, daß es nunmehr mit Ueberzeugung einſahe, es ſey den miß-

vergnügten Groſſen nicht ſo wohl um das Wohl des 1616
Staats als um ihren eigenen Vortheil zu thun. Auch die Reformirten bekümmerten ſich nicht um das Schickſal des Prinzen, da er ſich bey dem Vertrag zu Loudün nicht um das ihrige bekümmert hatte. Dennoch gaben ſich die Herren groſſe Mühe, ein Heer zu ſammlen und ſich dem Hof möglichſt furchtbar zu machen. Sie hielten ihre Zuſammenkünfte zu Couci. Man merkte bald die Unentſchloſſenheit des Herzogs von Guiſe; Bouillon ermahnte ihn, den Prinzen von Condé zu befreyen, und den Marſchall von Ancre zu ſtürzen, und verſprach dafür, ihn zum Oberhaupt der Mißvergnügten zu machen. Da er aber ſahe, daß dies alles keinen Eindruck in das Gemüth des Herzogs machte, indem dieſer Willens war, ſich mit dem Hof wieder auszuſöhnen, um den Oberbefehl über die königliche Armee zu erlangen; ſo ſchlug er dem Herzog von **Mayenne** die Gefangennehmung dieſes Prinzen vor. Der Vorſchlag war vernünftig, und man hätte nichts nützlichers thun können. Allein, Mayenne wollte ſich nicht dazu verſtehen, und die Königin Mutter benutzte dieſen Fehler, indem ſie den Herzog von **Guiſe** und alle deſſen Anhänger gewann. **Longueville** folgte nach und jedermann wunderte ſich darüber. Hingegen trat **Nevers** nebſt einigen andern zur Partey der Mißvergnügten.

Epernon, der ſich zeither in ſeinen Ländereyen und Statthalterſchaften ſtillgehalten, machte gleichſam eine dritte Partey, weil er ſich mit niemand vertragen konnte. Er erſchien mit einer kleinen Armee, die er durch den Beytritt andrer Herren zu vergröſſern ſuchte: allein, ſein trotziges und ehrgeitziges Betragen hatte ihm alle ſeine ehemaligen Freunde abgeneigt gemacht. Unterdes wußte er doch den Herzog von **Montmorenci** und den Marſchall

von

1616 von **Lesdiguieres** mit ſich zu verbinden. Obgleich dieſe Herren nicht offenbare Gegner des Hofs waren, ſo hegten ſie doch über die Staatsverwaltung Mißvergnügen. Lesdiguieres war faſt unabhängiger Herr im Delphinat; der Herzog von **Bellegarde** war Epernons Verwandter und Statthalter in Burgund; der Herzog von Montmorenci Statthalter in Languedok; folglich alle drey benachbart, und hatten alſo einen groſſen Strich Landes unter ihren Befehlen. Epernon war am entfernteſten in ſeinen Statthalterſchaften Angoumois und Saintonge. Güyenne lag zwiſchen ihm und den übrigen: aber er hatte ſo anſehnliche Güter in dieſer Provinz, daß er ſich leicht mit ſeinen Bundsgenoſſen vereinigen konnte. Hieraus alſo entſtand eine dritte Partey, die weder den Prinzen von Condé noch die ihm ergebene Herren liebte. Wenn ſie auch zum Schein gegen Mayenne, Nevers, Vendome und Bouillon Eintracht äuſſerte, ſo geſchah es blos zum Verderben des Marſchalls von Ancre. Vergebens verſchwendete **Rohan** ſeine Einſichten und Rathſchläge, um der Königin Mutter die zur Trennung ſo vieler Rotten dienliche Mittel zu zeigen; ſie beſaß weder Verſtand noch Anſehn genug, um die Entwürfe der Rohane und Sülli auszuführen. **Mornai** arbeitete gemeinſchaftlich mit dieſen beyden Herren, um die Reformirten von der Theilnehmung an neuen Händeln abzuhalten, als die Reformirten durch die Bewegung des Herzogs von Epernon gegen Rochelle gereitzt wurden, die Waffen zu ergreifen. Die Einwohner dieſer reformirten Hauptſtadt beſorgten, es möchte die Gefangennehmung des Prinzen von Condé einen bürgerlichen Krieg nach ſich ziehen, und beſchloſſen daher, ſich des Schloſſes Rochefort an der Charente zu verſichern; indem ihnen die Lage deſſelben ſehr nachtheilig würde geweſen ſeyn, wenn

einer

einer ihrer Feinde ihnen hierin zuvorgekommen wäre. 1616
So bald Epernon dies erfahren hatte, dauchte ihm diese Handlung einen lang geſuchten ſcheinbaren Vorwand abzugeben, um Truppen zu werben. Er brachte auch würklich auf königliche Koſten bey vier tauſend Mann zu Fuß und fünf bis ſechshundert zu Pferd zuſammen, zog gegen Rochelle, forderte Rochefort auf, bemächtigte ſich des Schloſſes Sürgeres, und legte viele Soldaten hinein, die Rochelle ſehr beunruhigten. Der Reſt ſeines kleinen Heers lebte in andern Gegenden des Ländchens Aunis nach Feindes Art.

Bey Hof erregte dieſer unerwartete Schritt des Herzogs von Epernon groſſes Aufſehen. Man beſorgte, die ganze reformirte Partey möchte ſich zum Entſatz der Stadt Rochelle rüſten; in der That machte ſie auch an verſchiedenen Orten den Anfang hierzu. Der ſorgſame Mornai rieth dem von Soiſſons zurückkommenden Herzog von la Tremouille mit Truppen eilends nach Rochelle zu gehen. Er ſelbſt, als Statthalter zu Saumür, ließ hundert Edelleute und eben ſo viel Karabiniers nach Rochelle marſchiren. Unterdes aber kamen königliche Befehle an die Rocheller, das Schloß Rochefort dem an ſie abgefertigten königlichen Officier einzuräumen, und an Epernon, ſeine Truppen aus Aunis zu ziehen. Die Rocheller lieſſen alſo die ankommende Hülfe bitten, zurückzuziehen, welches ſie aber bald bereueten, als ſie hörten, Epernon habe mit ſeinem gewöhnlichen Uebermuth den Befehl des Hofs von ſich gewieſen, indem er ſich auf eine längſt verjährte Bewilligung Heinrichs des Dritten, Statthalter von Rochelle und Aunis zu ſeyn, berief. Er ließ auch prahleriſche, ganz im Geiſte der Gaſkonier geſchriebene Manifeſte ausſtreuen, um durch ſie das Volk zu blenden und ſein Vorhaben zu verdecken. Er

1616 war ſchon im Begriff, Rochelle ſelbſt anzugreifen, als auf Anſuchen des Herrn von Mornai der Staatsrath Boiſſiſe mit neuen Vorſtellungen und Befehlen des Hofs bey ihm ankam. Statt ihn anzuhören, befahl Epernon ſeinen Leuten in deſſen Gegenwart, ſich zum Anmarſch gegen Rochelle fertig zu machen. Boiſſiſe begab ſich eiligſt in die Stadt, verſicherte die Einwohner von der Unzufriedenheit des Königs über den Herzog, und erklärte, es ſey erlaubt, ſich deſſen Gewaltthaten mit gewaffneter Hand zu widerſetzen. Sogleich machten die Rocheller Anſtalten, und beriefen eine Verſammlung der Reformirten aus den benachbarten Provinzen, deren Abgeordnete den König baten, dem Herzog nachdrücklich zu befehlen, daß er von ſeinem Vorhaben abſtehen ſollte. Sie erlangten zwar kein förmliches Gehör, weil die Verſammlung nicht mit Vorwiſſen des Königs geſchehen war: doch ſchickte dieſer dem Herzog neue Befehle zu, die endlich unter der Bedingung befolgt wurden, daß die Rocheller dem König das Schloß Rochefort einräumen ſollten, welches hernach geſchleift wurde. Zuletzt ſchrieb er einen höchſt ruhmredigen Brief an den König, worin er den Marſchall von Ancre als einen Ehrgeizigen und Tyrannen ſchilderte, der ſich des königlichen Namens zur Unterdrückung des Volks bediene.

am 1. Nov. Inzwiſchen war der König krank geworden und man befürchtete ſchon das Schlimmſte. Mayenne und die übrigen zu Soiſſons befindlichen Herren ſchienen empfindlich über dieſe Nachricht gerührt. Der Kardinal von Guiſe, der ſich ſeit kurzem mit Lüines verbunden hatte, um Concini zu ſtürzen, ließ dem König beybringen, die vom Hof entfernten Herren wären ſehr betrübt über deſſen Unpäßlichkeit. Ludwig war darüber vergnügt; die Vormundſchaft ſeiner Mutter fieng an, ihm läſtig zu wer-

werden; während ſeiner Unpäßlichkeit gerieth er in 1616
Verſuchung, ſie von ſich zu entfernen, ſo bald es ſeine Geſundheit verſtatten würde. Luines und andere Feinde des Marſchalls von Ancre ſtellten dem jungen König oft vor, daß alle mißvergnügte Herren ſich um ihn verſammlen würden, ſo bald ſie verſichert wären, einen übermüthigen Fremdling, den die Königin Mutter gern zum unumſchränkten Regierer des Staats machen wollte, nicht mehr bey Hof zu finden. Mayenne und ſeine Anhänger reitzten Luines, in ſeinen Ränken wider Concini fortzufahren; doch er bedurfte keiner Reitzung; er ſah' nur allzuwohl, daß dieſer Mann immer ein unüberſteigliches Hinderniß ſeines Glücks ſeyn würde. Der König hatte den Italiener nie geliebt, und nach der Gefangennehmung des Prinzen von Conde' konnt' er ihn noch weniger ertragen. Concini fühlte auch bald nach ſeiner Rückkunft an den Hof den ſtärkern Kaltſinn des Königs. Er merkte, daß Luines, auf den er ſo groſſe Hoffnung gebauet hatte, ſein heimlicher Feind ſey; verbarg ihm auch nicht ſeinen Argwohn. Dadurch wurde Luines bewogen, vollends alle Kräfte zum Untergang des Marſchalls aufzubieten. Dies gelung ihm ſo gut, daß der betäubte König bezeugte, die vom Hof entfernten Herren würden ihm einen Gefallen thun, wenn ſie ferner einig untereinander blieben und ſich nie wieder mit dem Marſchall verſöhnten.

Dieſer Mann war gleichfalls nicht müſſig, ſich mächtiger zu machen, als jemals. Auf ſeine Vorſtellung beſchloß die Königin Mutter, groſſe Veränderungen im Staatsrath vorzunehmen. Auſſer dem Mißfallen, das man ohnehin an der allzuſtrengen Tugend des Siegelbewahrers du Vair hatte, vermuthete man, er ſey einer von den Feinden des Marſchalls von Ancre, weil er genauen Umgang mit

1616 Lüines hegte. Man nahm ihm alſo die Siegel, um ſie **Mangoten** zu geben. Dieſer Mann ſchwung ſich mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit; aus dem erſten Präſidenten des Parlaments zu Bourdeaux war er Staatsſekretar geworden; und nun, ſechs Monate hernach, wird er Siegelbewahrer. Alle Rechtſchaffene murrten, daß man einen Mann von ſo auſſerordentlichen Verdienſten verdrungen und ſeine Stelle einer unwürdigen Kreatur des Concini verliehen habe. Dû Vair ertrug ſeinen Fall mit einer Geiſtesgröſſe, die keinen Zwang verrieth; jedermann wuſte, daß er die verlohrne Würde nie verlangt hatte; und die Achtung des Volks gegen ihn wuchs nur nur noch ſtärker. Mit nicht geringerm Unwillen ſahe man einen Biſchof als Staatsſekretar für das Kriegsweſen. Die Mißvergnügten behaupteten, es ſey dies den Kirchengeſetzen zuwider. Richelieu ließ ſie reden. Zum Verdruß ſeiner Feinde erlangte er jetzt gar, in Rückſicht auf ſeinen geiſtlichen Stand, den Vorſitz vor den übrigen Staatsſekretarien; worüber ſelbſt Concini eiferſüchtig wurde. Zu gleicher Zeit wurde **Barbin** Oberaufſeher des Finanzweſens an Jeannins Stelle.

Eines der vornehmſten Werkzeuge, deſſen ſich Lüines zur Entfernung des Marſchalls von Ancre bediente, war **Deageant**, erſter Sekretar des neuen Oberaufſehers der Finanzen, ein liſtiger, tückiſcher und höchſt ehrgeitziger Mann, der ſich von Lüines erkaufen ließ, um ihm die geheimen Anſchläge der Königin Mutter, des Marſchalls von Ancre und Barbins zu entdecken. Dieſer Deageant nahm, auf Lüines Anreitzung, den König noch mehr gegen Concini ein; und Ludwig dachte ernſtlich auf eine Veränderung. Man hielt verſchiedene Berathſchlagungen in ſeiner Gegenwart über einen Entwurf, wie man der Königin Mutter die Verwaltung der

Staats-

Staatsgeſchäfte am füglichſten nehmen könnte, wel- 1616
che dann Ludwig, oder vielmehr ſein Liebling Lüines übernehmen wollte.

Inzwiſchen war **Lesdiguieres**, der im Delphinat noch immer wie ein unumſchränkter Herr lebte, mit Truppen in Piemont eingerückt, um dem Herzog von **Savoyen** Hülfe gegen die Spanier zu leiſten, ohne hierzu Befehle vom Hofe zu haben. Dieſer hinderte ihn auch nicht, weil er ihm die beſten Abſichten zutraute. Der Herzog von Nevers warb Truppen in Champagne, Nivernois und im Lüttichiſchen, und verübte allerley Feindſeligkeiten. Die Herzoge von Mayenne und Bouillon ſchrieben Briefe an den König, die wie Kriegserklärungen ausſahen und ſtreuten manche Schmähſchrift gegen die Regierung aus. Um ſie zum Gehorſam zu bringen, beſchloß der Hof, alles anzuwenden. Der
Biſchof von Luçon beantwortete ihre Briefe mit mehr 1617
Standhaftigkeit und Beobachtung der königlichen Hoheit, als vorhin geſchehen war. Der König
vereinigte alle Güter der Herzoge von Nevers, May- am 10. März.
enne, Vendome, Bouillon, des Marquis Coeuvres und des Präſidenten le Jay mit ſeinen Kammergütern. Man bemächtigte ſich aller Werber der Misvergnügten und ließ alle Soldaten, die man in den Waffen, ohne in den Dienſten des Königs zu ſeyn, antraf, aufhängen. Man ſtellte drey Armeen ins Feld; die erſte unter Anführung des Herzogs von **Angouleme** war beſtimmt, die Aufrührer in Perche, Maine, Soiſſonnois und Isle de France zu verfolgen. Der Oberbefehl über das andere Heer, das in Champagne gebraucht werden ſollte, wurde dem Herzog von **Guiſe** und dem Marſchall **Themines** gegeben; und das dritte ſollte unter dem Marſchall von **Montigni** nach Nivernois und Berri ziehen. Das erſte war ſchon ſeit dem

1617 Januar zu Felde gegangen, und bemächtigte ſich verſchiedener kleiner Plätze in Perche und Maine, die es mit den Prinzen hielten; ſo wie das dritte alle Plätze in Nivernois beſetzte, und den Prinzen von Porcien, den zweeten Sohn des Herzogs von Nevers, gefangen nahm. Auch der Herzog von Guiſe war in Champagne glücklich; und der Herzog von Angouleme hatte endlich den Herzog von Mayenne in Soiſſons ſo enge eingeſchloſſen, daß er ſich unmöglich länger hätte halten können, wenn nicht eine ſchnelle Veränderung dem bürgerlichen Krieg ein Ende gemacht, die Gewalt der Königin Mutter zernichtet, und der ganzen Staatsverfaſſung eine andere Geſtalt gegeben worden wäre. Dies war der längſt beſchloſſene **Tod des Marſchalls von Ancre.** Lüines, deſſen Bruder Cadenet, der mehr Entſchloſſenheit und Bosheit äuſſerte als Lüines, Deageant und ihre Anhänger beſtürmten durch mancherley argliſtige Vorſpiegelungen das Gemüth des jungen und furchtſamen Königs ſo heftig und anhaltend, bis er in die Ermordung des Marſchalls willigte. Dieſer Unglückliche, der erſt neulich aus der Normandie zurückgekommen war, war ſeines Anſehns und der Feſtigkeit ſeines Glücks ſo gewiß, daß er alle Warnungen in den Wind ſchlug; die Königin Mutter war eben ſo ſorglos; ſie trauete nicht einmal der kleinen Seele des Herrn von Lüines eine Unternehmung von ſolcher Wichtigkeit zu. Der Biſchof von Luçon ſahe ſchärfer. Er hatte ſich dem Marſchall ergeben, in der Abſicht, ſich noch höher, als ſein Wohlthäter, zu ſchwingen; und ſo bald er merkte, wie unermüdlich deſſen Feinde gegen ihn arbeiteten, ſuchte er ſich ſo zu ſichern, daß er nicht zugleich mit ihm fallen möchte. Daher ließ er den Lüines durch ſeinen Schwager Pontcourlai, einen bretagniſchen Edelmann, ſeiner Ergebenheit verſichern,

und erbot ſich, ihm und dem König die geheimſten 1617
Anſchläge der Königin Mutter mitzutheilen. Dies würkte ſo gut, daß ihn der König durch Lüines die Fortdauer ſeiner Bedienung hoffen ließ. Nach mancherley Berathſchlagungen über die Art der Ermordung des Marſchalls und nach Unterdrückung vieler Gewiſſensbiſſe beſchloß man, den Herrn von Vitri, Kapitän der königlichen Garde, einen Todfeind deſſelben, zum Werkzeug bey dieſer Miſſethat zu wählen. Man verſprach ihm den Marſchallsſtab von Frankreich, wenn er den Italiener lebendig oder todt in Verhaft nehmen würde. Vitri verſicherte ſich einiger Freunde und Verwandten, wie auch einiger Edelleute und Leibtrabanten, die ihm zur Ausführung ſeines Vorhabens allen Beyſtand verſprachen. Sie verabredeten, mit Piſtolen unter ihren Mänteln ins Louvre zu kommen und den Marſchall bey dem erſten Zeichen zu erſchieſſen. Concini war gewohnt, alle Morgen um ſechs Uhr in das Louvre zu kommen, um in dem Zimmer ſeiner Gemahlin zu warten, bis die Königin Mutter aufgewacht wäre. Man paßte ihm auf, als er dahin gehen wollte, und überfiel ihn auf der kleinen Brücke, die zum Louvre führte, da er eben einen Brief las. Er wurde durch drey Piſtolenſchüſſe getödtet, ohne daß die am 24. April.
ihn begleitenden Edelleute ſeinen Tod rächten. Kaum war die That vollbracht, ſo ſchrie Vitri mit ſeinen Gehülfen: Es lebe der König! Ludwig zeigte ſich am Fenſter, und gab ihnen mit gefälliger Mine durch Abziehn des Huts ſeinen Beyfall zu erkennen. Vitri gieng in das Zimmer des Königs, und berichtete ihm, man habe den Marſchall nicht lebendig gefangen nehmen können, und ſey alſo genöthigt geweſen, ihn zu tödten. Er begab ſich hierauf zu der Marſchallin von Ancre, und nahm ſie in Verhaft.

1617 Die Königin Mutter gerieth durch die Nachricht von dem Tod des Marſchalls in die äuſſerſte Beſtürzung. Sie verlangte, ihren Sohn zu ſprechen: aber ihre Bitte wurde ihr nicht gewährt, ob ſie dieſelbe gleich mehrmals wiederholte, und die Prinzeſſin von Conti alle Geſchicklichkeit bey Lüines anwendete, ihr Gehör zu verſchaffen. Die junge Königin, der Herzog von Anjou, die zwo Prinzeſſinnen von Frankreich und die Prinzeſſinnen vom Geblüt, ſuchten vergebens um Erlaubniß an, ſie zu beſuchen. Man nahm ihr ihre beſondere Leibwache, und ſtellte dafür Soldaten von der königlichen hin. Unterdes erſchallte das Louvre von Lobeserhebungen des Königs. Die Hofleute, die ſonſt nur der Königin Mutter und dem italieniſchen Ehepaar aufzuwarten pflegten, fanden ſich haufenweis ein. Die alten Staatsminiſter wurden zurückberufen; **Villeroi** und **Jeannin** kamen zuerſt an, und empfiengen vom König tauſend Liebkoſungen. **Richelieu** fand ſich durch ſeinen vorhin erwehnten Kunſtgriff gedeckt. Der König und Lüines entzogen ihm ihre Gnade nicht, ſondern verlangten, daß er dem Staatsrath beywohnen ſollte. Hier that er weiter nichts, als daß er ſich zeigte, und nahm keinen Theil an den Berathſchlagungen. Man arbeitete damals im Staatsrath an einem Brief, den der König an alle Statthalter in den Provinzen ſchickte, um ihnen den Tod des Marſchalls zu berichten. Man ließ den König darin ſagen: Der Marſchall und deſſen Gemahlin hätten ſein zartes Alter und ihre Gewalt über das Gemüth der Königin Mutter ſo gemißbrauchet, daß ihm bisher nichts als der bloſſe Name eines Königs übrig geblieben, und daß es ſeinen Dienern und Unterthanen für ein Verbrechen ſey angerechnet worden, wenn ſie zu ihm kommen und ihn mit ernſthaften Geſprächen hätten unterhalten wollen. — **Mangot** verlohr

lohr die Siegel. Barbin wurde in die Baſtille ge- 1617
bracht. Der Sohn des Marſchalls von Ancre, den man den Grafen von la Pene nennte, ein junger Herr von zwölf Jahren, wurde, ſeiner Unſchuld ohngeachtet, gefangen genommen und in das Schloß zu Nantes gebracht, wo er fünf Jahre lang ſitzen mußte, und erſt im Jahr 1622. durch die Königin Mutter befreyet wurde. Er ſtarb im Jahr 1631. zu Florenz, wo er von den Ueberbleibſeln ſeiner väterlichen Reichthümer ein jährliches Einkommen von 14000. Thalern genoſſen. — Vitri bekam den Marſchallsſtab, und 200,000. Livres für ſeine Kapitänsſtelle über die Leibwache, die nunmehr ſein Bruder, du Hallier, empfieng.

Der Tod des Marſchalls von Ancre war für die Pariſer noch kein hinreichendes Sühnopfer. Man hatte deſſen Leichnam ganz ſtill in eine Kirche begraben: allein, am folgenden Tag erfuhr der Pöbel den Begräbnißort, grub den Körper aus, ſchleppte ihn durch die Straſſen, prügelte ihn, hieng ihn an einen Galgen, den er ſelbſt hatte aufrichten laſſen, ſchnitt das Fleiſch in Stücken, riß das Herz heraus, verbrannte hierauf alles in einem groſſen Feuer, und warf die Aſche nebſt den übrig gebliebenen Knochen in die Seine.

An Mangots Stelle erlangte nun du Vair die Siegel wieder. Dieſer Philoſoph hatte ſich in ſeine Privatwohnung zu Paris zurückgezogen und beſchäftigte ſich mit den Wiſſenſchafften, hatte ſich ihnen auch ſo ergeben, daß es ihm Mühe koſtete, ſich von den Annehmlichkeiten derſelben los zu machen und ſich wieder in den Strudel der Geſchäfte zu ſtürzen. Maupeau, der an Barbins Statt Oberaufſeher der Finanzen wurde, mußte ihm die Siegel im Namen des Königs, ſo zu ſagen, aufdringen. In der Folge verdachte man es doch ſeiner Rechtſchaffen-

1617 heit, daß er ſich gegen Lüines allzugefällig erwies. Der Kanzler Silleri bekümmerte ſich ſehr, als er erfuhr, daß nicht er, ſondern dů Vair die Siegel wieder bekommen hatte. Um ihn einigermaſſen zu tröſten, ſo ertheilte man ſeinem Sohne Pûiſieux die Würde eines Staatsſekretars wieder, die eigentlich dem Herrn von Villeroi gehörte, der auch den Gehalt für dieſelbe genoß, aber die damit verknüpften Geſchäfte, nebſt der Anwartſchaft auf den Gehalt nach ſeinem Tode dem Herrn von Pûiſieux, ſeinem Schwiegerſohn, abgetreten hatte.

Dů Pleſſis Mornai gab in einem Weisheitsvollen Schreiben dem König den Rath, die mißvergnügten Herren nach dieſer Veränderung je eher je lieber zurück zu berufen; man hatte ſich auch vorher ſchon dazu entſchloſſen. Der König gab dem in Soiſſons immer noch eingeſchloſſenen Herzog von Mayenne die erſte Nachricht von dem Tode des Marſchalls von Ancre; und ſogleich hörten aller Orten die Feindſeligkeiten auf. Jedermann begab ſich an den Hof, um dem König Glück zu wünſchen und die Gunſt ſeines Lieblings Lüines zu gewinnen. **Marie von Medici** war verlaſſen; niemand, als **Rohan** und **Baſſompierre**, war edelmüthig genug, ſich über die ſcheelen Blicke des Günſtlings hinwegzuſetzen, ihr die gebührende Ehre zu erweiſen, und Antheil an ihren Umſtänden, bey denen ſie viel Standhaftigkeit blicken ließ, zu nehmen. Da ihr alle Hoffnung, ihren Sohn zu ſprechen, genommen war, erbot ſie ſich, den Hof zu verlaſſen, und ſich nach Monceaux, einem königlichen Luſtſchloß, deſſen Genuß ihr zugehörte, zu begeben. Dieſen Vorſchlag beantwortete man nicht einmal; **Lüines** wollte ſie weiter entfernt wiſſen, und doch auch ſo, daß ſie in einer Art von Gefangenſchaft leben ſollte. Endlich beſchloß ſie, nach **Moulins** in Bourbonnois,

nois, einer Provinz von ihrer Appanage, zu gehen. 1617
Lüines kam darüber für Freuden faſt auſſer ſich. Unter das Publikum ließ man ein Gerücht ausgehen, als wenn der König nur eine halbjährige Entfernung ſeiner Mutter gewünſcht habe, bis die Staatsverfaſſung in eine gewiſſe Ordnung gebracht ſeyn würde: daß aber die Königin, aus Verdruß über den Tod des Marſchalls von Ancre, ſelbſt um Erlaubniß, ſich zu entfernen, angehalten habe. Der **Biſchof von Lüçon** beſchloß aus Verzweiflung über die kaltſinnige Begegnung der alten Miniſter, die ihn nicht im Staatsrath leiden wollten, nicht etwan in ſeine Diöces nach Poitou zu gehen, ſondern bey der Königin Mutter zu bleiben, indem er überzeugt ſeyn mochte, daß ſie über kurz oder lang ſich wieder empor ſchwingen und daß er alsdann die ſchönſten Belohnungen erndten würde, wenn er einer Fürſtin bey ihren Widerwärtigkeiten treu bliebe. Ueberdies glaubte er, ſich beym König und deſſen Günſtling nothwendig zu machen, wenn er ihnen bey Marien von Medici Dienſte leiſten könnte, ſollte es auch zum Nachtheil dieſer Prinzeſſin geſchehen. Die Erlaubniß, bey ihr zu bleiben, erlangte er gar bald vom König, und Marie ſchäzte ſich glücklich, einen Mann, deſſen Undank und Ränke ſie zu ſpät kennen lernte, bey ſich behalten zu dürfen. Richelieu entwarf hierauf einige Vergleichsartikel zwiſchen Mutter und Sohn, nach welchen jene alle ihr angenehme Perſonen mit ſich nehmen (doch bekam ſie wegen Barbin keine entſcheidende Antwort), ſich in eine ihr beliebige Stadt begeben, und alle zeither genoſſene und in der That ſehr anſehnliche Einkünfte — ſie beliefen ſich auf eilfhunderttauſend livres — behalten dürfte. Sie wählte hernach Blois zu ihrem Aufenthalt, weil das Schloß zu Moulins noch nicht bequem genug für ſie eingerichtet war. Am Tage ihrer Abreiſe am 4 May.

1617 durfte jedermann frey zu ihr gehn, und ſie empfieng, mit ſtarkem Schein von Gemüthsruhe, die Beſuche von dem ganzen Hof und die Komplimente von allen Kollegien. Der König nahm ſelbſt Abſchied von ihr, und wurde von Luines und deſſen zween Brüdern, wie auch von ſeinem Bruder, dem Herzog von Anjou, begleitet. Die Ausdrücke, deren ſich der König und ſeine Mutter bey dieſer Gelegenheit bedienen ſollten, waren vorher ſchriftlich aufgeſetzt, im Staatsrath geprüft und abgezirkelt worden. Beym Anblick ihres Sohns war die Mutter nicht im Stande, die Thränen ganz zurückzuhalten. Als ſie aber nach einem froſtigen Geſpräch, wider die Verabredung, um Barbin bat, den ſie als ihren Haushofmeiſter mitnehmen wollte, und der junge König, der auf dieſe Zumuthung nicht vorbereitet war, ihr blos ein ernſthaftes ſtummes Geſicht ſehen ließ; als ſie ihn hierauf umarmen wollte, und er ihr ſchnell mit einer tiefen Verbeugung den Rücken zukehrte, konnte ſie ſich nicht mehr halten. Beſtürzt über die unbiegſame Härte ihres Sohnes, ließ ſie ihren Thränen freyen Lauf, eilte in ihre Karoſſe, und wurde von einem anſehnlichen Gefolge begleitet. Der König ſtellte ſich ans Fenſter, um ſie abreiſen zu ſehen, und lief darnach ſogar auf den Balcon der Gallerie des Louvre, um ſie mit ſeinen Augen, ſo weit als möglich, zu verfolgen.

Die durch die **Entfernung der Königin Mutter** entſtandene Leere des Hofs ward bald durch die Wiederkunft der mißvergnügten Herren ausgefüllt. Wenige Tage nach der Ermordung des Marſchalls von Ancre lieſſen ſie den König um Erlaubniß, an den Hof zu kommen, erſuchen. Zwar lieſen ſie dabey groſſe Gefahr, indem ſie förmlich für Majeſtätsverbrecher erklärt waren: allein, ſie verlieſſen ſich auf den Günſtling, der ſehr gut gegen ſie geſinnt

ſinnt war. Er ließ den Herzog von Vendome, 1617
mit deſſen Schweſter er ſich vermählen wollte, zuerſt zurückkommen, ihm folgten die andern, und alle wurden vom König ſehr gnädig aufgenommen. Nur der Herzog von Bouillon kam nicht ſo geſchwind zurück, weil er beſchäftiget war, die in Teutſchland geworbenen Truppen zurückzuſchicken und vorher zu bezahlen, welches ſehr ſchwer fiel. Man hoffte, Condé würde nun auch ſeine Freyheit wieder erlangen: allein dieſer Prinz gewann hierbey nichts, als ein gelinderes Gefängniß, und Erlaubniß, ſeine Gemahlin zur Geſellſchafterin anzunehmen. Der König gab ihnen viele gute Worte, deren Würkung ſie vier Monate lang vergebens erwarteten; denn der Vortheil des Herrn von Luines erlaubte eine ſo baldige Erlöſung des erſten Prinzen vom Geblüt nicht; vielmehr bewegte er den König, ihn nach Vincennes bringen zu laſſen. Er brachte es auch bald dahin, daß der ihm verdächtig werdende Richelieu die Königin Mutter verlaſſen und ſich erſt in ſein Priorat Couſſai in Anjou, und dann nach Avignon begeben mußte.

Die durch Entfernung dieſes Prälaten erregte Betrübniß der Königin Mutter ward durch den Proceß vermehrt, den man der Marſchallin von Ancre, Leonore Galigai, machte. Sie wurde wegen des Verbrechens der beleidigten göttlichen und menſchlichen Majeſtät angeklagt, und man beſchuldigte ſie, daß ihre unermäßliche Reichthümer eine Frucht der auſſerordentlichen Diebereyen und der gröbſten Beſtehlung der Staatseinkünfte ſeyen. Sie vertheidigte ſich gegen alle Anklagen mit vieler Standhaftigkeit und Gegenwart des Geiſtes. Sie verachtete die Anklage der Zauberey als ein Hirngeſpinſt; und als man ſie fragte, was für eines Zaubermittels ſie ſich bedienet hätte, um die Königin Mutter zu allem,

1617 allem, was ſie gewollt, zu bereden; ſo antwortete ſie: **Keines andern, als der Gewalt, die ein ſtarker Geiſt über einen ſchwachen hat.** Und da man ſie fragte, woher die groſſen Reichthümer kämen, die ſie in ſo kurzer Zeit geſammlet hätte? ſo antwortete ſie: **Sie kämen von der Königin Mutter, die ausdrücklich ihre Einwilligung zu allem, was ſie an ſich gebracht, gegeben hätte.** Viele glaubten, man könne ſie nicht zum Tode verurtheilen, und ſelbſt einer ihrer Referenten war unter dieſen. **Dennoch wurde ſie verurtheilt, daß ſie enthauptet,** und ihr Kopf und Körper zu Aſche verbrannt werden ſollte. Durch eben dies Urtheil wurde das Andenken ihres Mannes auf immer und ewig ehrlos gemacht, ihr Sohn des Adels entſetzt und für unfähig erklärt, irgend eine Würde im Königreich zu beſitzen. Ihre in Frankreich liegende Güter wurden für verfallen erkannt und eingezogen; und in Abſicht auf diejenigen, die ſie zu Rom, Florenz und anderwärts beſaß, wurde verordnet, daß ſie dem König gehörten, indem ſie von ſeinen Finanzen entwendet worden; und man trug dem Generalprokurator auf, die Wiedererſtattung derſelben zu betreiben. — Die Marſchallin

am 8. Jul. bereitete ſich ſehr andächtig zum Tode, und bewegte durch ihr demüthiges Betragen und durch geäuſſerte Bitten um Verzeihung auf dem Richtplatz auch ihre Feinde zum Mitleiden. Viele betrachteten ſie als ein Schlachtopfer, das dem eifrigen Anhalten des Hofs, beſonders des Günſtlings gebracht wurde, der ihr den Proceß machen ließ, um ihr Vermögen zu erlangen; denn der König gab dem Herrn von Lüines alle eingezogene unbewegliche Güter des Marſchalls und ſeiner Gemahlin.

Frankreich hatte inzwiſchen durch die veränderte Scene des Hofs nichts gewonnen. Lüines

war

war eben das, was Ancre geweſen war, nur mit weniger Geiſteskräften. Er beherrſchte den König, folglich auch Frankreich, und unterhielt ihn mit kindiſchen Zeitvertreiben und mit Andachtsübungen, wozu er von Natur viel Neigung hatte. Er geſtattete nicht, daß man ſich ohne ſein Vorwiſſen dem König näherte oder beſonders mit ihm ſprach. Ob er gleich gar keine Erfahrung in Staatsgeſchäften beſaß, ſo verlangte er doch Nachrichten von allen öffentlichen Angelegenheiten, und von den vornehmſten Herren Ehrerbietung. Zwar wurde er beneidet und verſpottet: aber er machte es nach der Weiſe anderer franzöſiſchen Günſtlinge, ließ die Welt reden, und that, was ihm beliebte. Doch ſtand er von der Vermählung mit Mademoiſelle von Vendome ab, weil er den Neid der Groſſen befürchtete, und begnügte ſich mit **Marien von Rohan**, älteſten Tochter des Herkules von Rohan, Herzogs von Montbaſon, die hernach **Herzogin von Chevreuſe** wurde. 1617

Um ſeine Herrſchaft bey dem Volk angenehm zu machen, bewegte Lüines den König, den **Ausſchuß der Stände nach Rouen** zu berufen, und ihr Gutachten über die Abſchaffung der in der Regierung eingeſchlichenen Mißbräuche zu vernehmen. Allein, von allen hierbey vorgeſchlagenen Entwürfen ward keiner ausgeführt, als derjenige, der die Abſchaffung der Paulette betraf, der aber auch drey Jahre hernach widerrufen wurde. Es ward auch noch beſchloſſen, die Beſatzungen zu verringern und einige Jahrgelder einzuſchränken. Alles dies erregte neue Beſchwerden und Anlaß zu Unruhen. am 4. Okt.

Noch in dieſem Jahr litt Frankreich einen groſſen Verluſt durch den **Tod Jakob Auguſts von Thou**, einer berühmten Magiſtratsperſon und noch berühmtern Geſchichtſchreibers, deſſen unſterbliches am 17. May.

Werk

1617 Werk ſowohl wegen ſeiner klaſſiſchen lateiniſchen Schreibart, als auch wegen der durchgängigen edlen Freymüthigkeit von jedermann hochgeſchätzt wird.
am 12. Dec. Er ſtarb in ſeinem 64ſten Jahr. Noch mehr verlohr der König an dem 74jährigen Herrn von Villeroi, der unter vier verſchiedenen Königen 56 Jahre lang an dem Wohl des Staats unermüdet gearbeitet hatte. Seit dem Jahr 1567 war er Staatsſekretar auf eine ſo uneigennützige Art, daß ſein ererbtes Vermögen nur um 2000 Livres Einkünfte zugenommen hatte.

1618 Dem Herzog von Epernon war die Herrſchaft des Marſchalls von Ancre unleidlich: aber noch unerträglicher fiel ihm die Regierung des Herrn von Lüines. Verſchiedene Vorfälle brachten ihn vollends ganz gegen den Liebling des Königs auf. Als er an den Hof reiſen wollte, ſchickte er einige ausgeſuchte Soldaten voraus, die er, als Oberbefehlshaber der Leibwache, unter ſeine Kompagnie thun wollte. Lüines argwohnte, man möchte ſie als Meuchelmörder gegen ihn brauchen, und bewegte den König, ſie ohne Vorwiſſen des Herzogs ihres Dienſtes zu entlaſſen. Als er bey Hof ankam, erwies ihm Lüines alle mögliche Schmeicheleyen, die er durch lebhafte Verſicherungen ſeiner Erkenntlichkeit erwiederte. Als aber Heinrich von Gondi, Biſchof von Paris, auf des Königs Ernennung den Kardinalshut empfieng, der dem dritten Sohn des Herzogs von Epernon, Erzbiſchofen von Toulouſe von dem verſtorbenen König und von Marien von Medici verſprochen war; ſo beſchwerte ſich Epernon ſehr trotzig darüber, und bemühte ſich, dem Herrn von Lüines bey jeder Gelegenheit Verdruß zuzufügen. Hierzu kam noch ein Rangſtreit des Herzogs mit dem Siegelbewahrer dü Vair, den der Hof zu deſſen Nachtheil entſchied. Die Folge dieſer Geſchichte wird zeigen, wie weit die

die Sache des Herzogs, der ſich von Hof weg nach 1618
Metz begab, gegangen iſt. Lüines konnte ſich keine Feinde machen, ohne zugleich der Königin Mutter Anhänger zu erwecken. Als man ſahe, daß **Epernon mit dem Günſtling zerfallen** ſey, ſo ermunterte man ihn, ſich für die Sache der Fürſtin zu erklären, wie denn dieſe ſelbſt an ihn ſchrieb: allein, ſo lang er zu Paris war, wollte er ſich nicht erklären.

An dem Hof der **Königin Marie von Medici** lebte **Ruccelai**, ein italieniſcher Abbt, der zur Zeit der Königin Katharine von Medici nach Frankreich gekommen war und von Pfründen anſehnliche Einkünfte genoß. Er war ein Freund des Marſchalls von Ancre geweſen, und folgte der Königin Mutter nach Blois, mit dem feſten Entſchluß, ihr bey ihren bedrängten Umſtänden beyzuſtehen. In dieſer Abſicht hielt er um Erlaubniß an, wieder nach Hof zu kommen, die er auch durch Vermittelung des Marſchalls von Bäſſompierre erlangte. Nach allerhand heimlichen Ränken zum Vortheil der Königin Mutter machte er ſich ſelbſt bey Lüines verdächtig, worauf ihm befohlen wurde, ſich in ſeine Abbtey Signi in Champagne zu begeben. Von hier aus gieng er zu dem Herzog von Bouillon, der ihm rieth, ſich an den Herzog von Epernon zu wenden. Inzwiſchen war Lüines auf alle Vorgänge am Hof der Königin Mutter ſehr aufmerkſam. Durch vertraute Perſonen ließ er ihr melden, ſie möchte, um ſich mit ihrem Sohn wieder zu verſöhnen, ihre Fehler bekennen, und bezeugen, daß ſie böſen Rathſchlägen gefolgt, und daß man Recht gehabt habe, die Urheber derſelben zu ſtrafen, und ihr die Staatsverwaltung zu entziehen. Durch ein ſolches Bekenntniß glaubte er den Tod des Marſchalls und der Marſchallin von Ancre, die Verweiſung der Königin Mutter, und die Gefangenſetzung Barbins rechtfertigen

1618 tigen zu können. Die ſtandhafte Weigerung der Königin bey dieſem Zumuthen erregte bey Lüines den Verdacht, ſie müſſe irgend eine nahe Hülfe erwarten; daher beſchloß er, ihren geheimſten Abſichten nachzuſpüren. Er bediente ſich hierzu einer Liſt, die ihm Anfangs gelung, nachher aber ihn ſehr betrog. Barbin unterhielt nämlich einen Briefwechſel mit der Königin Mutter, deſſen ſich Lüines durch Verrätherey des dritten Mannes, den ſie beſtellte, zu bemächtigen wußte, und woraus er ſahe, daß Marie von Medici einen verborgenen Anhang haben müſſe, und ſelbſt Richelieu ward ihm verdächtig; daher eben mußte ihn der König nach Avignon verweiſen. Allein, bey allen dieſen Kundſchaften erfuhr Lüines nichts von den heimlichen Unterhandlungen des Abbts Ruccelai, der einen andern Italiener, Vincenzio Ludovici, geweſenen Sekretar des Marſchalls von Ancre, mit einem Beglaubigungsſchreiben von der Königin Mutter an den Herzog von Epernon nach Metz ſchickte. Dieſer fieng ſeine Unterhandlungen ſehr geheim an, verſprach von Seiten der Königin Geld und Plätze, und that überhaupt ſo vortheilhafte Vorſchläge, daß der Herzog antwortete, er wollte die Sache überlegen und in wenig Tagen ſich erklären. Hätte Epernon ſeinen beyden Söhnen folgen wollen, ſo wäre die Sache bald geſchloſſen geweſen: allein, er, der klüger war, ſahe faſt unüberſteigliche Hinderniſſe bey der vorgeſchlagenen Befreyung der Königin. Daher gab er Anfangs nur allgemeine Antworten, und fragte, wer die Herren wären, die von der Partey ſeyn ſollten, und wie viel Geld die Königin zur Ausführung des Anſchlags herſchieſſen könnte? Man verſicherte ihn, das Haus Guiſe, der Herzog von Montmorenci, der Marſchall von Bouillon und einige andere würden ſich mit ihm vereinigen, ſobald er ſich für die

Prin-

Prinzeſſin würde erklärt haben. Man meldete ihm, 1618
daß ſie auſſer ihren Edelſteinen, die ſie im Nothfall verkaufen könne, 200000 Thaler zu Florenz habe, die man könne kommen laſſen, wenn man wolle. Auf dieſe Nachrichten machte ſich Epernon verbindlich, die Vertheidigung der Königin Mutter zu übernehmen und ſie zu befreyen. Er bekam 50000 Thaler, die er verlangt hatte, um ſich der Beſatzung zu Metz zu verſichern; und der Herzog von Bouillon nebſt dem Herrn von St. Lüc, erlangten gleichfalls anſehnliche Summen, um Sedan zu befeſtigen und Gewehr einzukaufen. Obgleich Lüines von allen dieſen Geheimniſſen keine Nachricht hatte, ſo wurde die gefangene Königin doch ſehr ſorgfältig bewachet. Man verbot ihr, ſich von Blois zu entfernen und wies ihr den Ort und die Gränzen ihrer Spatziergänge an. Ohne Erlaubniß des Hofs konnte man weder zu ihr kommen, noch mit ihr ſprechen. Man ſchlug ihr die Erlaubniß, zu wallfarthen, ab; und als man ihr endlich die Gefangenſchaft erweiterte, ſo mußte ſie dem König vor Gott und ſeinen Engeln am 3.
verſprechen, daß ſie weder jetzt noch künftig Begier- Nov.
den oder Abſichten hegen wolle, die nicht auf das Wohl des Königs abzielten; ferner daß ſie ihm lebenslang den Gehorſam erzeigen wolle, den ſie ihm, als ihrem Oberherrn, ſchuldig wäre; daß ſie weder in noch auſſer dem Reich einen dem Dienſt des Königs nachtheiligen Briefwechſel führen; daß ſie ihm von allen heimlichen Händeln, die ſeinem Willen entgegen wären, Nachricht geben; und daß ſie nicht eher nach Hof zu kommen begehren ſollte, bis es ihr der König befehlen würde. Als Marie von Medici dieſes verſprach, waren ihre Unterhandlungen mit Epernon ſchon ſehr weit gekommen, und ihr Entſchluß war gefaßt, aus Blois zu entweichen, ohne die Einwilligung des Königs zu erwarten. Mit

1618 Ungeduld erwartete ſie den Ausgang: allein, Epernon, der wohl wußte, daß er ſie nicht aus dem Ort ihrer Verweiſung bringen könnte, ohne einen Eingriff in die königliche Gewalt zu thun, wollte ſeine Schritte ſo abmeſſen, daß man ihn keines Verbre-
1619 chens beſchuldigen könnte. Er hielt daher beym König um Erlaubniß an, ſich nach Saintonge zu begeben, ohne ſeinen Weg durch Paris zu nehmen: al-
am 11. Jan. lein, er bekam abſchlägige Antwort, unter dem Vorwand, ſeine Gegenwart ſey wegen des in Teutſchland ausgebrochenen (dreyſſigjährigen) Kriegs zu Metz
am 17. Jan. nothwendig. Epernon antwortete, von Teutſchland her habe man nichts zu befürchten, und auf allen Fall wollte er ſeinen Sohn, den Marquis von la Valette zu Metz laſſen, der dann in ſeiner Abweſenheit die nöthigen Befehle ertheilen könnte. Zugleich beklagte er ſich, daß er ſeit zwey Jahren von dem Hof nur den Sold eines Oberſten, auf zehn Monat jährlich, bekommen hätte, welches ihn auſſer Stand ſetzte, den ſeiner Würde anſtändigen Aufwand zu
am 22. Jan. machen. Er reiste hierauf ab, nachdem er ſeinem Sohn la Valette, befohlen hatte, die Stadtthore etliche Tage lang verſperret zu halten. Zu Pont de Vichi ſchrieb er einen ehrerbietigen Brief an den König, worin er dieſe Abreiſe zu rechtfertigen, und zu beweiſen ſuchte, ſeine Gegenwart ſey in Saintonge und Angoumois für den Dienſt des Königs weit nothwendiger, als zu Metz. Er ſetzte hierauf ſeinen Weg nach Angoumois fort, und ſchickte ſeinen Sohn Cadillac und den Herrn du Pleſſis nach Blois, die der in groſſer Angſt ſchwebenden Königin melden, der Herzog von Epernon erwartete ſie zu Loches, und ſein Sohn der Erzbiſchof von Toulouſe, nebſt dem Abbt Ruccelai, der immer noch das ſtärkſte Triebrad bey dem ganzen Handel geweſen war, zu Montrichard. Auf einer Leiter entwich ſie in der

Nacht

Nacht zwiſchen dem 21 und 22. Februar glücklich 1619
aus dem Schloß, und kam ungehindert nach Loches. am 22. Febr.
Als ſie in Sicherheit war, ſchrieb ſie an den König, ſie habe ihre Ehre und Freyheit lang genug müſſen kränken laſſen und groſſe Furcht wegen ihres Lebens ausgeſtanden; man habe ihr gerathen, ſich an einen ſichern Ort zu begeben, wo ſie von den Unternehmungen ihrer Feinde nichts zu befürchten hätte; daher ſie den Herzog von Epernon gebeten, ihr einen ſichern Aufenthalt in Angouleme zu geben. Zugleich ſchrieb ſie an den Prinzen **Viktor Amadäus von Savoyen**, der nach Frankreich gekommen war, um ſich mit der **Prinzeſſin Chriſtine** zu vermählen. Epernon berichtete dem König, die Königin habe ihm befohlen, ſie zu Loches zu erwarten, und nach Angouleme zu führen; er habe geglaubt, er dürfe dies nicht abſchlagen, ohne ſeine Pflicht gegen die Mutter und den Sohn aus den Augen zu ſetzen. Der Hof betrachtete dieſe Begebenheit als die Loſung zu einem innerlichen Krieg und nahm alle Maasregeln zur Verhütung ſchlimmer Folgen. Man ſchärfte allen Befehlshabern in den Provinzen Sorge für die Erhaltung ihrer Plätze ein, und der teutſche, aber in franzöſiſchen Dienſten ſtehende Graf von Schomberg mußte mit etlichen Regimentern gegen Epernon anrücken, um etwan die Königin Mutter ſeinen Händen zu entreiſſen. Am Ende aber beſchloß man auf den Rath des Herzogs von **Bouillon**, die Sache lieber durch Unterhandlungen als durch offenbaren Krieg zu ſchlichten. Ludwig antwortete ſeiner Mutter in einem ſehr drohenden Ton, gab aber zugleich dem Ueberbringer des Briefs, Grafen von **Bethüne**, Befehl, einen Vergleich vorzuſchlagen, und die Königin zu bereden, daß ſie ihre Sache von den Händeln des Herzogs von Epernon trennen möchte. Dazu verſtand ſie ſich aber durchaus nicht;

1619 der Briefwechſel zwiſchen Mutter und Sohn daurete fort unter den bitterſten Vorwürfen. Alle Friedensmittler arbeiteten vergebens, bis **Richelieu** die Hand ans Werk legte. Dieſer nach Avignon verwieſene Prälat beſchäftigte ſich, oder ſchien ſich zu beſchäftigen mit leſen und Schreiben geiſtlicher Bücher, und vermied faſt allen Umgang, um den Schein der Parteylichkeit zu vermeiden: dabey aber ließ er den Herrn von Lüines unaufhörlich verſichern, daß er die beſten Abſichten hege und ſeinen Aufenthalt ohne deſſen Befehl nie verändern werde. Dies Betragen hatte für ihn erwünſchte Folgen. **Lüines** wollte lieber mit ihm, als mit Epernon oder Ruccelai, die er für ſeine Feinde und für halsſtarrige Köpfe hielt, zu thun haben; und ſchickte ihm daher Befehl zu, ſich nach Angouleme zu begeben. Seine Ankunft war weder dem Herzog von Epernon noch dem Abbt Ruccelai angenehm, welche das ganze Vertrauen der Königin Mutter unter ſich theilten, und befürchteten, dieſer neue Vertraute möchte ſich deſſelben zu ihrem Nachtheil bemächtigen. Sie ſuchten ihn daher bey der Königin verdächtig zu machen. Da ſie aber ihre Abſichten nicht erreichten, ſo wurde er zu einer Berathſchlagung gezogen; da er denn zu erkennen gab, daß es ſeiner Meynung nach beſſer geweſen wäre, wenn man ſtatt der kühnen Briefe, die man die Königin an den Hof hätte ſchreiben laſſen, gute Truppen geworben und ihre Partey mehr durch Soldaten, als durch Schriften unterſtützt hätte. Durch dieſe Denkart wurde der Neid ſeiner Feinde noch mehr gereitzt. Die Königin hatte die Abſicht, Richelieu zu ihrem Kanzler zu machen: allein, Epernon ſchlug ihr den Abbt Ruccelai hierzu vor. Sie wollte, daß er in dem Staatsrath ſitzen ſollte; aber ſeine Feinde wollten ihn davon ausgeſchloſſen wiſſen. Endlich erklärte Richelieu ſelbſt, daß er weder Kanz-

ler

ler werden, noch den Staatsverſammlungen beywoh- 1619
nen wolle. Inzwiſchen hatten die Unterhandlungen mit dem Hof noch keinen Fortgang gehabt. Die königlichen Truppen zogen ſich von allen Seiten zuſammen; der Graf von **Schomberg** bemächtigte ſich der Abbtey Uzerche in Limouſin, wo Epernon eine Beſatzung hatte. Auf der andern Seite wollte **Mayenne** in Angoumois eindringen, und der Herzog von **Nevers** drohte mit einer Belagerung der Stadt Metz. Endlich zerfiel Eperon mit Ruccelai, welcher mehr Geſchicklichkeit zu heimlichen Ränken, als zu öffentlichen Unternehmungen beſaß, und war genöthiget, ſich mit Richelieu zu vereinigen, der nun auch wieder in den Staatsrath der Königin eintrat. Durch ſeine Hülfe wurde endlich zu Angou- am 30. April.
leme ein **Vergleich** mit dem Kardinal von Rochefoucault und dem Grafen von Bethüne, als Abgeordneten des Königs, geſchloſſen; vermöge deſſen die Königin Mutter verſprach, dem König das Gouvernement der Normandie zu übergeben, unter der Bedingung, daß man ihr das von Anjou nebſt dem beſondern Gouvernement der Stadt Angers und einiger Schlöſſer überlaſſen ſollte. Sie ſelbſt erhielt ihre völlige Freyheit, und Erlaubniß, alle Bedienungen ihres Hauſes zu vergeben, und ſich ihren Aufenthalt nach Belieben zu wählen. Der König verſprach auch eine allgemeine Vergeſſenheit des Geſchehenen für alle, die der Königin zu ihrer Entweichung beförderlich geweſen, oder die Waffen ergriffen hatten, namentlich für den Herzog von Epernon und für deſſen Söhne.

Da die Königin Mutter Gewalt hatte, die Befehlshaber in ganz Anjou zu ernennen, ſo überließ ſie die Wahl derſelben dem Biſchof von Luçon, der dann glaubte, daß derjenige, welcher Herr über die Feſtungen wäre, auch das Glück der Marie von

1619 Medici in Händen hätte, und deswegen alle dieſe Befehlshaberſtellen unter ſeine Verwandte und Freunde theilte. Dies erregte groſſe Unruhen an dem kleinen Hof der Königin, und der Abbt Ruccelai und deſſen vertrauter Freund, der Marquis von **Moſny**, wurden dadurch ſo beleidiget, daß ſie an den Hof des Königs giengen, wo ſie mit offenen Armen empfangen wurden. Die Königin reiſte von Angouleme nach Tours, um daſelbſt, einer genommenen Abrede gemäß, ihren Sohn, den König zu ſprechen. Sie ſtellte ihm daſelbſt den Erzbiſchof von Toulouſe vor, und verlangte einen Kardinalshut für ihn, welches ihr auch der König bewilligte

am 16. Okt. und durch ſeinen Geſandten zu Rom betrieb. Sie begab ſich hierauf nach Angers, und ſchien nun vollkommen mit dem König wieder ausgeſöhnt zu ſeyn: aber an den Staatsgeſchäften, die dem Günſtling überlaſſen blieben, hatte ſie keinen Theil; daher blieb doch immer noch der alte Unwille, ſo viel Achtung man ihr auch zu beweiſen ſuchte, und ſogar bisweilen ihre Einwilligung bey erheblich ſcheinenden Sachen verlangte. Dies beobachtete man auch bey der **Loslaſſung des Prinzen von Condé**, den ſie ins Gefängniß gebracht hatte; ſie gab ihre Einwilligung dazu, weil ſie doch wohl wußte, daß man auch ohne dieſelbe den Prinzen ſeiner Gefangenſchaft zu Vincennes entlaſſen würde. **Lüines**, der die ganze Sache betrieben hatte, um ſich dadurch eine Stütze zu erwerben, brachte dem Prinzen ſelbſt das Schreiben des Königs, wodurch er an den Hof eingeladen wurde, und reiſte mit ihm und deſſen Gemahlin, die ſich ſchon ſeit einigen Monaten mit ihm hatte ein-

am 20. Okt. ſchlieſſen laſſen, nach Chantilli zum König. Condé vergaß dieſe Wohlthat nie; der König hatte keinen getreuern Unterthanen, und **Lüines** keinen eifrigern Beſchützer, als ihn. Dieſer **Mann** ſtand damals auf

auf dem höchſten Gipfel der königlichen Gunſt. Lud= 1619
wig hatte die Herrſchaft **Maille'** in Touraine für ihn zu einem **Herzogthum** und zu einer Pairie unter dem Namen von **Lüines** erhoben. Sein jüngſter Bruder hatte die Erbin des Hauſes Ailli geheurathet, die ihm die Herrſchaften Chaune und Pequigni unter der Bedingung zubrachte, daß er den Namen und das Wappen dieſes Hauſes führen ſollte, und der König hatte ihn in Betracht dieſer Verbindung zum Marſchall von Frankreich gemacht. Sein anderer Bruder bekam eine Statthalterſchaft in der Picardie; und beyde wurden in den heil. Geiſtorden aufgenommen. Dieſes auſſerordentliche Glück der Gebrüder Lüines erregte den Neid der Hofleute und zog ihnen viele Feinde zu, die dann immer an dem Hof der Königin Mutter eine Freyſtatt fanden.
Um ihnen dieſe Zuflucht zu benehmen, ſuchte Lüines 1620
die Königin nach Hof zu bringen, und der Herzog von Montbaſon wurde abgeſchickt, ſie dazu zu bewegen: allein, er fand mit ſeinen Vorſtellungen kein Gehör: vielmehr machte ſie viele Beſchwerden gegen den Hof bekannt, aus denen man ſchloß, ſie müſſe eine Partey haben, auf die ſie ſich verlaſſe. Und ſo war es auch. Der Herzog von **Mayenne** erklärte ſich zuerſt. Plötzlich verließ er Paris, unter dem Vorwand, man habe ihn in Verhaft nehmen wollen. Nicht ſo ſchnell erklärte ſich die Königin Mutter. Richelieu zeigte ihr, daß nur zwo Mittel da wären, von denen ſie ſich eines wählen müſſe: entweder an den Hof zurückzukehren und den König durch freundliches Betragen zu gewinnen, ohne dabey die Günſtlinge anzutaſten; oder die Waffen zu ergreifen. Das erſte Mittel ſtellte er ihr als unſchuldig und gemäſſigt, das andere aber als höchſt bedenklich und gefährlich vor. Unter allen ihren Vertrauten unterſtützte keiner die Ergreifung des er=

1620 ſten Mittels, als ihr Beichtvater P. Suffren, ein Jeſuite, und der Herr von Marillac: die andern ſtimmten alle auf den Krieg, und behielten auch die Oberhand. Sie ſtützten ſich auf die groſſe Anzahl der mißvergnügten Prinzen und Herren. **Longueville** war in ſein Gouvernement die Normandie gegangen; der **Herzog von Vendome** hatte den Hof verlaſſen; und der **Ritter von Vendome**, Großprior von Frankreich, der Herzog von **Nemours**, der Graf und die Gräfin von **Soiſſons**, ſtanden auf dem Punkt, ſich zu erklären. Jedermann glaubte, Marie von Medici würde nun bald eine fürchterliche Parten haben, die den König nöthigen könnte, den Herzog von Lüines zu verlaſſen. Um dieſe zu zerſtreuen, beſchloß der Hof, Unterhandlungen und Gewalt zugleich anzuwenden. Viele Abgeordnete mußten nach Angers gehen und der Königin Frieden anbieten: zugleich aber beſchloß man, auf Anrathen des Prinzen von Condé, mit den Waffen in der Hand auf die Aufrührer loszugehen, ehe ſie ſich noch

im Jul. beſinnen könnten. Der König gieng ſelbſt mit einer Armee von 8000 Mann zu Fuß und 800 zu Pferd und 6 Kanonen von Paris weg, und wurde von ſeinem Bruder dem Herzog von Anjou, und von dem Prinzen von Condé begleitet. Man zog gerade gegen Rouen. **Longueville** war daſelbſt, und da er die Stadt nicht von dem König abwendig machen konnte, ſo zog er ſich in die Landſchaft Caux zurück. **Rouen** nahm alſo den König auf, der daſelbſt einen

am 11. Jul. hohen Gerichtstag hielt, auf welchem erklärt wurde, daß die Gewalt des Herzogs von Longueville in der Normandie ſollte aufgehoben ſeyn, bis er ſich vor dem König würde gerechtfertigt haben. Bald darauf ergab ſich auch Caen. Alle Städte in der Normandie lieſſen dem König durch Abgeordnete ihre Treue verſichern. Selbſt Longueville ſchrieb von Diep-

Dieppe einen demüthigen Brief an ihn, worin er 1620
verſprach, nichts wider den königlichen Dienſt zu unternehmen. Auf dieſes Verſprechen trieb man ihn auch nicht weiter in die Enge, ſondern der König, der nun die ganze Normandie unter ſeinem Gehorſam ſahe, und dem Herzog von **Elboeuf** den Oberbefehl darüber aufgetragen hatte, gieng nach Anjou, um auch dort die Aufrührer zum Gehorſam zu bringen.

Die Königin Mutter war mit 8000 Mann zu Fuß, 1200 zu Pferde und 6 Kanonen von Angers aufgebrochen, und hatte ſich des Schloſſes bey la Fleche bemächtiget. Sie erwartete noch Truppen, die der Graf von St. Aignán im Namen des Grafen von Soiſſons jenſeits der Loire warb, und andere ſollte ihr der Herzog von Rohan aus Poitou zuführen. **Mayenne** rieth ihr, ſich nach Güyenne zu begeben, wo er 18000 Mann verſammlet habe: allein, **Epernon**, der beſorgte, Mayenne möchte den Vortheil der übrigen mißvergnügten Herren hintanſetzen, wenn er die Königin in ſeiner Gewalt hätte, ließ ihr vorſtellen, Mayenne ſuche blos durch dieſes Mittel und auf ihre Koſten vortheilhaftere Bedingungen vom Hof zu erlangen; ihre Partey würde alles Anſehn verliehren, wenn ſie ſich aus Anjou zurückzöge; das ganze Land zwiſchen der Loire und Garonne, das ihr zugethan ſey, würde verlohren gehen; und überhaupt ſey es beſſer, wenn ſie ſtandhaft zu Angers bliebe und die Truppen des Herzogs von Mayenne nebſt den ſeinigen, die zuſammen, ohne ihre eigene Truppen, eine Armee von 25000 Mann ausmachen würden, zu ſich kommen lieſſe; denn mit einer ſolchen Macht würde ſie im Stande ſeyn, dem Herzog von Lüines Geſetze vorzuſchreiben. Dieſer Rath war vortreflich, und deſſen Ausführung würde allem Anſehn nach erwünſchte Folgen für die Köni-

1620 gin Mutter gehabt haben. Allein, der Biſchof von Luçon hinderte die Königin, ihn ganz zu Herzen zu nehmen. Auf ſeine Vorſtellung blieb ſie zu Angers, geſtattete aber nicht, daß Mayenne und Epernon mit ihren Truppen zu ihr ſtoſſen ſollten, damit, wie es hieſſe, ihre Provinzen während ihrer Abweſenheit keiner Gefahr ausgeſetzt wären. In der That aber geſchah dies, weil Richelieu ſich fürchtete, zween Herren von ſolchem Stande und von ſolcher Erfahrung um der Königin Mutter zu ſehen, die ſie vielleicht gegen ihn würden eingenommen haben; und dann wünſchte er, ganz allein der Königin nützlich zu ſeyn, um hernach durch ſie Vortheile zu erlangen; auch hoffte er, Luines würde erkenntlich gegen ihn ſeyn, wenn er die Partey der Königin auf dieſe Art ſchwach erhielte. Geſetzt aber auch, er hätte nicht die geringſte eigennützige Abſicht dabey gehabt, ſo iſt doch gewiß, daß er durch dieſe Rathſchläge der Partey der Königin den größten Schaden zufügte. Auf ſeine Eingebung ließ ſie dem König erklären, daß ſie künftig an ſeinem Hof leben wolle, und nur verlange, die Partey, mit der ſie verbunden wäre, mit Ehren zu verlaſſen. Die Abgeordneten trafen den König mit der Armee zu la Fleche an, richteten ihre Geſchäfte aus, ſchloſſen einen Vergleich, und kehrten nach Angers zurück, um ihn von der Königin genehmigen zu laſſen. Als
am 7. Aug. aber Bellegarde mit Ueberbringung dieſer Genehmigung zauderte, ſo ließ Ludwig Pont de Cé angreifen, wo unter den Herzogen von Vendome und Retz und dem Grafen von St. Aignan, eine ſtarke Beſatzung lag, die den Truppen des Königs entgegen rückte, aber geſchlagen wurde. Mit den Flüchtigen drungen die Sieger ein, nahmen die Stadt in Beſitz und bekamen auch das Schloß gleich nach der erſten Aufforderung. Durch dieſe von Richelieu begünſtigte

ſtigte Unternehmung wurde die Vereinigung der Kö- 1620
nigin Mutter und ihrer Truppen mit den jenſeits der Loire ſtehenden Herren gehindert und der ganze Plan der Aufrührer zernichtet.

Bald hernach kamen der Kardinal Sourdis und der Biſchof von Luçon in Begleitung des Herzogs von Bellegarde, des Erzbiſchofs von Sens, des Präſidenten Jeannin und des P. von Berülle, zu dem König, und erklärten ihm im Namen ſeiner Mutter, daß ſie entſchloſſen wäre, allen Arten von heimlichen Verbindungen zu entſagen, und daß nur die Furcht vor der Unterdrückung ſie genöthiget hätte, die Waffen zu ergreifen. Die zween Abgeordnete der Königin baten zugleich, daß er allen ihren Anhängern verzeihen möchte. Der König antwortete, es wäre kein Menſch in ſeinem Reich, der über Unterdrückung zu klagen hätte, und er wolle allen, die in acht Tagen nach öffentlicher Bekantmachung des Friedens die Waffen niederlegen und ſich unterwerfen würden, Verzeihung wiederfahren laſſen. Der **Vertrag** wurde vom König unterzeichnet, und am 10. Aug.
er ſchickte ihn noch an demſelben Tag ſeiner Mutter, nebſt einem zärtlichen und ehrerbietigen Schreiben. Der geheime Artikel dieſes Vertrags war das Verſprechen eines Kardinalshuts für den Biſchof von Luçon, und die Heurath der Mademoiſelle von Pontcourlai, einer Muhme des Biſchoffs, mit dem Herrn von Combalet, des Günſtlings Neffen. Auf dieſe Art bauete Richelieu ſein Glück, das er durch den Marſchall von Ancre gegründet hatte, durch den Herzog von Luines und durch die gute Meynung, welche die Königin Mutter von ihm hegte, und deren beſonderes Intereſſe er doch bey dieſer Gelegenlehenheit keineswegs beobachtet hatte. — Der König begab ſich nach Briſſac, und gieng ſeiner ihn beſuchenden Mutter mit dem Herzog von Anjou, dem

Prin-

1620 Prinzen von Condé und dem Herzog von Lüines entgegen. Sie umarmten einander mit groſſem Schein von Zärtlichkeit. Die Königin Mutter gieng hierauf nach Chinon, und der König nach Poitiers, unter dem Vorwand, die Angelegenheiten einiger Provinzen in Ordnung zu bringen.

An Epernon hatte man Bellegarden, deſſen Vetter, geſchickt, um ihn zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Condé bat auch den Erzbiſchof von Sens, in ſeinem Namen zu ihm zu gehen. Lüines ließ ihm ſehr vortheilhafte Bedingungen anbieten; er wollte dem Marquis von la Valette eine von ſeinen Nichten mit 200,000. Thalern, die ihm der König geben würde, verſchaffen: er wollte ferner den Marquis zum Herzog und Pair machen, ihm und den andern Söhnen des Herzogs die Anwartſchaft auf deſſen Aemter und dem Erzbiſchof von Touloufe beſonders den verſprochenen Kardinalshut zuwegebringen. Dem Herzog von Mayenne verſprach man die Statthalterſchaft von Bearn, die man dem reformirten Marquis von la Force nehmen wollte: Allein, Mayenne wollte die Waffen nicht eher niederlegen, als bis Lüines geſtürzt wäre, und er würde bey dieſem Entſchluß geblieben ſeyn, wenn Epernon, der bey dieſer Gelegenheit blos der Königin hatte dienen wollen, gleiche Geſinnung mit ihm gehegt hätte. Um alſo nicht der einzige zu bleiben, der ſich den Waffen des Königs widerſetzte, ſo legte er ſich auch zum Ziel. Und ſo zertheilte ſich das Ungewitter, das über den Herzog von Lüines hatte ausbrechen wollen. Er war ſehr vergnügt über die Beyhülfe des Biſchofs von Luçon, der ſich bey ſeinen Privatabſichten doch Verdienſte erworben, und die erſten Funken eines bürgerlichen Kriegs, der das ganze Reich in Flammen zu ſetzen drohte, in ihrer Geburt erſtickt hatte. Sein zweeter Bruder,

Herr

Herr von Brantes, war inzwiſchen durch einen Gna- 1620
denbrief des Königs zum Herzog und Pair erkärt worden, nachdem er die Erbin von Luxemburg geheurathet hatte.

Die nunmehr wiederhergeſtellte Ruhe des Hofs und des Reichs wendete der päbſtliche Botſchafter **Bentivoglio** zur Entzündung neuer Unruhen an. Aus blindem Religionseifer brachte er die bisher von der franzöſiſchen Kleriſey von Zeit zu Zeit betriebene **Verfolgung der Reformirten** wieder in Vorſchlag, und bemühte ſich, dem Herzog von Lüines, ohne den damals nichts geſchehen konnte, den Verfolgungsgeiſt einzublaſen. Lüines machte Schwierigkeiten: aber er wurde zu ſehr beſtürmt; der Kardinal Retz, der Siegelbewahrer du Vair, der Jeſuit Arnoux, Beichtvater des Königs, und der P. von Berülle, vereinigten ſich mit Bentivoglio; Lüines mußte nachgeben; und man beſchloß, den Reformirten in Frankreich einen tödtlichen Stoß zu verſetzen. Noch im vorigen Jahr hatte man ihnen erlaubt, ſich zu Loudün zu verſammlen, um neue Abgeordnete an den Hof zu ernennen. Anſtatt mit der Wahl derſelben zu eilen, verlangten ſie die Wiederrufung des Edikts, wodurch den katholiſchen Geiſtlichen in Bearn die Beſitznehmung ihrer ehemaligen Güter war zugeſtanden worden. Sie beſchäftigten ſich mit Abfaſſung eines Verzeichniſſes ihrer Beſchwerden, das dem König im September 1619. eingereicht wurde, und lieſſen ein Umlaufſchreiben an alle ihre Kirchen ergehen, um von ihrem Verhalten Rechenſchaft zu geben. Der Hof aber wollte wieder nicht auf ihre Klagen antworten, bis die Abgeordneten ernennt, und die Verſammlung auseinander gegangen wäre. Man drohte ihnen; und da dies nichts half, ſo trat man mit ihnen in Unterhandlung, wobey **Lesdiguieres**, **Chatillon** und **Mor**-

1620 nai dem Hof nützliche Dienſte leiſteten. Endlich ernennte die Verſammlung die ſechs Abgeordnete und gieng auseinander, ohngeachtet ſie auf das Verſprechen des Hofs nicht viel bauen konnte. Dieſer Gehorſam wurde ſchlecht belohnt. Auf Lúines Antrieb beſchloß der König, Gúyenne und Bearn zu durchreiſen, um durch ſeine Gegenwart die Uebung der katholiſchen Religion in jenen Provinzen zu befördern. Von Bourdeaux aus ließ er dem Statthalter in Bearn, Marquis von la Force, und dem Parlament befehlen, die katholiſche Religionsübung daſelbſt wieder herzuſtellen und die Katholiken in ihre Kirchengüter wieder einzuſetzen. Das Parlament zu Pau war bereit, das ſchon im Jahr 1617. ergangene königliche Edikt zu regiſtriren: dies war aber dem König nicht genug; er wollte es auch vollzogen wiſſen, ehe er nach Paris zurückgieng; und da die Abgeordneten der Provinz an den Hof kamen, ohne die verlangten Nachrichten wegen Vollziehung des Edikts zu bringen; ſo beſchloß Ludwig, in eigner Perſon nach Bearn zu reiſen und ſeine Edikte vollſtrecken zu laſſen, ſo ſehr dies auch **Mayenne** widerrieth.

Seit der Regierung der Königin Johanne aus dem Hauſe Albret hatte ſich das ganze **Fürſtenthum Bearn** zur reformirten Religion bekannt. Die noch dort wohnenden Katholiken ſuchten die Unterſtützung der Spanier, um ſich zu empören, und ihre Fürſtin zur Flucht nach Rochelle zu nöthigen. Als aber dieſe ihre böſe Abſichten vereitelte, ſo wurde unter ihrem Anſehn und mit Einwilligung der Stände die reformirte Religion die herrſchende, und die Kirchengüter wurden zum Unterhalt der Lehrer angewendet. Jetzt aber nahm man ihnen dieſe Güter wieder, in deren Beſitz ſie unter dem Anſehn ihrer Könige ſeit 60. Jahren geweſen waren. Vergebens

bens ſtellten die Stände dem Hof vor, daß unter ih- 1620
ren Privilegien das älteſte und unveränderlichſte ſey, daß die Regenten in der Landesverfaſſung nichts ändern könnten, ohne Einwilligung der Nation, die ſo wohl bey Verfertigung als Aufhebung der Geſetze nothwendig ſey. Allein, was halfen Vorſtellungen gegen Gewalt? Man nahm dem Marquis von la Force, einem Proteſtanten, die Statthalterſchaft dieſer Provinz, und gab ſie dem Herzog von Mayenne, der auf Anſtiften des Pabſtes die Uebung der katholiſchen Religion mit Gewalt daſelbſt einführte. Man gab den Biſchöffen und Aebbten wieder Sitz und Stimme in dem Oberhofgericht zu Pau; man ſchaffte die Hauptleute des Landausſchuſſes von Bearn ab; und drückte überhaupt die Proteſtanten ſo ſehr, als wenn ſie keine Unterthanen wären. — Nach dieſen Einrichtungen reiſte der König wieder nach Paris, wo ſeine Mutter ſchon angelangt war, die der mit Lüines vereinigte Biſchof von Lüçon vollkommen regierte.

Die Veränderung in Bearn zog groſſe Bewegungen nach ſich, und man kann ſie als **die Epoche der Kriege** anſehen, **die mit den Proteſtanten unter dieſer Regierung geführt wurden.** Denn kaum waren die Gewaltthaten dort ausgebrochen, ſo brannte man auch zu Tours, Poitiers und an verſchiedenen andern Orten die reformirten Kirchen ab, und verfolgte dieſe Religionsverwandte, blos in der Abſicht, daß ſie die Waffen ergreifen möchten, und man daher einen ſcheinbaren Vorwand zur Entziehung aller ihnen verliehenen Vortheile nehmen könnte. Und in Erreichung dieſer Abſicht waren ihre Feinde nur allzuglücklich. Die Reformirten verſammleten ſich an verſchiedenen Orten, und ſchrieben eine allgemeine Verſammlung auf den 24ſten December in der Stadt Rochelle aus. am 14. Nov.

1620 Der König verbot dies; ſie glaubten aber doch dazu berechtiget zu ſeyn, weil ſie auf der Verſammlung zu Loudün Erlaubniß erlangt hatten, ſich in ſechs Monaten wieder zu verſammlen, wenn nicht alles, was ihnen verſprochen worden, treu erfüllt würde. Da die Reformirten merkten, daß ſie der König mit Gewalt zur Befolgung ſeiner ſich widerſprechenden Befehle bringen wollte, ſo machten ſie ſich zum Widerſtand und zur Vertheidigung ihrer Rechte bereit. Sie begiengen aber den Fehler, daß ſie hierin zu voreilig waren. Die klügſten ihrer Partey, beſonders **Mornai**, ſahen die Gefahr, in die ſie ſich durch ihre allzugroſſe Hitze ſtürzten. Sie bemühten ſich, dem Ausbruch des Uebels vorzukommen, und thaten allerhand Vorſchläge zu einer anſtändigen Trennung der Verſammlung zu Rochelle, die der Hof für Empörung erklärte. Aber andere, mehr für die Beförderung ihres Glücks als für das Wohl der Religion beſorgt, hatten die Hartnäckigkeit der Verſammlung ſo ſehr geſtärkt, daß ſie ſich der wiederholten Befehle des Königs ohngeachtet nicht trennten, und dadurch dem Hof Anlaß gaben, die äuſſerſte Strenge gegen ſie anzuwenden. Denn dies war eben der ſcheinbare Vorwand zu der Verfolgung der Refor-
1621 mirten. Der König ließ eine Erklärung bekannt
am 24. April. machen, die gleichſam das erſte Zeichen zum Krieg war. Nach einer lebhaften Schilderung des hartnäckigen Widerſtandes der Verſammlung zu Rochelle, erklärte er ſeinen Entſchluß, Touraine, Poitou und andere Provinzen ſeines Königreichs zu beſuchen, um wenn er das Uebel näher ſähe, die nöthigen Maasregeln dagegen zu ergreifen, ohne jedoch das Edikt von Nantes zu verletzen. Nun hatten die Reformirten, vermöge dieſes Edikts, einige Sicherheitsplätze, in denen ſie Befehlshaber von ihrer Religion halten durften; und dieſe Städte dienten ihnen

ihnen ſtatt einer Verſicherung, daß man auch das 1621
übrige, was man ihnen verſprochen, halten würde: allein, da ſie ſahen, daß man dem Edikt täglich zuwider handelte, und daß der Hof, er möchte auch ſagen, was er wollte, mit der Abſicht umgehe, ihnen dieſe Plätze zu entreiſſen; ſo beſchloſſen ſie, ſich tapfer zu vertheidigen. Mehr brauchte es nicht, den Hof zur Ausführung ſeines Vorhabens anzufriſchen. Indem er ſich dazu anſchickte, ward der **Herzog von Lüines zum Konnetabel von Frankreich** erklärt, ob er gleich nie Soldat geweſen war. Weil dieſe Würde dem, der ſie bekleidet, gar zu viele Gewalt verleihet, ſo war erſt der König nicht geneigt, ſie zu vergeben. Auſſerdem hatte er einen ſo hohen Begriff von den kriegeriſchen Eigenſchaften des Marſchalls von Lesdiguieres, daß er dieſen dem Herzog von Lüines würde vorgezogen haben, wenn dieſer nicht den König durch einen ganz beſondern Kunſtgriff auf die Erfüllung ſeiner Wünſche geleitet hätte. Er ſtellte ihm nemlich vor, daß die Erwählung eines Konnetabels das einzige Mittel zur Wiederherſtellung der Ordnung und Kriegszucht unter den Truppen ſey, und daß Lesdiguieres dieſe Stelle vor andern verdiene, wenn er anders der proteſtantiſchen Religion entſagen wollte. Allein, **Lesdiguieres** weigerte ſich deſſen, wie Lüines vorausgeſehen hatte. Hierauf ſchlug dieſer dem König vor, zum Beſten des Marſchalls die Stelle eines **allgemeinen Marſchalls aller königlichen Lager und Armeen** zu erneuren, welche vormals der Marſchall von Biron bekeidet hatte, ohne eine Religionsveränderung von ihm zu verlangen. Lesdiguieres, mit dieſer Ehre zufrieden, ließ ſich bewegen, ſelbſt nach Hof zu kommen, und den Herzog von Lüines zur Konnetabelwürde zu empfehlen. Eigentlich war dies der Denkart des Marſchalls nicht gemäß: allein, er

1621 war geizig, und hatte wichtige Schulden; und Lüi‐nes hatte ihm alle Einkünfte eines Konnetabels verſprochen, wenn er ihm nur den Titel laſſen wollte. Ein ſolches Zeugniß war für Ludwigen von ſo ſtarkem am 2. April. Gewicht, daß der Günſtling erlangte, was er wünſchte, ohne bey dem König in den Verdacht ehrgeiziger Abſichten zu fallen.

So bald der neue Konnetabel im Beſitz ſeiner Würde war, ſo wollte er ſie durch Unterdrückung der Reformirten merkwürdig machen, und zugleich dadurch die Groſſen beſchäftigen, damit ſie nicht Muße haben möchten, auf ſeinen Umſturz zu denken. Er begab ſich daher mit dem König und deſſen Mutter von Fontainebleau nach Orleans, und von da nach Blois und Tours. In jeder von dieſen Städten hielt man ſich einige Tage lang auf, um die herbeyziehenden Truppen zu erwarten. Die Reformirten zu Rochelle, die die Ankunft des Königs zu Orleans für eine offenbare Kriegserklärung anſahen, rüſteten ſich mit Macht und ſuchten ihr Verfahren durch Manifeſte zu rechtfertigen. Den Herrn von **Mornai** wollten ſie mit ſeinen Friedensvorſchlägen gar nicht mehr hören. Aus Achtung gegen die Verdienſte dieſes Herrn und gegen ſein jetziges Betragen ließ man ihm die Bezahlung alles deſſen, was man ihm ſchuldig war, und überdies hunderttauſend Thaler nebſt dem Marſchallsſtab von Frankreich anbieten, wenn er ſeine Befehlshaberſtelle von Saumür, wo der König eben das Schloß bezogen hatte, niederlegen wollte. Allein, er verwarf alle dieſe Anerbietungen großmüthig, und mußte deswegen den empfindlichen Verdruß ausſtehen, daß man dem Herrn am 16. May. von Sault, einem Enkel des Marſchalls von Lesdiguieres oder Sohn des Herrn von Crequi, der auch reformirt war, die Befehlshaberſtelle über Saumür, jedoch, wie es hieß, nur auf drey Monate, und

zwar

zwar ſo auftrug, daß Mornai ſie hernach beſtändig 1621
behalten ſollte: allein, dieſer ward nie wieder in dieſe Würde eingeſetzt, ob er gleich einen königlichen Gnadenbrief darüber empfieng.

Zu Saumür erfuhr man, daß **Rohan St. Jean d'Angeli** befeſtigen laſſe. Sogleich befahl man ihm, nicht weiter mit Befeſtigen fortzufahren, und ſich nebſt ſeinem Bruder, dem Herrn von **Soubiſe**, zum König zu begeben. Da ſie nicht gehorchten, ſo beſchloß man, den Feldzug mit dem Angriff dieſes Platzes anzufangen. Rohan legte dreytauſend Mann hinein, unter der Anführung ſeines Bruders und des Herrn von Hautefontaine, eines erfahrnen Officiers. Die Waffen des Königs waren inzwiſchen überall ſiegreich geweſen. Die meiſten Städte der Proteſtanten in Poitou unterwarfen ſich ihm, und die Reformirten in der Normandie, Bretagne und Picardie wurden entwaffnet. **Epernon**, ihr alter Feind, war in Bearn, und alle Einwohner des flachen Landes hatten ſich vor ihm in die Gebürge geflüchtet. Da aber ſeine Armee gute Kriegszucht hielt, ſo fanden ſich die Geflüchteten bald wieder in ihren Häuſern ein; und Epernon kam zum König
zurück, da er eben mit der Belagerung von **St.** Seit dem 13.
Jean d'Angeli beſchäftigt war. Ludwig wurde bey May.
dieſer Unternehmung, welche **Lesdiguieres** regierte, von den vornehmſten Kronbedienten und dem Kern des katholiſchen Adels begleitet. Die Belagerung zog ſich wegen der Tapferkeit der Beſatzung in
die Länge, und endigte ſich mit einer rühmlichen Ue- am 24.
bergabe. Der König verzieh' allen, die in der Jun.
Stadt waren, und verſprach, ſie im vollen Genuß ihrer Güter und Freyheiten zu laſſen. Man fand in dem Platz kein einziges ganzes Haus; alles war durch das ſchwere Geſchütz beſchädiget; und der König befahl noch dazu, daß die Feſtungswerke ſollten

 ge-

1621 geſchleift werden. Hierauf unterwarf ſich die königliche Armee noch andre kleine Plätze, entweder durch Drohung oder durch Gewalt. **Condé** arbeitete für den König in ſeinem Gouvernement Berri, und **Mayenne** in Ober-Guyenne. Aber die merkwürdigſte **Belagerung** betraf die Stadt **Montauban**.
am 17. Aug. Der König wohnte ihr ſelbſt bey; Luines führte die Armee an, und hatte ſeine Brüder, und die Herzoge von Mayenne und Chevreuſe, den Marſchall von Lesdiguieres und andere Feldherren unter ſich; und der Graf von Schomberg beſorgte die Artillerie. Allein der Marquis von la Force, ſeine beyde Söhne, und der Graf von Orval, ein Sohn des Herzogs von Sülli, vertheidigten den Platz mit der gröſten Unerſchrockenheit und nöthigten den König, nach **Verluſt des Herzogs von Mayenne**, vieler anderer hohen Officiere und Edelleute und über 8000.
am 7. Nov. Mann, die Belagerung aufzuheben, ſo ſehr auch Schomberg und andere ſich vermeſſen und ihre Ehre daran geſetzt hatten, den Platz, der nicht auſſerordentlich beſetzt war, einzunehmen. Wäre der Konnetabel kein Fremdling im Kriegsweſen, wären die unter ihm ſtehenden Feldherren nicht gegen ihn neidiſch und untereinander eiferſüchtig geweſen, und hätten nicht anſteckende Krankheiten im Lager gewüthet; ſo würde König Ludwig nicht mit weinenden Augen ſich von Montauban weg und nach Toulouſe begeben haben, wo er ſeine Armee wieder erfriſchen wollte. Der Marſchall von **Roquelaure**, zu dem auch nach aufgehobener Belagerung von Montauban **Baſſompierre** ſtieß, hatte unterdeß die **Belagerung** des Städtchens **Monheur** in Agenois angefangen.
am 12. Dec. Der König begab ſich von Toulouſe dahin, und beſchleunigte durch ſeine Gegenwart die Eroberung des Orts, der zuerſt geplündert, und darauf verbrannt wurde.

Die

Die Belagerung von Monheur iſt durch den 1621
Tod des Konnetabels von Lüines merkwürdig geworden. Er wurde daſelbſt von einem bösartigen Fieber überfallen, an dem er im 43ſten Jahr ſeines Alters ſtarb. Wahrſcheinlich hat der Verdruß — am 15. Dec.
andere ſagen Gift — ſeinen Tod befördert. Die mißlungene Belagerung von Montauban hatte ſein Anſehn geſchmälert, und er wurde deswegen mit Spottſchriften gequält. Selbſt der König fieng an, ſeiner überdrüſſig zu werden, und die Macht, die er ihm anvertrauet hatte, mit Mistrauen anzuſehen, ob er ihn gleich nach ſeinem Tode vermißte und zurück wünſchte. Er war ſeit vier Jahren Herzog, Pair, und Konnetabel geworden, und nach dem Tode des Siegelbewahrers **du Vair** *) hatte er auch dieſe Würde an ſich geriſſen, die ſich doch für ihn gar nicht ſchickte.

Nach dem Abſterben dieſes Lieblings erlangten der **Kardinal von Retz**, der **Graf von Schomberg** und der **Marquis von Püiſieux** die vornehmſte Gewalt in den Regierungsgeſchäften. Und da die beyden erſten befürchteten, wenn der König nach Paris käme ohne jemanden die Siegel anvertraut zu haben, der alte Kanzler möchte ſie wieder erlangen, ſo ſpielten ſie dieſelben dem Herrn **von Vic** zu, der ihnen wegen ſeiner mittelmäſſigen Gaben und ſchwachen Geiſtes nicht verdächtig werden konnte. Die Miniſter ſuchten den König zu ſprechen, ſo oft es ihnen nur möglich war, und fielen ihm dadurch ſehr beſchwerlich; auf Anſtiften des Marſchalls von Baſſompierre ließ er ihnen daher andeuten, ſie ſollten allemal um Gehör anhalten und ſich die Stunden dazu von ihm beſtimmen laſſen. Da ſie beſorgten, Marie von Medici möchte bey der Anweſenheit des Königs ſein Vertrauen völlig wie-

*) Am 3ten Aug. 1621. in ſeinem 65ſten Jahr.

1621 wieder gewinnen; ſo riethen ſie dem König, in den Provinzen zu bleiben, bis er die von den Hugenotten beſetzten Plätze wieder unter ſeine Gewalt gebracht hätte.

Die Aufhebung der Belagerung von Montauban hatte den Reformirten wieder Muth gemacht. **Montpellier** erklärte ſich nebſt verſchiedenen andern Städten in Languedok für ſie. Dennoch gieng der König nach Paris, und überließ die Anführung ſeiner Truppen in Ober-Güyenne dem Marſchall von **Themines** und in Nieder-Güyenne dem Herzog von **Elboeuf**. Nach ſeiner Ankunft ward Marie von Medici wieder in den Staatsrath aufgenommen, aber nicht der Biſchof von Luçon, für deſſen Ehrgeitz und unternehmenden Geiſt ſich alle Miniſter fürchteten. Marie ſchien über dieſe Ehre ſehr vergnügt, und hoffte, mit der Zeit auch dieſem Biſchof nachzuhelfen, für deſſen Beförderung ſie ſehr eingenommen war.

Während des Winters dachte man blos auf Kriegsrüſtungen gegen die **Reformirten**; wenige riethen dem König zum Frieden, um das Bürgerblut zu ſchonen: ſie erlangten aber kein Gehör. **Condé** drung am eifrigſten auf die Fortſetzung des Kriegs, ohne daß man ſeine Beweggründe erforſchen konnte. Er hatte nie ſtarken Eifer für ſeine Religion blicken laſſen, beſaß auch zu wenig Erfahrung, Muth und Kenntniß des Kriegsweſens, als daß er aus Neigung Krieg wünſchen konnte, und das Wohl des Staats lag ihm eben auch nicht ſehr am Herzen. Es ſoll ihm aber prophezeyet worden ſeyn — und damals lebte man noch recht tief im Glauben an Aſtrologie, an Horoſkope, an Zeichendeuterey — daß er in ſeinem 34ſten Jahr König von Frankreich werden würde; damals war er 33 alt, und er ſoll ſich um die Befehlshaberſtelle einer Armee

mee bemüht haben, um im Nothfall ſogleich ſeine 1621
Rechte beſchützen zu können; er eilte auch gleich nach Lüines Tod an den Hof, um vorzüglichen Theil an der Regierung zu erlangen. Wie dem auch ſey, die Miniſter wollten den König nicht zu Paris haben, aus Furcht, ein neuer Günſtling möchte ihnen die Regierung des Staats aus den Händen winden. Ueberhaupt wollte man nicht, daß jemand im Königreich ſeyn ſollte, der nicht von ihrer Gnade abhänge, und man hoffte, die Reformirten dahin zu bringen, daß ſie ganz denen zu Gefallen leben ſollten, deren Eigenſinn der König zur Richtſchnur ſeines Betragens gemacht hatte. Beſonders drungen die Geiſtlichen ſehr lebhaft in den König, die Gelegenheit zur Ausrottung der Reformirten nicht aus den Händen zu laſſen. Das Schlimmſte für dieſe Unglückliche war, daß ein Theil ihres Adels ſie zu einer Zeit verließ, wo ſie deſſen Beyſtandes am meiſten bedurften. Dies rührte theils von der Furcht her, durch das Unglück ihrer Partey unterdrückt zu werden, theils von dem Mißvergnügen über die Synoden, die ſich in Kriegsſachen miſchen wollten, ohne etwas davon zu verſtehen. Ausserdem war bey ihrer Verfaſſung wenig oder gar keine Belohnung zu hoffen, da hingegen der König ihre zeitlichen Vortheile ohne ihre groſſe Gefahr anſehnlich befördern konnte. Dieſe Betrachtung zog die Herzoge von **Bouillon**, von **Lesdiguieres** und von **Sülli**, wie auch den Marquis von **Chatillon** und andere von ihrer Partey ab; einige traten hernach gar zur römiſchkatholiſchen Kirche über.

Die königliche Armee, die wider die Reformirten gebraucht werden ſollte, verſammlete ſich zu Nantes. **Condé** führte ſie an, und ſie beſtand aus 10,000. Mann zu Fuß und 2,000. zu Pferd. Der in Bretagne ſtehende Herzog von **Soubiſe** war um

1621 mehr als die Hälfte ſchwächer, und zog ſich nach der Inſel Rie' zurück, wo er ſich wegen ihrer vortheilhaften Lage lange hätte vertheidigen können: allein, die allzugroſſe auf ihn eindringende Macht und die Feigheit ſeiner meiſten Soldaten bewegten ihn, noch zeitig genug mit einigen Fahrzeugen nach Rochelle zu fliehen; es konnten ihm nicht mehr als 1500. von ſeinen Leuten folgen; die andern, deren Anzahl ſich über 2000. ſoll belaufen haben, wurden getödtet oder gefangen. Der König begab ſich alsdann nach Niort und von da nach Saintes. Dem Herzog von Epernon hatte er befohlen, Royan in Saintonge mit 4000. Mann anzugreifen: weil aber dieſer nicht im Stande war, die Eroberung zu vollenden, ſo kam der König ſelbſt mit mehrern Truppen dahin, und dann erfolgte die Uebergabe des Platzes in ſechs Tagen. Die Beſatzung durfte ſich nach Ro-
am 11. May. chelle begeben. Nunmehr gieng man auf Sainte-Foi in Güyenne los, wo der Marquis von la Force Befehlshaber war. Von dieſem wußte man ſchon, daß er ſich mit dem Hof vergleichen wollte: allein, man zweifelte nicht, er würde ſich deſto eher entſchlieſſen und billigere Bedingungen machen, wenn die ganze Armee vor den Platz rückte. Der Staatsrath von la Ville-aux-Clercs *) mußte mit ihm in Unterhandlung treten, und ihm 200,000. Thaler und den Marſchallsſtab anbieten. Anfangs wollte ſich la Force nicht anders einlaſſen, als unter der Bedingung, daß man mit allen Proteſtanten einen Vergleich treffen möchte. Er fiel gleich darauf in eine gefährliche Krankheit, welche die proteſtantiſchen Geiſtlichen, die in der Stadt waren, bewegte, den König um freyen Abzug zu bitten, welches ihnen auch bewilliget wurde. So bald der Marquis wieder geſund war, unterzeichnete er den Vergleich für ſich

*) Nachher Graf von Brienne.

ſich und für die Städte Sainte = Foi und Mont= 1621
Flanquin. Man gab ihm den Marſchallſtab und 200,000. Thaler. Nach der barbariſchen Zerſtöh= am 8. Jun.
rung des Städtchens **Negrepeliſſe** in Güyenne, deſſen Einwohner die königliche Beſatzung niederge= macht hatten, belagerte man die Stadt **St. Antoine**, die ſich auch nach einer ſehr muthigen Vertheidigung am 13. Jun.
ergab. Von da begab ſich der König nach Langue= am 27. Jun.
dok, um **Montpellier**, wo **Rohan** als Befehls= haber in Ober= und Nieder=Languedok war erkannt worden, anzugreifen. Unterwegs erhielt der König die Nachricht, daß **Lesdiguieres** verſprochen hät= te, katholiſch zu werden, wenn man ihn zum **Kon= netabel** machen, und ihm den Orden des heiligen Geiſtes ertheilen würde. Dieſe Veränderung war ein Werk des Biſchofs von Luçon, oder vielmehr des Geitzes, der mit dem Alter bey dem achtzigjährigen Marſchall zunahm. Der König bewilligte, was er verlangte.

Die königliche Armee in Languedok unterwarf ſich verſchiedene kleine Plätze, ehe ſie vor Montpel= lier ankam, beſonders **Lünel**, wo die Kapitulati= on ſo ſchlecht gehalten wurde, daß im Angeſicht des Marſchalls von Pralin die Beſatzung beym Ausziehn nicht nur geplündert, ſondern auch über 400 Mann davon getödtet wurden. Die ganze Genugthuung, die man den Reformirten gab, beſtand darin, daß man acht Soldaten hängen ließ, die nach Lünel mit der Beute von denen, die ſie wider das gegebene Wort ihrer Generale getödtet hatten, zurückkehrten. Bald hernach zog der König in die durch den Mar= quis von **Chatillon** überlieferte Stadt **Aigues= Mortes** ein; **Chatillon** bekam zur Belohnung eine Summe Geld und den **Marſchallſtab**. Die Reformirten bedaureten ſeinen Abgang nicht ſehr, weil er dem Herzog von Rohan aus Eiferſucht in

allen

1621 allen Stücken zuwider handelte und Angelegenheiten ihrer Parten dem Hof verrieth. Unterdeß bewegten ſie die bisher erzählten und andere widrige Zufälle, den Frieden zu ſuchen. Lesdiguieres ſuchte bey dieſer Gelegenheit ſeinen ehemaligen Glaubensgenoſſen zu dienen. Er begab ſich ins königliche Lager, wo er aus Ludwigs Händen den Degen eines Konnetabels empfieng; worauf dem Marſchall von **Baſſompierre** verſprochen wurde, an deſſen Stelle zum allgemeinen Marſchall aller königlichen Lager und Armeen ernennt zu werden.

am 29. Aug.

Da ſich die Reformirten erboten, die Waffen überall niederzulegen, wenn der König das Vergangene vergeſſen, und ihnen künftig die bisher genoſſene Gewiſſensfreyheit verſtatten wollte; ſo glaubte man, der Friede wäre nicht weit mehr entfernt. Allein, ein unvermuthetes Hinderniß kam dazwiſchen. Man hatte die Nachricht ausgeſtreuet, die Stadt **Montpellier** würde geplündert werden, wenn ſie den König mit ſeinen Truppen aufnähme, und Condé habe öffentlich geſagt, wenn er einmal hinein käme, ſo ſollten alle Befehle ihn nicht abhalten, die Stadt der Wuth der Soldaten zu überlaſſen. Die dadurch in Beſtürzung geſetzten Einwohner wollten daher den König nicht aufnehmen, ſondern verlangten, daß ſich der König zehn Meilen von der Stadt entfernt halten, und durch den Konnetabel ſollte Beſitz nehmen laſſen. Der gröſte Theil der königlichen Räthe meinte, man könnte ihnen dieſe Bedingung bewilligen, weil der König eben doch Herr der Stadt ſeyn würde; allein, der Prinz von Condé, den Baſſompierre unterſtützte, hielt es dem König für ſchimpflich, ſich durch ſeine Unterthanen den Einzug in eine ihm gehörige Stadt abſchlagen zu laſſen, und rieth lieber zur Fortſetzung des Kriegs. Dieſe Meinung ward

vom König genehmiget, und die Unterhandlungen 1621
mit den Reformirten wurden abgebrochen. Nach einer Belagerung von ſechs Wochen, die dem König eine ungeheure Menge Volks koſtete, brachte es Rohan dahin, daß die Belagerten beſchloſſen, den König einzulaſſen. Die Kapitulation wurde durch die Abweſenheit des Prinzen von Conde' erleichtert, der nach Italien gegangen war, unter dem Vorwand, daß er ſich nicht entſchlieſſen könne, dem Konnetabel zu gehorchen, der im Begriff ſtand, zur Belagerungsarmee zurückzukehren, in der That aber, weil er ſahe, daß es ihm nicht möglich war, den Friedensſchluß zu hindern. — Rohan kam am 18. Okt.
zum König, fiel auf die Knie vor ihm nieder, und bat um Verzeihung. Ludwig ließ ihn aufſtehen, und verzieh ihm, mit dem Beding, künftig beſſere Dienſte zu leiſten. — **Die Bedingungen des allgemeinen Vertrags**, der mit Rohan im Lager vor Montpellier zum Beſten der proteſtantiſchen Kirchen geſchloſſen wurde, iſt in der Erklärung enthalten, die am 19 Oktober ausgefertigt, und am 21ſten November im pariſer Parlament regiſtrirt wurde. Ihr zu Folge wurde das Edikt von Nantes aufs neue beſtätigt, und feſtgeſetzt, die beyden Religionen an den Orten, wo ſie vor dem Krieg eingeführt waren, wieder herzuſtellen, die beyderſeitigen Gefangenen ohne Löſegeld loszulaſſen, eine allgemeine Vergeſſenheit in Abſicht auf alle Feindſeligkeiten bekannt zu machen, und ihr zu Folge jedem ſeine Aemter und Güter wiederzugeben; ferner, den Proteſtanten zu verbieten, daß ſie ohne beſondere Erlaubniß des Königs keine Verſammlung halten ſollten, um Staatsgeſchäfte abzuhandeln, bey Strafe des Verbrechens der beleidigten Majeſtät; endlich alle Feſtungswerke der proteſtantiſchen Städte zu ſchleifen, und ihre Wiederaufbauung zu verbieten.

1621 bieten. Es wurde ferner durch einen beſondern Gnadenbrief des Königs verordnet, daß die Stadt Montpellier keine Citadelle und keinen Gouverneur bekommen und mit keiner Beſatzung belegt werden ſollte. Auch wurde feſtgeſetzt, daß die Städte Rochelle und Montauban in dem Stande, worin ſie waren, geſchützt und den Proteſtanten als Sicherheitsplätze bleiben ſollten. Endlich beſchloß der König, durch einen Gnadenbrief zu erklären, daß von den Feſtungswerken der Städte Nimes, Caſtres, Ueſetz und Milhaud nur die Hälfte geſchleift werden ſollte. Es waren auch beſondere, den Herzog von Rohan betreffende Artikel angehängt, wodurch man ihm 200000 Livres baar und die fernere Zahlung der Jahrgelder für ihn und ſeinen Bruder, den Herzog von Soubiſe, und noch eine Summe von 600000 Livres, verſprach, jedoch letztere nicht baar, wofür er aber, bis der König ſie bezahlen könnte, den Genuß des Herzogthums Valois haben ſollte, welches er pfandweiſe beſitzen und woraus er jährlich 10000 Thaler ziehen konnte. Alles wurde erfüllt, bis auf den Punkt, der die Beſatzung von Montpellier angieng; denn der König ließ zwey Regimenter daſelbſt. Doch waren die Reformirten zu entkräftet, als daß ſie wegen dieſes Friedensbruchs die Waffen wieder ergriffen hätten.

Dieſer Friede befreyte die **Rocheller** von einer Belagerung; denn der Graf von **Soiſſons** hatte ſie zu Land mit einem anſehnlichen Heer umzingelt, und **Guiſe** griff ſie von der Seeſeite mit einer ſtarken Flotte an. Beyde Theile wuſten von dem Vertrag zu Montpellier: aber Guiſe hoffte, ſich durch die Niederlage der Rocheller berühmt zu machen, und dieſe verſprachen ſich beſſere Bedingungen, wenn ſie die königliche Flotte ſchwächen könnten. Es kam alſo bey der Inſel Ré zu einem zweytägi-

am 27 und 28 Okt.

tägigen hartnäckigen Seetreffen, wobey die Rochel- 1621
ler endlich den Kürzern zogen. Zuletzt nahmen ſie den Frieden auch an, und man verſprach ihnen, das Fort Louis, das man erbauet hatte, ihren Kanal zu beſtreichen, zu ſchleifen: allein die Folge bewies, daß man nicht Willens war, Wort zu halten.

Von Montpellier begab ſich der König nach am 16.
Arles, um die Provence zu beſichtigen, und hierauf Nov.
nach Lyon zu gehen, wo ihn ſeine Mutter und Gemahlin erwarteten. Er beſahe Aix und Marſeille, und kam bis nach Avignon. Herzog **Karl Emanuel von Savoyen** kam auch dahin, um ſich mit dem König über die **Angelegenheiten des Thals Valtelin** oder Veltlin zu beſprechen. Dieſer ſchmale Strich Landes, der das Mayländiſche mit Tyrol vereinigte, gehörte ſonſt zu Mayland: aber, Maximilian Sforza hatte ihn im Jahr 1512 den Graubündnern wegen des ihm geleiſteten Beyſtandes überlaſſen. Dieſe Schenkung hatte König Franz der Erſte bey der Eroberung von Mayland beſtätigt; und von dieſer Zeit an war ein beſonderer Bund zwiſchen Frankreich und den Graubündnern, wodurch ſich dieſe anheiſchig machten, allen fremden Truppen, die Franzoſen ausgenommen, den Durchzug durch das Valtelin zu verſagen. Heinrich der Vierte hatte den Bund auf ſein ganzes Leben erneuret, und zugleich ausgemacht, daß er nicht allein, ſo lange ſein Sohn Ludwig der Dreyzehnte leben würde, ſondern auch ſogar zehn Jahre nach deſſen Tode dauren ſollte. Dieſe Vorſicht zernichtete alle Maaßregeln der Spanier, dieſes Land wieder mit Mayland zu vereinigen. Inzwiſchen hatten auch die Venetianer Erlaubniß erlangt, die Völker, die ſie in ihre Dienſte nehmen würden, durch dieſe Gegend gehen zu laſſen; und der König von

1621 von Spanien ſuchte eben dieſes Vorrecht, um dadurch die öſtreichiſchen Staaten und die ſpaniſchen Länder in Italien näher zu verbinden. Weil aber die Venetianer die Proteſtanten dieſes Landes gewonnen hatten, ſo wendete er ſich an die Katholiken, die ihm dieſe Erlaubniß bewilligten. So entſtand durch ſpaniſche und venetianiſche Ränke eine Trennung unter den Graubündnern, die dem ſpaniſchen Statthalter in Mayland, Herzog von Feria, bequem ſchien, ſich des Landes zu bemächtigen. Er ließ ſich deswegen mit einigen Mißvergnügten ein, unter dem Schein, die Proteſtanten an der Ausrottung der Katholiken in Valtelin zu hindern. Er ſchickte einen gewiſſen Pianta mit Truppen dahin, und beſetzte alle Zugänge. Ja, er ließ Völker an die venetianiſche Gränze rücken, um den Graubündnern die daher zu hoffende Hülfe abzuſchneiden. Dieſe Unternehmungen konnte weder Frankreich, noch Savoyen, noch den übrigen italiäniſchen Staaten, noch den Schweitzern gleichgültig ſeyn; daher eine Menge von Unterhandlungen, während welchen **König Philipp der Dritte von Spanien ſtarb.** Sein Sohn, **Philipp der Vierte** ſchloß im Jahr 1621 den berühmten Vertrag zu Madrid, vermöge deſſen das Valtelin den Graubündnern wiedergegeben, und die Religion daſelbſt auf den Fuß hergeſtellt werden ſollte, wie ſie im Jahr 1617 war. Allein, dieſer Vertrag ward nicht allein nicht vollzogen, ſondern man kränkte die Rechte der Graubündner noch mehr. Der Erzherzog Leopold, Graf von Tyrol, bemächtigte ſich eines ihnen gehörigen Thals, und die Spanier hatten die Waffen von neuem ergriffen, um ſich in dieſem Lande zu erhalten. König Ludwig und der Herzog von Savoyen beſchloſſen, ſich dieſen Unternehmungen zu widerſetzen. Man ließ den venetia-

netianiſchen Geſandten Peſaro nach Avignon kommen, und entwarf das Bündniß, das im folgenden Jahr zwiſchen Frankreich, Savoyen und Venedig geſchloſſen wurde. 1623

Von Avignon begab ſich der König nach Grenoble und Lyon. Am letztern Ort empfing **Richelieu** aus den Händen des Königs den vom Pabſt Gregor dem Funfzehnten geſchickten **Kardinalshut**. Da inzwiſchen der Kardinal von Retz geſtorben war, ſo wurden dadurch zwo Stellen ledig, im Kardinalskollegium und im königlichen Staatsrath; beyde wünſchte Richelieu durch ſeine Perſon zu erſetzen, bekam aber nur die erſte. Er dankte dem König in Gegenwart des ganzen Hofs, und bezeugte beſonders der Königin Mutter ſeine Verbindlichkeit mit den lebhafteſten Ausdrücken: wir werden aber ſehen, daß ſeine Erkentlichkeit gegen dieſe Fürſtin nicht länger währte, als ihm ihre Gunſt nützlich war. am 7. Dec.

Bey der Ankunft des Königs zu Paris wurde der Schauplatz des Hofs ſehr verändert. Der Graf von **Schomberg**, Oberaufſeher der Finanzen, lebte einige Zeit her mit dem Kanzler **Silleri**, deſſen Sohn dem Marquis von **Püiſieux**, einem Liebling des Königs, und dem Marquis von **Caumartin**, der dem neulich verſtorbenen Herrn von **Vic** in der Würde eines Siegelbewahrers gefolget war, in ſchlechter Einigkeit; und der Marquis von **la Vieuville** war auch ſein geſchworner Feind. Durch boshafte Vorſpiegelungen, die man dem leichtglaubigen König machte, ward Schomberg geſtürzt, und Vieuville an deſſen Stelle geſetzt. Unparteyiſche gaben unterdeß Schombergen das Zeugniß einer uneigennützigen Verwaltung der Finanzen. Nicht lange hernach ſtarb Caumartin und die Stelle eines Siegelbewahrers wurde nun dem alten Kanz- am 21. Jan.

1623 ler Silleri wiedergegeben, der ſeitdem durch die Gunſt ſeines Sohns groſſe Gewalt vor den andern Miniſtern erlangte. Seine erſte Sorge am 7. Febr. gieng auf die **Feſtknüpfung des zu Avignon zwiſchen Frankreich, Savoyen und Venedig entworfenen Bündniſſes wegen Wiedereroberung des Veltliner Thals**, vermöge deſſen dieſe drey Mächte ein Heer von ohngefähr 40000 Mann ins Feld ſtellen, und damit Spanien und den Erzherzog Leopold nöthigen wollten, das Veltlin den Graubündnern wieder einzuräumen und dieſen letztern ihre vorige Freyheit und Unabhängigkeit wiederzugeben. Die Spanier geriethen darüber in groſſe Verlegenheit; entweder muſten ſie jetzt das Veltlin räumen oder die Laſt eines neuen Kriegs in Italien übernehmen, wofern ſie kein Mittel finden konnten, unter einem guten Schein und unter einem andern Namen Meiſter von den höchſtwichtigen Päſſen in Veltlin zu bleiben. Man fiel endlich auf den ſo oft und von den älteſten Zeiten her gemisbrauchten Vorwand der Religion; man bot dem damaligen Pabſt Gregor 15. das Veltlin zur Sequeſtration an, wobey Spanien den Durchzug behauptete, von ſeinen bisher erlangten Vortheilen nichts verlohr, und eine bequeme Gelegenheit zur Erreichung ſeines Zwecks abwarten konnte. Man ſtellte daher dem Pabſt vor, daß zur Erhaltung und Beſchützung der katholiſchen Religion im Veltlin und in dem Bündnerland kein beſſeres Mittel wäre, als wenn er die Sequeſtration von dem erſtern übernähme, und auf dieſe Art würde zugleich für Italiens Ruhe und Sicherheit geſorgt; und der König habe keineswegs hierbey ſein Abſehn auf die Erweiterung ſeines Reichs gerichtet, ſondern allein die Religion habe ihn vermocht, die Veltliner in Schutz zu nehmen, und daher würde er auch nie ſeine

ſeine Macht in dieſem Stück anders anwenden, als 1623
es dem Pabſt belieben und das Wohl der Religion erfordern würde. Anfangs machte der Pabſt Schwierigkeiten: allein, endlich ließ er ſich geneigt finden, nachdem ihn ſeine durch Spanien gewonnene Nepoten dazu beredet hatten. Der König von Frankreich war zuerſt über die Handlung des Pabſts aufgebracht, weil er vor Ergreifung ſeines Entſchluſſes dem franzöſiſchen Geſandten zu Rom keine Eröffnung davon gethan hatte; doch endlich ließ er ſich durch den Kanzler Silleri und den Staatsſekretar Puiſieux bereden, ſeine Einwilligung unter folgenden Bedingungen zu geben, daß die Sequeſtration nur vom May bis zu Ende des Julius dauren und daß während dieſer Zeit die ſeit 1620 angelegten Feſtungen geſchleift und alles wieder in vorigen Stand geſetzt werden ſollte; doch ward nicht lange hernach die erſte und letzte Bedingung von Frankreich nachgelaſſen. Hierauf muſte auch die ſtärker widerſtrebende Republik nachgeben.

Gegen die **Reformirten** äuſſerte der Hof, des Friedensſchluſſes ohngeachtet, ein Betragen, daß das Kriegsfeuer nothwendig wieder anfachen muſte. Man verſprach ihnen alles, was ſie verlangten, man fertigte ſchriftliche Befehle zu ihrem Beſten aus: aber zu gleicher Zeit ſchickte man an die Statthalter und Befehlshaber, über die ſie ſich zu beſchweren hatten, Gegenbefehle. Auf der einen Seite zeigte man ihnen Schwachheit, auf der andern Macht: aber eine ſolche Macht, die mit Unredlichkeit verknüpft war und ihre Gemüther erbittern mußte. Man hatte den Einwohnern zu Montpellier verſprochen, daß ſie keine königliche Beſatzung behalten ſollten; und doch konnten ſie derſelben nicht los werden. Auch die Ludwigsſchanze ſchleifte man nicht, wie man den Rochellern verſprochen hatte.

1624 Der König hatte bey ſeiner Reiſe durch Delphinat die proteſtantiſchen Befehlshaber aus verſchiedenen Plätzen gezogen, um Katholiken an ihre Stelle zu ſetzen. Der Konnetabel verlangte, daß man diejenigen, die er in denen ihm gehörigen Plätzen gewählt habe, nicht verändern ſollte, weil er für ihre Treue ſtände; und der König willigte nicht eher darein, als bis ihm der Marſchall von Crequi verſprochen hatte, die proteſtantiſchen Befehlshaber nach dem Tode des Konnetabels abzuſchaffen. Dies waren offenbare Friedensbrüche, die den Proteſtanten heftige Klagen auspreßten. Der Herzog von **Rohan**, der gewiſſermaſſen Gewährleiſter des mit den Proteſtanten geſchloſſenen Vertrags war, hatte zu Lyon den Hof verlaſſen, um dem Vergleich von Montpellier zu Folge, alle neue Feſtungswerke an den Städten ſeiner Partey ſchleifen zu laſſen. Als er nach Montpellier kam, gab ihm der Befehlshaber Valencé Wache, aus Furcht, er möchte etwas in dieſer Stadt, wo er in groſſer Achtung ſtand, unternehmen. Der Hof befahl, den Herzog frey zu laſſen, verbot ihm aber zugleich, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs nicht wieder nach Montpellier zu kommen. An dieſem Unheil war hauptſächlich der Staatsſekretar **Püiſieüx**, Schwager des Herrn von Valencé, Schuld, eben der, der auch bey Hofe manche Verwirrung zur Befriedigung ſeines ungezähmten Ehrgeitzes veranlaßte. Der neue Finanzminiſter **la Vieuville** war ſein ſtärkſter Gegner, der ſich am lebhafteſten bemühte, ihn und ſeinen Vater, den Kanzler **Silleri**, bey dem König in Ungnade zu bringen. Ludwig wurde nach und nach mit argwöhniſchen Gedanken gegen ſeine Mutter und Gemahlin erfüllt, wogegen ſich jene bemühte, die Miniſter verdächtig zu machen, das Vertrauen des Königs zu gewinnen,

nen, und dem Kardinal Richelieu eine Stelle im 1624
Staatsrath zu verſchaffen. In der That ſchöpfte am 2. Jan.
auch der König Verdacht über das groſſe Anſehn, am 6.
das dem Kanzler ſeine Aemter gaben: allein, dieſer Febr.
ſuchte dem Ungewitter dadurch auszuweichen, daß er die Siegel unter dem Vorwand ſeines Alters zurückgab; worauf ſie der König dem Herrn von **Aligre** ertheilte. Doch dieſer Schritt verſchaffte dem Kanzler noch keine Sicherheit gegen die Abwechſelungen des Glücks. Die Königin Mutter vereinigte ſich mit la Vieuville, und beſchuldigte ihn, er habe ſich auf Unkoſten des Königs und des gemeinen Weſens bereichert. Seinem Sohne legte man zur Laſt, er habe den franzöſiſchen Geſandten an fremden Höfen oft Befehle zugeſchickt, ohne vorher dem König und dem Staatsrath Nachricht davon zu geben. Ihre Klagen fanden Gehör; **Silleri** und **Puiſieux** wurden vom Hof entfernt. Der Herr von **Beauclerc**, Oberſekretar der Königin, bekam die Verwaltung der Kriegsſachen, und die Beſorgung der ausländiſchen Angelegenheiten wurde unter die Herren **Phelipeaux, d'Herbaut, Potier d'Oquerre**, und **la Ville-aux-Clercs** vertheilt. Marie von Medici hätte nun auch gern ihren Liebling, den Kardinal **Richelieu**, im Staatsrath geſehn, ſie fand aber hierbey groſſe Schwierigkeiten. Alle Herren, die bisher um den König geweſen, hatten ihn vor dem unternehmenden Geiſt des Kardinals gewarnt, und la Vieuville, der nach Verweiſung der Silleri alles beym König vermochte, war Anfangs auch nicht ſehr geneigt, den Kardinal weiter empor kommen zu laſſen: endlich aber ließ er ſich durch das ſtete Anhalten der Königin Mutter gewinnen; denn ſie verſprach ihm, daß Richelieu nichts ohne ihn thun ſollte, und ſie drung ſo in ihn, daß ſie ſeine Einwilligung zur Aufnahme

1624 des Kardinals in den Staatsrath mehr erzwang, als freywillig erhielt. Als la Vieuville einmal gewonnen war, ſo fiel es auch leicht, den König zu überreden. Doch verglich man ſich, daß Richelieu nur den Rathsverſammlungen beywohnen ſollte, um ſeine Meinung vorzutragen, daß er ſich aber auſſerdem in kein Staatsgeſchäft und in keine Unterhandlung mit auswärtigen Höfen miſchen, und den Geſandten nicht, wie die vorhergehenden Miniſter gethan hätten, öffentliches Gehör geben ſollte. Unter dieſen Bedingungen willigte der König ein, daß der Kardinal in den Staatsrath kommen ſollte. Als aber dieſer Nachricht davon bekam, ſo machte er einige Schwierigkeit, dieſe Stelle anzunehmen. Richelieu wuſte, wie ſehr der König für ſeine Gewalt eifere, und er hatte von ſeiner Beförderin erfahren, was für Begriffe man dem König von ſeiner Gemüthsart beygebracht habe; er glaubte alſo, das beſte Mittel gegen dieſe Denkart des Königs ſey, wenn er gar keine Begierde nach Regierungsſachen blicken lieſſe. Er gab vor, ſeine ſchwache Geſundheit erlaube ihm nicht, die Laſt der Staatsgeſchäfte zu tragen und mache ihn zu anhaltender Arbeit untüchtig.

am 29. April.

Ver-

Vermählung der franzöſiſchen Prinzeſſin Henriette Marie mit dem Prinzen Karl von Wallis — Frankreichs Bündniß mit den Holländern — Neue Miniſter — Fortſetzung der Veltliner Händel — Innerlicher Krieg — Friede zu Monzon — Unruhen, veranlaßt durch den Herzog von Anjou, nachher von Orleans — England erklärt Frankreich Krieg — Rochelle erobert — Streit und Krieg über die Erbfolge in Mantua und Montferat — Vertrag zu Regensburg — Wechſelſeitige Ränke und Verfolgungen der Königin Mutter und des Kardinals Richelieu — Bund zwiſchen Frankreich und Schweden — Verträge zu Chieraſco — Händel mit dem Herzog von Lothringen — Verhalten des franzöſiſchen Hofs bey dem damaligen Krieg in Teutſchland — Bündniß der Herzoge von Orleans und Montmorenci gegen Richelieu — Vergleich mit dem Herzog von Orleans und ſeinem Liebling Püylaurens — Kriegsanſtalten gegen Oeſtreich und Spanien — Neues Bündniß mit Holland.

Von 1624 bis 1635.

Die erſte wichtige Angelegenheit in dem Staatsrath ſeit dem Eintritt des Kardinals von Richelieu in denſelben, war die **Vermählung der Prinzeſſin Henriette Marie von Frankreich**, der Schweſter des Königs, **mit dem Prinzen Karl von Wallis**, Jakobs des Erſten Sohn. 1624

1624 Die Grafen von Holland und Carlile befanden ſich damals dieſer Sache wegen als auſſerordentliche Geſandte des engliſchen Hofs zu Paris; zugleich hatten ſie den Auftrag, ein Bündniß mit Frankreich gegen Spanien zu errichten. Sie wünſchten, daß man beyde Geſchäfte unzertrennt behandeln möchte. In Abſicht auf die Vermählung ſetzte es Anfangs Schwierigkeiten, beſonders wegen der verſchiedenen Religion der beyden zu verlobenden Perſonen, und wegen der eilf Artikel, die König Jakob den Spaniern hatte bewilligen wollen, als er kurz vorher die ſpaniſche Infantin, Marie Anne, Philipps des Dritten Tochter, für ſeinen Kronprinzen verlangt hatte. Endlich ward feſtgeſetzt, daß die franzöſiſche Prinzeſſin und ihr Gefolge die freye Uebung ihrer Religion in England genieſſen ſollte; auch wurden alle jene Artikel bewilliget, drey ausgenommen, wovon der erſte die Gewiſſensfreyheit der engliſchen Katholiken, der andere eine öffentliche Kirche für die Prinzeſſin, und der dritte die katholiſche Erziehung der aus dieſer Ehe zu hoffenden Kinder bis in ihr zwölftes Jahr, betraf. Doch giengen ſie endlich auch den letzten Punkt ein, ſo ſchwer er auch in Vergleichung mit den beyden andern war. Der franzöſiſche Hof wollte der Prinzeſſin einen Biſchof mitgeben, und nach einigen Schwierigkeiten erlangte er auch dies. Zur Mitgabe ſollte die Prinzeſſin 800,000 Thaler bekommen, wovon die Hälfte am Tage vor der Vermählung, 200,000 ein Jahr hernach, und der Reſt in ſechs Monaten bezahlt werden ſollte. Als der franzöſiſche Hof Pabſt Urban den Achten um Erlaubniß bat, die Prinzeſſin mit einem vermeintlichen Ketzer zu vermählen, ſo wurden ihm deswegen viele Schwierigkeiten gemacht. Man befürchtete zu Rom, der König von Frankreich möchte den reformirten Kurfürſten von der Pfalz, Schwager des

Prin=

Prinzen von Wallis, unterſtützen: allein, im Grun- 1624
de bekümmerte ſich England wenig um dieſe Sache, und Frankreich würde es auch nie, ohne einen Zuſammenfluß von andern Umſtänden, gethan haben. Dennoch ſuchte der Pabſt den König und deſſen Mutter von dem ganzen Heurathsgeſchäfte abwendig zu machen. Der päbſtliche Bothſchafter that bey Ueberreichung der deshalb ausgefertigten Breven die nachdrücklichſten Vorſtellungen; und als dieſe nichts fruchteten, wollte er ſich der Verſchlagenheit des Kardinals Richelieu zu ſeinem Zweck bedienen: aber auch dieſer hörte ihn nicht. Die größte Schwierigkeit, die man zu Rom machte, und die den Franzoſen ſo ſchwer zu löſen fiel, beſtand darinnen, daß der Pabſt nicht mit Ehren die Diſpenſation zu dieſer Vermählung ertheilen konnte, unter Bedingungen, die der römiſchkatholiſchen Religion nachtheiliger geweſen wären, als diejenigen, die England der ſpaniſchen Infantin bewilliget hatte. Nach vielem Hin- und Herſchicken war endlich der liſtige Unterhändler P. von Berülle derjenige, der den Pabſt zur Ausfertigung der Diſpenſation beredete, wozu aber freylich die Drohung, Frankreich würde auch ohne ſie die Vermählung vollziehen laſſen, nicht wenig beytrug. Nunmehr machte England noch einige Schwierigkeiten wegen der Artikel, die Frankreich erlangen zu können glaubte, und auf welche die Diſpenſation ſich gründete: endlich aber bewilligte Jakob, was man verlangte, und der aus dreyſſig Artikeln beſtehende Vertrag wurde von dem Kardinal Richelieu und von dem engliſchen Geſandten unterzeichnet. am 20. Nov.

Während dieſer Unterhandlungen mit England war auch ein **Bündniß mit den Staaten von Holland**, die noch nach dem zwölfjährigen Waffenſtillſtand durch die Spanier, unter dem tapfern Ambroſius Spinola, ſehr gedrängt wurden, am 10. Jun.

1624 und vorher ſchon mit England einen Bund getroffen hatten, aus Eiferſucht gegen die groſſe Macht des öſtreich-ſpaniſchen Hauſes geſchloſſen worden. Der König von Frankreich verſprach, ihnen drey Millionen und zweyhunderttauſend Livres innerhalb drey Jahren vorzuſchieſſen, mit der Bedingung, dieſe Summe dem König oder deſſen Nachfolgern zwey Jahre nach dem Schluß eines Stillſtands oder Friedens mit den Spaniern wieder zu bezahlen. Die Staaten hingegen verſprachen, keinen Stillſtand oder Frieden ohne Einwilligung des Königs zu ſchlieſſen, und ihm im Nothfall einige Schiffe zu vermiethen. Geringere Artikel übergehen wir.

Auch noch während des Laufs der Unterhandlungen wegen der Vermählung des Prinzen von Wallis, gieng mit demjenigen Mann, der ſie angefangen hatte, eine groſſe Veränderung vor. Der Marquis von la Vieuville war Herr über das Gemüth des ſchwachen Ludwigs, und Richelieu merkte wohl, daß dieſer Miniſter ſeinem Anſehn ſtets das Gegengewicht hielte. Als Oberaufſeher über die Finanzen gab er durch ſeine Pünktlichkeit zu allerhand Beſchwerden unter den Hofleuten Anlaß. Da man zur Ausführung der Entwürfe wegen der engliſchen Vermählung, zur Erfüllung des Vertrags mit Holland, und zum Krieg mit Spanien wegen des Veltlins ungeheure Summen brauchte, und doch ſehr wenig Geld in der Schatzkammer vorhanden war; ſo wurden auf ſeinen Vorſchlag die Jahrgelder vermindert, und andre Mittel zu Gelderwerbungen ergriffen. Ob er gleich ſelbſt ſparſam lebte, ſo ſchrie man doch über ſeine ungetreue Wirthſchaft, weil er denen, die ihm Bittſchriften überreichten, oft ſehr harte Antworten gab, und ihrer bisweilen ſpottete. Täglich wurden Klagen wider ihn beym König angebracht, und Richelieu hatte ihn oft erinnert, ſein

Betra-

Betragen zu ändern: weil aber dies nichts half, ſo 1624
bewegte dieſer die Königin Mutter, ſich mit deſſen Feinden zu vereinigen. Der König entließ ihn ſeiner Dienſte, und ſchickte ihn gefangen in das Schloß am 4. Okt.
zu Amboiſe. Durch dieſe **Entfernung des Marquis von la Vieuville** gewann **Richelieu** alle Gewalt in Beſorgung der Staatsgeſchäfte, ob er gleich noch nicht den Titel eines erſten Miniſters führte. Auf ſeine Empfehlung durfte der Graf von Schomberg wieder bey Hof und im Staatsrath erſcheinen. Die Verwaltung der Finanzen wurde dem Herrn von **Marillac**, den die Königin Mutter ſchützte, und **Bocharden von Champigni**, anvertrauet.

Richelieu bemühte ſich, den Unordnungen des **Finanzweſens** abzuhelfen. Man errichtete eine Juſtizkammer, zu deren Präſidenten **Heinrich von Meſmes**, der ſchon Präſident bey dem Pariſer Parlament war, ernennt wurde, und die aus fünf Requetenmeiſtern, einem Rath aus jedem Parlament im Königreich, zween Rechnungsräthen und zween Räthen aus der Oberſteuerkammer beſtehen ſollte. **Renatus von Meaupeou**, Präſident der Oberſteuerkammer verſahe dabey das Amt eines Generalprokurators. Dieſe Magiſtratsperſonen erhielten Auftrag zur Unterſuchung der von den Finanzbedienten ſeit dem letzten September 1607 begangenen Treuloſigkeiten.

Inzwiſchen wurden die **Streitigkeiten wegen des Veltliner Thals** eifrig betrieben. Die Spanier verſprachen immer, was der franzöſiſche Hof verlangte, und hielten nichts. Dieſer hielt demnach für ſicherer, jene mit Gewalt zur Erfüllung zu zwingen. Der franzöſiſche Geſandte zu Rom, Graf von Bethüne, mußte beym Pabſt darauf dringen, daß er die ihm zur Verwahrung anvertrauten

Schan-

1624 Schanzen entweder ſchleifen laſſen oder den Graubündnern übergeben ſollte. Der Pabſt aber wollte ſie den Spaniern wiedergeben, und ſich der Verwahrung entledigen, wenn die Spanier das für die Unterhaltung der Beſatzungen aufgewendete Geld dem römiſchen Stuhl bezahlen wollten. Dieſe waren auch dazu bereit: aber den Franzoſen war nicht damit gedienet. Dem Marquis von Coeuvres ward von dem Staatsrath befohlen, dreytauſend Schweitzer und eben ſo viel Graubündner zu werben, und im Jul. damit ins Valtelin einzufallen. Man gab ihm hierzu und zur Führung des Kriegs 660,000 livres mit; und der König ſchickte ihm noch dreytauſend Fußgänger und fünfhundert Reuter zu den Schweitzern, die er bald angeworben hatte, jedoch nicht ſowohl in den katholiſchen Kantonen, die den Spaniern ergeben waren, als in den proteſtantiſchen. Bey ſeiner Ankunft in Valtelin errichtete er mit den Einwohnern am 6. Dec. einen Vertrag, wodurch er verſprach, ſie bey ihren alten Vorrechten und bey der freyen Uebung der katholiſchen Religion zu erhalten. Der Marquis verjagte bald mit ſavoyiſcher und venetianiſcher Hülfe die Spanier aus verſchiedenen Plätzen, die im Namen des Königs von Frankreich, der Republik Venedig und des Herzogs von Savoyen beſetzt wurden.

1625 In den drey erſten Monaten des folgenden Jahrs vollendete Coeuvres die Eroberung des Veltliner Thals, bis auf das Fort Ripa, das die Spanier bis zum Friedensſchluß behielten. Seine Lage war ſo beſchaffen, daß die Franzoſen mit aller ihrer Macht, die ohnehin durch Krankheiten ſehr geſchwächt war, nichts dagegen ausrichten konnten. Die Spanier hatten dem Bündniß der Franzoſen mit Venedig und Savoyen ein anderes entgegengeſetzt, an dem Toſkana, Parma und Modena, wie auch Genua und Lucca Theil nahmen. Die ſpaniſchen Provinzen, die

Kle=

Kleriſey und der Adel thaten dem König von Spa- 1625
nien auch groſſe Erbietungen zu Beſtreitung der Ko-
ſten des mit Frankreich zu führenden Kriegs; und
Spanien machte dies überall bekannt: allein, man
ward hierüber eben nicht unruhig, weil man wohl
wußte, daß die ſpaniſche Kriegsmacht auf dem Pa-
pier viel gröſſer, als im Felde, ſey. Unterdes woll-
te doch Richelieu mit Spanien und Oeſtreich nicht
eher öffentlich Krieg führen, als bis die Reformirten
in Frankreich entkräftet wären. Jetzt wollte er nur
die Spanier aus Veltlin vertreiben und ihnen den
Rückweg dahin verſchlieſſen. In dieſer Abſicht ſuchte
er den König von Spanien zu nöthigen, ſeine Macht
in Italien anderwärts zu brauchen, indem er dem
Herzog von Savoyen Hülfsvölker gegen die **Ge-
nueſer** ſchickte, mit denen er wegen des auf den Ge-
nueſiſchen und Piemontiſchen Gränzen liegenden
Marquiſats Zuccarello Krieg führte. Richelieu
zweifelte nicht, die Spanier würden Genua unter-
ſtützen, und ließ deswegen den Konnetabel **Lesdi-
guieres** mit zehntauſend Mann zu Fuß und zwey-
tauſend zu Pferd nach Turin abgehen, die ſich mit
den ſavoyiſchen Truppen nach Montferat begaben.
Der **Herzog von Savoyen** kommandirte die Ar- am 9.
mee, und der Konnetabel führte die Avantgarde. März.
Man nahm verſchiedene Plätze weg und ſchlug einen am 8.
Haufen Spanier, die der Statthalter von Mayland April.
den Genueſern zu Hülfe ſchickte. Der Herzog ſchmei-
chelte ſich mit einer vollkommenen Demüthigung der
Genueſer, indem er nur noch Savona und Genua
zu erobern hatte: allein, da Spanien die Verthei-
digung dieſes Staats ernſtlich übernahm, rückte der
Herzog von Feria mit 25000 Mann in Montferat
ein, und hemmte den Fortgang der ſavoyiſchen und
franzöſiſchen Waffen; wozu die gleich Anfangs ein-
geriſſene Uneinigkeit zwiſchen dem Herzog und Kon-
neta-

1625 netabel nicht wenig beytrug. Beyde verklagten einander unaufhörlich am franzöſiſchen Hof. Der Herzog beſchwerte ſich, daß der Konnetabel ihm, als Oberbefehlshaber, nicht gehorchen wollte: und der Konnetabel, der würklich den Krieg beſſer verſtand, als der Herzog, war unwillig, daß man ſeine Rathſchläge nicht annahm. Er wurde bald hernach krank, und mußte dem Marſchall von Crequi die Anführung der franzöſiſchen Truppen überlaſſen, der ſich gegen die ſpaniſche Uebermacht nur Vertheidigungsweiſe halten mußte, zumal da ihm Richelieu, dem die Verfolgung der Reformirten zu ſehr am Herzen lag, weiter keinen Beyſtand ſchickte.

Ueber dieſe Unternehmungen des franzöſiſchen Hofs war der ſpaniſche ſo erbittert worden, daß er alle den Franzoſen in Spanien gehörige Güter mit Arreſt belegte: dagegen verbot Richelieu allen Handel mit Spanien, und ließ gleichfalls alle ſpaniſche und genueſiſche Güter oder Waaren anhalten. Um dieſen Mißhelligkeiten ein Ende machen zu helfen, ſchickte Pabſt Urban der Achte ſeinen Nepoten, den Kardinal Barberini, nach Frankreich. Er verlangte die Wiedergabe der Schanzen im Valtelin und einen Stillſtand für Genua. Der König erklärte, daß er ſich in Anſehung des Valtelins an den letzten Madrider Vertrag halten wolle, und wegen Genua könne er keine Aenderung treffen, weil ihn ſein Bündniß mit dem Herzog von Savoyen daran hindere. Dennoch wurden drey Kommiſſarien ernennt, die mit dem Legaten in Unterhandlung treten ſollten, der Kardinal Richelieu, der Graf von Schomberg, und der Staatsſekretar Phelipeaux von Herbaut. Der Legat, der erſt vier und zwanzig Jahr alt war, getrauete ſich nicht, allein mit dieſen drey Miniſtern zuſammenzutreten, und nahm daher den Nuncius Spada und einen andern italieniſchen

Prä-

Prälaten, Azzolini, zu Gehülfen. Dieſe trugen 1625
nun darauf an, den proteſtantiſchen Graubündern die Oberhoheit über das Veltlin entweder ganz oder doch zum Theil zu entziehen. Allein, man verwarf alle ihre Vorſchläge, und legte ihnen einen Vergleichsplan vor, deſſen Artikel theils die Religion, theils den bürgerlichen Zuſtand des Veltlins betrafen. Sie wagten es nicht, ſie anzunehmen oder zu verwerfen, ohne den Pabſt um Rath gefragt zu haben, der aber immer unſchlüſſig zu ſeyn ſchien. Endlich wurde der Legat des fruchtloſen Unterhandelns müde; er beurlaubte ſich beym König, und reiſte mit einer Eil- am 22. Sept.
fertigkeit ab, die ſein Mißvergnügen deutlich genug zu erkennen gab. Vergebens bemühten ſich der Kapuziner Joſeph du Tremblay und der Pater de Berülle, ihn zurückzuhalten, ob ſie ihm gleich vorſtellten, daß der König im Begriff wäre, eine Verſammlung der Groſſen des Reichs dieſer Sache wegen zu berufen, und daß er wenigſtens den Schluß dieſer Verſammlung abwarten möchte. Die Verſammlung ward würklich zu Fontainebleau gehalten. am 29. Sept.
Nach vielen einander widerſprechenden Rathſchlägen, entſchieden die Vorſtellungen Richelieu's, den Krieg gegen Spanien in Italien länger fortzuſetzen. Zu dem Ende wurde dem Konnetabel Lesdiguieres eine Verſtärkung von ſieben bis achttauſend Mann unter dem Marquis von Vignoles zugeſchickt. Auch die Armee im Veltlin verſtärkte man, ſo daß der Marquis von Coeuvres dadurch in den Stand geſetzt wurde, den Spaniern einige Poſten wegzunehmen: dennoch gieng der Lauf beyder Kriege ziemlich langſam.

Denn während derſelben war ein innerlicher Krieg ausgebrochen. Die Reformirten bekamen täglich mehr Stoff zu neuen Beſchwerden und ihre Bewegungen wurden daher lebhafter; zumal nach

dem

1625 dem Tode des klugen Herrn du Pleſſis Mornai, der im November 1623 erfolgt war. Zu Anfang des Jahrs 1625 wollte der Herr von Soubiſe ſich der Schanze von Blavet oder Port Louis und einiger königlichen Schiffe bemächtigen, die Rochelle einſchlieſſen ſollten. Die Schiffe und die Stadt fielen in ſeine Hände, aber nicht die Schanze. Sein Bruder, der Herzog von Rohan, der die völlige Vollziehung des Vergleichs von Montpellier, ohne gehört zu werden, verlangte, machte ſich auch bereit, die Waffen aufs neue zu ergreifen. Der Herzog von Savoyen und der Konnetabel, die vorausſahen, daß der Krieg gegen die Genueſer bey bürgerlichen Unruhen in Frankreich leiden werde, riethen dem König zur Befriedigung der Reformirten. Man that auch dem Herzog von Rohan und ſeinem Bruder ſehr vortheilhafte Anerbietungen; und den Rochellern verſprach man die Schleifung des Fort Louis, ſobald ſie die neuen Feſtungswerke der Inſeln Ré und Oleron niederreiſſen und die königlichen Edikte wegen der beyden Religionen in ihrer Stadt genau beobachten wollten. Allein, Rohan und Soubiſe, welche glaubten, der in auswärtigen Krieg verwickelte Hof würde ihnen, zur Vermeidung innerlicher Unruhen, alles verwilligen, verlangten eine uneingeſchränkte und ſchnelle Erfüllung des Vertrags von Montpellier. Sie irrten ſich aber hierin ſowohl, als in der Hoffnung, den Schutz des Königs von England zu erlangen; und auf die Hülfe der Holländer konnten ſie auch nicht rechnen, indem ſie dem König von Frankreich zu dem genueſiſchen Kriege zwanzig Schiffe verſprochen hatten, die hernach gegen die Reformirten ſelbſt gebraucht wurden. Rohan fieng den Krieg in Languedok an: aber mit keiner allzutröſtlichen Ausſicht. Ob er gleich ſeine ganze Beredſamkeit und Klugheit zur Verſtärkung ſeiner

Par=

Partey anſtrengte; ſo konnte er doch nur wenige 1625
Städte gewinnen, und es dahin bringen, daß er nur in Vivarez, Ober-Güyenne und Languedok zum Feldherrn der Reformirten erklärt wurde. Rochelle verband ſich mit dem Herrn von Soubiſe, ſo wie Montauban, Caſtres und einige andere Städte mit Rochelle: beyde Brüder aber bemühten ſich, dem Hofe furchtbar zu werden. Sie vertheidigten ſich herzhaft: aber das Glück wollte ihre Unternehmungen nicht begleiten. Der Marſchall von Themines und der Herzog von Epernon bekamen Befehl, ihnen mit Truppen entgegen zu gehen; der letzte verheerte das Land um Montauban auf eine ſelbſt von Katholiken gemißbilligte Art, und trieb die Ausfälle der Beſatzung etlichemal zurücke. Der erſte nahm den Mißvergnügten einige Plätze weg, ſchlug den Herzog von Rohan in Vianes mit den Truppen, die er aus den Cevenniſchen Gebürgen gebracht hatte, und nöthigte ihn, ſich bey der Nacht zurückzuziehen. Die Seemacht der Reformirten ward von dem Herrn von Soubiſe, der ſich Admiral der proteſtantiſchen Kirche nennte, angeführt. Seit ſeiner Unternehmung hatte er ſich mehr Anſehn und völlige Ueberlegenheit über die königlichen Schiffe erworben, ſo daß man die vorhin erwähnten zwanzig holländiſchen Schiffe gegen ihn brauchte, zu denen zehn franzöſiſche Schiffe ſtieſſen, die aber zuſammen keine wichtige That verrichteten. Der holländiſche Admiral hatte Befehl, den Herrn von Soubiſe entweder in der Güte oder mit Gewalt zum Gehorſam zu bringen; und da ihn die Rocheller um einen Waffenſtillſtand erſuchten, unter dem Vorwand, daß ſie Abgeordnete mit Friedensvorſchlägen an den Hof geſchickt hätten, deren Rückkunft ſie erwarten müßten, ſo wollte er ihnen dieſen Stillſtand nicht abſchlagen. Sie hatten auch in der That Abgeordnete an den

1625 Hof geſchickt, die ſich Abgeordnete des Herzogs von Rohan und des Herrn von Soubiſe, wie auch der vereinigten Städte Rochelle, Caſtres, Montauban und Millaud nennten. In einer ehrfurchtsvollen Rede baten ſie den König um die vollkommene Beobachtung der Friedensedikte, und zugleich überreichten die Generaldeputirten der proteſtantiſchen Kirche, unterſtützt durch die engländiſchen und holländiſchen Geſandten, ein aus 21 Artikeln beſtehendes Verzeichniß von Beſchwerden und Forderungen. In kurzer Zeit erlangten ſie faſt alles, was ſie begehrt hatten. Nur wegen der Schleifung des Fort Louis und der Citadelle von Montpellier gab man ihnen keine befriedigende Antwort. Hieran war theils der päbſtliche Legat Schuld, welcher wünſchte, daß die innerlichen Unruhen des Königreichs den Hof am Krieg in Italien hindern möchten; theils die zu Paris verſammlete franzöſiſche Kleriſey, die auf Anhalten der päbſtlichen Kreaturen ein heftiges Geſchrey wider die Miniſter, beſonders den Kardinal von Richelieu, erhoben, ſo daß man es nicht wagte, den König zu einem annehmlichen Vergleich mit den Reformirten zu bereden. Als aber Soubiſe ein Seetreffen gegen die königliche Flotte gewann, ſo ſtimmte man bey Hofe einen andern Ton an. Richelieu verſicherte den König, man könne die Vertilgung der Hugenotten ohne Schande aufſchieben, aber nicht ſo die veltliniſche Angelegenheit; und bewegte ihn dadurch, den Reformirten noch günſtigere Antworten zu geben. Man fand für gut, ihnen einen Frieden zu verwilligen, den man allezeit wieder brechen zu können glaubte. Die vornehmſten Artikel waren, daß das Fort Louis noch ein halbes Jahr in dem alten Zuſtand bleiben und nach deſſen Ablauf geſchleift werden ſollte; die Reformirten ſollten ihre Sicherheitsplätze noch drey Jahr lang behalten;

am 5. Jul.

ten; man ſollte den Bau einiger Schanzen um Mon- 1625
tauban einſtellen. Man verſprach endlich dem Herzog von Rohan und ſeinem Bruder für alle ihre Forderungen eine Summe Geld, unter der Bedingung, die ſechs bey Blavet genommenen königlichen Schiffe zurückzugeben. Allein, die im Glück ſtolzen Rocheller wollten nicht in den Frieden willigen, wenn nicht das Fort Louis ſogleich geſchleift würde. Daher gieng der Krieg gegen ſie mit gröſſerer Hitze an, als vorher. Da ſie in dem letzten Gefecht einige holländiſche Schiffe zu einer Zeit, die von den königlichen noch zum Stillſtand gerechnet wurde, verbrannt hatten; ſo wurde dies von jedermann gemißbilliget, und der holländiſche Admiral ſann auf Rache. Mit ihm und mit den franzöſiſchen Schiffen vereinigten ſich ſieben groſſe engliſche Schiffe, ſo daß eine Flotte von ſechzig Schiffen zuſammenkam, welcher die Rocheller nicht widerſtehen konnten. Der Großadmiral von Frankreich, Herzog von Montmorenci, begab ſich hierauf nach Poitou, um die Anführung dieſer Flotte zu übernehmen. Er ſegelte gegen die Inſel Re', wo Soubiſe mit der Rocheller Flotte lag. Soubiſe befand ſich Anfangs auf der Inſel, und ließ die ſich ausſchiffenden Truppen beſchieſſen: allein, er nahm bald mit Hinterlaſſung ſeiner Kanonen die Flucht auf ſein Schiff, weil er ſeine Feinde für ſtärker hielt, als ſie würklich waren. Am folgenden Tage näherten ſich St. Lüc und Toiras, der Befehlshaber zu Fort Louis, der Martinsſchanze, und brachten die Miliz der Rocheller und die Inſulaner ſelbſt zum Weichen, und Soubiſe, der dies mit anſah, eilte auf einer Schaluppe nach Oleron, und von da nach England, weil die ganze Flotte der Reformirten geſchlagen wurde.

Unterdes hatte der Marſchall von Themines im Nov.
mit ſeiner Armee Rochelle ſo eng eingeſchloſſen,

1625 daß die Bürger Abgeordnete an den König ſchickten, um deſſen Gnade zu ſuchen. Der König verwies ihnen ihr hartnäckiges Betragen, und ließ folgende Friedensbedingungen vorſchreiben: 1) Die Regierung der Stadt ſolle den Bürgern wieder überlaſſen werden, ſo wie es im Jahr 1610. eingerichtet worden. 2) Die Stadt ſollte einen Gerichtsverwalter annehmen, der den Parteyen und Uneinigkeiten, die ſich etwan erheben möchten, ſteuern, und die Juſtitz und Handlung wieder herſtellen könnte; 3) alle Feſtungswerke ſollten geſchleift; 4) der König ſollte, wenn er nach Rochelle käme, mit gebührender Ehrerbietung empfangen werden; 5) die Rocheller ſollten keine Kriegsſchiffe in ihrem Hafen haben; 6) den Geiſtlichen ſollten ihre Güter wieder abgeliefert werden; 7) übrigens ſollten die Rocheller im völligen und ruhigen Genuß ihrer Freyheit, ihrer Handlung und des Edikts von Nantes bleiben. Weil die Abgeordneten die nöthige Vollmacht nicht hatten, den Vertrag zu unterzeichnen, ſo mußten ſie die Artikel nach Rochelle und vor die Verſammlung zu Millaud bringen. Die Berathſchlagungen darüber daureten ſehr lange; die Belagerung ward fortgeſetzt; und weil die Reformirten einige Unterſtützung von England genoſſen, ſo erregten ſie mancherley Schwierigkeiten, und die engliſchen Geſandten mußten ihnen ſchriftlich für die Vollziehung des Friedens Gewähr leiſten. Es wurden auch würklich einige Aenderungen in den Artikeln gemacht. Die Schleifung der von den Rochellern neuerbaueten Feſtungswerke wurde dahin eingeſchränkt, daß ſie nur blos die Schanze Tadon einreiſſen ſollten: hingegen blieb die Ludwigsſchanze ſtehen, jedoch mit der Verſicherung, daß die Beſatzung, ſo wie die Beſatzungen der Inſeln Ré und Oleron, die Rocheller keinesweges beunruhigen ſollten. Man erwähnte nichts mehr von der Aufnah-

nahme des Königs in Rochelle; hingegen mußten 1625 die Rocheller den Katholiken freye Religionsübung in ihrer Stadt verſprechen. Dieſer Friede wurde endlich unterzeichnet, und alles auf den Fuß des Edikts von Nantes geſetzt. Der Kardinal Richelieu ſchloß ihn blos in der Abſicht, um Rochelle und überhaupt die Reformirten in der Folge deſto lebhafter anzugreifen, und, wo möglich, ganz auszurotten, wenn er nämlich erſt der Seemacht wieder aufgeholfen, die Finanzen in Ordnung gebracht, mehr Truppen geworben, und die Groſſen des Reichs treuer und gehorſamer gemacht haben würde. Dazu eben 1626 bedurfte er des Friedens: weil er aber natürlicher em 5. Febr. Weiſe ſeine Abſicht geheim hielt, und der groſſe Hauſe ſie nicht zu ergründen vermochte, ſo zog er ſich von Seiten der eifrigen Katholiken empfindliche Vorwürfe zu, und man ſahe Schmähſchriften, worin er **der Kardinal von Rochelle, der Patriarch der Gottesverläugner, der Pabſt der Kalviniſten** 2c. genennt wurde. Das Edikt, das die Artikel des mit den Reformirten geſchloſſenen Friedens beſtätigte, wurde am 6ten April von dem Parlament zu Paris regiſtrirt.

Richelieu hatte nun zur Erreichung ſeines Zwecks nichts weiter zu thun, als auch die **veltliniſchen Händel** beyzulegen. Nach der eiligen Abreiſe des päbſtlichen Legaten Barberini, nach geendigter Verſammlung der Groſſen zu Fontainebleau, und während des langſam fortdaurenden Kriegs im Veltelin, wurden auch die Unterhandlungen wegen des Friedens mit Spanien fortgeſetzt. Der Pabſt hatte dem Nuncius Spada Befehl gegeben, die franzöſiſchen Miniſter auf einen guten Frieden zu lenken. Richelieu ſagte ihm aber gerade heraus, daß er von folgenden drey Punkten nicht abweichen würde: 1) daß den Graubündnern die Oberherrſchaft

1626 über das Veltlin gelaſſen werden, 2) daß man dem König von Spanien den Durchzug durch das Veltlin nicht geſtatten, und daß 3) dem Herzog von Savoyen Genugthuung geleiſtet werden müſſe, nicht eben wie er ſie verlange, ſondern nach den Regeln der Billigkeit. Spada machte allerhand Einwürfe, um den Kardinal auf andre Gedanken zu bringen, beſonders in Anſehung des erſten Punkts: allein am Ende richtete er doch nichts wider die Standhaftigkeit ſeines Gegners aus.

Gegen das Ende des Jahrs 1625. meldete nicht allein Miron, der ordentliche franzöſiſche Geſandte in der Schweitz, ſondern auch andere Anhänger der Krone Frankreich in dieſem Lande, daß die Neigung des Volks gegen den König ſtark abgenommen, daß über 25,000. Teutſchen der Durchzug durch die Schweitz bewilliget ſey, um den Spaniern in Italien beyzuſtehen; daß der Bund mit den Schweitzern unvermerkt getrennt ſeyn würde, wenn man nicht zur rechten Zeit zuvorkäme; daß es am ſicherſten ſey, den Marſchall von Baſſompierre an die Kantone zu ſchicken, weil dieſer Herr, als Oberſter der ſchweitzerſchen Truppen in Frankreich, daſelbſt in groſſem Anſehn ſtehe. Dieſer Meynung waren auch die Venetianer und der Herzog von Savoyen. Es wurde alſo am franzöſiſchen Hofe beſchloſſen, daß Baſſompierre als auſſerordentlicher Geſandter des Königs in die Schweitz reiſen, und daß der Marquis von Coeuvres dafür Generallieutenant der königlichen Armee im Veltelin ſeyn ſollte. Weil aber Coeuvres nicht damit zufrieden war, ſo bekam er die Würde eines beſondern auſſerordentlichen Geſandten bey den Graubündnern und Veltelinern; worüber ſich Baſſompierre heftig beſchwerte. Baſſompierre unternahm alſo noch vor Ende des Jahrs 1625. die Reiſe in die Schweitz, nachdem

ihm

ihm zur glücklichen Betreibung ſeiner Unterhandlun- 1626
gen 250,000. Thaler waren ausgezahlt worden. Man hatte ihm hauptſächlich dreyerley aufgetragen. Erſtlich ſollte er die Kantone zur Theilnehmung an dem Bündniß zwiſchen Frankreich, Savoyen und Venedig einladen, um Spanien deſto eher zur Rückgabe des Veltlins an die Graubündner zu nöthigen; oder wenigſtens ſollte er ſie zu bewegen ſuchen, daß ſie durch ihre Bemühungen dieſe Rückgabe bewürken möchten. Zweytens ſollte er ſie zur Verweigerung des Durchzugs der Truppen, die der Kaiſer und Spanien in das Mayländiſche ſchicken wollten, bereden. Drittens ſie dahin vermögen, daß ſie die Verwahrung der Schanzen im Veltelin mit dem König gemeinſchaftlich übernähmen; und in dieſem Fall verſprach Frankreich die ſchweitzeriſchen Beſatzungen zu unterhalten. In der Tagſatzung, die hierauf zu Solothurn gehalten wurde, hielt der Marſchall eine lange Rede, worin er den Beytritt zu dem erwähnten Bündniß gar nicht berührte, weil er vorherſahe, daß dieſer Vorſchlag nicht angenommen werden und eine widrige Würkung in Anſehung der andern Punkte thun würde; er hatte auch ſchon dem König Nachricht davon gegeben. Er trug alſo nur die andern Artikel vor, und fand damit guten Eingang. Der päbſtliche Botſchafter, Scappi, widerſetzte ſich zwar durch Gegenreden: aber Baſſompierre behielt in allen Stücken die Oberhand, ſo daß Scappi aus Verdruß Solothurn verließ. Die Tagſatzung ließ der Krone Frankreich 16,000. Mann anbieten; und in Anſehung der veltliner Händel erklärten die Kantone einmüthig, daß Veltelin und die Grafſchaft Cläven und Worms den Graubündnern, ihren alten Herren, gehörten, und daß man die Wiedergabe dieſer Landſchaften verlangen, und demjenigen von den Inhabern, der nicht in die völlige Wiedergabe

1626 willigen würde, den Durchzug durch die Schweitz verſagen und die dienlichſten Mittel brauchen ſollte, um den Graubündnern den Beſitz ihrer Hoheit wieder zu verſchaffen. Wegen der Form dieſer Wiedergabe waren die Kantone ſelbſt nicht einig. Die Proteſtanten verlangten, ſie ſollte dem Madrider Vertrag völlig gemäß ſeyn: die Katholiken aber, man ſollte gewiſſe Bedingungen für die Sicherheit der katholiſchen Religion im Veltlin beyfügen. Dagegen ſtellte Baſſompierre den Kantonen eine Urkunde aus, darin erklärt wurde, daß ſein König bereit ſey, alles, was die Franzoſen im Veltlin beſäßen, wieder zu geben, und es ihnen ſogar anzuvertrauen, wenn ſie es in Verwahrung nehmen wollten, um alsdann den Graubündnern den Beſitz davon wieder einzuräumen. Bey der Gelegenheit erinnerten auch die Schweitzer die alten Schulden, die ſie von Frankreich zu fodern hatten, wurden auch theils durch einige Bezahlung theils durch Verſprechen zufrieden geſtellt.

Zu eben der Zeit, da Baſſompierre dieſe Unterhandlungen in der Schweitz trieb, mußte der franzöſiſche Geſandte zu Madrid, Graf dû Fargis, in eben dieſer Sache eifrig arbeiten. Richelieu gab ihm Befehl, dem ſpaniſchen Premierminiſter, Grafen von Olivarez zu verſichern, daß Frankreich zum Friedensſchluß ſehr geneigt wäre, ſo bald Spanien den Graubündnern die Oberherrſchaft über das Veltlin wieder einräumen, und von den Durchzügen durch das Veltlin abſtehen würde. Es kam aber hierbey vorzüglich darauf an, daß Richelieu dieſen Frieden ohne Vorwiſſen der italieniſchen Bundsgenoſſen, des Herzogs von Savoyen und der Republik Venedig, ſchlieſſen konnte. Der Graf dû Fargis mußte alſo die Unterhandlungen anfangen, ohne königliche Vollmacht dazu zu haben, und zugleich ſchrieb ihm Richelieu,

chelieu, nicht eher etwas von der Sache an den Hof 1626
zu berichten, als bis nach Unterzeichnung des Friedens. Um ſich auch ſicher zu ſtellen, wenn dem König die Sache bekannt, und er ſich, durch die Feinde des Kardinals gereitzt, etwan weigern würde, den Frieden zu vollziehen, ſo ließ Richelieu durch ſeine heimlichen Freunde dem P. Berülle und der Gräſin dü Fargis, die bey der Königin Mutter viel galten, hinterbringen, daß ſie der katholiſchen Religion den wichtigſten Dienſt leiſten und zugleich dem Kardinal den empfindlichſten Streich ſpielen würden, wenn ſie die Königin Mutter bewegen könnten, daß ſie dem Grafen dü Fargis anbefähle, den Frieden wegen Veltlin mit Spanien zu befördern und zu ſchlieſſen, weil auf dieſe Art Frankreich abgehalten würde, ſich der Proteſtanten in Teutſchland anzunehmen, ſo bald die Einigkeit mit Spanien wieder hergeſtellt wäre. Beyde hörten dieſen Antrag mit Vergnügen an. Der erſte handelte aus falſcher Frömmigkeit, und die Gräſin that es, um ihrem Gemahl die Ehre der Unterhandlung zu verſchaffen. Sie brachten es alſo bey der Königin Mutter ſo weit, daß dieſe der Gräſin befahl, den Geſandten zur Fortſetzung der Unterhandlungen zu ermahnen. Olivarez ſahe nicht weniger gern, daß dü Fargis immer mehr Bereitwilligkeit zum Frieden blicken ließ, und in Einräumung der Punkte gefälliger ward, weil der kaiſerliche Geſandte, der wenigſtens eine allgemeine Nachricht davon hatte, allen Fleiß anwandte, daß der Friede in Italien nicht zu Stande käme, ohne zugleich den Frieden in Teutſchland zu ſchlieſſen. Es wurden daher zwiſchen Olivarez und dü Fargis etwas eilfertig einige Vergleichspunkte wegen Veltlin und
wegen des Waffenſtillſtandes zwiſchen Savoyen und Genua entworfen, und zu Madrid von ihnen unterzeichnet. Als der Geſandte den geſchloſſenen Ver-

am 1. Jan.

am 16. Jan.

1626 trag nach Paris ſchickte, ſo war der König äuſſerſt darüber entrüſtet, und wollte den Geſandten zurückberufen und zur Strafe ziehen, weil er ſich unterſtanden, ohne ſeine Vollmacht Frieden zu ſchlieſſen. Richelieu und die Königin Mutter ſchwiegen Anfangs ſtille: da aber die Sache im Staatsrath vorgetragen ward, und viele Miniſter dem König beyfielen, ſo ſtellten ihm beyde dieſen Frieden ſo vortheilhaft vor, daß er endlich nachgab; wozu noch der Umſtand kam, daß der ſpaniſche Geſandte zu Paris ſich erklärt hatte, ſein König wäre bereit, in die Abänderung einiger etwan zu hart ſcheinenden Artikel zu willigen. Man ſchickte alſo dem Grafen dû Fargis neue Verhaltungsbefehle, denen zu Folge er den ſpaniſchen Hof ſogleich verlaſſen ſollte, wenn Philipp der Vierte gewiſſe Artikel nicht ändern und beſſer erläutern würde. Allein, die Königin Mutter, die ſich noch immer einbildete, ſie kränke den Kardinal durch Schlieſſung des Friedens, ließ dem Geſandten melden, er brauche ſich nicht ſo ganz genau an die Verhaltungsbefehle zu binden, wenn man ihm nur die vornehmſten Punkte zugeſtände. Das ganze Friedensgeſchäfte war zwiſchen beyden Höfen ſo heimlich betrieben, daß die italieniſchen Bundsgenoſſen, der Pabſt, die Eydgenoſſen, und alle die ſich darüber beſchweren konnten, nichts Gewiſſes in Erfahrung brachten; ſelbſt vor dem Prinzen Viktor Amadeus von Piemont, der zu Anfang des Februars nach Paris gereiſt war, um den Frieden zu hindern, ward alles verborgen gehalten: unterdes erweckten doch die häufig hin- und herreiſende Kouriere einigen Verdacht. Der Prinz von Piemont und der venetianiſche Geſandte gaben ſich daher viele Mühe, Einſicht in die Unterhandlungen zu erlangen, und nach langem Anliegen geſtand ihnen endlich Schomberg, daß Olivarez einige Vorſchläge gethan

hätte;

hätte; ſie wären aber ſo wenig annehmlich geweſen, 1626
daß man ſie nicht einmal denen verbundenen Höfen habe mittheilen wollen; du Fargis habe auch würklich ohne Befehl ſeines Herrn gewiſſe Artikel unterzeichnet, die dem Vortheil der vereinigten Mächte zuwider geweſen: aber der König ſey entſchloſſen, ſie nicht zu genehmigen, ſondern vielmehr den Geſandten zurück zu rufen und ihn nach der Strenge der Geſetze zu beſtrafen. Auf dieſe Art ſuchte man die Bundsgenoſſen bis zur völligen Richtigkeit des Friedens in Ungewißheit zu erhalten. Indeſſen ereignete ſich eine neue Schwierigkeit. Der Kardinal Barberini war zu Anfang des Aprils nach Barcelona, wo ſich damals der ſpaniſche Hof aufhielt, gekommen, in der äuſſerlichen Abſicht, die im vorigen Jahr gebohrne Infantin Marie Eugenie zu taufen; in der That aber, den geſchloſſenen Vertrag zu hindern, woran auch der kaiſerliche Geſandte, Graf Khevenhiller, arbeitete. Beyde wünſchten, daß der Krieg wegen der veltelinſchen Händel entweder noch nicht geendiget, oder doch der Friede unter ſolchen Bedingungen geſchloſſen werden möchte, daß der bekannte Zweck des ſpaniſchen und öſtreichiſchen Hauſes in Anſehung des Veltelins erhalten würde. Der Kardinal ward daher mit ſehr groſſem Gepränge und mit ſonſt ungewöhnlichen Cärimonien aufgenommen. Olivarez und Fargis aber, der zu eben der Zeit die vorhin erwähnten Befehle von Paris erhalten hatte, ergriffen die Auskunft, daß ſie in der möglichſten Geſchwindigkeit die **Friedensartikel** aufſetzten, und ſie auf den 5ten März zu **Monzon** in Aragonien zurück datirten, an welchem Orte ſich damals der ſpaniſche Hof aufgehalten hatte. Denn ſo konnte Barberini nicht ſagen, daß man zu eben der Zeit, da er angelangt wäre, wider ſeine Vorſtellungen Frieden geſchloſſen hätte; und nunmehr trug man weiter kein

Be-

1626 Bedenken, dieſen ſo berühmten Friedensſchluß am ſpaniſchen und franzöſiſchen Hof bekannt zu machen. Er beſtand aus 26 Haupt- und 6. geheimen Artikeln, folgenden Inhalts:

Das Veltlin und die Grafſchaften Worms und Cläven ſollen in eben den Zuſtand, worinnen ſie vor denen im Jahr 1617. angefangenen Unruhen geweſen ſind, wieder geſetzt, und zu dem Ende alle ſeit der Zeit errichtete Verträge vernichtet werden, auſſer denen im jetzigen Frieden gemachten Einſchränkungen. — Dadurch ward aber freylich dieſer Artikel in lauter leere Worte verwandelt. — In gedachten Landen ſoll künftig allein die römiſchkatholiſche Religion in Uebung ſeyn, und keine andere Sekte oder Religion je daſelbſt geduldet werden. Die beyden Höfe machten ſich zur Aufrechthaltung dieſes und der damit verwandten Artikel gegen alle Mächte auf das feyerlichſte verbindlich. — Beyde Kronen verſichern einander ewige Vergeſſenheit alles deſſen, was während der velteliner Unruhen vorgegangen iſt. — Weil der Pabſt durch ſeine Botſchafter beyden Königen hat melden laſſen, daß die Bündner in ihren Landen verſchiedene Dinge zum Nachtheil der katholiſchen Religion unternommen; ſo ſoll die Willensmeynung der beyden Könige den Bündnern durch den päbſtlichen Botſchafter bey den katholiſchen Kantonen mitgetheilet werden, damit ſie ſich nicht mit der Unwiſſenheit entſchuldigen, ſondern alles in den vorigen Zuſtand ſetzen mögen. Wofern das letztere in vier Monaten nicht geſchieht, ſo ſind beyde Könige gehalten, ſich mit einander zum Schutz der Veltliner gegen die Bündner zu vereinigen. Beſonders verſpricht der König von Frankreich, ſeinem Eifer für die katholiſche Religion und ſeiner Frömmigkeit gemäß, alle ſeine Macht anzuwenden, um ſie zur Schuldigkeit zu zwingen. — Bey allen dieſen Punk-

Punkten wird vorausgeſetzt, daß die Feſtungen im 1626
Veltlin, Cläven und Worms, und was ſonſt in dieſen Gegenden theils durch die Verbundenen, theils von dem König von Spanien beſetzt worden iſt, in die Hände des Pabſtes wieder übergeben werde, der ſie aber ohne Verzug ſoll ſchleifen laſſen. — In Anſehung der in dem genueſiſchen Gebiet entſtandenen Unruhen ſollen beyde Könige mit ihren Bundsgenoſſen dahin bedacht ſeyn, daß ohne Aufſchub ein Stillſtand zwiſchen ihnen und auch den Truppen erfolge, welche als Hülfsvölker unter dem Namen beyder Könige eingerückt ſind. — In den geheimen Artikeln verbanden ſich beyde Könige, zur Erfüllung der öffentlichen Artikel ihre ganze Macht anzuwenden.

Dieſer Friedensſchluß, der nur den Spaniern gefallen konnte, und dem Grafen Olivarez mehr Ehre brachte, als dem Kardinal Richelieu, mißfiel allen andern Mächten und Perſonen, die an den veltliniſchen Händeln Theil nahmen. Der Pabſt war zwar über die Ausſchlieſſung andrer Religionen im Veltlin und über die ganze Endigung einer ihn beunruhigenden Angelegenheit zufrieden, aber deſto mißvergnügter, daß er die ihm zu übergebende Feſtungen auf ſeine Koſten ſollte ſchleifen laſſen; auch verdroß es ihn, daß auf dieſe Art die Abſchickung des Kardinals Barberini nach Paris und Madrid fruchtlos geweſen, und man den Frieden ganz ohne deſſen Vorwiſſen geſchloſſen hätte. Da durch dieſen Frieden der madrider Vertrag umgeſtoſſen war, und die Bündner ihrer oberſten Gewalt und Landesherrlichkeit über das Veltlin beraubt und die Veltliner gleichſam zur Belohnung ihres Aufruhrs in Freyheit geſetzt wurden, da man des Durchzugs der Spanier durch das Veltlin gar nicht gedacht hatte, und doch die Veltliner für ſich zu ſchwach waren, ihn den Spaniern

1626 niern zu verwehren, und da man nicht einmal für die Sicherheit der Bündner in Anſehung des Erzherzogs Leopold von Oeſtreich, dem ſie vorher den Lindauer Vertrag aufſagen müſſen, geſorgt hatte; ja, da man endlich den Herzog von Savoyen und die Republik Venedig, die auf Frankreichs Anſtiften in dieſe Händel verwickelt worden, von allen Unterhandlungen ganz ausgeſchloſſen hatte; ſo mußten nothwendig alle dieſe Parteyen den größten Unwillen über den Frieden zu Monzon äuſſern. Die italieniſchen Staaten geriethen dabey in noch gröſſere Verlegenheit, und befürchteten, es möchten ſich Spanien und Frankreich genauer vereinigen, und ihnen nicht nur, wie bereits mit Savoyen und Venedig geſchehen, Geſetze vorſchreiben, ſondern ſie auch bey der allgemeinen Verwirrung Europens unterjochen. Niemand aber ließ ſeinen Verdruß ſtärker und öffentlicher blicken, als der Herzog von Savoyen; niemand war auch mehr dazu berechtiget. Denn da er nach der bekannten Staatskunſt ſeines Hauſes bey den neuen Unruhen in Italien neue Eroberungen zu machen gedachte, und es nicht unwahrſcheinlich war, daß er auch diesmal ſeinen Zweck erreichen würde, ſo war es ihm um ſo mehr empfindlich, daß in dem Frieden der Waffenſtillſtand zwiſchen ihm und Genua war verabredet worden. Er rief ſeinen Sohn, den Prinzen von Piemont, der ſchon dem franzöſiſchen Hof ſeinen ganzen Unwillen bezeugt hatte, von Paris ab, ſtieß die härteſten Worte gegen den König von Frankreich aus, beklagte ſich über die von ihm gebrochene Treue und verletzte Verſprechen, und erklärte ſich für einen geſchwornen Feind des Kardinals Richelieu. Es war indeſſen dem Kardinal nicht ganz gleichgültig, daß der Herzog durch dieſe gegründeten Beſchwerden die Gemüther der franzöſiſchen Bundsgenoſſen aufzubringen ſuchte, und daß er befürch-

fürchten mußte, man möchte künftig der Krone 1626
Frankreich nicht mehr trauen. Der Herr von Büllion mußte deswegen als franzöſiſcher Geſandter nach Turin gehen, um den Herzog durch Vorſtellungen wieder zu beſänftigen, und da man deſſen Ehrgeitz kannte, ſo mußte ihm Büllion den Antrag thun, ob er den königlichen Titel von Cypern annehmen wollte, und ihn dabey verſichern, daß Frankreich die andern europäiſchen Höfe zur Erkennung dieſer neuen Würde bewegen würde; allein Büllion konnte mit leeren Titeln nichts ausrichten, weil der Herzog ſeine Hoffnung, ſich in Italien zu vergrößern, verſchwunden ſahe. Venedig rief auch ſeinen Geſandten Contarini von Paris weg, beobachtete aber doch ſonſt mehr Mäſſigung. Man ſchickte den Marquis von Chateauneuf an die Republik, um ſie zu beruhigen und zur Annahme des Friedens zu bewegen. Zu dem Ende verſprach er, ihr den Durchzug durch das Veltlin zu verſchaffen, welches Erbieten Venedig um ſo weniger achtete, als man wußte, daß dies nunmehr nicht in Frankreichs Gewalt ſtände. Von Venedig gieng Chateauneuf in eben dieſer Abſicht zu den Graubündnern und Eydgenoſſen, bey denen ſchon Miron ſeine Bemühungen angewendet hatte. Auf dieſer Seite äuſſerten ſich die größten Schwierigkeiten. Die Graubündner wollten den Monzoner Frieden, wodurch ſie ſo viel verlohren, nicht annehmen, und baten die Eydgenoſſen dringend um Beyſtand. Nach vielfachen Unterhandlungen, die bis zum Ende dieſes Jahrs ſich verzogen, und da beynahe ein neuer Krieg zu befürchten war, erklärten ſich endlich die Bündner, daß, wenn ſie in allen übrigen Dingen wieder in den alten Stand geſetzt würden, ſie ſich zur Ausſchlieſſung der reformirten Religion im Veltlin verſtehen wollten, doch mit der Bedingung, daß die reformirten Bündner und Velt-

1626 liner daſelbſt allezeit frey und ungehindert wohnen, auch ihre Güter beſitzen und genieſſen könnten. Wegen der von den Veltlinern an die Bündner künftig zu zahlenden jährlichen Summe aber war am 22ſten December zwiſchen dem franzöſiſchen Staatsrath und dem ſpaniſchen Geſandten, Marquis von Mirabelli, verabredet worden, daß ſolche in 25000. Dukaten beſtehen, und von dem Tag an, da die Feſtungen würden geſchleift werden, gerechnet werden ſollte.

Dieſe wiederholten Vorſtellungen und Bemühungen der Bündner und ſelbſt der Eydgenoſſen gegen den Monzoner Frieden waren es nicht allein, die deſſen Erfüllung hinderten. In der That war es beyden Königen kein Ernſt, die Friedensartikel in allen Stücken ſchleunig zu erfüllen; jeder glaubte, bey der Verzögerung noch einigen Vortheil zu gewinnen. Vorjetzt war es ihnen genug, daß der Krieg aufhörte. Der Pabſt trug gleichfalls Bedenken, ob er die angebotene Ueberlieferung der Schanzen im Veltlin annehmen, oder ſich mit der geſchehenen Anerbietung begnügen und ſich in dieſe verwirrte Händel nicht weiter miſchen wollte. Vornämlich beſchwerte er ſich, daß er die Schanzen auf ſeine Koſten ſchleifen ſollte, und dů Fargis gieng am ſpaniſchen Hof ſo weit, daß er eingeſtand, es ſollten dieſe Schanzen entweder den Veltlinern oder den Spaniern ſelbſt zur Schleifung übergeben werden, welches jedoch Frankreich und Venedig verwarfen. Nach vielen Unterhandlungen kamen endlich der franzöſiſche Geſandte, Marquis von Bethüne, und der ſpaniſche Geſandte, Marquis von Onnate, zu Rom darin überein, daß man dem päbſtlichen General, Torquato Conti, der in dieſer Abſicht mit 6000. Mann anzog, die alten Schanzen, welche die päbſtlichen Völker vorher geräumt hatten, übergeben, der-

derſelbe aber wieder ausziehen ſollte, ſo bald ihm die 1626
ſpaniſchen Bevollmächtigten eine ſchriftliche Erklärung eingehändigt hätten, daß Spanien mit dem Pabſt wegen der Sequeſtration und Beſetzung der ihm anvertrauten lande völlig zufrieden wäre. Zu eben der Zeit ſollten auch die verbundenen Mächte ihre Völker aus den neuerbaueten Schanzen zurückziehen, und die dortigen Bauern ſolche ohne Aufſchub zerſtören, und der Erde gleich machen. Bey dieſen ſo noch immer fortwährenden Unterhandlungen und Widerſprüchen, worüber das Jahr 1626 verfloß, war es noch als ein beſonderer Vortheil für die Erhaltung der Ruhe in Italien anzuſehen, daß nicht lange vor Schlieſſung des Vertrags der König von Spanien den bisherigen Statthalter in Mayland, den unruhigen und kriegeriſchen Herzog von Feria, zurückberufen, und Don Gonzalez von Cordua an deſſen Stelle ernennt hatte. Dieſer billig geſinnte Miniſter trug ſeiner Seits alles bey, was zur Beförderung der Erfüllung des Friedens dienen konnte.

Als ſich **Richelieu** faſt zu gleicher Zeit von dem bisherigen einheimiſchen und auswärtigen Krieg befreyt ſahe; ſo dachte er ernſtlich an die Ausführung der groſſen Entwürfe, die er zum Vortheil und zum Ruhm ſeines Herrn von dem Anfang ſeiner Staatsverwaltung her gemacht hatte. Es thaten ſich aber dieſes Jahr über viele Irrungen und Ränke am franzöſiſchen Hof hervor, die deſſen Thätigkeit ſo ſehr beſchäftigten, daß ſie ihm einen Theil ſeiner für andre Angelegenheiten beſtimmten Aufmerkſamkeit raubten. Eines der vornehmſten Hinderniſſe war die **Vermählung des Herzogs Gaſto von Anjou**, Bruders des Königs, **mit der Erbin von Montpenſier**, einzigen Tochter Heinrichs von Bourbon, Herzogs von

1626 Montpenſier, nnd Henriette Katharine von Joyeuſe, die den Herzog von Guiſe zum zweeten Gemahl bekommen hatte. Die Prinzeßin war die reichſte und ſchönſte Dame im Königreich. Sie hatte jährlich 500000 Livres Einkünfte, und war von König Heinrich dem Groſſen für den Herzog von Orleans, ſeinen zweeten Sohn, beſtimmet: aber als dieſer im Jahr 1611 ſtarb, ſo beſtimmte man ſie für den Herzog von Anjou. Als nun dieſer Prinz ein hinreichendes Alter, ſich zu vermählen, erlangt hatte, trieb die Königin Mutter zur Vollziehung dieſer Heurath lebhaft an. Darüber aber gerieth der Hof in eine Trennung, die wichtige Folgen nach ſich zog. König Ludwig lebte ſchon eilf Jahre lang in Kinderloſer Ehe, und ſeine Leibesbeſchaffenheit ſchien, ſeiner Jugend ohngeachtet, ſo ſchwach, und ſein Umgang mit der Königin ſo kaltſinnig, daß ſich faſt niemand einen Nachfolger von ihm verſprach. Daher glaubte man, die Nachkommenſchaft Heinrichs des Groſſen könne nicht anders, als durch eine Vermählung des Herzogs von Anjou, erhalten werden. Der Prinz ſchien auch geneigt dazu: aber der König, der von Natur ſeinem Bruder gern zuwider handelte, ließ ihm durch deſſen Hofmeiſter ſagen, er ſolle nicht weiter daran denken. Richelieu, der die Unruhen vorausſahe, die ihm die Lebhaftigkeit des Herzogs von Anjou verurſachen konnte, rieth dem König, ihn durch Gütigkeiten an ſich zu ziehen. Man gab ihm alſo eine Stelle in dem Staatsrath, und ernennte ſeinen Hofmeiſter **Ornano** zum Marſchall von Frankreich. Ornano hatte den Prinzen in ſeiner Jugend ſehr ſorgfältig gepflegt: nachher aber, da er der Beförderung ſeines Glücks durch den Prinzen entgegen ſahe, ſchmeichelte er den Leidenſchaften deſſelben, und erwarb ſich dadurch eine unumſchränkte

Gewalt über deſſen Gemüth. Er wurde ſtolz dar- 1626
auf, daß er bey dem Bruder des Königs ſo viel ver-
mochte, und verlangte für ſich ſelbſt eine Stelle im Staatsrath, oder doch die Erlaubniß, demſelben, wie die Staatsſekretare, ſtehend beyzuwohnen. Da man ihm nun dies verweigerte, ſo wollte er ſich rächen, und dem Prinzen Geſinnungen, die dem König widrig wären, einflöſſen. Die vorgeſchlagene Vermählung des Prinzen mit der Erbin von Montpenſier verſchaffte dem Marſchall Gelegenheit zur Ausübung ſeiner Rache. Der Graf von **Soiſſons** war einer von denen, die ſich dieſer Heurath mit dem beſten Schein widerſetzten. Der verſtorbene König hatte ihm ſeine jüngſte Prinzeßin, die man hernach mit König Karl dem Erſten von Großbritannien vermählte, verſprochen, und nun wollte er dieſen Verluſt wenigſtens durch die Prinzeßin von Montpenſier erſetzt haben. Die **Prinzeßin von Condé**, deren Nachkommenſchaft nach Abgang der Linie Heinrichs des Groſſen den Thron beſteigen ſollte, wollte die Heurath nicht betrieben wiſſen, weil ſie hoffte, ihre Tochter, Mademoiſelle von Bourbon, würde inzwiſchen zur Vermählung mit dem Herzog von Anjou reif werden. Eben dieſer Meinung waren die **Herzoge von Vendome**, die das Haus Guiſe haßten, und die dem Prinzen ihre Schweſter wünſchten. Selbſt die junge Königin, die den Verluſt ihres Anſehns am Hof befürchtete, wenn die vorgeſchlagene Vermählung von fruchtbarern Folgen, als die ihrige, ſeyn würde, hätte den Aufſchub derſelben gerne geſehen. Ihre Hofdame und Lieblingsgeſellſchafterin, die **Herzogin von Chevreuſe**, hatte den Grafen von **Chalais**, Garderobemeiſter des Herzogs von Anjou, zum Liebhaber, und machte ihn mit der Denkart ihrer Gebieterin einſtimmig. Die verwitwete Königin hinge-

1626 gen und Richelieu waren ſehr für dieſe Vermählung eingenommen, weil ſie glaubten, die Gemahlin des Herzogs von Anjou würde einmal Königin werden, und ihnen Ergebenheiten ſchuldig ſeyn, wenn ſie ihnen die Krone zu danken hätte. Der Kardinal wagte es aber doch nicht gleich, ſich öffentlich für dieſe Heurath zu erklären: ſo bald aber der König dies gethan hatte, ſo drang Richelieu eifriger auf die Vollziehung derſelben. Allein, nun fand ſich ein unüberwindlich ſcheinendes Hinderniß. **Ornano** hatte den Prinzen, theils aus Rachgier gegen den König und den Kardinal, theils auf Anſtiften der jungen Königin abgeneigt gegen die Vermählung gemacht, indem er ihm haupſächlich vorſtellte, es ſchicke ſich für einen künftigen König von Frankreich nicht, eine Unterthanin zu heurathen; er würde durch dieſe Verbindung ein Sklav des Kardinals werden, und er ſollte lieber eine auswärtige Prinzeßin ſuchen, um dadurch Schutz gegen die Verfolgungen dieſes Miniſters zu erlangen. Dieſe gegen einander ſtoſſende Abſichten veranlaßten allerhand geheime Verbindungen und Zuſammenkünfte. Man ſchränkte ſich dabey nicht blos auf die Vermählungsſache ein, ſondern man wollte auch den Kardinal ſtürzen, der die königliche Gewalt frey und unabhängig zu machen ſuchte, und in dieſem Handel Gelegenheit zur Erreichung eines Theils ſeines Zwecks fand. Seine Kundſchafter brachten ihm bald Nachricht von den Ränken ſeiner Feinde, und er rieth dem König, vor allen Dingen den **Marſchall Ornano gefangen** zu ſetzen, welches
am 4. May. bald hernach zu Fontainebleau geſchah. Eben dies wiederfuhr dem Herrn von **Chaudebonne**, erſten Quartiermeiſter des Herzogs von Anjou. Der König ließ ſeine Mutter hievon benachrichtigen, und ſie verſichern, es ſey geſchehen, weil Ornano den Herzog gegen ihn verhetzt habe. Die Königin Mut-

ter ertheilte eine ganz kurze und gelaſſene Antwort; 1626
nicht ſo der Herzog von Anjou. Kaum hatte er die Gefangennehmung ſeines Hofmeiſters erfahren, ſo lief er zum König, der es wohl vermuthete, daß er ſich beklagen würde, und ihn deswegen gleich ſo anredete: **Mein Bruder, ich habe den Marſchall von Ornano gefangen nehmen laſſen, weil er uns entzweyen wollte.** Der Herzog antwortete, daß er der erſte ſeyn würde, der ſeine Beſtrafung verlangte, wenn er würklich dieſe Abſicht gehabt hätte: er habe aber Urſache genug zu befürchten, der Marſchall möchte der Bosheit ſeiner Feinde zum Opfer dienen. Er gerieth dabey in Hitze, und äuſſerte durch unwillige Reden ſeinen Verdruß nur allzudeutlich. Vergebens ſuchte ihn die Königin Mutter, die ihn hernach hatte zu ſich rufen laſſen, zu beſänftigen. Am folgenden Tag wurde der Marſchall und Chaudebonne in das Schloß zu Vincennes gebracht. Während der Zeit ließ der König auch die beyden Brüder des Marſchalls von Ornano, nebſt dem Baron von Modene und dem Herrn Deageant, in die Baſtille bringen, weil ſie ſich zu weit in die Ränke gegen die Vermählung des Herzogs von Anjou eingelaſſen hatten. Der Königin Mutter waren dieſe Herren nicht angenehm; viele glaubten auch, ſie habe es nicht ungern geſehen, daß ſie für ihre alte Sünden oder für den Verdruß, den ſie ihr ehedem verurſacht hätten, geſtraft würden. Der Herzog von Anjou ließ unterdes ſeinen Zorn gegen die königlichen Miniſter aus. Als er den Kanzler Aligre wegen der Gefangennehmung des Marſchalls zur Rede ſetzte; ſo verſicherte er ihm, er habe keinen Theil daran. Richelieu fand in dieſer Verſicherung eine unverzeihliche Schwachheit, und rieth dem König, einen Mann, der nicht mehr Herzhaftigkeit beſäſſe, vom

1626 Staatsrath zu entfernen. Richelieu ſelbſt gab dem Herzog von Anjou eine ganz verſchiedene Antwort; offenherzig ſagte er ihm, der König habe ihm die Ehre erwieſen, ihn bey dieſer Sache zu Rath zu ziehen, und er habe ihm bewieſen, daß ſie nicht allein nützlich, ſondern auch zur Sicherheit ſeiner Perſon, zur Ruhe des Staats und zum Beſten des Prinzen ſelbſt höchſt nothwendig ſey.

Ein ſo ſtandhaftes Betragen vermehrte die Feinde des Kardinals, und reitzte diejenigen, die er ſchon hatte, noch mehr. Einige Tage hernach beſchloß der Herzog von Anjou nebſt acht ſeiner Vertrauten, unter dem Vorwand einer Jagd, bey dem Kardinal von Richelieu zu Fleury, ſeinem Landgute, einzukehren, bey ihm zu ſpeiſen, und bey dieſer Gelegenheit ihm entweder ſelbſt das Leben zu nehmen, oder ihm wenigſtens den Dolch an die Gurgel zu ſetzen und ihm das Verſprechen abzunöthigen, daß er ſich dem Herzog von Anjou nicht mehr widerſetzen und dem Marſchall Ornano die Freyheit verſchaffen ſollte. Alexander von Bourbon, Großprior von Frankreich, natürlicher Sohn Heinrichs des Vierten und der Gabrielle von Etrées, folglich Bruder des Herzogs von **Vendome**, war der hitzigſte unter allen, die dem Kardinal den Tod geſchworen hatten; nach einigen Nachrichten war er gar der Urheber der ganzen Verſchwörung. Der Graf von **Chalais**, ein junger lebhafter Herr, der mit dem König, als Edelknabe, war auferzogen worden, hatte gleichfalls verſprochen, an der Verſchwörung Theil zu nehmen, und war ſo unvorſichtig, daß er dem Kommenthur von Valençai davon ſagte; mit Schrecken betrachtete dieſer die Folgen eines ſolchen Unternehmens; erklärte dem Grafen frey heraus, daß dieſes Geheimniß viel zu wichtig ſey, als daß er es länger könne im Verborgenen

laſſen;

laſſen; er wollte alſo dem Kardinal ſogleich Nach- 1626
richt davon geben. Um ſich nun ſelbſt zu verwahren, gieng er ohne Verzug mit dem Kommenthur nach Fleury, und entdeckte dem Kardinal den ganzen Handel. Richelieu äusserte groſſe Erkenntlichkeit und bat ſie, den König ohne Verzug davon zu benachrichtigen, der dann ſogleich dreyßig Gensdarmes und eben ſo viel leichte Reuter von ſeiner Leibwache zur Sicherheit des Kardinals nach Fleury ſchickte. Die Königin Mutter ließ Marillac mit allen Edelleuten, die ſie bey ſich hatte, dahin gehen. Auf dieſe Art wurde der Anſchlag vereitelt.

Der Hof gieng wieder nach Paris, und noch am 23. May.
wußte man nicht, wie Richelieu die Verſchwörung entdeckt habe. Die Freundin des Grafen von Chalais, Herzogin von **Chevreuſe**, bekam zuerſt Verdacht gegen ihren Liebhaber, deſſen Leichtſinn ſie wohl kannte; er that auch mit ſeinem Geſtändniß den Schmeicheleyen ſeiner Gebieterin keinen langen Widerſtand. In Gegenwart der Königin bekannte er, daß er das Geheimniß aus Furcht vor der Anzeige des Kommenthurs verrathen habe. Dadurch erwarb er ſich aufs neue das Zutrauen der Verſchwornen, und **Richelieu** war wieder eben ſo unſicher. Seine vornehmſten **Feinde** waren, auſſer dem Herzoge von **Anjou**, der Graf von **Soiſſons**, der Herzog von **Longueville**, der Herzog von **Vendome**, deſſen Bruder der Großprior von Frankreich, die Herzogin von **Chevreuſe**, der Herzog von **Epernon**, der Marquis von **Valette**, und viele andere geringere Perſonen. Richelieu beſchloß, ſie alle zu verderben, oder doch vom Hof zu entfernen. Er wußte ſich des königlichen Wohlwollens und Schutzes noch ſtärker zu verſichern, indem er ſich ſtellte, als wollt' er den Hof verlaſſen, weil ſeine Gegenwart in dem königlichen Hauſe ſo viel Tren-

1626 nungen erweckte. Der König und die Königin Mutter wurden durch dieſen erdichteten Entſchluß dergeſtalt beunruhiget, daß ſie ihn angelegentlich baten, ſie doch zu einer Zeit nicht zu verlaſſen, wo ſie ſeines guten Raths und ſeiner Dienſte am meiſten bedürften. Man verſicherte ihn eines völligen Schutzes gegen den Herzog von Anjou, gegen die Prinzen und alle Groſſe. Man verſprach, ihm treulich alles zu entdecken, was ſeine Feinde wider ihn ſagen und unternehmen würden, und man fand für gut, ihm eine beſtändige Leibwache zu geben. Der verſchmitzte Kardinal verbat dies, und ſagte, dieſe Vorſicht ſey nicht nöthig, und es werde ihm auf allen Fall ſehr rühmlich ſeyn, in dem Dienſt des Königs zu ſterben. Endlich aber nahm er die Leibwache doch an, wiewohl mit ſcheinbarem Widerſtreben.

Auf dieſe Art kam Richelieu ſeinen Feinden zuvor; nunmehr ſann er auf die Entledigung ſeiner Rache. Zuerſt fiel ſie auf den Herzog von **Vendome**, den eifrigſten Gegner der Hofpartey. Er hatte vor ſeiner Abreiſe nach Bretagne, wo er Statthalter war, öffentlich geſagt, er werde den König nie mehr anders, als im Gemählde, ſehen, und ſeinen Bruder, den Großprior, hatte er nur deswegen am Hof zurückgelaſſen, um die Bewegungen der misvergnügten Partey zu lenken. Der Großprior war ſo kühn, daß er den Kardinal öfters beſuchte, um deſſen Entwürfe zu erfahren: allein, er hatte mit einem Manne zu thun, der eben ſo geſchickt war, ſeine Abſichten zu verbergen, als fremde zu entdecken. Der Großprior verlangte damals die ihm verſprochene Admiralswürde, die der Herzog von Montmorenci niederzulegen im Begriff ſtand. Richelieu verſprach ſie ihm aufs neue, und verſicherte, daß er ſchon davon mit dem König geſprochen

habe:

habe: nur, ſetzte er hinzu, ein einziges Hinderniß 1626
ſehe ich dabey; der König iſt mißtrauiſch gegen den Herzog von Vendome, weil er übelgeſinnten Leuten ſo gern Gehör giebt; die Austilgung dieſer nachtheiligen Eindrücke würde ungehindert zum Ziel führen. Alexander von Vendome erbot ſich, ſeinen Bruder ſelbſt zu holen, damit er ſich rechtfertigen könnte; nur verlangte er einige Verſicherung vom König, daß dem Herzog am Hof kein Leid geſchehen ſollte. Ludwig ſoll ſich, als es hierauf ankam, mit einer Zweydeutigkeit geholfen und geantwortet haben: **Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Ihm nicht mehr Uebels begegnen ſoll, als Ihnen.** Richelieu war mit Fleiß dem Hof nicht nach Blois gefolgt, damit es ſcheinen möchte, als käme die Unternehmung gegen die Vendome blos vom König her. Er bat ſogar zum zweytenmal um Erlaubniß, ſich von der Staatsverwaltung zu entfernen. Der König antwortete ihm aber in einem noch vorhandenen am 9. Jun.
Handſchreiben auf die gnädigſte und ſchmeichelhafteſte Art, und bat ihn, ſich ja nicht zu entfernen, weil er ſich ganz auf deſſen Einſichten verlaſſe und ohne ihn ſeine Angelegenheiten nicht wohl beſtehen könnten. Der Herzog von Vendome und ſein Bruder, der Großprior, wurden bald nach ihrer Ankunft zu Blois gefangen genommen und in das Schloß Amboiſe gebracht. am 13. Jun.

Noch vorher ließ ſich der **Herzog von Anjou**, der nach der Gefangennehmung des Marſchalls von Ornano ohne Rathgeber war, durch die Vorſtellungen der Königin Mutter und den guten Rath des Präſidenten von **Coigneux**, ſeines Kanzlers, der dem Kardinal ſehr ergeben war, gewinnen, und entſchloß ſich endlich, dem Willen des Königs gemäß zu leben und ſich mit dem Kardinal auszuſöhnen. Er beſuchte ihn zu Limours, und unterzeichnete am am 30. May.
fol-

1626 folgenden Tag eine Schrift, worin er erſtlich die ſchlimmen Abſichten derjenigen erkannte, die, um die Ruhe des Staats zu ſtöhren, ſich bemüht hätten, in dem königlichen Hauſe Zwietracht zu ſtiften, und darauf verſprach, lieber zu ſterben, als ihrem Rath zu folgen, allen dem Dienſt des Königs zuwiderlaufenden Verbindungen zu entſagen, den Kardinal von den heimlichen Kunſtgriffen, die ihm bekannt würden, zu benachrichtigen, und allen denen aufrichtig gewogen zu ſeyn, die der König, ſein Bruder, mit Zutrauen beehren würde. Mit dem Marſchall Ornano bat er gelinde zu verfahren. Der König hingegen verſprach, ſeinen Bruder herzlich zu lieben, und ihm ſo zu begegnen, als wenn er ſein einziger Sohn wäre, und ihn künftig als die Stütze ſeines Throns und ſeines Hauſes zu betrachten. Dieſe Schrift wurde zugleich von dem König, der Königin Mutter und dem Herzog unterzeichnet. Tags am 1. Jun. darauf mußte der Kanzler Aligre die Siegel hergeben, die dann **dem Herrn von Marillac** anvertraut wurden, blos deswegen, weil Aligre mit der Gefangennehmung des Marſchalls von Ornano unzufrieden geweſen war. Statt des nunmehrigen Siegelbewahrers wurde der **Marquis Marſchall von Effiat zum Oberaufſeher des Finanzweſens** ernennt. Das Gouvernement von Bretagne, das bisher der Herzog von Vendome verwaltet hatte, bekam der Marſchall von **Themines**.

Der Hof reiſte von Blois nach Nantes, um am 8. Jul. in Bretagne einen Landtag zu halten. Daſelbſt wurde der **Graf von Chalais in Verhaft genommen**, weil er ſich durch ſeine nächtlichen Beſuche beym Herzog von Anjou wieder verdächtig gemacht hatte, und man vermuthete, er wolle dieſen Prinzen wieder auf die Seite der Mißvergnügten lenken. In der That wollte er ihn bewegen, den Hof zu verlaſſen,

laſſen, und ihm einen ſichern Aufenthalt zu Metz bey 1626
dem Herzog von la Valette verſchaffen. Die Sache wurde verrathen, und man beſchloß, ſein Betragen gerichtlich zu unterſuchen, um andern, die das Vertrauen des Herzogs von Anjou gleichfalls mißbrauchen möchten, Furcht einzujagen. Obgleich die Gefangennehmung dieſes Herrn und des Marſchalls von Ornano, der Vendome und andrer, alle Hinderniſſe zu heben ſchien, die der Vermählung des Herzogs von Anjou im Wege ſtanden, ſo blieb dieſer Prinz doch eine Zeitlang noch unbeweglich, ob er gleich keinen Ausweg vor ſich ſahe. Der Herzog von Epernon, Großoheim der Prinzeſſin von Montpenſier, und ſein Sohn, Herzog von la Valette, fanden die Vermählung des Herzogs von Anjou mit dieſer Prinzeſſin viel zu ſchmeichelhaft für ihre Eitelkeit, als daß ſie dieſelbe durch die Aufnahme des Prinzen in Metz hätten hindern ſollen. Unterdes kam die Herzogin von Guiſe mit der Prinzeſſin von Montpenſier zu Nantes an, und nunmehr mußte ſich der Herzog von Anjou entſchlieſſen. Als er noch unentſchloſſen ſchien; ſo bediente man ſich, durch Feſtſetzung ſeiner Appanage, noch einer lockſpeiſe, der er nicht widerſtehen konnte. Man verſprach ihm die Herzogthümer Orleans und Chartres, nebſt der Grafſchaft Blois, wozu man noch ein Jahrgeld von hunderttauſend livres that, das ihm aus der allgemeinen Zahlkammer von Orleans zuflieſſen ſollte, und ein anderes von 560000 livres aus der Rentkammer. Von nun an ward die Vermählung des Herzogs als am 31.
gewiß angeſehen, und er verließ diejenigen, die ſich Jul.
derſelben widerſetzt hatten. Der König ſagte im Staatsrath zu ſeinem Bruder, er wünſche die Vollziehung ſeiner Heyrath zu ſeinem eigenen Beſten und zum Vortheil des Staats. Der Prinz antwortete: weil es zum Beſten des Staats geſchehen ſollte, ſo

wolle

1626 wolle er darein willigen. Hierauf begab er ſich zu der Königin ſeiner Mutter, und erklärte ihr, daß er zu der Vermählung entſchloſſen ſey. Eben dies ließ er durch den Präſidenten Coigneux der Herzogin von Guiſe und ihrer Tochter melden. Er verließ Nantes auf fünf Tage lang, während welcher man den Heurathsvertrag entwarf und Anſtalten zur Vermählung machte. So weit war man alſo mit dieſer Angelegenheit, als ſie beynahe durch neue Ränke wäre vernichtet worden. Einige Günſtlinge ſtellten dem König vor, dieſe Vermählung ſey ſeinem wahren Vortheil zuwider, weil durch ſie ſein Bruder mit den Guiſen, dem Herzog von Epernon, und mit andern mächtigen Häuſern zu genau verbunden würde; und daß Gaſto durch Hülfe ſeiner reichen Apanage, durch das groſſe Vermögen der Prinzeſſin von Montpenſier, und durch die groſſe Zahl von Freunden und Schmeichlern, die ihn ſtets umgeben würden, einen zahlreichern Hof, als der König ſelbſt, bekommen, und daß dem König nicht viel mehr, als das Aeuſſere ſeiner Würde, übrig bleiben würde. Das Gemüth des Königs ward dadurch ſo beunruhigt, daß er bey der Ungewißheit, wem er ſeinen Kummer entdecken ſollte, mit dem Jeſuiten Süffren, Beichtvater der Königin Mutter, ſprach, ſich mit thränenden Augen über ſeine Mutter beſchwerte, die, wie er glaubte, ſeinen Bruder ihm vorzöge, und eben deswegen deſſen Vermählung ſo eifrig betriebe. Süffren, beſtürzt über ſolche Reden, ſuchte den König zu tröſten, und berichtete den ganzen Vorgang der Königin Mutter und dem Kardinal von Richelieu, die denn alles anwendeten, um dem König ſeinen Argwohn zu benehmen. Ludwig gab ſich auch zufrieden, und entdeckte ſeiner Mutter ſogar die Urheber ſeines Argwohns, Marſillac, Tronçon und Sauveterre; den Liebling Baradas verſchwieg

ſchwieg er. Die Königin freute ſich, daß ſie da- 1626
durch Gelegenheit erlangte, ſich an jenen dreyen zu rächen, die ſie ſchon lange haßte, weil ſie ihr während der Staatsverwaltung des Konnetabels Lüines viel Verdruß erregt hatten. **Marſillac**, Befehlshaber zu Sommieres, der die beyden andern regierte, wurde gefangen in das Schloß Ancenis geſchickt, der Kabinetsſekretar **Tronçon** aber und der Thürhüter **Sauveterre** vom Hof vertrieben und ihrer Bedienungen verluſtig erklärt. Gegen das Ende dieſes Jahrs mußte doch auch, auf Betrieb der Königin Mutter und des Kardinals, der allzuübermüthige und unbeſonnene **Baradas** die Perſon und den Hof des Königs verlaſſen.

Nach dieſem Sturm kam der **Herzog von** am 5.
Anjou wieder nach Nantes; ſein **Heurathsver-** Aug.
trag wurde nun unterzeichnet, und an demſelben Tag Abends verrichtete der Kardinal Richelieu die Trauung in des Königs Zimmer. Seit der Zeit führte der Prinz den Titel eines **Herzogs von Orleans.**

Auf dieſe Heurath folgte die **Beſtrafung des Grafen von Chalais.** Es war zu Nantes eine Juſtitzkammer errichtet worden, um an dem Proceß deſſelben und ſeiner Mitſchuldigen zu arbeiten. Die Geſchichte dieſes Proceſſes iſt räthſelhaft, und es bleibt ungewiß, ob der Angeklagte des Todes ſchuldig geweſen ſey. Er war leichtſinnig und unbeſonnen, und führte im Gefängniß widerſprechende Reden. Man beſchuldigte ihn, daß er dem Bruder des Königs gerathen habe, den Hof zu verlaſſen und ſich mit den Reformirten zu vereinigen; daß er die Befehlshaber verſchiedener wichtiger Plätze zu verleiten geſucht, ſie dem Prinzen zu übergeben, um ihn in den Stand zu ſetzen, dem König zu widerſtehn und Unruhen im Reich anzufangen; daß er einer Ver-

1626 ſammlung beygewohnt, der er vorgeſchlagen habe, den Kardinal zu ermorden, und den Marſchall von Ornano in Freyheit zu ſetzen. Dieſe Anklagen wurden durch Beweiſe unterſtützt, von deren Gültigkeit man nicht zuverläſſig urtheilen kann, zumal da der Beklagte, in Hoffnung ſeine Losſprechung dadurch zu erlangen, Dinge ausſagte, die er ſelbſt widerrief, als er jene Hoffnung verſchwinden ſah. Das wider ihn
am 18. Aug. geſprochene Urtheil erklärte ihn für einen Uebelthäter, der des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig und überwieſen wäre, ohne jedoch eigentlich zu beſtimmen, wodurch er ſich dieſes Verbrechens ſchuldig gemacht habe. Er ſollte enthauptet, ſein Kopf auf einer Lanze über dem Thor aufgeſteckt, und ſein Körper geviertheilt werden. Der König aber milderte dieſes Urtheil und verwandelte die Strafe in die gewöhnliche Enthauptung, ſo daß der Körper nach der Vollziehung des Urtheils ſeiner Mutter zum Begräbniß ſollte übergeben werden. — Die Freunde des Grafen bemühten ſich ſehr, ſein Urtheil zu verſchieben. Sie hatten den Scharfrichter zu Nantes durch Verſprechungen oder Drohungen dahin gebracht, daß er ſich entfernte. Man hatte nicht Zeit, einen andern zu holen, weil das Urtheil noch an demſelben Tag, da es ihm angekündigt war, vollzogen werden mußte. Man nahm alſo zween Verbrecher aus dem Gefängniß, und begnadigte ſie, unter der Bedingung, daß der eine das Amt eines Scharfrichters verſehen, und der andre ihm dabey helfen ſollte. Allein, dies machte ſeinen Tod ſehr ſchmerzlich; er bekam über dreyſſig Hiebe, ehe der Kopf abfiel.

Der Marſchall von **Ornano** überlebte das Unglück ſeiner Partey nicht lange. Als er ſahe, daß ſich ſein ehemaliger Zögling, der Herzog von Anjou oder Orleans, nach der Vermählung ſeiner nicht an-

nahm,

nahm, ſo ſchwand ſeine ohnehin geſchwächte Geſund- 1626
heit noch mehr; und er ſtarb bald darauf eines na-
türlichen Todes: nur Richelieu's Feinde behaupteten, er ſey vergiftet worden. Sein Tod befreyte ihn von der Strafe, womit er bedroht war; denn der König hatte dem Pariſer Parlament befohlen, ihm den Proceß zu machen. Noch war er nicht vor ſeinen Richtern geweſen: aber man verſichert, er würde durch die Ausſage des Grafen von Chalais und durch andre Zeugniſſe überführet worden ſeyn, daß er mit fremden Mächten in Unterhandlung geſtanden habe, die den Herzog von Anjou bey ſeiner vorgehabten Empörung hätten unterſtützen ſollen. Wäre dies, ſo hätte man ohnehin nicht nöthig gehabt, ſeinen Tod durch Gift zu beſchleunigen.

Bald darauf kehrte der Hof nach Paris zurück. am 17. Sept.
Noch vorher hatte man erfahren, daß der König von Großbritannien, oder vielmehr deſſen Liebling und Miniſter, der Herzog von **Bukingham**, faſt alle Franzoſen, die in Dienſten der Königin ſtanden, weggeſchickt hatte. Daran war der heftige Haß des Herzogs von Bukingham gegen Richelieu Schuld; und der ſavoyiſche Geſandte am franzöſiſchen Hof, Abbt Scaglia, dem wegen ſeiner Ränke der franzöſiſche Hof verboten war, und den hierauf ſein Herzog als Geſandten nach England geſchickt hatte, hatte jenen noch mehr gegen dieſen angefeuert. Die Königin von Großbritannien bat ihren Bruder, den König von Frankreich, um Beyſtand gegen die ihr zugefügte Kränkung, und um Aufrechthaltung ihres Heurathsvertrags. Richelieu ſchickte ſogleich den Marſchall von Baſſompierre als auſſerordentlichen Geſandten nach London, der zwar Anfangs ſchlecht empfangen wurde, aber doch durch ſeine Geſchicklichkeit einen für die Königin von England vortheilhaften **Vergleich** ſchloß, vermöge deſſen man ihr

wieder

1626 wieder eine gewiſſe kleinere Zahl franzöſiſcher Diener bewilligte, und der Geſandte ſiebenzig katholiſche Prieſter, die in England gefangen ſaſſen, mit ſich nach Frankreich nehmen durfte: aber an die Schiffe, die man einander genommen, und an die Vollziehung des lezten Friedens mit den Reformirten, deſſen Gewährleiſter der König von England seyn wollte, wurde nicht gedacht. Der Vertrag kam deswegen ſo leicht zu Stande, und der beyden genannten Punkte wurde nicht erwähnt, weil **Bukingham** ein heftiges Verlangen trug, als auſſerordentlicher Geſandter nach Frankreich zu gehen, um daſelbſt nicht ſowohl das gute Vernehmen zwiſchen beyden Kronen wieder herzuſtellen, als vielmehr der jungen Königin, deren Schönheit ihn bezaubert hatte, ſeine Aufwartung zu machen. König Ludwig verbat ſich aber dieſe Geſandtſchaft ausdrücklich, worüber ſich Bukingham ſehr entrüſtete und aus Rache die Proteſtanten in Frankreich zu einer Empörung verleitete.

im Okt.

Bey den bisherigen Hofunruhen hatte **Richelieu** immer an Zubereitungen zur Ausführung ſeiner Abſichten **gegen die Reformirten** fortgearbeitet, daher er vorzüglich auf die Wiederherſtellung der Seemacht und Verbeſſerung des Finanzweſens bedacht war. Als groſſe Hinderniſſe ſeines Vorhabens betrachtete er die **Stellen des Admirals und Konnetabels**, weil ſie mit einer groſſen Macht und Beſoldung verknüpft waren; und er bewegte den König **zur Abſchaffung derſelben**. Der **Herzog von Montmorenci** hatte die Admiralitätswürde niederlegen müſſen, und dafür eine Million Livres empfangen. Der **Konnetabel von Lesdiguieres** war am 27ſten September **geſtorben**, und beyde Stellen wurden durch ein königliches Edikt im Februar des folgenden Jahrs völlig aufgehoben.

Riche-

Richelieu dachte auf noch grōſſere Verände= 1626
rungen, wollte ſie aber doch nicht eher ausführen,
als bis ſie durch eine **Verſammlung der Groſſen
des Reichs** wären genehmiget worden. In der
That kam die Verſammlung zu Stande, und der am 2.
König erōffnete ſie im groſſen Saal des Pallaſts Dec.
der Thuillerien mit einer kurzen Anrede, wodurch er
verſicherte, er habe ſie berufen, um ihren Rath zur
Abſtellung der Unordnungen im Staat zu verneh=
men. Der Siegelbewahrer Marillac hielt hier=
auf eine lange Rede, worin er den König mit Lob=
ſprüchen überhäufte, und die groſſen Ausgaben vor=
ſtellte, die die bürgerlichen Kriege ſeit ſechs Jahren
verurſacht hätten. Die ordentlichen Staatseinkünf=
te beliefen ſich nur auf 16 Millionen, und es würden
doch jährlich 36 bis 40 Millionen ausgegeben. Man
müſſe alſo, fuhr der Siegelbewahrer fort, auf Ver=
ringerung der Ausgabe denken; ein vorzügliches
Mittel hierzu ſey die Einſchränkung oder Einziehung
unnōthiger Bedienungen; der König ſelbſt habe dies
ſchon mit den Stellen des Konnetabels und Admi=
rals gethan; er ſey auch Willens, durch Schleifung
vieler Feſtungswerke, um welcher willen man Be=
ſatzungen und bey innerlichen Unruhen mehr Trup=
pen unterhalten müſſe, um die Aufrührer aus den=
ſelben zu vertreiben, einigen Aufwand zu erſparen.
Er fuhr weiter fort, der König ſuche ſeine Einkünfte
durch Mittel zu vermehren, die dem Volk am we=
nigſten beſchwerlich fielen, z. B. durch Wiedereinlō=
ſung der um einen geringen Preiß veräuſſerten Kam=
mergüter und Einkünfte vom Salz und von den
Salzſteuern, durch Befōrderung der Handlung ꝛc.
Endlich berührte er die ſchlechte Verwaltung der Fi=
nanzen, die Vernachläſſigung des Seeweſens, und
die ōfteren Empōrungen, denen der König kräftige
Maaßregeln entgegenzuſetzen dächte. Der Mar=

1626 ſchall von Schomberg nahm hierauf das Wort, und breitete ſich vornemlich über die Kriegsgeſchäfte und über die Mittel aus, das Kriegsweſen in furchtbarern Stand zu ſetzen. Der König, ſetzte er hinzu, wolle dreyſſigtauſend Mann gut beſoldete Truppen unterhalten; er würde zu dem Ende der Verſammlung verſchiedene Vorſchläge über die Mittel, dieſe Ausgabe zu beſtreiten, vorlegen. — Richelieu wiederholte alsdann faſt eben das, was Marillac und Schomberg geſagt hatten. — Zuletzt hielt noch der erſte Präſident des Pariſer Parlaments, Nikolaus von Verdün, eine Rede, worin er unter andern den König bat, auf die Vorſtellungen des Parlaments zu achten, und zuletzt den Wunſch äuſſerte, daß Gott dem König einen Kronerben ſchenken möchte. Weil der König den folgenden Verſammlungen nicht beywohnen wollte, ſo ernennte er den Herzog von Orleans, in ſeinem Namen den Vorſitz dabey zu führen.

1627 Am ſiebenten Januar des folgenden Jahrs fieng die Verſammlung ihre Berathſchlagungen an; und man ernennte drey Kommiſſarien von jedem Stande, um nebſt dem Kardinal la Valette ein Verzeichniß der zu ſchleifenden Plätze aufzuſetzen. Eini- am 11. Jan. nige Tage hernach ließ Richelieu dreyzehn Punkte vorleſen, und verlangte im Namen des Königs, ſie in Ueberlegung zu nehmen. Einen viel weitläuftigern Aufſatz über die Staatsſchulden, und über die Mittel, ſie zu tilgen, ließ der Marquis von Effiat, Oberaufſeher der Finanzen, vorleſen. Richelieu hatte unter andern vorgeſchlagen, daß man die Strafen der Staatsverbrecher mildern und ſie nur ihrer Würden und Aemter entſetzen ſollte. Der Kardinal, der ſeit der Hinrichtung des Grafen von Chalais für einen blutdürſtigen Mann gehalten wurde, mochte wohl dieſen Artikel in der Abſicht an die Spi-

tze

tze ſeines Aufſatzes geſtellt haben, um ganz Frank- 1627
reich zu bereden, man habe ihm die Schuld einer
ſtrengen Beſtrafung der Staatsverbrecher nicht bey-
zumeſſen. Er konnte aber leicht vorausſehen, daß
die Obrigkeiten einen Artikel, der den Geſetzen und
Rechten des Reichs ſo ſehr zuwider lief, nimmermehr
eingehen würden; und viele glaubten, er habe ihn
nur deswegen vorgebracht, damit er einmüthig ver-
worfen würde, wie auch in der That geſchahe. Der
Kardinal ſchlug auch vor, man ſollte alle Gemein-
ſchaft mit den Geſandten fremder Fürſten verbieten,
wenn der König nicht ausdrücklich Erlaubniß dazu
gäbe. Dieſer Artikel war ſchon in der Verſammlung
zu Rouen gebilliget worden, und wurde jetzt nur be-
ſtätiget, mit dem Beyſatz: ohne allen Unterſchied
der Geſandten. Einige wollten den påbſtlichen Both-
ſchafter davon ausgenommen wiſſen. — Ueber den
Wiederkauf der veräuſſerten Krongüter waren die
Meynungen getheilt: endlich ward beſchloſſen, daß
alle Domånen des Königs wieder gekauft und mit
der Krone vereinigt werden ſollten, unter der Bedin-
gung, daß den ehemaligen Käufern die Zinſen dafür,
und zwar in der Normandie ſieben und ein Sieben-
theil, und in allen übrigen Provinzen ſechs und ein
Viertheil vom Hundert entrichtet werden ſollten, bis
ſie ihre Bezahlung der Hauptſumme erhalten hät-
ten. — Man fertigte auch verſchiedene Verord-
nungen aus, z. B. gegen die Verfaſſer aufrühriſcher
Schriften, gegen die Bedrückungen des Volks, ge-
gen diejenigen, die ohne königliche Erlaubniß Waf-
fen und Kriegsbedürfniſſe ſammlen würden. — Es
wurde hierauf der vom König gefaßte Entſchluß, am 6. Febr.
eine ſtärkere Seemacht zu errichten, gebilliget, die
königlichen Auflagen auf die aus Frankreich gehenden
Lebensmittel und Waaren beſtimmter eingerichtet,
und in den Vorſatz, eine Handlungsgeſellſchaft, nach

 dem

1627 dem Muſter der holländiſchen anzulegen, gewilliget. Am 24ſten Februar gieng die Verſammlung wieder auseinander.

In dem darauf folgenden Märzmonat errichtete der König zum Beſten des Kardinals von Richelieu, oder, wie es hieß, um das Seeweſen in Aufnahme zu bringen, die Stelle eines **Großmeiſters, Oberhaupts und allgemeinen Aufſehers der franzöſiſchen Schiffarth und Handlung.** Die damit verknüpfte Gewalt erſtreckte ſich viel weiter, als die Gewalt eines Admirals, weil der König ihm eine uneingeſchränkte Gewalt über alles, was mit der Schiffarth und Handlung in einiger Verbindung ſtand, ertheilte. Unterdes fruchtete dieſe Beſtellung des Admirals zu einer Angelegenheit, die er nicht verſtand, und wobey er vielfältig durch falſche Nachrichten und Vorſchläge hintergangen wurde, eben ſo wenig, als viele andre Entwürfe, die man unter dieſer Staatsverwaltung meiſtens nur in der Abſicht bekannt machte, um das durch unnöthige Kriege erſchöpfte Volk zu zerſtreuen. Auſſerdem befahl der König, daß Richelieu, als der vornehmſte Miniſter ſeines Staatsraths, Zutritt, Siz und Stimme im Parlament, bey den Verſammlungen der Kammern, bey Raths- und Gerichtsverſammlungen bekommen, und auf der Seite der Pairs in eben dem Rang, den er im Staatsrath hätte, Plaz nehmen ſollte.

Nunmehr glaubte Richelieu, zur Befeſtigung ſeines Anſehns fehle nichts mehr, oder würde doch ſehr viel beytragen, die Eroberung der Stadt Rochelle und die Vertilgung der Proteſtanten in Frankreich. Dahin zielten ſchon ſeit geraumer Zeit ſeine Berathſchlagungen und Unterhandlungen. Da die franzöſiſche Seemacht noch ſehr ſchwach war, und die Engländer ſchon Feindſeligkeiten verübt hatten; ſo mußte man ſich an eine auswärtige Macht wenden,

wel-

welche Frankreich mit Schiffen verſehen oder die 1627
Engländer angreifen könnte, welche im Begriff waren, ſich der Stadt Rochelle anzunehmen. Richelieu trieb Unterhandlungen am ſpaniſchen Hof; und erneuerte, zum Theil durch Drohungen, die alten Verträge mit den Generalſtaaten. **Mit Spanien** kam endlich, der Widerſetzlichkeit einiger Miniſter ohngeachtet, **ein geheimes Bündniß** zu Stande, vermöge deſſen funfzig ſpaniſche Schiffe England und Irland angreifen und die Belagerung der Stadt Rochelle befördern ſollten. Allein, dieſe verſprochene Hülfsleiſtung geſchah ſehr langſam und unkräftig; es ſey nun, daß der damalige Geldmangel des Königs von Spanien, oder die Politik ſeines erſten Miniſters Olivarez Schuld daran war, welcher vielleicht Frankreich und England nur deswegen ſich gern bekriegen ſah, um an Vergrösſerung der kaiſerlichen und ſpaniſchen Macht ungeſtöhrter arbeiten zu können. Ueber den **Vertrag mit den vereinigten Niederländern** äuſſerte der Spaniſche Geſandte, Mirabel, zu Paris bittere Klagen, weil Frankreich mit den aufrühriſchen Unterthanen der Krone Spanien die vorigen Verbindungen zu eben der Zeit, da man Spaniens Hülfe und Freundſchaft ſuche, erneure. Richelieu ſtellte ihm aber vor, daß auch dieſes Bündniß für den König von Spanien ſehr vortheilhaft wäre, weil dadurch die Niederländer abgehalten würden, England zu unterſtützen. Er verſprach, nach Austilgung der Reformirten, der Krone Spanien gegen alle ihre Feinde, ſelbſt gegen die Niederländer, zu helfen. Hierüber führte nun der niederländiſche Geſandte wiederum Klagen, aber Richelieu verſicherte ihm das Gegentheil.

Durch ſolche betrügliche, nur durch Machiavells Staatskunſt entſchuldbare Wendungen und Vorſpiegelungen fand ſich endlich Richelieu vermö-

1627 gend, in voller Sicherheit die hôchſt wichtige Belagerung der Stadt Rochelle zu unternehmen. Kônig Ludwig beſchloß, ſich ſelbſt zu ſeinen um Rochelle gelagerten Truppen zu begeben und ihr Oberbefehlshaber zu ſeyn. Des Anfalls von einer Krank-
am 28. Jun. heit ohngeachtet reiſte er bis nach Villeroi, wo aber ſein Fieber ſo ſehr zunahm, daß man fûr ſein Leben beſorgt war; es mußte alſo der Herzog von Angouleme nach Poitou gehen, um die Armee einsweilen anzufûhren. Der Herzog erfuhr, daß die feindliche Flotte, hundert Segel ſtark und mit 7000 Mann beſetzt, zu Anfang des Monats Julius unter dem des Kriegs unkundigen Herzog von Bukingham die engliſchen Hâfen verlaſſen habe. Bukingham wurde von den Herren von Soubiſe und St. Blancard, den der Herzog von Rohan ſeinem Bruder als Rathgeber beygeſellet hatte, begleitet. Bey ſeiner An-
am 20. Jul. kunft an den franzôſiſchen Kûſten machte er bekannt, daß der Kônig von England Urſache habe, ſich ûber Frankreich zu beſchweren, weil dieſe Krone dem Hauſe Oeſtreich, zum Nachtheil der Proteſtanten, gûnſtig wâre; weil ſie den engliſchen Truppen, die unter dem Grafen von Mansfeld der Pfalz zu Hûlfe ziehen ſollten, den Durchzug verſagt; weil Ludwig die Friedensedikte der Proteſtanten verletzt; und weil er den engliſchen Kaufleuten ûber 120 Schiffe habe wegnehmen laſſen. Die Rocheller theilten ſich bey Erſcheinung der engliſchen Flotte in zwo Parteyen. Die eine, an deren Spitze der Bûrgermeiſter Godefroi ſtand, wollte an der Unternehmung der Englânder keinen Theil nehmen, weil ſie vorausſah, daß, nach einem widerwârtigen Ausgang der Sache, ihre Stadt belagert werden und ihre Freyheit zu Grunde gehen wûrde. Die andre, von weniger Klugheit und mehr Hitze beſeelt, und geleitet durch die dahin geflûchtete Mutter des Herzogs von Rohan, verlangte,

langte, man ſollte ſich dieſer Hülfe zur Wiedererobe- 1627
rung der Inſeln Re' und Oleron und zur Entfernung der königlichen Truppen bedienen. Die erſte Partey behielt eine Zeitlang die Oberhand; denn auf die Einladung des Herrn von Soubiſe, ſich mit den Engländern zu verbinden, ſchickten ſie nur Abgeordnete an Bukingham, um ihm die dankbare Geſinnung der Stadt für die Gütigkeit des Königs von England zu bezeugen, und ihm zu melden, daß Rochelle nur einen Theil von der proteſtantiſchen Kirche in Frankreich ausmache, und daher vermöge ihres Vereinigungseides verbunden ſey, nichts ohne gemeinſchaftliche Verabredung vorzunehmen. **Bukingham**, dem man Hoffnung gemacht hatte, daß beym Anblick einer engliſchen Flotte alle Reformirte in den Waffen ſeyn würden, gerieth über dieſe Antwort in groſſe Beſtürzung: dennoch beſchloß er, die am 21.
Inſel Re' anzugreifen, wo Toiras mit ohngefähr Jul.
3000 Mann lag. Tapfer widerſetzte er ſich den anlandenden Feinden, mußte aber endlich der Uebermacht weichen, und ſich in die Martinsſchanze zurückziehen. Die Schanze wurde eingeſchloſſen, aber nicht förmlich belagert, weil Bukingham ſie lieber aushungern, als mit Gewalt und Verluſt erobern wollte. Dieſer Entſchluß war für ihn ſehr nachtheilig; die Franzoſen gewannen dadurch Zeit, ihre Macht zuſammenzuziehn und der Schanze zu Hülfe zu kommen. Sobald Richelieu von der Landung der Engländer Nachricht erhalten hatte, ſo ſchickte er Befehle und Geld in alle Seehäfen, um die Fahrzeuge auszurüſten, die er nach der Inſel Re' ſchicken wollte. Der Herzog von Guiſe wurde zum Befehlshaber der Flotte ernennt, welche die engliſche angreifen ſollte. Der zeither mit lauter leichtſinnigen Dingen beſchäftigte Herzog von Orleans, der vor kurzem ſeine von einer Prinzeſſin entbundene

1627 Gemahlin durch den Tod verlohren hatte, hielt ſehr dringend um Erlaubniß an, ſich in das Lager bey Rochelle zu begeben, um in Abweſenheit des Königs die Armee anzuführen. Richelieu widerſetzte ſich, unter dem Vorwand, ein ſo koſtbares Leben, wie das ſeinige, dürfe man nicht in Gefahr ſetzen, zumal da man noch für das Leben des Königs bekümmert ſeyn müſſe. Endlich erlangte er, was er wünſchte, bekam aber auf der Reiſe wieder Befehl zur Rückkehr. Doch nahm die Königin Mutter ſeine Partey bey dieſer Gelegenheit ſo ſtark, daß man ihn endlich ſeine Reiſe fortſetzen ließ. In der Mitte des Auguſts war aber der König wieder hergeſtellt, und er begab ſich nach einiger durch die noch fortdaurende Mattigkeit verurſachten Verzöge-
am 25. Sept. rung zur Armee, nachdem er ſeiner Mutter Vollmacht gegeben hatte, in ſeiner Abweſenheit alle Provinzen dieſſeits der Loire zu regieren. Der Herzog von Orleans aber gieng vor Verdruß nach Paris zurück. Es iſt in Frankreich gewöhnlich, daß die Könige, wenn ſie ihre Armeen perſönlich anführen, Marſchälle von Frankreich als Generallieutenante annehmen, die allen Unterbefehlshabern im Namen des Königs die Befehle austheilen. Ludwig wählte die Marſchälle von Schomberg und Baſſompierre hierzu, und hatte es dem letztern noch zu Paris ſehr nachdrücklich verſprochen. Der Herzog von Angouleme, der erſt Oberbefehlshaber und hernach Generallieutenant des Herzogs von Orleans war, verlangte, auch in eben dieſer Würde unter dem König zu dienen. Die beyden Marſchälle widerſetzten ſich, und die Sache kam an den Staatsrath. Schomberg wich dem Herzog, den der Kardinal begünſtigte; aber Baſſompierre, der gegen den Herzog von Angouleme einen beſondern Haß hegte, weil er deſſen leibliche Schweſter, das Fräulein von Entragues,

geliebt und wider das gegebene Verſprechen nicht ge- 1627
heurathet hatte, der auch überhaupt ſeine Rechte ſtandhaft zu behaupten pflegte, war entſchloſſen, lieber die Armee zu verlaſſen, als dem Herzog nachzugeben. Vergebens wendete der König alles an, um ihn zu bewegen, daß er bliebe; als der Marſchall ſchon Abſchied genommen hatte, befahl er dem Kardinal, den Marſchall zurückzuhalten, es möchte koſten, was es wollte. Richelieu ſtrengte zu dem Ende ſeine ganze Beredſamkeit an, ſagte ihm tauſend Schmeicheleyen, und da er weinen konnte, wenn er wollte, ſo vergoß er ſogar einige Thränen, um ihm zu bezeugen, wie ſchmerzlich ihm deſſen Verdruß fiele. Er fragte endlich den Marſchall, was er verlange, um ihn bey der Armee zu behalten? Baſſompierre antwortete, er wolle ferner dienen, wenn man ihm einen von der königlichen Armee abgeſonderten Haufen anzuführen gäbe. Der Kardinal verſprach alles, und erfüllte auch ſein Verſprechen. Der Marſchall, ſehr vergnügt darüber, merkte aber nicht, daß er dadurch einen unumſchränkt herrſchenden Miniſter gereitzt habe, der die Groſſen auſſer Stand ſetzen wollte, durch ihre Unbiegſamkeit Gnadenbezeugungen zu erzwingen. Durch ſein feſtes Betragen zog er ſich nachher eine harte und lange Ungnade zu, da hingegen der willfährigere Schomberg ſich in einem hohen Grad der Gunſt erhielt.

Die Rocheller hatten ſich noch nicht erklärt, als der Herzog von Angouleme ihre Stadt einzuſchlieſſen anfieng. Vielmehr verſicherten ſie den König ihrer beſtändigen Treue, und erboten ſich zum Beyſtand gegen die Engländer, wenn er nur die Ludwigsſchanze in die Hände eines von den beyden Marſchällen la Force oder Chatillon, oder des Herzogs von la Tremouille geben, und eine genaue Beobachtung des Vertrags von Montpellier befehlen

 wollte,

1627 wollte, bis etwan das vollkommen erfüllt werden könnte, was er wegen der Schleifung gedachter Schanze verſprochen hätte. Keiner von dieſen drey Herren konnte dem Hof verdächtig ſeyn, denn ſie unterſtützten den Herzog von Rohan nicht, der ſich vergebens bemühte, in Poitou eine Armee zu ſammlen, und ſich in Languedok mit einigen kleinen Vortheilen begnügen mußte: vielmehr waren ſie gegen diejenigen, die den Engländern beyſtanden, erbittert. Dennoch wurden die Erbietungen der Rocheller nicht angenommen; und da ſie nicht mehr an der Abſicht, ſie zu unterdrücken, zweifeln konnten, ſo dachten ſie ernſtlicher auf die Vertheidigung ihrer Freyheiten.

am 6. Nov. Die für Re' beſtimmte Hülfe wurde von dem Marſchall von Schomberg und Ludwig von Marillac, Bruder des Siegelbewahrers, angeführt, und landete mit geringem Verluſt. An eben dem Tag hoben die Engländer die Belagerung der Martinsſchanze auf, und ſchifften ſich mit der größten Geſchwindigkeit und mit nicht geringem Verluſt wieder ein. So ſchimpflich endigte ſich die furchtbare Unternehmung des mehr ſtolzen als fähigen Herzogs von Bukingham, nachdem er eine Schanze drey Monate lang ſehr nachläſſig eingeſchloſſen hatte, die gegen eine wohlangeführte Armee kaum acht Tage hätte dauern können. Den Rochellern aber wurde dadurch mehr geſchadet, als genutzt; denn die Engländer hatten ihren meiſten Vorrath an Lebensmitteln, den ſie nachher nicht wieder anſchaffen konnten, verzehrt; und überhaupt bekamen dadurch ihre Feinde noch mehr Anlaß, den König gegen ſie zu erbittern.

Bisher war Rochelle durch einige in der Nachbarſchaft angelegte Schanzen mehr beunruhigt als ordentlich belagert worden: allein, gleich nach dem Abzug der Engländer befahl der König, die Stadt

völlig einzuſchlieſſen. Von der Landſeite konnte dies leicht geſchehen, aber nicht von der Seite zur See. Richelieu hatte zwar eine Flotte unter dem Herzog von Guiſe an der Küſte von Bretagne ausrüſten laſſen, und eine ſpaniſche Flotte ſollte ſich mit ihr vereinigen: allein, da dieſe weder die Eroberung der Stadt Rochelle noch das Glück der franzöſiſchen Waffen wünſchte, ſo erſchien ſie zwar, zog ſich aber bald wieder zurück. Der Kardinal mußte alſo in Frankreich allein die benöthigte Macht zur Bezwingung dieſer wichtigen Stadt aufſuchen. Die Frage war, ſoll dies mit Gewalt oder durch bloſſe Einſchlieſſung geſchehen? Das erſte gefiel dem Kardinal nicht, weil man ſchon im November lebte, weil die Stadt durch eben ſo viel unerſchrockene Soldaten vertheidigt wurde, als Einwohner darin waren, und weil man ſich auf die Treue der Groſſen nicht verlaſſen konnte, die Rochelle als eine Freyſtätte für ſich anſahen, die ſie nicht gern wollten zerſtöhren helfen. Er wählte alſo den andern Weg, der zwar langwieriger aber ſicherer war. Zu dem Ende mußte man den Einwohnern alle Gemeinſchaft mit dem Lande und mit der See abſchneiden. Zu Lande bewerkſtelligte man dies durch eine Kette von Verſchanzungen, die den ganzen Umfang der Stadt von der Landſeite einſchloß. Der Umkreis derſelben betrug vier franzöſiſche Meilen, lag auſſer dem Kanonenſchuß, und wurde durch dreyzehn Schanzen vertheidigt. Weit ſchwerer war es, den Rochellern die Hülfe von der See her abzuſchneiden. Der Kanal, der mit dem Hafen von Rochelle zuſammenhängt, war 740 Toiſen breit. Dieſen Zugang beſchloß man durch einen Damm zu ſperren, der feſt genug wäre, der Heftigkeit der Wellen, ſelbſt bey den ſtärkſten Fluthen und Stürmen zu widerſtehen. Man ſtieß lange Balken in das Meer, zwölf Schuh weit von einander,

1627

1627 der, verband ſie durch andre queer gelegte Balken, warf zwiſchen dieſe Balken blos Steine, ohne einigen Mörtel, ſtatt deſſen der Schlamm dienen mußte, den das Meer in die Zwiſchenräume führte. Unten war der Damm ohngefähr zwölf, oben aber nur vier Toiſen breit. Beyde Seiten hatten eine Böſchung. Der Damm war ſo hoch, daß er hervorragte, wenn auch gleich die Fluth noch ſo ſehr anlief, und man konnte jederzeit trocknen Fuſſes darauf gehen. Die Kugeln aus der Stadt konnten ihn zwar erreichen, aber nicht eher, als wenn ſie ſchon völlig matt waren. In der Mitte ließ man eine Oeffnung von vier Toiſen, um dem Seewaſſer einen freyen Lauf zu laſſen. In dieſen leeren Raum ſenkte man Schiffe, mit Mauerwerk gefüllt, und hinderte ſo die Durchfahrt. Die Rocheller ſpotteten Anfangs über dieſen Damm, und glaubten, er würde der Gewalt der Stürme nicht widerſtehen können: allein ſie ſahen ſich bald in ihrer Hoffnung betrogen.

1628 Zu Anfang des folgenden Jahrs, da man noch immer an dem Seedamm arbeitete, bekam der König im Lager Anfälle von Langeweile, die noch mehr durch die Vorſtellungen der mit ihm umgehenden Herren vergröſſert wurde, welchen nach die ungeſunde Luft um Rochelle ganz unfehlbar ſeiner Geſundheit ſchaden würde, und überdies ſeine Gegenwart nicht höchſtnöthig wäre. Denn viele Groſſe wünſchten, daß Rochelle nicht eingenommen werden könnte, indem ſie dieſe Eroberung mit Recht als eine heftige Erſchütterung ihres Anſehns betrachteten. Sie hofften alſo, der Kardinal würde dem König, wenn dieſer nur einmal abreiſte, folgen, und durch dieſe Abweſenheit könnte vielleicht das ganze Unternehmen ſcheitern. Ludwig reiſte auch würklich, aber nicht Richelieu, der ſogar durch einen Auftrag des Königs für deſſen Generallieutenant der Ar-

meen in Poitou, Saintonge, Angoumois 1628
und Aunis erklärt, und dem der Herzog von An- am 10.
gouleme, nebſt den Marſchällen von Baſſompierre Febr.
und Schomberg, und allen Officieren befehliget
wurde, ſo zu gehorchen, wie dem König ſelbſt. Ri-
chelieu, der von dem abreiſenden Ludwig die ſtärkſten
ſogar mit Thränen begleiteten Verſicherungen des kö-
niglichen Vertrauens erhalten hatte, ſetzte nunmehr
mit angeſtrengter Thätigkeit die Bemühungen, Ro-
chelle auszuhungern, fort. Er machte auch einen am 12.
Verſuch, die Stadt durch Ueberfall zu gewinnen, März.
der aber fehl ſchlug. Unterdes wurde der Damm
immer vollkommener gemacht und die Flotte des Kö-
nigs in beſſern Stand geſetzt, um der engliſchen, die
ſich zum Entſatz der Stadt anſchickte, widerſtehen
zu können. Die vornehmſte Sorge des Kardinals,
dem die Feldherrn würklich Kenntniß und Scharf-
ſicht in ihren Geſchäften nicht abſprechen konnten,
war auf Beobachtung der ſtrengſten Mannszucht,
und auf die vollkommenſte Verpflegung der Truppen
gerichtet; und in der That litt das Lager an keinem
Bedürfniß den geringſten Mangel. Der König kam
wieder von Paris in das Lager zurück, und ließ acht
Tage hernach die Rocheller durch einen Herold auf- am 17.
fordern: ſie gaben ihm aber kein Gehör, indem ſie April.
durch den Religionseifer ihrer Prieſter und durch die
Hoffnung eines brittiſchen Entſatzes, der entſetzlich-
ſten Hungersnoth ohngeachtet, noch immer auf der
hartnäckigſten Gegenwehr beharrten. In der That
erſchien auch auf der Höhe vor der Martinsſchanze am 11.
eine aus 52 groſſen und 40 kleinern Schiffen beſte- May.
hende Flotte, beladen mit Lebensmitteln und Kriegs-
bedürfniſſen. Sie fand, daß es ſehr ſchwer war,
den Meerdamm anzugreifen, der von den am Ufer
angelegten Batterien beſchützt, und auf der einen
Seite durch die königliche Flotte, auf der andern
von

1628 von 36 bewaffneten Galeeren und ſechs Gallioten bedeckt war, die man mit mehrern Leuten, als gewöhnlich, beſetzt hatte. Der Graf von Denbigh, Schwager des Herzogs von Bukingham, der die Flotte anführte, wurde erſt durch widrige Winde aufgehalten, näherte ſich aber endlich dem Eingang des Kanals, als wenn er die königliche Flotte, die ſich in Schlachtordnung ſtellte, angreifen wollte. Kaum hatte er aber ſein ſchweres Geſchütz einigemal abgefeuert, ſo zog er ſich wieder zurück, und ſegelte nach England. Die Rocheller hielten ſich für verrathen, und glaubten, dieſer General müßte heimliche Befehle erhalten haben, kein Gefecht zu wagen, und Rochelle hülflos zu laſſen. Andre meynten, er habe ſich nicht weiter wagen dürfen, ohne ſeine Flotte einem unvermeidlichen Untergang auszuſtellen, und ſey zu ſpät gekommen, als daß er einen ſo wohl verwahrten Zugang mit gutem Erfolg hätte angreifen und einen Damm durchbrechen können, den man unerſchütterlich zu machen, Zeit genug gehabt hatte.

Rochelle war nun dergeſtalt geſperrt, daß es unmöglich war, irgend eine Art von Lebensmitteln hineinzubringen. Der geringe Vorrath in der Stadt verſchwand nach und nach, ob er gleich den Bürgern und Soldaten nur nach Gewicht und Maas zugetheilt wurde. Die lebhaften Ermahnungen der Prediger, die Vorſtellungen und das Beyſpiel der Herzogin von Rohan und ihrer Tochter, die ſchon drey Monate lang Pferdefleiſch und vier oder fünf Unzen Brodt täglich gegeſſen hatten, unterſtützten die Schwächern und erhielten den Muth der übrigen, beſonders aber die Standhaftigkeit des Bürgermeiſters und Befehlshabers, Johann Guiton. Am achten Julius ſchrieb ihm der Kardinal, es wäre Zeit, daß die Rocheller die Gnade des Königs anflehten, und man würde aufs ſchärfſte gegen ſie verfahren,

fahren, wenn ſie die Uebergabe länger aufſchieben 1628
wollten. Der Trommelſchläger, der den Brief überbrachte, wurde ohne Antwort zurückgeſchickt, weil man neue Hülfe aus England erwartete, und weil man hoffte, die Herbſtſtürme würden den Damm zerreiſſen. Richelieu that noch mehr fruchtloſe Aufforderungen. Inzwiſchen hielten die Abgeordneten von Rochelle zu London ſehr kläglich um Beyſtand an, und erlangten endlich die Ausrüſtung einer Flotte zu Plymouth: allein Bukingham, der ſie anführen ſollte, und die Anſtalten dazu machte, wurde am zweeten September ermordet. König Karl verſicherte den Herrn von Soubiſe, der Tod dieſes Miniſters ſollte keine Veränderung in dem Entſchluß, der Stadt Rochelle beyzuſtehen, verurſachen; er begab ſich auch ſelbſt nach Plymouth, und fand, daß Bukingham ſo langſam an der Flotte hatte arbeiten laſſen, daß ſie in drey Monaten noch nicht hätte unter Segel gehen können; aber die Gegenwart des Königs beſchleunigte die Arbeit, und man kam in wenig Tagen weiter, als vorher in vielen Wochen. Weil aber doch dieſe Flotte ſo ſchnell nicht abſegeln konnte; ſo ſuchte **Guiton** die unruhigen und elenden Einwohner durch allerhand Nachrichten von der baldigen Ankunft der Engländer, und da dies nicht hinreichen wollte, durch den Anfang einer Unterhandlung mit dem Kardinal zu tröſten. Die Rocheller erboten ſich, den König um Verzeihung zu bitten, und nicht auf die Schleifung der Ludwigsſchanze und der auf den Inſeln Ré und Oleron angelegten Feſtungswerke zu dringen, wenn man ſie nur in dem Genuß ihrer Freyheiten laſſen, und die Herzoge von Rohan und Soubiſe, wie auch die Städte von Languedok in den Vertrag einſchlieſſen wollte. Allein man behauptete, daß ſie ſich ihrer Freyheiten bereits verluſtig gemacht hätten, und daß

ſie

1628 ſie ſich ohne alle Bedingungen der Gnade des Königs überlaſſen müßten. Doch willigte Richelieu nachher ein, daß ſie ihr Leben, ihre Güter, und einige wenige Privilegien unter der Bedingung behalten ſollten, daß ſie den König, nach demüthigſter Abbitte ihres Ungehorſams, in ihrer Stadt aufnähmen: ſie wollten aber vor allen Dingen ihre Feſtungswerke behalten; und dieſer Punkt ward vom König ſchlechthin verworfen. Dieſes Umſtandes bediente ſich Guiton, um ſeine Mitbürger zu überzeugen, daß man ſie völlig um ihre Freyheit bringen wollte, und ſie zu bewegen, den Tod der Knechtſchaft vorzuziehen. Die Einwohner bekamen wieder Muth; die Unterhandlung wurde abgebrochen; man rüſtete ſich aufs neue zur muthigſten Vertheidigung, bis etwan die engliſche Flotte erſcheinen möchte. Sie
am 28. Sept. erſchien auch endlich, dieſe längſt ſehnlich erwartete Hülfe. Es war eine der ſchönſten Flotten, beſtehend aus hundert und vierzig Segeln. Graf Lindſey war Admiral, und Graf Monton Viceadmiral. Die königlich franzöſiſche Flotte erwartete die engliſche an der Ein-
am 3. Okt. fahrt des Kanals bey Rochelle. Die Landtruppen ſtanden an den beyden Ufern und auf dem Damm. Als ſich die engliſchen Schiffe bis auf einen Stückſchuß genähert hatten, feuerte man von beyden Seiten mit Kanonen auf einander, ohne handgemein zu werden. Dies dauerte drey Stunden lang. Am folgenden Tag fieng das Schieſſen wieder an, aber mit weniger Hitze und in weiterer Entfernung; und die Engländer ſollen an dieſen zweyen Tagen nicht einen einzigen Mann verlohren haben; wenigſtens war ihr Verluſt ſehr gering. Statt dieſes Spiegelfechtens rieth der Herr von Soubiſe, mitten durch den Damm zu brechen, und ſich zu dem Ende einen Weg durch die franzöſiſchen Schiffe zu eröffnen: allein, entweder hatte der König von England ſeinem Admiral geheimen

nen Befehl gegeben, der Flotte, als ſeiner ſtärk- 1628
ſten Macht, zu ſchonen, und nur einen annehmlichen Vergleich für die Rocheller zu erzwingen; oder Lindſey hielt würklich Soubiſens Vorſchlag für unmöglich auszuführen. Genug, ſein Rath wurde verworfen, und der Wind blies darauf ſo widrig, daß die Engländer unthätig liegen bleiben mußten. Inzwiſchen ſuchten ſie doch einen Vergleich zu ſtiften. Lord Montaigů, der auf der Flotte war, kam nach erlangtem Geleitsbrief in das franzöſiſche Lager, und fand den Kardinal geneigt, mit Rochelle gelind zu verfahren. Er kam wieder zur Flotte, und ſtattete dem Admiral von dem Anfang ſeiner Unterhandlung Bericht ab. Man ſchickte ihn wieder in das Lager, mit einem teutſchen Ingenieur, der Befehl hatte, den Damm zu unterſuchen. Dieſer hatte damals eine Feſtigkeit, bey deren Wahrnehmung der Lord und der Ingenieur alle Hoffnung aufgaben, ihn zu durchbrechen. Montaigů begab ſich zum drittenmal ins franzöſiſche Lager, und hörte von Richelieu den Vorſchlag, mit Uebergehung der Rocheller zwiſchen beyden Kronen Frieden zu ſtiften: und dies war den Engländern wichtiger, als der Vergleich der Rocheller. Von der Zeit an wurden dieſe ganz verlaſſen. Eigentlich war Richelieu nicht einmal Willens, einen Vergleich mit England zu ſchlieſſen, ſondern er wollte nur die auf der engliſchen Flotte befindlichen Hugenotten mißtrauiſch gegen England machen, damit ſie dieſe Krone nicht zur Friedensvermittelung und Gewährleiſtung wählen ſollten. Zu dem Ende ließ er auch unter der Hand in der Stadt und auf der Flotte ausſtreuen, daß England in dem zwiſchen beyden Königen zu ſchlieſſenden Vertrag mehr auf ſeine eigenen Vortheile als auf den Nutzen anderer ſehen würde, daß folglich das Beſte für die Rocheller wäre, wenn ſie

1628 wenn ſie ſich ganz allein auf die Gnade des Königs verlieſſen, der mehr auf ihre freywillige Unterwerfung, als auf die Vermittelung einer fremden Macht Rückſicht nehmen würde. Dieſer Kunſtgriff würkte ſo viel, daß ſowohl die Belagerten, als die Reformirten auf der Hülfsflotte ſich in die Wette um Geleitsbriefe für diejenigen bemühten, die ſie als Abgeordnete in das königliche Lager ſchicken wollten. Dieſe wurden daſelbſt abgeſondert empfangen und gehört. Die von der Flotte erlangten zuerſt Gehör, und baten um Erlaubniß, nach Rochelle zu gehen, um die Einwohner zum Gehorſam zu bereden. Richelieu antwortete, daß er mit dem König davon ſprechen würde, und machte ihnen gute Hoffnung. Die von Rochelle wurden darauf auch vorgelaſſen. Sie verſprachen, die Stadt zu übergeben, verlangten aber dafür, daß man einen allgemeinen Frieden für alle franzöſiſchen Proteſtanten, unter Englands Vermittelung und Gewährleiſtung, machen, daß man in dem darüber zu ſchlieſſenden Vertrag weder von Gnade noch von Verzeihung reden; daß man ihnen ihre Freyheiten und Ringmauern laſſen, ihren Bürgermeiſter bey allen Rechten ſeines Amts erhalten, und ihre Beſatzung mit allen kriegeriſchen Ehrenzeichen ausziehen laſſen ſollte. Richelieu lachte über dieſe Vorſchläge, und gab ihnen zu verſtehen, daß ſich dieſe Bedingungen ſo wenig für ihren gegenwärtigen Zuſtand ſchickten, daß es unnütz wäre, ſie zu unterſuchen. Er ſetzte hinzu, es ſey jetzt kein andrer Rath mehr für ſie übrig, als zur Gnade des Königs Zuflucht zu nehmen, und ſich allen Bedingungen zu unterwerfen. Die Abgeordneten, die hierüber ſehr beſtürzt wurden, baten den Kardinal, eine Fürbitte für ſie bey dem König einzulegen, der es ihnen auch verſprach. Er ſchickte ſie mit dem Entwurf einer Kapitulation zurück, worin

rin ihnen das Leben, der Genuß ihrer Güter, die 1628
Verzeihung ihrer vorigen Verbrechen, und die freye
Uebung ihres Gottesdienſtes zugeſtanden wurde. Ei-
nige Abgeordnete unterzeichneten die Artikel im Na- am 28.
men aller Einwohner. Der König fand nicht für Okt.
gut, ſich ſelbſt zu unterzeichnen, damit es nicht das Anſehn haben möchte, als wenn er mit rebelliſchen Unterthanen Verträge eingienge; und die Marſchälle von Frankreich hielten ſich auch für zu vornehm, ihre Namen darunter zu ſetzen. Die Generalquartiermeiſter du Hallier und Marillac bekamen Befehl, den Vergleich oder die Kapitulation zu unterzeichnen. In dieſem Vertrag baten die Rocheller den König um Verzeihung wegen ihrer langen Widerſetzlichkeit und Bewerbung um fremde Hülfe, und um Annahme des gegenwärtigen Gehorſams, ſtatt der Genugthuung, indem ſie ihre Stadt ſeiner Willkühr übergäben. Der König erklärte darauf, daß er, in Betracht ihrer Reue, ihnen ihre Mißhandlungen verzeihe, unter der Bedingung, daß ſie gleich am folgenden Tag ihm die Thore öffnen, daß die Befehlshaber und Edelleute mit dem Degen an der Seite, und die Soldaten mit weiſſen Stäben in der Hand ausziehen, vorher aber ſchwören ſollten, nie wieder die Waffen gegen den König von Frankreich zu führen, und daß die in der Stadt befindlichen Engländer in ihr Land gebracht und auf keine Art beleidigt werden ſollten.

Am folgenden Tag ſchickten die Rocheller zwölf am 29.
Abgeordnete, die eine Zeitlang zu Fuß gingen, aber Okt.
ſo entkräftet waren, daß man ihnen Pferde borgen mußte, um ſie in das Quartier des Königs zu bringen. Sie fielen dem König zu Fuß und flehten im Namen aller Einwohner um Gnade und Speiſe. Die Abgeordneten der Flotte erlangten beſondere

1628 Artikel zum Vortheil der auf der engliſchen Flotte befindlichen oder nach England geflüchteten Rocheller und andrer Franzoſen. Der König ſchickte ihnen Verzeihung des Geſchehenen, Erlaubniß zur Rückkehr in die franzöſiſchen Häfen, ſogar mit den eroberten Schiffen, freye Uebung ihres Gottesdienſtes, Wiedereinräumung ihrer Güter, und eine dreymonatliche Friſt zur Rückkunft in das Königreich. Als die Abgeordneten wieder zur Flotte kamen, fanden ſie den Lord Montaigû, der aus England eine Vollmacht mitgebracht hatte, um einen Friedensvertrag zwiſchen dem König und den Einwohnern zu Rochelle zu unterzeichnen. Er that, als ob es ihn befremde, daß die Abgeordneten von der Flotte ſo eilfertig ohne ihn einen Vertrag geſchloſſen hätten: es war jedoch zu ſpät. Der Kardinal, verdrießlich daß eine fremde Macht ſich in die Streitigkeiten der franzöſiſchen Unterthanen mit ihrem König miſchte, war ihm durch ziemlich billige Bedingungen zuvorgekommen, und hinderte dadurch die Engländer, ſich dieſer Reformirten zur Erregung neuer Unruhen in Frankreich zu bedienen. In Anſehung des Friedens mit England äuſſerte Richelieu, daß Karl der Erſte ihn von Frankreich verlangen müſſe; und überhaupt fieng er nach Eroberung der Stadt Rochelle an, von den Engländern weit verächtlicher, als vorher, zu reden.

am 30. Okt. Als der Herzog von Angouleme und der Marſchall von Schomberg mit der franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Leibwache in Rochelle einzogen, fanden ſie unter dem Thor den Bürgermeiſter Guiton, der ſie mit einer ganz kurzen Anrede empfing und ihnen die Schlüſſel der Stadt überreichte. Hierauf kündigte ihm Schomberg an, daß er nicht mehr Bürgermeiſter wäre, daß ſein Amt und alle Freyheiten der Stadt aufgehoben wären, und daß er

nun

nun nichts weiter zu thun habe, als nach Hauſe zu 1628 gehn; welchem Befehl er auch gehorchte. Um Plünderung zu verhindern, ward allen Soldaten bey Todesſtrafe verboten, ohne ausdrücklichen Befehl in die Häuſer zu gehn, und befohlen, an den nöthigen Orten mit der größten Aufmerkſamkeit Wache zu halten. Die franzöſiſche Beſatzung war bey ihrem Auszug 64 Mann ſtark, die aber ſo kraftlos waren, daß ſie ſich kaum aufrecht erhalten konnten. Die engliſche, aus 90 Mann beſtehende Beſatzung blieb bis am folgenden Tag in der Stadt, da ſie dann eingeſchifft wurde. Der König hielt erſt einige Tage nach der Uebergabe ſeinen Einzug, weil am 1. Nov. man erſt die Gaſſen und Häuſer reinigen mußte. Denn da die Lebenden nicht mehr Kräfte genug hatten, die Todten einzuſcharren, ſo waren viele Leichname über der Erde liegen geblieben, deren abſcheulicher Geſtank die Luft vergiftete. Die Kirchhöfe waren damit bedeckt. Viele, die keine Hoffnung hatten, länger zu leben, waren ſelbſt dahin gekrochen, um dort den Geiſt aufzugeben. Man ſah ſie auf der Erde ausgeſtreckt liegen, wo ſie den Platz ihrer Gräber gewählt hatten. Andre waren in ihren Häuſern geblieben, wo ganze Familien umgekommen waren. Ueberhaupt ſollen während der Einſchlieſſung, die 14 Monate lang gedauret hatte, über 15000 Perſonen vor Hunger und Elend geſtorben ſeyn.

Die aus 26 Artikeln beſtehende Erklärung, die der König in Rochelle bekannt machen ließ, war vornemlich folgenden Inhalts: die Bürgermeiſterwürde, die Rathsſtellen, das Stadtregiment, der Stand der Pairs und der Bürger, ſollen auf ewig abgeſchafft ſeyn. Die Mauern, Wälle, Baſteyen, und überhaupt alle alte und neue Feſtungswerke ſollen der Erde gleich gemacht, der Grund derſelben

1628 geſchleift, und die Gräben ausgefüllt werden, ſo daß der Pflug darüber, wie über ein urbares Land, gehen kann. Hiervon wurden blos gewiſſe Thürme und Mauern an der Meerſeite ausgenommen, die wegen der Sicherheit vor den Seeräubern bleiben mußten. Die Stadt ſollte der Vermögenſteuer unterworfen, und von einem Aufſeher des Juſtizweſens regiert werden, deſſen Gerichtsbarkeit ſich auf die Provinzen Aunis, Poitou und Saintonge erſtrecken ſollte. Die übrigen Artikel betrafen die Wiedereinführung der katholiſchen Religion. — Bey Schleifung der Feſtungswerke um Rochelle ließ es Richelieu nicht bewenden; man mußte auch die Ludwigsſchanze und die Citadelle St. Martin auf der Inſel Ré niederreiſſen, indem ſie nach Eroberung der Stadt Rochelle von keinem Nutzen mehr waren. Zu gleicher Zeit ſchleifte man auch die Feſtungswerke von Saintes, Fontenai und Niort.

Rochelle war nun wohl bezwungen, aber in **Languedok** hatten die Reformirten noch die Waffen in Händen, unter Anführung des **Herzogs von Rohan** gegen den Prinzen von Condé und den Herzog von Montmorenci, als königliche Befehlshaber. Der Krieg wurde mit mehr Leidenſchaft als Vortheil geführt. Die Katholiken marterten und tödteten viele gefangene Reformirte, und Rohan ließ es nicht an Wiedervergeltung fehlen. Condé und Rohan ſchrieben die anzüglichſten Briefe an einander. Unterdes eroberten die königlichen Truppen nur einige minder beträchtliche Plätze. Richelieu, der von Italien her wichtigere Geſchäfte bekommen hatte, ließ eine Armee in Languedok ſtehen, die er für hinreichend hielt, die Ausbreitung der Reformirten zu hemmen, bis man ſie im folgenden Jahr vollends bezwang.

Das

Das Anſehen und die Macht des Kardinals 1628
war durch die Eroberung der Stadt Rochelle noch mehr befeſtiget worden. Er konnte nunmehr über ſeine Feinde triumphiren. Er war völlig Herr über das Gemüth des Königs, wußte gewiß, daß er ſich würde behaupten können, war unabhängig von der Königin Mutter, die ihn doch ſo hoch gehoben hatte, und beſaß unendlich mehr Geſchicklichkeit und Einſichten, als der neulich geſchaffene Kardinal von Berülle und die beyden Marillac, Vertraute dieſer Prinzeßin. Er rechtfertigte ſein Betragen vollkommen, verachtete die Bemühungen ſeiner Feinde, und rüſtete ſich zur Ausführung eines Entwurfs, dem ſie ſich heftig widerſetzten, und der ihm dennoch gelang. Der **Erbfolgſtreit über die italiäniſchen Herzogthümer Mantua und Montferat** iſt es, von dem hier das Nöthigſte erzählt werden muß. Das Haus Gonzaga war ſeit dem vierzehnten Jahrhundert von dem teutſchen Reich mit Mantua belehnt worden. Der im Jahr 1530 geſtorbene Herzog Friedrich der Erſte hinterließ zween Prinzen, Friedrich den Zweeten, den der Kaiſer Karl der Fünfte zum Herzog erhob, und der auch Montferat durch Heurath erlangte, und Ferdinanden, den Stammvater des erſt im Jahr 1747 ausgeſtorbenen Hauſes Guaſtalla. Friedrichs des Zweeten zween ältere Söhne, Franz der Dritte und Wilhelm, folgten ihm nach einander in der Regierung; der jüngſte aber, Ludwig Gonzaga, ſuchte ſein Glück in Frankreich, und fand es auch. Denn er vermählte ſich mit Henrietten von Cleve, der Tochter und Erbin Herzogs Franz des Erſten von Nevers und Rethel, mit der er ſehr anſehnliche Ländereyen erlangte, und Pair von Frankreich wurde. Er ſtarb im Jahr 1595 und hinterließ Karl den Erſten, Herzog von Nevers. Ob nun gleich die

1628 mantuaniſche Linie ſehr ſtark war, ſo gieng ſie doch durch die Ausſchweifungen der Prinzen nach und nach aus, und Vincenz der Zweete war der letzte von derſelben. Der Herzog von Nevers war ſein nächſter männlicher Erbe, hatte alſo auch die nächſte Hoffnung zum Beſitz ſeiner Länder: allein, Spanien oder vielmehr Ollvarez — denn faſt alle andre ſpaniſche Miniſter riethen zum Vortheil des Herzogs von Nevers — ſahe nicht gern Franzoſen in Italien, und bewegte den Kaiſer, ſich dagegen zu ſetzen, und ſich des Herzogs von Guaſtalla, Ferdinands des Zweeten, anzunehmen, der, ohngeachtet der gröſſern Entfernung ſeiner Verwandtſchaft, Anſpruch an die Lehen von Mantua und Montferat machte; und der Kaiſer, der Spaniens Beyſtand wegen des dreyßigjährigen Kriegs nöthig hatte, bezeigte ſich ſehr geneigt, Ferdinanden die Lehn zu reichen; ſo lebhaft auch verſchiedene kaiſerliche Miniſter und die Kaiſerin Eleonore, eine Verwandte der mantuaniſchen Prinzeßin Marie, den Nachtheil vorſtellten, den das bisherige Glück der kaiſerlichen Waffen in Teutſchland leiden würde. Der Herzog von Savoyen verlangte Montferat, weil Graf Amadäus der Fünfte von Savoyen ſich mit der Tochter Markgraf Dieterichs des Erſten von Montferat vermählt hatte.

Richelieu, der an allen europäiſchen Höfen ſeine Spione hielt, und voraus ſahe, daß der Tod des Herzogs von Mantua ohnfehlbar Krieg erregen würde, wenn er, ohne etwas wegen ſeiner Erbfolge verordnet zu haben, dahin ſtürbe, erfuhr bald den Vorſatz jener drey Mächte, und ſchickte den Marquis von Saint-Chaumont zu dem ſchwächlichen Herzog von Mantua, um ihn zu bewegen, daß er den Herzog von Nevers für den einzigen und rechtmäßigen Erben ſeiner Länder erklären ſollte, und

ihm

ihm die Vermählung ſeiner Nichte, Marie, der 1628
einzigen Tochter Franz des Dritten, mit dem Herzog von Rethel, älteſtem Sohne des Herzogs von Nevers, vorzuſchlagen, damit ſie, wenn ihre Rechte auf die Verlaſſenſchaft ihres Oheims (wofern ſie einige hätte) mit den Rechten ihres Gemahls völlig vereinigt wären, doch wenigſtens Hoffnung hätte, dereinſt Herzogin von Mantua zu werden. Der Geſandte gewann den vornehmſten Miniſter des Herzogs Vincenz, den Marcheſe Strigio, und dieſer verſicherte ihn, die Aerzte prophezeyten einmüthig ſeinem Herrn ein kurzes Leben, machte ſich auch anheiſchig, dem Herzog von Nevers und deſſen Sohn zu dienen. Mit dieſen Nachrichten eilte St. Chaumont zurück, und der Herzog von Rethel begab ſich ſogleich nach Italien, unter dem Vorwand, Vincenzen zu beſuchen. Der Herzog von Nevers war ſowohl der Königin Mutter, als auch dem Kardinal verhaßt: dennoch opferte dieſer gern ſeinen Groll der Ehre ſeines Königs auf, da hingegen Marie von Medici ſich offenbar der Unterſtützung eines Herrn, der ſie während ihrer Regentſchaft ſo ſehr beleidigt hatte, widerſetzte. Weil man damahls noch mit Einſchlieſſung der Stadt Rochelle beſchäftiget war, ſo gieng Richelieu den Weg der Unterhandlung. Der Herzog von Rethel hatte ſich eben zur rechten Zeit nach Mantua begeben; denn Vincenz lag in letzten Zügen. Strigio hatte ihn ſchon zum Vortheil des franzöſiſchen Prinzen, als ſeines nächſten Verwandten, eingenommen; und das Betragen des Herzogs von Guaſtalla, der auch nach Mantua gekommen war und die Prinzeßin von Mantua entführen wollte, bewegte ihn vollends, daß er nicht nur in ſeinem Teſtament, ſondern auch in einem offenen Brief erklärte, daß der Herzog von Nevers ſein einziger Erbe, und der Herzog von

1628 Rethel ſein Generalſtatthalter in Abweſenheit des Vaters ſeyn, und die Prinzeßin Marie heurathen ſollte. Zu gleicher Zeit mußten die Befehlshaber aller Mantuaniſchen Plätze dem Herzog von Rethel ſchwören, daß ſie niemand, als deſſen Vater, den Herzog von Nevers, für ihren künftigen Oberherrn erkennen wollten. Man eilte mit der Vermählung, nach welcher Vincenz kaum noch etliche Stunden lebte; denn er ſtarb am 24ſten December 1627. Am folgenden Tag wurde der Herzog von Nevers zum Herzog von Mantua ausgerufen, und ſein Sohn während ſeiner Abweſenheit als deſſen Generalſtatthalter erkannt.

Zu Anfang des folgenden Jahrs kam der Herzog von Nevers nach Mantua und wurde ohne einigen Widerſpruch als Herzog angenommen; allein, ſo leicht ihm die Beſitznehmung ward, ſo ſchwer fiel ihm deren Behauptung. Er ſchickte vor allen Dingen den Biſchof Agnelli von Mantua an den Kaiſer, um bey ihm die Belehnung mit der größten Ehrerbietung und mit allen gebräuchlichen Formalitäten zu ſuchen; allein der Prälat wurde zu Wien ſehr ſchlecht empfangen, und erhielt kaum Erlaubniß, ſich daſelbſt aufzuhalten. Vergebens erinnerte der neue Herzog von Mantua den Kaiſer an die Wunden, die er in Ungern, wo er zum Vortheil des öſterreichiſchen Hauſes gefochten, empfangen hatte. Vergebens erinnerte er Spanien an die alten Verabredungen des Hauſes Gonzaga mit Kaiſer Karl dem Fünften; denn die Krone Spanien hatte ſchon einen Vertrag mit Savoyen unterzeichnet, vermöge deſſen ſie Montferat mit einander theilten. Inzwiſchen ließ ſich doch der Wiener Hof durch den Biſchoff von Mantua die Gründe zur Behauptung der Rechte ſeines Herrn vorlegen, um den Spaniern und Savoyarden zur Wegnahme

Mont-

Montferats Zeit zu laſſen. Richelieu, noch mit 1628
Rochelle beſchäftigt, gab ſich groſſe Mühe, den bevorſtehenden Krieg nicht zum Ausbruch kommen zu laſſen, und bewegte den Herzog von Mantua, dem von Savoyen anſehnliche Erbietungen zu thun. Allein dieſer ließ ſich durch dieſen Kunſtgriff eben ſo wenig hintergehen, als die Spanier, mit denen der Graf von Fargis zu Madrid Unterhandlungen trieb. Beyde Mächte ſtellten ſchon zu Ende des Februars ihre Truppen ins Feld. Die Spanier, unter dem Mayländiſchen Statthalter, Don **Gonzalez von Cordua**, belagerten die wichtige Feſtung Caſale, die als ein Schlüſſel zu Italien anzuſehen war, und die von vier bis fünftauſend Mann, größtentheils Franzoſen, vertheidigt wurde, die zeither in Dienſten des Herzogs von Savoyen geſtanden hatten, und jezt von ihm abgedankt und ihnen unvorſichtiger Weiſe erlaubt worden war, hinzugehen, wohin es ihnen beliebte. Während dieſer Belagerung eroberte der Herzog von Savoyen in Montferat Alba, Trino, Monte Calvo, Ponte Stura, und die Spanier Nizza della Paglia. Die Spanier wurden über die ſavoyiſchen Eroberungen eiferſüchtig und ſchöpften Verdacht, der Herzog möchte nicht ſowohl auf das mit ihnen geſchloſſene Bündniß, als vielmehr auf ſeinen eigenen Vortheil Rückſicht nehmen. Denn auf dieſe Art hatte er ſich in jenen Gegenden ſo gut geſezt, daß allemal diejenige Partey, auf deren Seite er trat, ſich wahrſcheinlich die Oberhand verſprechen konnte; überdem wußte man, daß er es nicht gern ſähe, wenn Caſale den Spaniern zufiele und verbliebe; wie denn dieſe Feſtung von dem lezten Herzog von Mantua mit Unterſtützung andrer italieniſcher Fürſten, zum Schutz gegen die ihnen allerdings furchtbare Citadelle bey Mayland war angelegt worden. Da nun zugleich der franzöſiſche

Hof

1628 Hof ihm allerhand nützliche Vorſchläge zum Behuf ſeiner Abſichten auf Genua, welche Republik ſich bey dieſen Händeln in einer überaus zweydeutigen Lage befand, thun ließ; ſo mußte Spanien behutſam mit ihm verfahren, ihm ſtarke Geldſummen mit Vernachläßigung ſeiner eigenen Armee überſenden, und ihm auch die gewiſſe Verſicherung geben, daß er gegen die Franzoſen, von denen er ſchon einen durch den Marquis von Uxelles angeführten Haufen von ſeinen Gränzen zurückgetrieben hatte, uachdrücklich unterſtützt werden ſollte. Denn ſo bald Spanien den geringſten Unwillen würde haben blicken laſſen, ſo würde ſich gewiß der Herzog noch eher, als hernach würklich geſchahe, für Frankreich erklärt haben.

Kaiſer Ferdinand hatte inzwiſchen befohlen, daß man die Staaten des Herzogs von Mantua bis zur Entſcheidung des Proceſſes dem Grafen Johann von Naſſau, als kaiſerlichem Kommiſſar, übergeben ſollte. Richelieu aber machte nach Unterwerfung der Rocheller die nöthigen Anſtalten zur nachdrücklichſten Unterſtützung des Herzogs von Mantua. Allein, eben dies ſtöhrte die bisherige Eintracht zwiſchen dieſem Miniſter und der Königin Mutter. Denn dieſe bildete ſich ein, der Kardinal könne nicht, ohne undankbar gegen ſie zu ſeyn, einen ihr verhaßten Prinzen beſchützen. Zwar legte er ihr ſeine Gründe in ihrer vollen Stärke vor: allein, es blieb doch in ihrem Gemüth ein gewiſſer Eindruck des Mißvergnügens, das von den Feinden des Kardinals gemißbraucht wurde, Saamen des Kaltſinns und der Uneinigkeit zwiſchen ihr und Richelieu auszuſtreuen, der alle ihre nachfolgende Widerwärtigkeiten hervorbrachte. Unterdeß ſuchte der Herzog von Savoyen aus den ſpaniſchen Geſinnungen der Königin Mutter allen möglichen Vortheil zu ziehen.

Nach

Nach der Rückkunft des Königs hielt man zu 1628
Paris eine groſſe Rathsverſammlung, und es ward darin beſchloſſen, den Herzog von Mantua mit der verſprochenen Hülfsleiſtung zu unterſtützen. Oberbefehlshaber der Truppen ſollte der Herzog von Orleans ſeyn. Das Betragen dieſes Prinzen hatte die Königin Mutter während der Einſchlieſſung von Rochelle ſehr beunruhigt. Seit dem Abſterben ſeiner Gemahlin führte er ein ſehr ausſchweifendes Leben, und wenn man ihm Vorſtellungen deswegen that, antwortete er, man ſolle ihm nur eine Gemahlin geben. Er ſchien — denn man zweifelt an der Aufrichtigkeit dieſer Liebe — die Prinzeßin Marie von Gonzaga, die ſiebenzehnjährige Tochter des Herzogs von Nevers, zu lieben: aber die Königin Mutter haßte dieſen Herzog und ſein ganzes Haus viel zu ſehr, als daß ſie je in dieſe Vermählung hätte willigen können. Ihre Vorſtellungen fruchteten jedoch weniger, als das Zureden des Königs und des Kardinals nach der Rückkehr von Rochelle. Er verſprach, von dieſer Heurath abzuſtehen, wenn man ihm die Anführung der nach Italien beſtimmten Armee und 50000 Thaler zur Anſchaffung des Feldgeräthes geben wollte. Die beyden Königinnen, die den König durchaus zu Paris behalten wollten, wendeten ſo viele Bitten und Thränen an, daß ſie endlich deſſen Einwilligung erlangten. Richelieu getraute ſich nicht weiter, die Reiſe des Königs nach Italien öffentlich zu befördern. Er begab ſich nach Chaillot, damit es ſcheinen möchte, Ludwig nähme ſeinen Entſchluß für ſich: allein, man hatte ſchon die alte Eiferſucht des Königs gegen den Herzog von Orleans wieder rege gemacht, und die Vorſtellungen des Kardinals trugen ohne Zweifel viel dazu bey. Dieſer Miniſter war zu klug und zu aufgeklärt, als daß er ein ſo wichtiges Unternehmen dem uner-

1628 unerfahrnen Herzog von Orleans hätte anvertrauen ſollen. Ueberdies wollte Richelieu, der die Unentſchloſſenheit ſeines Herrn kannte, ihn nicht der Leitung der beyden Königinnen überlaſſen.

König Ludwig riß ſich alſo los, und verließ zu Anfang des folgenden Jahrs Paris, nachdem er vorher ein Lit de Jûſtice im Parlamente gehalten und zwo Verordnungen hatte eintragen laſſen. Durch die eine ertheilte er der Königin, ſeiner Mutter, die Regentſchaft über die Provinzen dieſſeits der Loire. Durch die andre bot er allen ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen, welche die Waffen niederlegen würden, eine allgemeine Vergeſſenheit der begangenen Feindſeligkeiten an. Der Siegelbewahrer Marillac wollte bey dieſer Gelegenheit auch eine Sammlung von Geſetzen und Verordnungen regiſtriren laſſen, die unter dem Namen **Code Michau** bekannt iſt; denn er hieß Michael. Das Parlament that Vorſtellungen dagegen; und obgleich das Geſetzbuch regiſtrirt wurde, ſo hat es doch nie in Frankreich gegolten. Die Sachwalter unterſtanden ſich nicht, es anzuführen; und der Name **Code Michau** machte es ſogar gewiſſermaſſen lächerlich.

1629

am 15. Jan.

am 14. Febr.

Der König fand bey ſeiner Ankunft zu Grenoble ſchon die durch den Herrn von **Toiras** ins Delphinat geführte Armee, die aus 24000 Mann zu Fuß und 2500 zu Pferd beſtand. **Richelieu** folgte ihm nach. Der Herzog von **Orleans** aber, der wohl einſah, daß er bey der Armee eine müſſige Perſon vorſtellen würde, indem der Kardinal nicht nur ſeine, ſondern auch des Königs Stelle einzunehmen im Sinn hatte, gieng, anſtatt zu dem König nach Grenoble zu kommen, in das Fürſtenthum Dombes, das ſeiner Gemahlin gehört hatte. Von der Zeit an hielt er ſich nicht mehr für verbunden, ſein

ſein wegen der Prinzeſſin von Gonzaga gegebenes 1629
Wort zu halten, und reiſte weiter nach Paris. — Als ſich der König bey ſehr ſchlimmer Witterung den Alpen näherte, ſchickte er an den Herzog von Savoyen, um den Durchzug durch Piemont und Lebensmittel gegen Bezahlung zu verlangen; dagegen verſprach man ihm die Stadt Trino nebſt einem Strich Landes von ohngefähr zwölf bis funfzehntauſend Thalern Einkünfte, wofern er allen ſeinen Anſprüchen entſagen würde. Der Herzog ſtellte ſich geneigt hierzu: aber blos um Zeit zu gewinnen und alle Zugänge wohl zu verwahren. Bey Entdeckung ſeiner Abſichten rückte die Armee fort. Als man zu Chaumont ohnweit Suſa anlangte, kam der Graf la Verua im Namen des Herzogs, um mit dem Kardinal in Unterhandlungen zu treten: es war aber vergebens. Denn der Herzog von Savoyen verſprach zwar, der königlichen Armee alle Zugänge zu eröffnen, wenn man ihm nur das, was er in Montferat würklich beſäſſe, laſſen wollte. Richelieu verwarf dieſen Vorſchag als höchſt ungerecht, und ließ den Grafen unter mancherley Drohungen von ſich. Er hielt hierauf mit den Marſchällen von Crequi, Baſſompierre und Schomberg Rath, und beſchloß, die ſtarken Verſchanzungen, die den wichtigen Paß von Suſa vertheidigten, anzugreifen. Dies geſchah von vorn und zu beyden Seiten; die Franzo- am 6.
ſen kletterten auf Anhöhen, welche höher, als die Märʒ.
Verſchanzungen, lagen, und die die Piemonteſer und Spanier für unüberſteiglich gehalten hatten. Sie wurden darüber ſo beſtürzt, daß ſie nach der erſten Salve ihre Schanzen und Redouten verlieſſen. Der Herzog und ſein Sohn, der Prinz von Piemont, wären beynahe gefangen worden. Suſa ergab ſich am folgenden Tag, und Toiras nahm Beſitz davon. Mit der ſehr feſten Citadelle wollte ſich der

Kar-

1629 Kardinal jetzt nicht abgeben, denn er wünſchte die ganze Sache ſchnell zu endigen, um dem König mehr Aufwand zu erſparen und die Armee zu ſchonen, die bey der damaligen Witterung und Abnahme der Lebensmittel nothwendig ſehr viel leiden und mehr durch Krankheiten einbüſſen konnte, als ihr ein Sommerfeldzug bey blutigen Auftritten gekoſtet haben würde. Am meiſten aber war zu befürchten, daß der Herzog von Savoyen dem weitern Eindringen der Franzoſen noch ſo lang widerſtehen könnte, bis Don Cordua Caſale würde eingenommen haben. Richelieu ſchickte daher noch an demſelben Tag den Herrn von Senneterre an den Herzog von Savoyen, um mit ihm in neue Unterhandlungen zu treten, zumal da der Herzog von Mantua täglich mehr ins Gedränge kam. Senneterre ſtellte vor, daß König Ludwig wegen der nahen Verwandtſchaft, als Bruder der Prinzeſſin von Piemont, die beſten Geſinnungen für Savoyen hege, und daß er alſo dem Herzog die Wahl zwiſchen Frieden und Krieg überlaſſe. Im erſten Fall wollte der König das Geſchehene vergeſſen und ſeine Eroberungen gegen den Herzog nicht fortſetzen: jedoch mit der Bedingung, daß dieſer die franzöſiſche Abſicht, Caſale zu entſetzen, unterſtützen, den freyen Durchzug der Franzoſen durch ſeine Staaten erlauben, und ſie mit allen nothwendigen Lebensmitteln für einen billigen Preis verſehen ſollte. Karl Emanuel, der von den Spaniern nicht nachdrücklich genug unterſtützt ward, und die Verwüſtung ſeiner Länder befürchtete, ſchickte hierauf ſeinen älteſten Prinzen, Viktor Amadäus, nach Suſa, wo
am 11. März. er mit dem Kardinal Richelieu einen **Vertrag** von zwölf Artikeln, worunter fünf geheime waren, unterzeichnete, nach welchem der Herzog verſprach, den königlichen Truppen den freyen Durchzug nach Montferat zu geſtatten, ihnen um den Marktpreis

Lebens-

Lebensmittel zu verſchaffen, und die Citadelle von 1629
Suſa nebſt dem Schloß S. Franceſco in die Hände des Königs unter der Bedingung zu geben, daß nach Vollziehung des Vertrags dieſe Plätze ihm wieder ſollten eingeräumt werden. Dagegen verſprach der König, den Herzog von Mantua zu bewegen, daß er dem Herzog von Savoyen in Anſehung ſeiner Anſprüche an Montferat die Stadt Trino nebſt Ländereyen, die jährlich funfzehntauſend Dukaten abwürfen, überlaſſen ſollte. Auch gab der König ſein Wort, den Herzog gegen jeden, der ihn um dieſes Vertrags willen anfeinden würde, zu vertheidigen.

So bald dieſer Vertrag dem ſpaniſchen Feldherrn Don Cordua war mitgetheilt worden, ſo hob er, aus Furcht, den zahlreichern Franzoſen nicht widerſtehen zu können, die Belagerung von Caſale auf. Da er aber nicht ſogleich die in Montferat beſetzten Oerter räumte; ſo verurſachte dieſer Umſtand, daß zu Venedig durch die Bemühungen des franzöſi- am 8. April.
ſchen Geſandten, Klaudius von Meſmes, Herrn von Avaux, ein **Bündniß zwiſchen Pabſt Urban dem Achten, dem König von Frankreich, der Republik Venedig und dem Herzog von Mantua** zu Stande kam, deſſen vornehmſter Inhalt dahin gieng, letztern in dem Beſitz ſeiner Länder zu erhalten, zu welchem Ende von den drey andern Mächten eine Armee von mehr als 40000 Mann ins Feld geſtellt werden ſollte; es ward aber dieſer neue Vertrag von dem Pabſt nicht genehmiget. Der Herzog von Savoyen glaubte bey dieſen Umſtänden ſeinen Vortheil gewiß erlangt zu haben. Als er am letzten März den Vertrag von Suſa genehmiget hatte, ſo beſuchte er nebſt ſeiner Familie den König von Frankreich zu Suſa. Ludwig bewies ihm, noch mehr aber der Prinzeſſin von Piemont, äuſſerlich ſehr viele Freundſchaft, und der Herzog erhielt we-

1629 gen des ihm von Montferat verſprochenen Stücks durch einen neuen zwiſchen König Ludwig, dem Herzog von Mantua und ihm zu Baſſolino geſchloſſenen Vertrag die Verſicherung, daß unverzüglich von allen Parteyen Bevollmächtigte zu Berichtigung dieſer Sache ernennt werden ſollten. Ludwig aber gieng hierauf nebſt dem Kardinal und ſeiner ganzen Armee, ausgenommen vier Regimenter zu Fuß und ſechs Kompagnien zu Pferd, die in Montferat liegen sollten, nach Frankreich zurück, um die in **Languedok** mächtiger gewordenen **Hugenotten** einzuſchränken.

am 28. April.

Man unternahm dort zuerſt die Belagerung des Städtchens **Privas**. Gleich zu Anfang derſelben ließ der König den am 24ſten April **mit England** geſchloſſenen **Frieden** bey ſeiner ganzen Armee feyerlich bekannt machen, um den Reformirten zu verſtehen zu geben, daß ſie von dieſer Krone keine Hülfe mehr zu hoffen hätten. Nach einem Widerſtand von vierzehn Tagen übergab der Befehlshaber St. Andre´ Montbrün die Stadt und das Schloß. Jene wurde geplündert und verheeret, ein Theil der Beſatzung gehängt, und der Marquis St. Andre´ Montbrün in Verhaft genommen. Hierauf ergaben ſich ohne den geringſten Widerſtand **la Baſtide**, **Vagnac** und andre geringere Oerter. Nur das Städtchen **Allais** that Gegenwehr. In den Sevenner Gebürgen blieb dem Herzog von Rohan faſt nichts, als die Städte Sauve und Andüſe, übrig. Die Gegenden um Nimes, Montauban, Caſtres und Milhaud hatte der König abermals von Grund aus verwüſten laſſen. Dieſe und andre Widerwärtigkeiten bewegten den Herzog von **Rohan**, ſich um einen **Vergleich** mit dem Hof zu bemühen. Er ließ dem Kardinal melden, er getraue ſich die Reformirten zur völligen Schleifung aller Feſtungswerke ihrer Plätze zu bereden, wenn man ihm nur eine

Friſt

Friſt von vier Tagen bewilligen wollte. Dieſer Punkt 1629
war für den Kardinal von vorzüglicher Wichtigkeit, weil er ihn als das einzige Mittel betrachtete, den bürgerlichen Kriegen ein Ende zu machen. Die Abgeordneten des Herzogs erlangten daher geneigtes Gehör, und es ward bald darauf ein Vergleich geſchloſſen, wodurch dem Herzog von Rohan, ſeinem Bruder und ihren Anhängern eine völlige Losſprechung in Abſicht auf das Geſchehene bewilliget wurde: dagegen ſollten alle alte und neue Feſtungswerke der in dem Vertrag benannten Plätze geſchleift, der katholiſchen Geiſtlichkeit ihre Güter wieder eingeräumt, und die freye Uebung der katholiſchen Religion allenthalben wieder eingeführet werden. **Rohan** empfieng zur Bezahlung ſeiner Schulden 100,000 Thaler: aber er ſelbſt konnte nie Erlaubniß erlangen, ſich dem König zu Füſſen zu werfen. Er mußte das Königreich räumen und ſich zu Venedig aufhalten, bis es dem König gefallen würde, ihn wieder zurückzurufen. Als der König nach Nimes kam, ließ er das Losſprechungsedikt öffentlich bekannt machen, welches die vornehmſten Bedingungen des Friedens in Form einer Verordnung enthielt. Er begab ſich hierauf wieder nach Paris, um das Anſehn zu vermindern, das die Königin Mutter daſelbſt zu bekommen anfieng.

Montauban war der einzige Platz in Languedok, der ſich dem Gnadenedikt von Nimes nicht unterwerfen wollte. Richelieu blieb alſo zurück, um dieſe Stadt dazu zu bewegen, und den Friedensvertrag durch Schleifung der Feſtungswerke auch in den übrigen Plätzen zu vollziehen. Die Furcht vor einer Belagerung nöthigte endlich dieſen feſten Platz, ſich gleichfalls nach dem Willen des Königs zu bequemen. am 18. Aug.
Auf dieſe Art waren die **Reformirten** aller ihrer Sicherheitsplätze beraubt und in einen Zuſtand ver-

 ſetzt,

1629 ſetzt, der ſie ganz von dem guten Willen des Königs und ſeines Miniſters abhängig machte. Von dieſer Zeit an minderte ſich ihre Partey allmälig, und man arbeitete unter der Hand an ihrer Austilgung, ob ſie gleich nie wieder einigen Antheil an den bürgerlichen Kriegen nahmen. Die in den mitternächtlichen Provinzen wohnende Proteſtanten, die ſich in die letzten Zerrüttungen nicht gemiſcht hatten, fuhren fort, Proben ihrer Treue zu geben, und bemühten ſich, durch rechtſchaffenes Betragen die vorigen Fehler zu verbeſſern und in Vergeſſenheit zu bringen. Richelieu gab ihnen auch öfters gute Zeugniſſe, und ließ ſie in ſeinen letzten Jahren manche Spuren ſeines Wohlgefallens bemerken.

Nach verbeſſerter Einrichtung der kriegeriſchen und bürgerlichen Angelegenheiten in Languedok reiſte der **Kardinal** zu dem Hof, der ſich damals zu Fontainebleau aufhielt, in Hoffnung, nach ſo wichtigen Verrichtungen diejenige Ruhe und Zufriedenheit zu finden, deren Genuß man ihm für ſeine bisherigen Dienſte ſchuldig war. Allein, er empfand nichts als Verdruß, der von dem **Mißvergnügen der Königin Mutter**, von der Eiferſucht ihrer Anhänger, und von dem ſchlimmen Betragen des Herzogs von **Orleans** herrührte. Der größte Theil des Hofs, worunter Kardinäle und Herzoge waren, kamen ihm bis Nemours entgegen, und da er zu Fontainebleau angekommen war, begab er ſich mit den Marſchällen von Baſſompierre, Schomberg und Marillac zu der Königin Mutter, die ihn ſehr kaltſinnig empfieng, und ihm endlich ſagte, er mache ſich unerträglich. Der König kam dazu, bewies ihm öffentlich die lebhafteſten Merkmale der Huld und gieng mit ihm in das Kabinet der Königin Mutter, wo der Kardinal ſich über die eben erfahrne Begegnung beſchwerte, und um Erlaubniß, ſich zu entfernen,

am 13. Sept.

nen, anhielt. Die Königin erzählte ihrem Sohn 1629 den ganzen Verlauf der Sache; Richelieu gieng in ſich, und bat Marien in einem mit Thränen begleiteten Schreiben um Verzeihung. Allein, bald hernach vergröſſerte ſich die Uneinigkeit. Die Königin Mutter hatte ihrem erſten Leibarzt, Vautier, der den Kardinal für ſeinen Feind hielt, eine Abbtey gegeben, ohne Richelieus Vorwiſſen, worüber ihr dieſer ſtarke Vorwürfe machte. Ueber dieſe Frechheit wurde ſie ſo entrüſtet, daß ſie ihn der Oberaufſeherſtelle über ihren Hofſtaat entſetzte. Doch beredete ſie der König, ihm die Stelle wiederzugeben.

Da der Kardinal von dieſer Seite eine Zeitlang Ruhe hatte, ſo dachte er ernſtlich auf die Abwendung der ſchlimmen Folgen, welche die zu Anfang des Septembers geſchehene **Entweichung des Herzogs von Orleans aus Frankreich nach Lothringen** erzeugen mußte. Die Königin Mutter, die hauptſächlich durch ihre von jedermann getadelte Härte gegen dieſen Prinzen ihn zu dieſem Schritt verleitet hatte, erſchrack über dieſe Neuigkeit ſo heftig, daß man ihr eine Ader öffnen mußte. Weil der Herzog ſich nicht unterſtand, über den König oder ſeine Mutter Klagen zu führen, ſo ſchüttete er ſeinen ganzen Grimm gegen Richelieu aus, in einer zu Nanci bekanntgemachten Schrift: allein, je mehr man ſich bemühte, dieſen Prälaten bey dem König zu verläumden, deſto mehr Vertrauen ſetzte dieſer auf ihn. Im November dieſes Jahrs gab er ihm einen neuen Beweis davon, indem er ihn zu ſeinem erſten Staatsminiſter erklärte. Unterdes wurden durch den Dúc de Bellegarde und den Staatsſekretar Bouthillier Unterhandlungen mit dem Herzog von Orleans angefangen. Sie zogen ſich aber ſo in die Länge, daß der König endlich, aus Ueberdruß wegen der ausſchweifenden Forderungen ſeines

1629 Bruders, dieſem durch Bouthillier ein eigenhändiges Schreiben zuſchickte, worin er ihm die Statthalterſchaft der Städte und Schlöſſer Orleans und Amboiſe und eine Vermehrung ſeiner Appanage mit hunderttauſend von der Domaine Valois zu ziehenden Livres jährlichen Einkommens und mit 50000 Thalern baaren Geldes, verſprach. Zugleich aber meldete er ihm, daß die Unterhandlungen ſogleich abgebrochen werden ſollten, wofern er damit nicht zufrieden wäre. Der **Vergleich** ward im folgenden Jahr, während des abermaligen Zugs des Kardinals nach Italien, geſchloſſen.

Der Zuſtand der italieniſchen Angelegenheiten hatte ſich ſeit kurzem ſehr geändert. Der König von Spanien und der Herzog von Savoyen hatten beſchloſſen, den Vertrag von Suſa nicht zu vollziehen, und den ohnehin über dieſen Vertrag unwilligen Kaiſer Ferdinand zur thätlichen Theilnehmung an dieſen Händeln bewegt. Weil Spanien nicht ſogleich im Stande war, mehr Truppen nach Italien zu ſchicken; ſo ließ der Kaiſer, zum groſſen Vortheil der teutſchen Fürſten, die er unterdrücken wollte, zwo Armeen dahin ziehen. Die eine, unter dem Grafen von **Merode**, ſollte ſich der Päſſe in Graubünden bemächtigen, und die andre, unter dem Grafen **Rombald von Collalto**, einem gebohrnen Venetianer, Mantua belagern. Don **Gonzalez von Cordua** war von Mayland zurückberufen worden, und der König von Spanien gab die Statthalterſchaft dem groſſen Feldherrn, **Marquis Ambroſius von Spinola**, dem man nach groſſen Schwierigkeiten vier Millionen Dukaten baar, und anſehnliche Anweiſungen zur Verpflegung und Vergröſſerung der ſpaniſchen Armee in Italien mitgab. Schnell und unvermuthet hatten ſich die Kayſerlichen im Graubündner Land ausgebreitet und feſt-

feſtgeſetzt, und den franzöſiſchen Geſandten Meſmes, 1629
bey den Bündnern, nahmen ſie gefangen. Ludwig ſchickte ſogleich nach Wien, um Beſchwerden über dieſen Einbruch zu führen, und den Kaiſer zur Belehnung des Herzogs von Mantua zu bewegen, bekam aber zur Antwort, Mantua und Montferat müßten, vermöge der bekannten kaiſerlichen Dekrete, ſo lang in Verwahrung genommen werden, bis der Kaiſer über das Recht der ſtreitenden Parteyen gehörig erkennen könnte. Wegen des gefangenen Geſandten verſprach man, daß er ohne Verzug wieder auf freyen Fuß geſtellt und ihm ſeine Papiere ausgeliefert werden ſollten. Weiter konnte man auch nichts erlangen; der kaiſerliche Hof blieb in Anſehung der mantuaniſchen Sache unbeweglich. Zu gleicher Zeit mußte der Marſchall von Crequi den Herzog von Savoyen auffordern, ſeine Truppen mit den franzöſiſchen zu vereinigen, und die Kaiſerlichen und Spanier zurückzutreiben, wozu er ſich durch den Vertrag zu Suſa verbindlich gemacht hatte. Er behalf ſich aber dagegen mit Ausflüchten und zweydeutigen Antworten; und zuletzt erklärte er, daß er bey dieſem Krieg parteylos bleiben und blos die Rolle eines Vermittlers übernehmen wolle.

Während dieſer Unterhandlungen drungen die Kaiſerlichen unter den Generalen Aldringer und Gallas — denn Collalto war zu Lodi krank zurücke geblieben — ins Mantuaniſche ein, bemächtigten ſich verſchiedener kleiner Plätze, und belagerten die Hauptſtadt. Der Herzog hatte ſich mit ſeinen beſten Truppen hineingeworfen, und die Kaiſerlichen ſtrengten ihre Kräfte fruchtlos an, verwüſteten aber, nach ihrer damaligen Gewohnheit, das ſchöne Land, gleich Barbaren. Spinola war inzwiſchen mit ſechstauſend Mann zu Fuß und dreytauſend zu Pferd ins Montferatiſche gerückt. Seine Verrichtungen ſchränk-

1629 ten ſich aber auf die Städtchen Acqui, Ponzone und Nizza della Paglia ein: aber an Caſale, wo Toiras mit drey bis viertauſend Mann lag, wagte er ſich nicht. Während der Zeit war Richelieu darauf bedacht, ſo viel Geld zuſammenzubringen, daß davon ſechzigtauſend Mann unterhalten werden konnten, die in Italien, in Champagne und in einigen mit öſtreichiſchen Staaten benachbarten Provinzen ſtehen ſollten. Im Oktober mußte der Marſchall von la Force mit 18000 Mann den Marſchall von Crequi bey Suſa verſtärken. Der König ſelbſt machte ſich fertig, mit 40000 Mann nach Italien zu gehen: allein, der Kardinal wußte ihn davon abwendig zu machen, indem er ihm vorſtellte, die Ruhe des Staats verlange, während der Entweichung des Herzogs von Orleans, ſeine Gegenwart. Für ſich ſelbſt bat er um die Anführung der Armee, und Ludwig, der beym vorigen italieniſchen Feldzug einen auſſerordentlich hohen Begriff von der Fähigkeit und Klugheit ſeines Miniſters bekommen hatte, machte
am 24. Nov. keine Schwierigkeit, ihm ſein Geſuch zu gewähren, und ihn zu ſeinem **Generaliſſimus** *) bey der Armee in Italien zu ernennen, und zwar mit ſo groſſer Gewalt, daß die Hofleute ſagten, der König habe ſich nichts vorbehalten, als die Macht, Kröpfe zu
am 29. Dec. heilen. Mit ſolchem Anſehn bekleidet, reiſte der Kardinal ab, in Begleitung des Kardinals la Valette, des Herzogs von Montmorenci und des Marſchalls von Schomberg, die bey ihm in der Karoſſe
1630 ſaſſen. Bey ſeiner Ankunft zu Lyon ſchickte er den Herrn Servien an den Herzog von Savoyen, um ihm zu berichten, daß die königliche Armee gegen deſſen

*) Dieſer Ausdruck wurde damals erfunden, um den Kardinal Richelieu von den Marſchällen Crequi, Schomberg und la Force zu unterſcheiden, die als Generallieutenante unter ihm dienen ſollten.

ſen Gränzen anrücke, um dem Herzog von Mantua 1630
zu Hülfe zu eilen, und daß man auf die Vereinigung ſeiner Truppen mit den franzöſiſchen rechne, ſo wie es der Vertrag von Suſa und eine neue von ihm ertheilte Verſicherung mit ſich bringe. Der Herzog läugnete dieſe Verſicherung, und ſchickte den Prinzen von Piemont nach Pont-Beauvoiſin, um daſelbſt den Kardinal zu erwarten. Nach manchen zum Theil unnützen Schwierigkeiten, wobey Savoyen nur Zeit zu gewinnen ſuchte, kamen ſie zu Boſſolano bey Suſa zuſammen und hielten verſchiedene Konferenzen. Der päbſtliche Bothſchafter Pancirollo hatte ſich vorher ſchon und jetzt bemühet, wenigſtens einen Waffenſtillſtand zu vermitteln. Sein Sekretar, Julio Mazarini, ein römiſcher Edelmann, zeigte ſich hierbey zum erſtenmal, und zwar auf eine für ihn ſo vortheilhafte Art, daß Richelieu bey der erſten Unterredung ungemein groſſe Hochachtung für ihn bekam. Allein dieſe Bemühungen waren fruchtlos. Der Herzog von Savoyen gedachte einigen Vortheil zu erlangen, und wollte ſich nicht ganz für Frankreich erklären, ſondern nach dem alten Grundſatz ſeiner Staatskunſt mit beyden Parteyen ſo lang Unterhandlungen treiben, bis ihm eine oder die andre die beſten Bedingungen anböte. Inzwiſchen hatte Richelieu die groſſe Abſicht erreicht, daß er den Herzog von Savoyen dahin gebracht, Caſale mit allen Bedürfniſſen, eine Belagerung auszuhalten, zu verſehen, und da der Herzog ſeine Armee nicht zu der franzöſiſchen ſtoſſen laſſen wollte, und man ſeine krummen Wege näher entdeckte, ſo beſchloß endlich der Kardinal, ihn anzugreifen. Allem Anſehn nach hatte er vom Anfang her der Sache dieſe Geſtalt gewünſcht, weil Karl Emanuel nur noch letzthin dem Herzog von Orleans ſichern Aufenthalt zu Turin und ſeine ganze

1630 Armee gegen den Kardinal angeboten hatte; er wäre auch vielleicht eher losgebrochen, wenn er nicht um der Königin Mutter willen an ſich gehalten hätte, die ihn ernſtlich gewarnet, Krieg zu veranlaſſen.

Die franzöſiſche Armee nahm ihren Weg gegen Rivoli, ohne daß der Herzog mit ſeiner anſehnlichen Armee ſich widerſetzt hätte; ſondern er begnügte ſich, in einem Manifeſt Beſchwerden über die Krone Frankreich und den Kardinal zu führen. Richelieu ſuchte vorzüglich die Gemeinſchaft zwiſchen Piemont und Dauphiné zu erlangen, folglich die wichtige Feſtung Pignerol und die beyden Schlöſſer Peruſa und Vavillano wegzunehmen. Zur Verbergung ſeiner Abſicht ſchickte er einige Völker und Artillerie gegen Turin, und der Herzog, der fälſchlich glaubte, es ſollte dieſer Stadt gelten, ließ tauſend Mann, die zur Verſtärkung der Beſatzung in Pignerol beſtimmt waren, wieder nach Turin zurückkommen. Die franzöſiſche Armee wendete ſich aber ſchnell zur Rechten, und eroberte Pignerol nach
am 21. März. dem Widerſtand eines einzigen Tags; auch die Ci-
am 31. März. tadelle ergab ſich einige Tage hernach. Indeſſen eilte der Herzog mit der Armee zum Entſatz herbey, traf aber zwo Meilen von Turin auf die Beſatzung von Pignerol, ohngefähr ſechs bis ſiebenhundert Mann, die er ſogleich auf die unmenſchlichſte Art durch ſeine Reuterey niederhauen ließ. Der Kommandant, Graf Urban von Scalenghe, war um einiger Geſchäfte willen in der Citadelle zurückgeblieben, und entgieng dem Unglück, das er eigentlich allein verdient hatte, wie man denn vermuthet, er habe ſich durch franzöſiſches Geld gewinnen laſſen. Auf ſolche Art kam dieſer Schlüſſel zu Italien ohne Verluſt in Frankreichs Gewalt. Peruſa nebſt einigen andern kleinern Oertern ergaben ſich gleichfalls, und

machten dadurch die Gemeinſchaft mit dem Delphi- 1630
nat völlig frey und ſicher.

Der Aufenthalt des Herzogs von Orleans am lothringer Hof war zeither die Haupturſache geweſen, warum König Ludwig nicht ſelbſt nach Italien gezogen war. Die ſchon erwähnte Ausſöhnung dieſes Prinzen bewegte den König, ſogleich mit den beyden Königinnen nach Lyon aufzubrechen. Zu Troyes ſprach er mit ſeinem Bruder, und nachdem er ihm viele Zeugniſſe ſeiner Freundſchaft gegeben hatte, beſtellte er ihn zum Anführer der Armee in Champagne, die die Truppen des Kaiſers hindern ſollte, in dieſe Provinz einzudringen, und den Herzog von Lothringen zu beobachten. Die Königin Mutter brachte es dahin, daß der Marſchall von Marillac unter dem Herzog von Orleans kommandiren und ihn mit gutem Rath unterſtützen ſollte. Zu Lyon gaben ſich die Königinnen neue Mühe, den König zurück zu halten: aber vergebens. Mazarini kam im Namen des Herzogs von Savoyen dahin, um Friedensvorſchläge zu thun: es war aber weder auf Seiten Frankreichs noch der Spanier oder Kaiſerlichen ein wahrer Ernſt zum Frieden. Spinola wollte ſich durch die Eroberung der Feſtung Caſale, und Collalto durch die Wegnahme der Stadt Mantua Ruhm erwerben. Ludwig befahl während dieſer Unterhandlungen, daß der Marſchall von Crequi nach Chambery vorangehn ſollte, und er folgte mit der übrigen Armee nach. Chambery ergab ſich am zweeten Tag der Belagerung, und das Schloß am folgenden Tag. Annecy und Ramilly folgten bald dieſem Beyſpiel, ſo auch andre Plätze, auſſer dem Schloſſe Montmelian; und ganz Savoyen war vor Ausgang des Junius in franzöſiſcher Gewalt. Denn die Franzoſen hatten den Prinzen Thomas, zweeten Sohn des Herzogs von Savoyen, der die ſavoyiſche

am 21. Febr.

am 4. May.

am 17. May.

am 24. May.

Armee

1630 Armee anführte, immer vor ſich her getrieben, ohne daß er Widerſtand gewagt hätte. Was aber der Feind gegen die Franzoſen nicht gethan hatte, das that die den Franzoſen ungewohnte Luft und die dazu gekommene Peſt in Piemont, die einige tauſend Soldaten wegraffte, und das Ausreiſſen. Der König, der ſich zu St. Jean de Maurienne aufhielt, verſtärkte daher die in Piemont ſtehende Armee mit ſieben bis achttauſend Mann, und vertraute die Anführung derſelben dem tapfern Herzog von **Montmorenci** allein, der von ſeinem eigenen Vermögen viel anwendete, um den niedergeſchlagenen Soldaten Muth zu machen. Er riß ſie auch aus ihrer bisherigen Unthätigkeit zu Pignerol, indem er ſie gegen den Feind anführte, mit dem es bey Veillane zu einem gefährlichen Gefecht mit dem weit ſtärkern Herzog von Savoyen kam, und das faſt einzig durch die perſönliche Tapferkeit des Herzogs von Montmorenci, der ſich nur allzuſehr wagte, zum Theil auch durch den Marquis von Effiat gewonnen wurde. Und nunmehr vereinigte ſich dieſer Feldherr mit dem bis Chiavena vorgerückten Marſchall von la Force, und eroberte mit ihm die Stadt und das Marquiſat Saluzzo. **Herzog Karl Emanuel** zog mit ſeiner Armee bis Saviglano, um den Franzoſen ein förm-
am 26. Jul. liches Treffen zu liefern: allein, er **ſtarb** daſelbſt an einem Schlagfluß im 69ſten Jahr ſeines Alters. Am vorhergehenden Tag war der König mit dem Kardinal von St. Jean de Maurienne wieder nach Lyon abgereiſt, weil die Peſt ſich auch in Savoyen auszubreiten anfieng, und der Kardinal würklich mit einem Fieber befallen wurde.

So groſſe Verdienſte ſich auch Richelieu zuſchrieb, daß er Pignerol erobert, den Herzog von Savoyen gedemüthigt und den größten Theil ſeiner Länder zu Grunde gerichtet hätte; ſo koſtete doch

Pignerol — denn dies konnte zuletzt die einzige 1630
Frucht des ganzen Feldzugs ſeyn — der Krone Frankreich viele tauſend Unterthanen — einige ſagen funfzigtauſend Mann — und der wahre Zweck war darüber verabſäumt worden; ja Richelieu hatte darüber den Kaiſerlichen und Spaniern Zeit genug gelaſſen, Mantua und Caſale anzugreifen. Denn nachdem die kaiſerlichen Truppen zu Ende des vorigen Jahrs die Belagerung der Stadt Mantua aufgehoben hatten, ſo ſchloſſen beyde Theile einen Stillſtand. Dieſe Zeit benußte der Herzog von Mantua keineswegs; er ließ weder die Feſtungswerke ausbeſſern, noch überhaupt die Stadt zur Aushaltung einer neuen Belagerung fähig machen. Die Peſt hatte auch unter den Einwohnern ſehr aufgeräumt. Als aber der Herzog den glücklichen Fortgang der franzöſiſchen Waffen erfuhr; ſo ſchien er aus ſeinem Schlaf zu erwachen, und beſchloß, nach geendigtem Stillſtand Goito anzugreifen, um den zur Vertheidigung von Mantua erforderlichen Mund- und Kriegsvorrath zu Waſſer erlangen zu können. Die Venetianer unterſtüßten ihn, wurden aber von dem kaiſerlichen General Gallas mit geringer Macht geſchlagen und mußten ihm das Mantuaniſche überlaſſen. Der Herzog wurde in ſeine Hauptſtadt eingeſchloſſen, und hatte nicht mehr als 700. Mann Beſaßung, die noch darzu durch Peſt und Mangel täglich vermindert wurde. Ihr Anführer, der Marſchall von Etre'es, verlangte auf das dringendſte und zu wiederholtenmalen Beyſtand von den Venetianern, die immer viel verſprachen, aber wenig hielten. Die kaiſerlichen Feldherren thaten bey der Gelegenheit dem Herzog neue Vorſchläge zur Ausſöhnung mit dem Kaiſer: aber Etre'es und der venetianiſche Reſident Buzinelli bewegten ihn zu einer fortwährenden Hartnäckigkeit. Collalto befahl alſo endlich den Generalen Gallas und

1630 und Aldringer, die übel bewahrte Stadt **Mantua** zu überfallen, in der ſie ohnehin ein geheimes Verſtändniß hatten. Dies geſchah in der Nacht zwiſchen dem 17ten und 18ten Julius; und obgleich die meiſten Bürger gut kaiſerlich geſinnt waren, ſo erfolgte doch die unmenſchlichſte Plünderung unermäßlicher Schätze und Reichthümer und eine nur wilden Völkern gewöhnliche Vernichtung der vortreflichſten Kunſtwerke. Der Herzog, der ſich mit Etre'es und Buzinelli in das Schloß Porto geworfen hatte, mußte ſich ſchon am folgenden Tag ergeben. Er bekam Erlaubniß, ſich mit den Seinigen nach Melara ins Ferrariſche zu begeben, und Etre'es, Buzinelli und der Reſt der venetianiſchen Beſatzung erlangten freyen Abzug. Dieſe unvermuthete Eroberung war für den Marquis **Spinola** eine ſtarke Aufforderung, auch **Caſale** einzunehmen, welche Hauptfeſtung er ſchon ſeit dem 23ſten May mit 18000. Mann zu Fuß und 6000. zu Pferd eingeſchloſſen hielt, und die er in ſechs Wochen zu bezwingen gehofft hatte. Der Herr von **Toiras**, der ſich durch die Vertheidigung des Fort St. Martin auf der Inſel Re' groſſen Ruhm erworben hatte, war noch Befehlshaber zu Caſale, und zugleich befand ſich Herzog Ferdinand von Mayenne, zweeter Sohn des Herzogs Karl von Mantua, darin, welches nicht wenig zu der langwierigen Vertheidigung beytrug. Toiras hatte vorher alles mögliche gethan, um ſich in gute Verfaſſung zu ſetzen; beſonders verſtärkte er die Feſtungswerke mit einer ſeltenen Betriebſamkeit, indem er und die vornehmſten Officiere der Beſatzung, der Biſchoff und die Kleriſey ſelbſt Hand dabey anlegten. Er that täglich Ausfälle, und zernichtete die Arbeiten der Belagerer. Ueberhaupt hat es wenige ſo lange anhaltende und blutige Belagerungen gegeben, als dieſe; beyde Theile zeigten ſo viel Muth und Wachſam-

am 18. Jul.

ſamkeit, daß Spinola das Betragen des Herrn von 1630
Toiras, und dieſer die ohnehin ſchon bekannte Gröſſe des erſtern erhob. Endlich aber litt Toiras an allem ſo groſſen Mangel, daß er beſorgte, die Einwohner möchten ihn zur Uebergabe nöthigen. Wenn auch Montmorenci, deſſen Truppen ohnehin durch die Peſt geſchwächt waren, vorrücken wollte, ſo waren die Savoyarden und Spanier ſtark genug, ihn aufzuhalten. Richelieu ließ daher den Marſchall von Marillac mit ſieben bis achttauſend Mann nebſt verſchiedenen andern Haufen nach Italien aufbrechen, ſo daß zu Anfang des Septembers bey 100000 Franzoſen in Savoyen, Piemont und an den franzöſiſchen Gränzen ſtanden.

Bey dieſen auſſerordentlichen Anſtrengungen hatte man den Frieden noch für ſehr entfernt gehalten: allein, im Grunde waren alle kriegführende Mächte geneigt, einen leidlichen Vergleich zu ſchlieſſen; Kaiſer Ferdinand, um alle ſeine Völker gegen den mächtigen König von Schweden brauchen zu können; und König Philipp von Spanien, weil die Folge der Begebenheiten ſeinen Wünſchen zuwider lief. Ludwig der Dreyzehnte nahm den Frieden mit Vergnügen an, ſo bald ſein Bundsgenoſſe, der Herzog von Mantua, in ſeine Lande eingeſetzt ward. Niemand aber ſehnte ſich mehr darnach, als der neue Herzog von Savoyen, Viktor Amadäus, deſſen Länder faſt ganz entvölkert und verwüſtet waren. Dieſer für die Ruhe Italiens glücklichen Augenblicke bediente ſich Mazarini zum Vorſchlag eines allgemeinen Waffenſtillſtandes. Nach Wegräumung vieler Schwierigkeiten brachte ihn die Thätigkeit dieſes feinen Politikers zu Stande. Er ſollte bis zum 15ten Oktober dauren, und vermöge deſſelben ſollten Spinola und Toiras die Arbeiten vor und in Caſale in dem Zuſtande laſſen, worin ſie damals waren. Spinola am 4. Sept.

nola

1630 nola ſollte die Franzoſen bis zu Ende des Oktobers Lebensmittel in ſeinem Lager kaufen laſſen, inzwiſchen ſollten die Spanier die Stadt und das Schloß Caſale, die Franzoſen aber die Citadelle beſitzen: doch ſollte dieſe den Spaniern eingeräumt werden, wenn ſie vor Ablauf des Stillſtands keine Hülfe bekäme. **Spinola** war damals ſchon ſehr krank, und unterſchrieb den Stillſtand nicht, weil er glaubte, ſeine Feinde hätten ihn befördert, um ihm die Ehre der Eroberung von Caſale zu entreiſſen. Der vielfache Verdruß, den Spinola bey ſo manigfaltigen und unläugbaren Verdienſten theils von den Spaniern ſelbſt, theils von dem Herzog von Savoyen erfahren hatte, verſtärkte ſeine Krankheit ſo ſehr, daß er am 15ten September ſeinen Geiſt aufgab. **Santa-Cruz**, ſein Nachfolger, bewies ſo wenig Wachſamkeit, daß die Beſatzung der Citadelle von Caſale nach Verlauf des Stillſtandes viel ſtärker war, als vorher. Er glaubte, die Citadelle mit dem Ausgang des Oktobers erobern zu können, weil die franzöſiſche Armee nicht im Stande wäre, ſie alsdann zu entſetzen, und die franzöſiſchen Feldherren ſchmeichelten ſich, zu eben der Zeit den Entſatz zu thun, weil ſie jezt ihre Armee gegen Peſt und Hunger beſſer verwahren könnten; allein die Veränderung der teutſchen Angelegenheiten vereitelte alle dieſe Gedanken.

Der Kaiſer hatte das berühmte Reſtitutionsedikt ergehen laſſen, dem zu Folge die Proteſtanten die ſeit dem Paſſauer Vertrag erworbenen Kirchengüter wieder abtreten ſollten. Sie weigerten ſich; man wollte ſie durch die Gewalt der Waffen dazu nöthigen; die katholiſchen Fürſten billigten dieſen Eifer des Kaiſers: allein, die dabey gebrauchten Gewaltthaten und die unumſchränkte Herrſchaft über Teutſchland, die der Kaiſer bey der Gelegenheit zu erlangen ſuchte, verurſachten, daß die Siege der katholi-

tholiſchen Religion weniger Eindruck bey ihnen mach- 1630
ten, als die Furcht, ihre Freyheiten zu verliehren, und ſich ihrer Vorrechte beraubt zu ſehen. Der ſtaatskluge Kurfürſt von Bayern ſah dies am beſten ein. Daher eben kam es, daß man ſich auf dem in dieſem Jahr gehaltenen Kurfürſtentag zu Regensburg weigerte, den Sohn des Kaiſers zum römiſchen König zu wählen, und daß man verlangte, dem trotzigen und tyranniſchen Feldherrn Wallenſtein ſeine Befehlshaberſtelle zu nehmen. Ferdinand opferte ihn auch würklich, und zugleich ſein bisheriges Glück, den gemeinſchaftlichen Klagen der Katholiken und Proteſtanten auf. Auf dieſem Kurfürſtentag waren nun auch franzöſiſche Geſandten erſchienen, Karl Brûlart von Leon und der liſtige und heuchleriſche Kapuziner P. Joſeph, ein Mann, den Richelieu für den geſchickteſten Unterhändler erklärte, den er bey den ſchwierigſten Vorfällen zu Rath zog, und der damals dem Kaiſer ungemeinen Nachtheil durch ſeine künſtliche Verſtärkung des Argwohns der teutſchen Fürſten verurſachte. Brûlart hatte Vollmacht, Frieden für Italien zu ſchlieſſen, wenn das Haus Nevers dadurch zum ruhigen Beſitz von Mantua und Montferat gelangte, weil damals Caſale in der gröſten Gefahr ſtand, verlohren zu gehen. Die angezeigte Lage des teutſchen Reichs und die Ränke des Kardinals von Richelieu bey der Krankheit des Königs, beſchleunigten dieſes Anfangs langſam betriebene Geſchäfte, ſo daß bald darauf zu Re- am 13. Okt.
gensburg ein aus zwanzig Artikeln beſtehender Friedensſchluß zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich in dieſer mantuaniſchen Erbfolgsſache zu Stande kam. Vermöge dieſes Friedens ſollte der König von Frankreich den Kaiſer und deſſen Erbländer weder mittelbar noch unmittelbar angreifen, und die Feinde des Kaiſers

1630 und des Reichs auf keine Weiſe unterſtützen. Der Herzog von Guaſtalla ſollte ſeine Anſprüche dem Herzog Karl von Mantua und deſſen männlichen Leibeserben abtreten, und dafür 6000 Thaler jährliche Einkünfte aus vier Ländereyen in dem Herzogthum Mantua ziehen, die ihm mit aller Oberherrſchaft und Gerichtsbarkeit ſollten angewieſen werden. Herzog Karl ſollte in einem demüthigen Brief bey dem Kaiſer um die Belehnung anhalten, die ihm in ſechs Wochen ſollte ertheilt werden. Die kaiſerlichen Kommiſſarien ſollten nach der Belehnung den Herzog von Savoyen in den Beſitz der Stadt Trino in Montferat und die ihm verſprochene Ländereyen, ingleichen den Herzog von Guaſtalla in den Beſitz der ſchon gedachten Ländereyen ſetzen, worauf der Kaiſer ſeine Völker aus dem Mantuaniſchen ziehen wollte, die Stadt Mantua und die Citadelle von Porto und Caneto ausgenommen. Zu gleicher Zeit ſollten alle ſpaniſche Truppen aus Caſale, Montferat und Piemont, und alle franzöſiſche aus eben dieſen Gegenden, wie auch aus Savoyen und ganz Italien gezogen werden, Pignerol, Veillane, Suſa und Briqueras ausgenommen. Der Herzog von Mantua ſollte eine mäſſige Beſatzung, die bey den Nachbarn keinen Verdacht erwecken könnte, in Caſale legen, und der Kaiſer alle Schanzen in Graubünden ſchleifen laſſen, und dieſe Völker wieder in ihre alte Freyheit ſetzen.

Bey der erſten Bekanntmachung dieſes Vergleichs ſchienen die theilnehmenden Höfe ſehr zufrieden damit zu ſeyn: aber dies währte nicht lange. An dem Wiener Hof waren viele mißvergnügt darüber. Der Herzog von Mantua beſchwerte ſich lebhaft über die Zergliederung ſeiner Staaten. Auch Venedig bekam dadurch Urſachen zum Mißvergnügen. Der ſpaniſche Hof war nicht minder über das Betragen des Kaiſers empfindlich, da dieſer ohne

deſſen

deſſen Zuziehung den Vergleich geſchloſſen hatte. 1630
Richelieu äuſſerte heftigen Widerwillen und beſchuldigte Brûlarten und den P. Joſeph einer unverzeihlichen Uebereilung, einer Uebertretung ihrer Vollmacht: ſie hätten dem Kaiſer in dem Vertrag 27mal den Titel Majeſtät gegeben, und dem König nicht ein einzigesmal; ſie hätten den König gleich durch den erſten Artikel gehindert, den König von Schweden zu unterſtützen, der unter der Verſicherung des franzöſiſchen Beyſtandes dem Kaiſer Krieg angekündigt hatte. Beyde bekamen für ihre Unterhandlung ſcharfe Verweiſe. P. Joſeph ward in ein Kapuzinerkloſter zu Paris verwieſen, und Brûlart mußte dem Kaiſer nachreiſen und ihm bekannt machen, daß ſein König den Vertrag nie genehmigen würde, wofern nicht gewiſſe Artikel nach deſſen Verlangen abgeändert würden. Den franzöſiſchen Feldherren ward befohlen, daß ſie den Vergleich nicht erfüllen ſollten, wenn die Kaiſerlichen darauf dringen würden. Dieſen Befehl hatte der Marſchall von Schomberg auch ſchon vorher gehabt, daß er ſich an die Unterhandlungen zu Regensburg nichts zu kehren hätte, indem Richelieu den Gang derſelben wohl wußte. Da nun der Stillſtand am 15ten Oktober zu Ende gieng und vermöge deſſelben die Citadelle von Caſale dem Marquis von Santa-Cruz übergeben werden ſollte, wofern ſie nicht in 14 Tagen und alſo vor dem erſten November entſetzt würde, ſo erhielt Schomberg weitern Befehl, im Fall der Noth mit dem Herzog von Savoyen und mit den kaiſerlichen und ſpaniſchen Feldherren zu ſchlieſſen, oder wenn er auch eine Schlacht wagen ſollte, Caſale zu entſetzen und die Ehre Frankreichs zu retten. Die Ausführung dieſes Unternehmens war mit groſſen Schwierigkeiten verknüpft. Man mußte auf dreyſſig Meilen durch ein feindliches Land ohne Vorrath, ohne Hoffnung,

1630 ſonſt hinreichende Lebensmittel anzutreffen, und ohne einen Sicherheitsplatz bey dem Rückzug zu haben, ziehen. Es ſollte alsdann eine abgemattete Armee die wohlverſchanzte ſpaniſche angreifen. Aber Richelieu ließ ſich durch alle dieſe Bedenklichkeiten nicht abſchrecken. Er wollte nicht die Schande auf ſich laden, daß ein Krieg, zu dem er gerathen hatte, durch einen ſo wenig vortheilhaften Vertrag geendiget worden wäre; überdem äuſſerte er, daß der Herzog von Savoyen und Collalto es gern ſähen, wenn man die Spanier zur Annahme des Friedens zwänge, und daß auch der Kaiſer bey dem ſchnellen Fortgang der ſchwediſchen Waffen gern ſeine Völker aus Italien ziehen wollte; auch würden die Spanier nicht mehr von einem herzhaften und erfahrnen Spinola, ſondern von einem furchtſamen Santa-Cruz angeführt, der nie ohne kaiſerliche und ſavoyiſche Unterſtützung ein Treffen wagen würde: allein Mazarini brachte nach vielfacher Mühe und nach öfterm Hin- und Herreiſen zwiſchen der franzöſiſchen, ſpaniſchen und ſavoyiſchen Armee endlich einen **Vertrag** zu Stande, vermöge deſſen die Spanier am nächſtfolgenden Tag Stadt und Schloß Caſale und die übrigen Plätze in Montferat räumen und dem Herzog von Mantua frey ſtehen ſollte, ſie nach Belieben zu beſetzen, nur nicht mit Franzoſen. Bis auf den 23ſten November, an welchem Tag der Kaiſer dem Herzog die Belehnung geben würde, ſollte ein kaiſerlicher Kommiſſar mit ſeinem gewöhnlichen Gefolge zu Caſale bleiben, aber weiter nichts darin zu thun haben, als den Schildwachten die Parole zu geben. Der Kommiſſar ſollte Caſale an gedachtem Tage verlaſſen, die Belehnung möchte geſchehen ſeyn oder nicht. Am 27ſten Oktober ſollten auch die kaiſerlichen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Truppen anfangen ſich zurück zu ziehen. Dies wurde zu Papier gebracht, und

am

am 27ſten Oktober von allen Parteyen unter- 1630.
zeichnet.

Nunmehr hielt man den mantuaniſchen Krieg für geendigt: allein die franzöſiſchen Feldherren handelten in einigen Punkten dem Vertrag zuwider. Mazarini aber wagte es, auch dieſe Streitigkeiten beyzulegen, und nach weitläuftigen Unterhandlungen glückte es ihm, einen neuen Vertrag zwiſchen am 27. Nov. den Spaniern und Franzoſen zu bewürken. Vermöge deſſelben ſollten die Franzoſen Stadt und Schloß Caſale und ganz Montferat räumen, die Spanier eben dies thun und zugleich geſtatten, daß man dreytauſend Säcke Getraid in Caſale einbringen dürfte, die vom Herzog von Savoyen geliefert würden. Alles dies ward bald darauf vollzogen. Es war aber am 30. Nov. noch ein Punkt zu entſcheiden. Die Franzoſen und Spanier warfen einander den Bruch des vorherigen Vertrags vor; zum Schein übergab man dem Pabſt die Entſcheidung des Streits. Der Herzog von Mayenne legte 1500 Montferater in die Stadt und Citadelle Caſale. Schomberg führte die franzöſiſche Armee über die Alpen, und ließ 10000 Mann in Piemont ſtehen. Die ſpaniſche Armee hatte zu gleicher Zeit Montferat verlaſſen, und es ſchien, als wenn ſo wenigſtens dieſer Vertrag völlig erfüllt und die Ruhe, ſo weit als die bisherigen Verträge ſie befördern konnten, hergeſtellt wäre. Allein, ein neuer Streich des Marſchalls von Schomberg und des Herzogs von Mantua erregte wieder Bewegungen. Schomberg hatte zum Schein ein in franzöſiſchen Dienſten ſtehendes Regiment Schweitzer verabſchiedet; der Herzog von Mayenne nahm 4 bis 500 Mann davon in den Sold ſeines Vaters und legte ſie in Caſale. Dieſe Handlung fiel zu ſehr in die Augen. Die Spanier und Kaiſerlichen drohten, wieder in das Montferatiſche einzurücken. Der

1630 päbſtliche Bothſchafter Pancirollo und der venetianiſche Geſandte Saranzo legten aber auch dieſen neuen Streit auf folgende Art bey: die Schweitzer ziehen wieder aus Caſale; der kaiſerliche Kommiſſar bleibt daſelbſt; und der Herzog von Mantua legt keine andre Soldaten hinein als Montferater, bis der Kaiſer dem Herzog die Belehnung ertheilet hat. — Hierauf führte Schomberg die franzöſiſche Armee vollends über die Alpen, und die Spanier und Kaiſerlichen zogen ſich in das Mayländiſche, doch ſo, daß letztere die oben genannten Oerter im Mantuaniſchen beſetzt hielten. Auf ſolche Art war doch der wichtigſte Theil des Regensburger Vertrags erfüllt, ob ihn gleich Frankreich noch immer nicht annehmen wollte, auch im Grunde der ſpaniſche Hof übel damit zufrieden war, daher auch die völlige Beruhigung Italiens in dieſem Jahr nicht zu Stande kam.

Während dieſer öffentlichen Vorfälle, deren vornehmſtes Triebrad **Richelieu** war, hatte die **Königin Mutter** an dem Fall dieſes Miniſters emſig gearbeitet. Allein, obgleich Ludwig verſprochen hatte, ihm nach der Unternehmung in Italien die Staatsverwaltung zu nehmen, ſo war er doch von deſſen Unentbehrlichkeit ſo ſehr überzeugt, daß er feſt entſchloſſen war, ihn nie fallen zu laſſen. So verſichert aber auch Richelieu hiervon war, ſo hätte er doch auch gern bey ſeiner Wohlthäterin in Gnaden ſtehen mögen. Seiner demüthigen Bemühungen ohngeachtet fuhr ſie aber doch fort, ihn zu haſſen, ob ſie gleich die Abneigung gegen ihn eine Zeitlang künſtlich verbarg. Der Widerſtand, den ſie in der mantuaniſchen Sache erfahren, die geringe Achtung, die Richelieu verſchiedenemal gegen ihre Entwürfe geäuſſert, ſeine unumſchränkte Gewalt über das Gemüth des Königs, waren die Haupt-

un-

urſachen ihres Haſſes. Noch mehr aber wurde ſie 1630
durch die Feinde des Kardinals aufgebracht. Der König bemühte ſich nach ſeiner Wiederkunft von Lyon etlichemal, ſeine Mutter und ſeinen Bruder mit dem Kardinal auszuſöhnen; allein, es kam vielmehr zum offenbaren Bruch zwiſchen der Königin Mutter und dem Kardinal. Jene ſchaffte alle Perſonen ihres Hofſtaats ab, die durch dieſen dazu waren genommen worden, beſonders ihre geheime Kammerdame, die Marquiſe Combalet, eine Nichte des Kardinals. Dieſer und der König geriethen darüber in gleich ſtarke Verlegenheit. Ludwig wollte ſeine Mutter nicht gern beleidigen, und doch ſeinen Miniſter beybehalten. Richelieu hatte ihm groſſe Ehrerbietung gegen ſeine Mutter eingeflößt; ſchickte ſichs nun wohl, dieſe Tugend zu untergraben oder auszurotten? Er ſtellte ſich, als wenn er den Hof verlaſſen wollte. Der König verbot es ihm, und verſprach, ihn zu unterſtützen: aber, wenn er bey ſeiner Mutter war, ſo vertheidigte er ihn ſo gar ſtandhaft nicht. Während dieſer Bewegungen erſchien der Herzog von Orleans unter dem Vorwand einer erdichteten oder würklichen Unpäßlichkeit nicht bey Hofe. Doch endlich kam er, als ſich der König nach ſeiner Geſundheit hatte erkundigen laſſen. Dieſer ſtellte ihm den Kardinal vor, bat ihn, dieſen zu lieben und als ſeinen Diener zu betrachten; der Herzog verſprach es zu thun, wenn ſich nur der Kardinal ſo gegen ihn betragen würde, wie er ſollte. Am 10. Nov.
zehnten November hatte die Königin Mutter bey Hof bekannt machen laſſen, daß ſie Medicin nehmen wolle, um einen Vorwand zu haben, jedermann den Eingang in ihre Zimmer zu verſagen. Ihre Abſicht war, den letzten Verſuch bey dem König, der ſie des Morgens beſuchen wollte, gegen Richelieu zu wagen. So bald er gekommen war, ſchloß ſie ſich mit ihm

1630 in ihr Kabinet ein, damit ſie niemand in ihrer Unterredung ſtöhren ſollte. Der Kardinal, ſtets mißtrauiſch gegen die Schwäche des Königs, wollte ihn bey ſo bedenklichen Umſtänden nicht aus den Augen laſſen, und kam daher an die Gemächer der Königin Mutter. Er fand alle Thüren verſchloſſen: weil er aber alle Zugänge kannte, ſo ſchlich er ſich durch eine kleine Kapelle, die Marie von Medici zuzuſchlieſſen vergeſſen hatte, in ihr Kabinet. **Ach, Madame,** rief der beſtürzte und faſt überwundene König, **hier iſt er! — Sie ſprachen alſo von mir,** ſagte der Kardinal. — **Keineswegs,** verſetzte die Königin Mutter. — **Geſteh'n Sie's nur Madame!** erwiederte Richelieu. Sie ſah ſich dazu genöthigt, und ſagte: **Ja, wir ſprachen von Ihnen, als von dem undankbarſten und niederträchtigſten Menſchen.** Darauf fuhr ſie fort, ihm alles herauszuſagen und vorzuwerfen, was der unverſöhnlichſte Haß nur immer einzugeben vermag. Der Kardinal bat, weinte, fiel auf die Knie nieder, um die erzürnte Königin zu beſänftigen; und da ſie unbeweglich blieb, ſo bat er den König, ihm zu erlauben, daß er den Hof verlaſſen und ſich an einen andern Ort begeben dürfte, um daſelbſt lebenslang das Unglück der Ungnade der Königin Mutter zu beweinen. Der König vereinigte ſeine Bitten mit der Bitte des Kardinals: allein, Marie drang weiter auf deſſen Abſetzung, und fragte den König unter Vergieſſung häufiger Thränen, ob er ſo unmenſchlich wäre, ſeiner Mutter einen Bedienten vorzuziehen? Richelieu zog ſich zurück, ließ einpacken, und hielt ſich für verlohren. Die Königin triumphirte ſchon, aber zu früh. Der König, von Natur kalt und an ſich haltend, konnte die lermende Hitze ſeiner Mutter nicht ertragen. Voll von Widerwillen gegen ihr Gewinſel, hatte er ſich in das Hotel der

Geſandten begeben, wo er eine vertraute Unterre- 1630
dung mit ſeinem Liebling Saint Simon hielt, und wobey dieſer dem König vorſtellte, daß bisher alle Unternehmungen des Kardinals vollkommen gelungen wären, und daß die von der Königin vorgeſchlagene Männer bey weitem nicht ſo viel Verdienſt und Fähigkeit beſäßen, als er; es ſey zu befürchten, daß die Staatsverwaltung unter ihren Händen aus dem blühenden Zuſtande, in den ſie Richelieu verſetzt, in eine ſehr auffallende Schwäche gerathen möchte; und er kenne keine einzige geſchickte Perſon, die die übrigen Angelegenheiten des Königs zu einem glücklichen Ende bringen könnte, als den Kardinal Richelieu. Dem König gefielen dieſe Reden, die mit ſeinen Geſinnungen völlig übereinſtimmten, ſo ſehr, daß er dem Günſtling befahl, den Kardinal ſogleich kommen zu laſſen. Saint Simon verlohr keine Zeit; er ſchickte auf der Stelle einen Edelmann mit dieſer angenehmen Nachricht an Richelieu. Dieſer hatte ſich mit dem Kardinal la Valette eingeſchloſſen, der ihn lebhaft ermahnte, nach Verſailles zu gehen, wohin ſich der König begeben hatte, und wohin ihm ſeine Mutter, zu ihrem groſſen Nachtheil, nicht gefolgt war. Nun da der Abgeordnete von Saint Simon dazu kam, gerieth Richelieu in eine ausſchweifende Freude, und reiste mit dem Kardinal la Valette ohne Verzug nach Verſailles. Richelieu umfaßte die Knie ſeines gütigen Herrn, und ſagte ihm den feurigſten Dank für die auſſerordentliche Huld, die ihm der beſte Fürſt, der in der Welt wäre, widerfahren ließe. Und Ich, verſetzte Ludwig, habe an Euch den treueſten und ergebenſten Diener, den man finden mag. Ich bin Zeuge von der Ehrfurcht und Dankbarkeit geweſen, die ihr jederzeit für die Königin, meine Mutter, gehabt habt. Hättet Ihr Eure Schuldigkeit gegen

1630 Sie aus der Acht gelaſſen, ſo würde ich die Hand von Euch abgezogen haben: aber Ich weiß, daß Sie ohne Noth über Euch klagt. Sie hat ſich von einer Partey einnehmen laſſen, die ich ſchon werde zu trennen wiſſen. Fahret fort, mir ſo zu dienen, wie ihr bisher gethan habt, ſo will ich Euch gegen alle feindſelige Ränke beſchützen. — Der Kardinal fiel nochmals auf die Knie nieder, und betheuerte, daß er ſich lieber entfernen, als zu der geringſten Uneinigkeit zwiſchen dem König und ſeiner Mutter Anlaß geben wollte. Ludwig verſicherte ihn aber noch einmal ſeines Schutzes, verlangte deſſen Dienſte, und befahl, daß er ſeine Wohnung im Schloß unmittelbar unter der ſeinigen haben ſollte.

Die Königin und ihre Freunde ſahen alſo auf einmal alle die ſüſſen Hoffnungen verſchwunden, mit denen ſie ſich bisher geweidet hatten. Der Tag, an dem dies geſchah, ward **der Tag der betrogenen Hoffnung** genennt *). So bald der Siegelbewahrer **Marillac** dieſen Vorgang erfahren hatte, hielt er ſich und ſeine Partey für verlohren. Er wendete einen Theil der Nacht an, ſeine Papiere durchzuſehen, und diejenigen, die ihm etwa nachtheilig werden könnten, zu verbrennen, oder ſie bey ſeinen Freunden in Sicherheit zu bringen. Hierauf ſchrieb er einen ſehr demüthigen Brief an den König, worin er ſich die Gnade ausbat, ſich wegen ſeines hohen Alters in Ruhe begeben zu dürfen, und hielt ihn bereit, um ihn demjenigen zu überreichen, der, wie er alle Augenblicke vermuthete, kommen würde, ihm die Siegel abzufordern: allein er kam damit nicht davon. Ludwig und Richelieu hielten ihn und ſeinen Bruder, den Marſchall, für die Urheber der Verſchwörung wider den Kardinal, und beſchloſſen, ſie zur Warnung der übrigen zuerſt zu be-

*) La journée des Dupes.

beſtrafen. Der Staatsſekretar Ville-aux-Clercs 1630 mußte ihm am folgenden Tag die Siegel abfordern. am 12. Nov. Marillac übergab ſie nebſt dem gedachten Brief. Zugleich aber ward er ſelbſt in Verhaft genommen, worin er auch bleiben und ſterben mußte *). Zu gleicher Zeit ward an den Marſchall von Schomberg nach Italien der Befehl geſchickt, den **Marſchall von Marillac** gefangen nehmen zu laſſen. Die Siegel gab man dem Abbe' von **Chateauneuf**, mit eben den Vorrechten, die Marillac genoſſen hatte, nemlich, bey allen obern Gerichtshöfen den Vorſitz zu führen, und dem noch lebenden Kanzler zu ſeiner Zeit in ſeiner Würde zu folgen, ohne erſt neue Beſtallungsbriefe darüber zu erwarten.

Inzwiſchen bemühte man ſich vergebens, die Königin Mutter mit dem Kardinal auszuſöhnen. Die unglücklichen Friedensmittler unterlieſſen nicht, dem Kardinal alles zu hinterbringen, was ſie wider ihn ausſtieß; und er gab ſich die Mühe, daſſelbe aufzuſchreiben, es dem König zu erzählen, und dadurch ſeine hartnäckigſte Feindin um alle Achtung ihres Sohns zu bringen. Denn oft ſagte ſie in der Hitze ihres Zorns Dinge, deren Unwahrheit der König ſelbſt einſahe, und die der Kardinal brauchte, um ſie dem König als eine unbeſonnene und wüthende Perſon vorzuſtellen, die nur der Heftigkeit ihrer Leidenſchaften folgte. Sie blieb ſich auch in ihren Reden gar nicht gleich. Oft geſtand ſie, Richelieu habe dem Staat erſprießliche Dienſte geleiſtet: oft ſagte ſie das Gegentheil; und oft brauchte ſie Ausdrücke, über die ſich der König nothwendig ärgern muſte. So unbedachtſam und eigenſinnig ſie handelte, ſo ſtreng verfuhr der Kardinal nach Grundſätzen. Er bemerkte alle Fehler ſeiner Feinde, und machte ſie dem König bekannt: die ſeinigen aber verbarg er

*) Am 7ten Auguſt 1632.

1630 er liſtig. Sein kalter und ſtiller Haß blieb immer in den Schranken der ſtrengſten Behutſamkeit. Stets redete er ehrerbietig von der Königin Muter, und es entwiſchte ihm kein Wort, aus dem ſeine Feinde hätten Vortheil ziehen können. Er hielt überall Kundſchafter, die ihm alle Worte ſeiner Widerſacher hinterbrachten, die er genau überdachte, um daraus Folgen zu ziehn, die faſt allemal durch den Ausgang beſtätigt wurden. Auf dieſe Art zerſtreute er eine aus leichtſinnigen Hofleuten und erzürnten Damen beſtehende Partey, die ihm blos einen ohnmächtigen Haß ohne Klugheit entgegenſetzen konnte, und die durch die Bemühungen, ihn zu ſtürzen, ihr eigenes Unglück beförderte.

Ob ſich gleich der König bemühet hatte, den Herzog von **Orleans** mit dem Kardinal auszuſöhnen, ſo vermuthete dieſer doch, der Prinz möchte ein geheimes Verſtändniß mit der Königin Mutter haben; er bemühte ſich daher, ihn zu gewinnen, und befolgte dabey den Rath, den ihm Baſſompierre gegeben hatte. Dem einen Vertrauten des Herzogs, **Puylaurens**, wurden 10000 Thaler gegeben, um die Landſchaft Damville zu kaufen, die der König zu einem Herzogthum und zu einer Pairie zu erheben verſprach. **Le Coigneux** bekam die erſte Präſidentenſtelle im Parlament, nebſt dem Verſprechen eines Kardinalshuts; und **Monſigot**, der Oberſekretar des Herzogs, empfieng 50000 Franken. Auch der Marquis von **Rambouillet**, der dieſe ganze Unterhandlung getrieben, wurde belohnt. Nunmehr änderte der Herzog von Orleans den Ton gegen Richelieu, indem er ihm die ſtärkſten Verſicherungen des Wohlwollens und des Schutzes gab. Der Kardinal dankte ihm verbindlichſt, ob er gleich nicht viel darauf bauete, weil ihm der leichtſinnige

Cha-

Charakter dieſes Prinzen und die unerſättliche Hab- 1630
ſucht ſeiner Hofleute bekannt war.

Als die **Königin Mutter** zum erſtenmal am 27.
nach dem Tag der betrogenen Hoffnung dem Staats- Dec.
rath beywohnte, muſte ſie ihre Stimme zu einigen Veränderungen geben, ſo ſehr ſie auch wider ihre Wünſche liefen, z. B. daß der ihr verhaßte Großprior und Herzog von **Vendome** des Gefängniſſes wieder entlaſſen *), daß die Gräfin **du Fargis** vom Hof entfernt, daß ihr häufiger Umgang mit dem ſpaniſchen Geſandten unterbrochen werden ſollte. Seit der Zeit kam ſie nie wieder in den Staatsrath.

Nun hatte **Richelieu** einen anſehnlichen Theil ſeiner Gegenpartey vernichtet: aber es war noch immer genug für ihn zu ſtreiten übrig. Die regierende Königin, **Anne von Oeſtreich**, war ſo ſehr ſeine Feindin, als Marie von Medici. Beyde Königinnen ſtanden ſonſt nicht in dem beſten Vernehmen, Anne hatte bey ihrer Ankunft in Frankreich den Vorrang vor der Königin Mutter verlangt, weil ſie nach dem König die vornehmſte Perſon im Reiche wäre: allein, die noch herrſchende Königin Mutter wuſte eine günſtige Entſcheidung auszuwürken. Dies verdroß Annen deſto mehr, da ſie aus einem weit höhern Hauſe herſtammte als Marie. Ueberhaupt aber glaubte dieſe, um unumſchränkt über ihren Sohn zu herrſchen, den Saamen der Uneinigkeit zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin ausſtreuen zu müſſen. Daher kam es, daß Anne Marien lange als die Urheberin des Kaltſinns ihres Gemahls gegen ſie anſahe. Eben deswegen haßte ſie auch den Kardinal, den ſie als ein Geſchöpf der Königin Mutter betrachtete, und der nachher durch ſeine Verfolgung ihr noch mehr Urſache gab, ihn zu haſſen. Sie be-
ſchwerte

*) Er muſte aber doch das Königreich meiden und ſein Gouvernement von Bretagne fahren laſſen.

1630 ſchwerte ſich ſehr laut über die Entfernung der Gräfin dü Fargis, und gab ſelbſt dem König ihr Mißvergnügen darüber zu erkennen: allein, man war ſchon gewohnt, ihre Beſchwerden geringzuſchätzen.

1631 Mitten unter dieſen Zwiſtigkeiten des Hofs verfolgte Richelieu ſeinen Entwurf, das Haus Oeſtreich zu ſchwächen. Zu Anfang des Jahrs 1631 kam durch die Unterhandlungen des Barons von Charnacé in dem ſchwediſchen Lager bey Bärnwalde in der neuen Mark ein **Vertrag zwiſchen den Königen von Frankreich und Schweden** zu Stande, wodurch dieſer verſprach, ein Heer von 30000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferd in Teutſchland zu unterhalten; und Frankreich machte ſich verbindlich, ihm jährlich 240000 Thaler oder 616800 Livres auszuzahlen. Zugleich ward ausgemacht, daß Guſtav Adolf in den eroberten Plätzen keine Religionsänderung unternehmen ſollte, daß alle Fürſten, die dem Bündniß beytreten wollten, in daſſelbe ſollten aufgenommen werden, wenn ſie Sicherheit für ihre Verharrung bey dem Intereſſe der beyden Kronen geben würden; daß der König von Schweden, ſo weit es möglich ſeyn würde, mit Bayern und dem katholiſchen Bunde in Frieden oder doch wenigſtens parteylos bleiben ſollte, wofern dieſe Fürſten auf ihrer Seite ein gleiches thun würden. Das Bündniß ſollte vom Tag der Unterzeichnung bis auf den 10ten März 1636 dauren.

Bald nach dem Schluß dieſes Vertrags verließ der Bruder des Königs den Hof, und reiſte nach Orleans. Seine beyden Günſtlinge, le Coigneux und **Püylaurens**, ſahen bald ein, daß Richelieu ſich eben nicht bemühe, ihnen die verſprochenen Ehrenſtellen zu verſchaffen. Der König hatte zwar vom Pabſt für den Präſidenten le Coigneux einen Kardinalshut verlangt, allein nur eine allge-

meine

meine Antwort darauf erhalten. Der Pabſt wollte 1631 ſich eigentlich deswegen nicht dazu verſtehen, weil le Coigneux zwey⸗ oder gar dreymal vermählt geweſen war, und Pabſt Sixtus der Fünfte durch eine Bulle verordnet hatte, daß Männer, die ſich in die zwote Ehe eingelaſſen, nicht Kardinäle ſollten werden können. Inzwiſchen glaubte le Coigneux, dieſes Hinderniß wäre zu heben geweſen, wenn nur der König und Richelieu hätten Ernſt anwenden wollen. Püylaurens aber bildete ſich ein, der Kardinal hindere unter der Hand den Kauf der Herrſchaft Damville. Die Königin Mutter ſuchte durch Unterhaltung des Mißvergnügens der beyden Günſtlinge den Herzog von Orleans wieder zu ihrer Partey zu ziehen. Und dieſer leichtſinnige Prinz änderte auch plötzlich ſeine Geſinnungen gegen den Kardinal, beſchloß, öffentlich mit ihm zu brechen, ſich in die Städte der ihm zugetheilten Landſchaften zu begeben, oder, wenn es ſeyn müßte, das Königreich gar zu verlaſſen. Die Feinde des Kardinals hofften, daß dieſe Entfernung einen innerlichen Krieg verurſachen würde, daß der heftigſte Unwille in den Gemüthern aller Franzoſen entſtehen müſte, wenn ſie ſähen, daß der vermuthliche Kronerbe herumirrte und von dem Kardinal verfolgt würde; daß die mißvergnügten Groſſen und das Volk zu ſeiner Vertheidigung die Waffen ergreifen und den König nöthigen würden, den Kardinal ſeinem Unglück zu überlaſſen. Der ſpaniſche Geſandte, der an allen dieſen Ränken Theil nahm, ließ dem Prinzen Geld anbieten, um Truppen zu werben. Ehe der Herzog von Orleans Paris verließ, beſuchte er auf Anrathen des Präſidenten le am 1. Coigneux den Kardinal, kündigte ihm alle Freundſchaft auf, und begleitete ſeine Reden mit ſo drohenden Blicken, daß Richelieu zu zittern anfieng. Vielleicht war dies ein Glück für den Kardinal, weil

ſonſt

1631 ſonſt die den Herzog begleitenden Edelleute die Hände an ihn würden gelegt haben, wenn er ſich trotzig und unehrerbietig betragen hätte. Der Herzog reiste noch an demſelben Tag ab, ohne vom König, der zu Verſailles war, Abſchied zu nehmen, und ließ ihm durch den Herrn von Chaudebonne die Urſachen ſeines Entſchluſſes bekannt machen. Ludwig hörte ſie kaltſinnig an, und antwortete blos, er wundre ſich ſehr, daß ſein Bruder ſo übereilt abgereiſt wäre. Hierauf kehrte er ſchnell nach Paris zurück, ſtieg bey dem Kardinal ab, und ſagte zu ihm: **Fürchtet Euch nicht, ich werde Euch gegen jedermann, meinen Bruder nicht ausgenommen, beſchützen; meine Ehre ſteht dabey auf dem Spiel; das Uebel, das man Euch zufügen will, werd' ich als mir ſelbſt geſchehen betrachten, und ich werd' Euch zu rächen wiſſen.** Richelieu muthmaßte nicht ohne Gründe, daß die Entweichung des Herzogs von Orleans mit der Königin Mutter ſey verabredet worden. Er eröffnete dem König ſeinen Verdacht, der dann gewiß glaubte, ſeine Mutter habe ihn hintergangen, als ſie ihn hatte verſichern laſſen, ſie habe kein Mitwiſſen von der Entfernung des Herzogs; und er warf ihr dies vor. Die Königin vermuthete gleich, daß es vom Kardinal herrühre. Sie ſpie Feuer und Flammen gegen ihn aus, und verletzte dadurch ihr dem König einige Tage zuvor gethanes Verſprechen, nicht mehr vom Kardinal zu reden. Die Verſtellung der Königin Mutter, ihre Unbeſtändigkeit und ihr Eigenſinn mißfielen dem König ſo ſehr, daß er endlich beſchloß, ihren erſten Leibarzt, **Vautier**, auf den ſie damals das größte Vertrauen ſetzte, zu entfernen, und die Parten, die ſie in ihrem Unwillen beſtärkte, völlig zu zerſtreuen. Er beſchloß ſo gar, ſie ſelbſt vom Hof zu entfernen und in eine

Pro-

Provinz zu ſchicken. Richelieu, der nicht für rath- 1631
ſam hielt, ſie in Paris, wo ſie viele Anhänger hat-
te, gefangen nehmen zu laſſen, rieth dem König,
nach Compiegne zu gehen, und glaubte, daß ſie ihm
gewiß dahin folgen würde, weil ſie ſeit dem Tag der
betrogenen Hoffnung beſchloſſen hatte, den König
überall hin zu begleiten, und unaufhörlich um Rache
gegen den Kardinal anzuhalten. In der That reiſte Am 17.
ſie auch nach Compiegne; Schomberg und Chateau Febr.
neuf betrieben daſelbſt aufs neue die Ausſöhnung
mit Richelieu. Nur zween Wege ſtanden ihr offen;
entweder mußte ſie ſich ſelbſt ins Unglück ſtürzen, um
ihre Freunde nicht zu verlaſſen, oder ſie mußte dieſe
alle der Rachgier des Kardinals aufopfern, um ſich
mit ihm zu verſöhnen. Unglücklicher Weiſe wählte
ſie den erſten. In einer auſſerordentlichen Staats-
verſammlung überlegte man, wie ſich der König in
Abſicht ſeiner Mutter zu verhalten hätte, um den
Folgen vorzubeugen, die ihr Mißverſtändniß mit
dem Kardinal, ihre hartnäckige Widerſetzung gegen
den Willen des Königs, und ihre geheimen Verbin-
dungen mit Spanien, mit dem Herzog von Orleans
und andern Feinden des Kardinals zum groſſen
Nachtheil des Staats erwecken könnten. Richelieu
wollte lange ſeine Meynung nicht eröffnen, und bat
um Erlaubniß, ſich vom Hof zu entfernen. Da ihm
es aber der König ernſtlich befahl, ſo ſtimmte er auf
ihre Entfernung vom Hofe. Man beſchloß, der
König ſollte ſehr früh von Compiegne abreiſen, ſeine
Gemahlin mit ſich nehmen, und ſeine Mutter nebſt
einer beträchtlichen Wache unter den Befehlen des
Marſchalls von Etre'es zurücklaſſen. Der Mar-
ſchall von Baſſompierre, der Abbt von Foix und der
Leibarzt Vautier ſollten in Verhaft genommen, und
die Prinzeßin von Conti und die Herzoginnen von

1631 Elboeuf, Ognano *), Lesdiguieres und Roannez verwieſen werden, ohne vorher mit der Königin ſprechen oder durch Paris gehen zu dürfen. Dieſer Entſchluß wurde vollzogen. Der König ſtand ſehr früh auf und befahl dem P. Süffren, die Königin Mutter, ſo bald ſie erwacht ſeyn würde, von ſeiner Abreiſe zu benachrichtigen. Zu gleicher Zeit ſollte der Siegelbewahrer Chateauneuf die regierende Königin aufwecken laſſen, und ihr ſagen, daß ſie unverweilt zum König kommen ſollte. Er meldete ihr zugleich, daß der König wegen gewiſſer Urſachen, die das Wohl des Staats beträfen, die Königin Mutter zu Compiegne unter der Verwahrung des Marſchalls von Etre'es laſſen würde. Als ſie zum König gekommen war, ſtellte er ihr die Frau von la Flotte als ihre künftige geheime Kammerdame vor, indem dieſe Stelle ſeit der Entfernung der Gräfin du Fargis noch nicht wieder beſetzt war. Sie war die Großmutter des Fräuleins von Hautefort, das ſich bey ihr aufhielt, und gegen die der König eine vertrauliche Neigung hegte. Er ſtellte ihr zugleich dieſes Fräulein vor, und bat ſie, ihr günſtig zu ſeyn. Man glaubte, der Kardinal habe dadurch die Königin kränken wollen, weil der König nun Gelegenheit bekam, das Fräulein oft zu ſehen.

am 23. Febr.

Die Entfernung der Königin Mutter war für den Kardinal ein wichtiger Sieg. Es hatte ihm ſehr viel Mühe gekoſtet, den König, der immer noch eine lebhafte Ehrerbietung gegen ſeine Mutter hegte, zu dieſem Schritt zu bewegen. P. Jo-

*) Nicht Ornano, wie die meiſten neuern Geſchichtſchreiber ſie nennen. Die Herzogin von Ognano hieß Renate von Lothringen, und hatte zum Gemahl Marie Sforza Herzogen von Ognano und Grafen von Santa-Fiore in Italien. Sie ſtarb zu Rom 1638.

Joſeph und Achilles de Harlay de Sanci, ein Pres- 1631
byter Oratorii, mußten einen Gewiſſensfall mit der Entſcheidung aufſetzen, daß ein König ſeiner Mutter mit gutem Gewiſſen die kindliche Ehrfurcht verſagen könne, wenn ſie ſeine Regierung unruhig mache; ja, daß er um des gemeinen Beſten willen dazu verbunden ſey. Dies erſt bewegte den gewiſſenhaften König, den Anſchlägen des Kardinals zu folgen.

Am folgenden Tag brachte der Herr von la Ville-aux-Clercs der Königin Mutter ein Schreiben von ihrem Sohn, worin er ihr meldete, er habe ſie ohne Abſchied verlaſſen, um nicht den Verdruß zu fühlen, daß er eine ihr mißfällige Bitte an ſie habe thun müſſen, nemlich, daß ſie ſich auf einige Zeit in das Schloß zu **Moulins** begeben möchte, welches ſie ſelbſt nach dem Tode ihres Gemahls, vermöge ihres Vermählungsvertrags gewählet habe. Marie wußte, aus Beyſorge, man möchte ſie gar nach Italien ſchicken, ihre Abreiſe von Tag zu Tag unter mancherley Vorwand aufzuſchieben. Man unterließ nicht, ſie eifrig dazu anzuhalten: allein, ſie erklärte, nach erſchöpften Ausflüchten, ſie wüßte gar wohl, daß es für den Staat eine ſehr gleichgültige Sache ſey, ob ſie zu Compiegne oder zu Moulins lebe; ihre Feinde wollten ſie nur zwingen, dieſen Ort zu verlaſſen, um ſie zu kränken; ſie würde aber wider deren Willen daſelbſt bleiben; und ſie wollte lieber das Leben laſſen, als anderswohin gehen, und eher die allerſchmählichſte Begegnung und die äuſſerſten Gewaltthätigkeiten erdulden, als Compiegne verlaſſen. Man bot ihr das Gouvernement über Anjou an: aber ſie blieb bey ihrem Entſchluß.

Der Marſchall von **Baſſompierre** war, während des Aufenthalts des Königs zu Compiegne in Paris geblieben, und wurde von vielen ſeiner Freun-

1631 de, beſonders dem Herzog von Epernon, der ihm Geld anbot, gewarnt; denn man hielt ihn für den Freund und Vertrauten, ja ſogar für den heimlichen Gemahl der Prinzeßin von Conti, die man nach Eu verwies, wo ſie bald hernach für Gram den Geiſt aufgab. Ueberhaupt war er ein beſſerer Soldat als Hofmann, der dem Kardinal nicht ſo fleißig aufwartete, als er verlangte, der zu freymüthig ſprach, und der in dem Verdacht eines geheimen Verſtändniſſes mit dem Marſchall von Marillac ſtand: allein, ſein redlicher Charakter und die Ueberzeugung von ſeiner Unſchuld erlaubte ihm nicht, ſich zu entfernen und einen Schritt zu thun, den insgemein die zu thun pflegen, die ſich eines Verbrechens bewußt ſind. Er wollte alſo ſeine Ehre nicht durch eine Flucht aufs Spiel ſetzen, die gegen ſeine Redlichkeit Verdacht erwecken konnte, und lieber in einem Gefängniß alt werden und ſterben, worin ihn der allgemeine Ruf für unſchuldig erklärte, als durch die Flucht jedermann auf die Gedanken bringen, daß er ſtrafbar wäre. Inzwiſchen würde er doch wohl anders gehandelt haben, wenn er allen Verdruß vorausgeſehen hätte, den ihm eine zwölfjährige Gefangenſchaft in der Baſtille verurſachte.

Der Bruder des Königs war inzwiſchen immer noch zu Orleans, und ſammlete Geld und Truppen. Da der Kardinal leicht abnehmen konnte, daß es geſchähe, neue Unruhen zu erregen, ſo ſchickte er den Kardinal la Valette an ihn, um ihn zur Rückkehr an den Hof zu bereden: allein, er weigerte ſich, dies zu thun, ſo lange ſeine Mutter in der Gefangenſchaft wäre, und Richelieu alle Herrſchaft hätte. Der König beſchloß hierauf, ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Truppen zu ſtellen, und ſeinen Bruder zum Gehorſam zu bringen. Als er im März gegen Orleans anrückte, flohe der Prinz nach Niederburgund

zu

zu dem dortigen Gouverneur, dem Dúc de Belle- 1631
garde, und als ihm der König auch dorthin nachfolg-
te, nach Franchecomté, und endlich nach Lothrin- am 30.
gen. Hierauf ließ der König im Parlament zu Di- März.
jon eine Erklärung regiſtriren, wodurch der Graf
von Moret, die Dúcs von Bellegarde, Elboeuf und
Roannez, die Herren le Coigneux, Púylaurens,
Montſigot, und der P. Chanteloube für Beleidiger
der Majeſtät erklärt wurden. Dieſe Erklärung
ward auch dem Pariſer Parlament zur Regiſtri-
rung zugeſchickt: allein, dieſer oberſte Gerichtshof
nahm ſie aus verſchiedenen triftigen Urſachen nicht
für gültig an, und entſchuldigte ſich mit einer
Gleichheit der Stimmen. Hierzu kam noch ein von
dem Herzog von Orleans an das Parlament zu Pa-
ris gerichtetes Memorial, worin er verſicherte, daß
er das Reich aus eigenem Antrieb verlaſſen habe, um
den gewaltſamen Verfolgungen des Kardinals zu
entgehen, und daß ihm hierzu kein Rath von denen,
die in der königlichen Erklärung benennt würden,
ſey ertheilet worden. Beym Schluß verlangte er,
daß dieſe ſeine Erklärung ſollte aufgezeichnet werden.
Das Memorial wurde, wie gewöhnlich, einem Par-
lamentsrath übergeben, der es dem erſten Präſiden-
ten le Jai mittheilte: dieſer aber ſchickte es an den
Hof, und es ward alſo den verſammleten Kammern
nicht vorgelegt. Der König war ſchon ſehr übel
damit zufrieden, daß das Parlament Anſtand ge-
nommen hatte, ſeine Erklärung zu regiſtriren. Um
allem, was ſonſt noch hieraus erfolgen könnte, vor-
zubeugen, hielt er eine auſſerordentliche Verſamm-
lung des Staatsraths, wozu alle Groſſe des Reichs
eingeladen wurden. Man beſchloß darin, daß das
Protokoll des Parlaments vom 26ſten April zerriſ-
ſen und ſtatt deſſen dem Gerichtsbuch ein Ausſpruch
einverleibet werden ſollte, wodurch dieſe Akte für

1631 geſetzwidrig und nichtig erklärt würde. Es ſollten ferner Abſchriften von dieſem Ausſpruch, nebſt der Erklärung des Königs gegen die genannten Anhänger des Herzogs von Orleans in die unter der Gerichtsbarkeit des Parlaments ſitzende Amtsgerichte geſchickt, dort abgeleſen und öffentlich bekannt gemacht werden. Am folgenden Tag wurde dem Parlament durch einen geheimen Kanzleybrief befohlen, daß alle Glieder deſſelben ſich in dem Louvre einfinden und das Buch mitbringen ſollten, in dem das, was am 25ſten April im Parlament vorgegangen, war aufgezeichnet worden. Sie erſchienen, mußten vor dem König niederknien und von dem Siegelbewahrer Chateauneuf einen ſcharfen Verweis anhören, daß ſie ſich unterſtänden, Staatsſachen zu unterſuchen, da ſie doch nur dazu beſtellt wären, Privatperſonen Recht zu ſchaffen, und daß ſie keinem Groſſen den Proceß machen könnten, wenn ihnen nicht der König das Recht dazu verliehe. Der König ließ ſich darauf das Buch bringen, worein das Protokoll der Berathſchlagung vom 25ſten April war eingetragen worden, riß ſelbſt das Blatt, worauf es ſtand, heraus, zerriß es in Stücken, und befahl, daß man den Ausſpruch des Staatsraths dafür hinſchreiben ſollte. Da den Parlamentsgliedern verboten war, vor dem König zu reden, ſo beſchloſſen ſie einige Tage darauf, daß man dem König wegen der ungewöhnlichen Form, deren man ſich bedient hatte, um die Erklärung vom 30ſten März bekannt zu machen, Vorſtellungen thun ſollte. Die Präſidenten Gaiant und Barillon und der Rath Laiſné, die ſich vorzüglich durch patriotiſche Vertheidigung der alten Rechte des Parlaments hervorgethan hatten, wurden aus Paris verwieſen: da aber das Parlament um Zurückberufung derſelben anſuchte, ſo wurden ſie nach wenig Tagen wieder zu

ihren

ihren Amtsverrichtungen gelaſſen. Eben ſo hart verfuhr man mit dem Oberſteuerrath zu Paris. Weil der Kardinal wegen ſeiner groſſen Entwürfe auf die Vermehrung der königlichen Einkünfte bedacht ſeyn mußte; ſo ließ er neue Steueredikte ergehen, die in dem Parlament und in der Rechnungskammer ohne Schwierigkeit regiſtrirt wurden. Aber die Oberſteuerräthe, die Nachricht hatten, daß der Graf von Soiſſons ihnen dieſe Edikte überbringen würde, verbargen ſich, und der Graf fand bey ſeiner Ankunft niemand. Da der Kardinal dieſes als eine aufrühriſche Handlung anſah, ſo wurden alle Oberſteuerräthe auſſer Würkſamkeit geſetzt, und ihre Aemter vier Monate lang von andern Perſonen verwaltet. Nach Verlauf dieſer Zeit, da ſie die Gnade des Königs anflehten, wurden ſie wieder eingeſetzt. 1631

Der Herzog von Guiſe war der Königin Mutter ſehr ergeben, und ihr Schickſal mußte auch in das ſeinige ſtarken Einfluß haben. Er war Gouverneur der Provence, und hatte einen Aufruhr in der Stadt Aix, wegen der Steuerräthe, die Richelieu in Provence einführen wollte, befördern helfen. Man beſchuldigte ihn auch, daß er mit Anſchlägen umgienge, ſich durch Hülfe der Spanier und Reformirten zum Herrn der Provence zu machen. Er wurde nach Hof berufen, um daſelbſt wegen ſeines Verhaltens Rechenſchaft zu geben. Allein, da er wohl einſahe, daß er alsdann verlohren wäre, ſo entſchloß er ſich, lieber das Königreich zu meiden, als ſich der Rache des Kardinals bloß zu ſtellen. Er hielt um Erlaubniß an, ſich eine Zeitlang nach Loretto zu begeben, daſelbſt ein Gelübde zu bezahlen, und von da nach Rom zu gehen. Er bekam ſie, aber unter der Bedingung, daß er nach Verlauf eines Vierteljahrs nach Hof kommen ſollte.

1631 te. Dieſe Bedingung ſetzte man hinzu, damit man ihm, wenn er zur beſtimmten Zeit nicht zurückkäme, unter einem guten Schein ſein Gouvernement nehmen könnte. Er reiſte fort, mit dem Vorſatz, nicht wiederzukommen, und fiel dadurch in die Schlinge; denn er wurde als ein abtrünniger und dem Befehl des Königs ungehorſamer Unterthan angeſehn, und verlohr im folgenden Jahr ſein Gouvernement. Er kam auch nicht wieder nach Frankreich, ſondern ſtarb zu Florenz im Jahr 1640.

Als **Marie von Medici**, deſſen Gönnerin, ſich durchaus nicht entſchlieſſen wollte, Compiegne zu verlaſſen, und Richelieu doch auch keine Gewalt brauchen wollte, ſo beförderte er ſelbſt ihren Entſchluß, ſich in die Niederlande zu begeben. Man zog die Truppen und die auſſerordentliche Leibwache, die ſie beobachtete, aus der Stadt, und ließ ihr vollkommene Freyheit, nachdem ſie verſprochen hatte, ohne Einwilligung des Königs Compiegne nicht zu verlaſſen. Dieſer Nachſicht bediente ſie ſich, um bey der Nacht zu entfliehen. Sie nahm den Weg nach Cappelle, einer Gränzſtadt in der Picardie, wo der Sohn des Marquis von Vardes, Befehlshaber dieſes Platzes, ſie aufnehmen ſollte. Da aber der davon unterrichtete Kardinal befürchtete, die Spanier möchten ſich dieſes Platzes bemächtigen; ſo ſchickte er dem alten Marquis, der auf ſeinem Schloß Vardes war, Befehl zu, daß er ſich ohne Verzug dahin begeben ſollte, um ſeinen Sohn und alle verdächtige Perſonen aus der Stadt zu ſchaffen und die Stadt im Gehorſam gegen den König zu erhalten. Er that, was ihm befohlen war, und nahm die Königin nicht auf. Man hätte ſie leicht aufhalten können, wenn man gewollt hätte: allein, der Kardinal, dem es vortheilhafter ſchien, wenn ſie Frankreich verlieſſe, als wenn ſie

da

da bliebe, ließ ſie gern einen Fehler begehen, der ſie 1631 vollends zu Grunde richtete. Als ſie in Cappelle nicht eingelaſſen wurde und in dem Königreich keine Zuflucht wußte, ſo begab ſie ſich zu der Infantin Iſabelle, Statthalterin der ſpaniſchen Niederlande, ihrer Tante, nach Brüſſel, mit der ſie vorher ſchon heimliche Unterhandlungen getrieben hatte. Sie wurde durch den Marquis von Crevecoeur, Befehlshaber zu Avenes, eingeholt und Ehrenvoll behandelt. Allein, ihre Gemeinſchaft mit Spanien diente zu nichts, als die Zuneigung des Königs auf immer zu verliehren und deſſen ohnehin ſtarkes Vertrauen gegen den Kardinal noch mehr zu vergröſſern.

Die Ruhe in Italien war durch den vorjährigen Vertrag noch nicht genug befeſtigt. Es mußten noch viele Artikel zur Sicherheit des Herzogs von Mantua und zur Befriedigung Frankreichs und ſeiner Bundsgenoſſen berichtiget werden. Zu dem Ende wurden zu **Chieraſco** in Piemont Unterhandlungen angeſtellt und dadurch verſchiedene Verträge geſchloſſen. (im März.) In dem erſten trat Savoyen dem König von Frankreich die Stadt und Feſtung Pignerol in Piemont auf immer und ewig ab. (am 31. März.) Richelieu betrachtete dieſen Artikel als den weſentlichſten Punkt der Unterhandlung, den Mazarini noch vor den Conferenzen zu Chieraſco ausgemacht hatte. Man hielt aber dieſen Vertrag ſehr geheim, weil man vorausſahe, daß die Abtretung Pignerols an Frankreich weder dem Kaiſer noch Spanien angenehm ſeyn würde. Der zweete Vertrag enthielt (am 6. April.) 29 Artikel, vermöge welcher dem Herzog von Savoyen für ſeine Anſprüche an Montferat die Stadt Trino und einige Ländereyen ſollten abgetreten werden, ſo daß er davon zuſammen jährlich ſtatt der vorher verſprochenen 18000 Thaler nur 15000

1631 Thaler einzunehmen hätte. Man ſtellte ſich, als wollte man dadurch den Vortheil des Herzogs von Mantua befördern; ob man gleich den eben berührten geheimen Vertrag ſchon feſtgeſetzt hatte, daß dieſer Fürſt genöthigt werden ſollte, dem Herzog von Savoyen nicht nur Trino, ſondern auch Alba und Ländereyen zu überlaſſen, die mehr als 18000 Thaler eintrügen, von denen man doch zum Schein im zweeten Vertrag etwas abbrach. Nach eben dieſem Vertrag ſollte der Kaiſer dem Herzog von Mantua, gleich nach der Einſicht des Vertrags, die Belehnung über Mantua und Montferat ertheilen. Zur Sicherheit ſollten die Kaiſerlichen in Mantua, Porto und Canetto Beſatzungen laſſen, ſo wie die Franzoſen in Pignerol, Suſa, Briqueras und Veillane. Am 23ſten May aber ſollten beyde Theile dieſe Plätze räumen, und an eben dem Tag ſollten auch die Kaiſerlichen die von ihnen beſetzten Schanzen im Veltlin und in Graubünden verlaſſen.

am 30. May. Durch einen dritten Vertrag, der aber nur Frankreich angieng, beſtimmte man, wo und wie die Franzoſen dem Herzog die ſavoyiſchen und piemontiſchen Plätze wieder einräumen ſollte; ferner, die beyderſeitige Auswechſelung der Gefangenen, und die Gültigkeit der Urtheilsſprüche des Parlaments zu Chambery, während der franzöſiſchen Herrſchaft.

am 19. Jun. Endlich machte man wegen der ſich bey Vollziehung des zweeten Vertrags äuſſernden Schwierigkeiten einen vierten Vertrag, worin ſich Gallas anheiſchig machte, in 25. Tagen die dem Herzog von Mantua verſprochne Belehnungsurkunde oder doch ſichere Nachricht von ihrer Ausfertigung zu verſchaffen, und ſich zur Sicherheit der Wiedergabe der Bündner Schanzen unter die Gewalt des Herzogs von Mantua zu begeben; ſo wie Toiras dem Herzog von Savoyen als Geiſel dienen ſollte. Man beſtimm-

ſtimmte auch noch die eigentliche Zeit, da die Wie- 1631
dergabe der Plätze in Mantua, Montferat, Sa-
voyen und Piemont geſchehen ſollte. Dieſer vierte Vertrag endigte eigentlich die Unterhandlungen in Chieraſco, und ſtellte den Frieden in Italien wieder her.

Der Herzog von Feria, den der ſpaniſche Hof am 28.
zum zweytenmal als Statthalter in Mayland beſtellt Jul.
hatte, verſprach in einer Urkunde, die beyden zu Chieraſco geſchloſſenen Verträge vom 6ten April und 19ten Junius genau zu beobachten. Der Kaiſer, durch Guſtav Adolfs Kriegsglück gedrängt, ertheilte hierauf dem Herzog von Nevers die Belehnung über Mantua und Montferat, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie ungültig seyn ſollte, wenn der Regensburger Vertrag nicht in allen Punkten erfüllt würde; und der Herzog von Guaſtalla unterzeichnete eine Urkunde, worin er auf die Mantuaniſchen Staaten Verzicht that. Der Herzog von Mantua hatte groſſe Urſache über die Freygebigkeit zu klagen, mit welcher Frankreich dem Herzog von Savoyen einen anſehnlichen Strich Landes in Montferat verſprochen hatte: allein, man achtete ſeine Klagen nicht. Mit Gewalt konnte er ſich nicht dagegen ſetzen, und auſſerdem war er Frankreich ſo viel Verbindlichkeit ſchuldig, daß er ſich alles mußte gefallen laſſen, und ſogar leiden, daß Caſale in der Verwahrung franzöſiſcher Truppen bliebe.

Nach der, wenigſtens dem Scheine nach geſchehenen Erfüllung aller Artikel des Vertrags von Chieraſco, gab der Pabſt die ihm anvertrauten Geiſeln wieder. Denn man wußte nichts von der Hinterliſt des Kardinals, Pignerol zu behalten. Er ließ nemlich mit Vorwiſſen des Herzogs von Savoyen, einige hundert Franzoſen in die Citadelle verſte-

cken,

1631 cken, als die übrigen dem Vertrag zu Folge auszogen. Da hernach die kaiſerlichen Truppen Italien und die Bündner Päſſe verlaſſen hatten, ſuchte der Herzog von Savoyen einen Vorwand, den Franzoſen die Citadelle zu übergeben; und Servient, der ſich mit ihm verſtand, beſchwerte ſich, daß der Herzog von Feria ein Regiment Teutſche und die neapolitaniſche Reuterey in Mayland behalten, daß er noch mehr dazu werben lieſſe, und den Vertrag von Chieraſco verlezt habe; zugleich erklärte er, daß Frankreich einen Sicherheitsplatz haben müſſe, um ſich vor allen hinterliſtigen Unternehmungen zu verwahren, und drohte, da der Herzog von Savoyen ſich ſtellte, als wenn er ſich genau an den Vertrag von Chieraſco halten wollte, mit einem abermaligen Einfall der Franzoſen in Piemont. Der Herzog that, als wenn er ſich vor dieſer Drohung fürchtete, und verlangte von Feria Geld und Volk; daß dieſer keines von beyden ſchicken konnte, wußte er ſchon. Daher erklärte er, daß er in Ermangelung des geſuchten Beyſtandes ſich mit Frankreich vergleichen müſſe. Er ſchloß auch würklich mit dem franzöſiſchen Geſandten zu Milleſleurs einen Vertrag, worin er verſprach, die Partey der Königin Mutter und des Herzogs von Orleans, die etwan in Frankreich Unruhen erregen würde, weder mittelbar noch unmittelbar zu unterſtützen; ferner, den Franzoſen, im Fall eines Kriegs in Italien, den Durchzug durch ſeine Staaten zu erlauben; und dem König Pignerol auf ſechs Monate in Verwahrung zu geben. Dieſem Vertrag zu Folge nahmen die verſteckten Soldaten Beſitz von dem Platz, und Richelieu ſchickte mehr Truppen dahin, ohne daß die Spanier die ſchon längſt genommene Verabredung wegen deſſelben erfahren hätten. Erſt im folgenden Jahr machte man einen vom 5ten May da-

am 19. Okt.

tirten

tirten und zu Saint Germain en Laye mit dem Her- 1631
zog von Savoyen geſchloſſenen Vertrag bekannt, wodurch dieſer dem König das Eigenthum von Pignerol abtrat, oder vielmehr für 494000 Thaler verkaufte. Dadurch war nun freylich der Regensburger Vertrag gebrochen, welchemnach Savoyen Pignerol wieder bekommen und behalten ſollte: allein, die durch Schweden ſehr veränderte Geſtalt des teutſchen Kriegs erlaubte von Seiten des Kaiſers keine Widerſetzlichkeit.

Denn während dieſer italieniſchen Angelegenheiten hatte auch Richelieu die **Verbindung Frankreichs mit Schweden** fortgeſetzt, und ſogar dem König Guſtav Adolf auf ſein Anſuchen ſechstauſend Mann franzöſiſcher Hülfsvölker bewilliget, die aber erſt im folgenden Jahr, unter Anführung Ludwigs von Champagne, Grafen von la Süſe, eines proteſtantiſchen Herrn, nach Teutſchland abgiengen. Richelieu ſuchte auch die katholiſchen Fürſten Teutſchlands von der Partey des Kaiſers abzuziehen, beſonders den Kuhrfürſten von Bayern. Dieſen wollte er bewegen, daß er ſich mit dem König von Schweden vereinigte, um die teutſche Freyheit wieder herzuſtellen. Da dies vergebens war, ſo ließ er ihm einen Neutralitätsvertrag mit Guſtav vorſchlagen; und da auch dies nicht gelingen wollte, ſo beredete er ihn zu einem Verthei- am 30. May.
digungsbündniß auf acht Jahre mit Frankreich, vermöge deſſen der König ſich anheiſchig machte, die Kuhrwürde in der Perſon und dem Hauſe des Herzogs von Bayern zu erkennen und zu handhaben, und ihm im Fall eines Angriffs mit 9000 Mann zu Fuß und 1000 Mann zu Pferd, oder mit Geld beyzuſtehn. Der Kuhrfürſt hingegen verſprach, dem König 3000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferd zu ſchicken, um wider die Mächte zu dienen, mit denen

1631 Frankreich Krieg führen würde; oder dem König die zur Anwerbung und Unterhaltung dieſer Truppen nöthigen Geldſummen zu ſchicken. Dieſes Bündniß wurde ſehr geheim gehalten, weil der Kurfürſt beſorgte, der Kaiſer möchte es für eine Beleidigung anſehen, und weil es auch ſein Ernſt nicht war.

Im königlichen Kabinet und Staatsrath wurden unterdeß die Unterſuchungen gegen die Anhänger und Rathgeber der Königin Mutter und des Herzogs von Orleans, fortgeſetzt. Unter andern
am 13. Aug. ließ der König im Parlament eine Erklärung einſchreiben, wodurch befohlen ward, ſie als Verbrecher der beleidigten Majeſtät und Stöhrer der öffentlichen Ruhe zu verfolgen. Die Domänenkammer zu Troyes gab verſchiedene Schlüſſe, wodurch dem König zuerkannt und mit der Krone vereinigt wurden, die Güter des Grafen von **Moret** *), der Dücs von **Elboeuf**, **Bellegarde** und **Roannez**, der Marquis **von la Vieuville** und **Sourdeac**, und des Präſidenten **le Coigneux**. Die Stelle des letzten im Parlament wurde für erledigt erklärt, und die Statthalterſchaften, die einige dieſer Herren bekleidet, an andre vergeben. Die Statthalterſchaft der Picardie kam von dem Herzog von Elboeuf an den Herzog von **Chevreuſe**, deſſen Gemahlin, gegen die Richelieu eine ganz beſondere Neigung hegte, wieder an den Hof gekommen war, um, wie er vorgab, die Königin wegen der Entfernung der Gräfin dü Fargis zu tröſten, in der That aber, um ſich mit der Königin wieder auszuſöhnen. Der Prinz von **Condé** bekam die Statthalterſchaft von Burgund, die man dem Dúc de Belle-

*) Heinrich der Vierte hatte ihn mit dem Fräulein von Bueil 1607 gezeugt; das Jahr darauf ward er legitimirt.

Bellegarde genommen, und Senneterre die Unter- 1631
ſtatthalterſchaft von Champagne, die la Vieuville beſeſſen hatte. Die Wahl dieſer neuen Statthalter vermehrte das Anſehn des Kardinals nicht wenig, weil ſie ihm dieſes Glück zu danken hatten. Sich ſelbſt ließ er die Statthalterſchaft von Bretagne geben. Er brachte es auch dahin, daß die Herrſchaft Richelieu zu einem Herzogthum und einer Pairie erhoben wurde. Er nahm deswegen im Parlament als Herzog und Pair Sitz und Stimme, und man fieng an, ihn ſeitdem **Kardinal-Herzog** zu nennen. Zugleich erlangte auch der Herzog von la Valette dieſe Ehre, indem deſſen Herrſchaft Villebois in Angoumois in ein Herzogthum und in eine Pairie verwandelt wurde.

Bey allen dieſen äuſſern Glücksumſtänden ſchwebte doch das Gemüth des Kardinals in ſteter Unruhe, beſonders wegen des Herzogs von Orleans, von dem man befürchten mußte, er möchte mit bewaffneter Hand in das Königreich eindringen und einen innerlichen Krieg erregen. Richelieu wußte, daß der **Herzog von Lothringen** dem Bruder des Königs Truppen verſprochen hatte. Der König verlangte, er ſollte ſich entweder wegen ſeiner Rüſtungen erklären, oder die Waffen niederlegen; hierauf beſchloß er, ſeine Truppen lieber dem Kaiſer zuzuführen. In ſeiner Abweſenheit ſchickte Richelieu, der kein Freund des lothringiſchen Hauſes war, die Marſchälle von la Force und Schomberg mit einer Armee nach Lothringen, um einige Plätze einzunehmen, die von den Bißthümern Metz, Toul und Verdün abhingen, und von denen man behauptete, der Herzog habe ſie unrechtmäßig in Beſitz genommen. Darunter gehörten die Städte **Vic** und **Mayenvic**, die man in Ermangelung eines tüchtigen Widerſtandes bald eroberte. Ludwig und

1631 und Richelieu giengen ſebſt nach Metz, um in der Nähe zu ſeyn, und den Generalen die nöthigen Befehle zu geben, wie auch den Kuhrfürſten von Trier zu bedecken, der ſich in Frankreichs Schutz begeben und dadurch die Neutralität erlangt hatte. Der Herzog von Lothringen kam mit einer ſehr geſchwächten Armee nach Nanci zurück, und mußte ſich den
1632 Geſetzen des Ueberwinders unterwerfen. Er kam
am 6. Jan. ſelbſt und unterſchrieb den berühmten **Vertrag von Vic**, wodurch er verſprach, von allen entweder ſchon gemachten oder noch künftig zu machenden Verbindungen, die Frankreich oder deſſen Bundsgenoſſen nachtheilig ſeyn könnten, abzuſtehn; ferner, künftig kein Bündniß ohne Einwilligung des Königs zu ſchlieſſen; alle Feinde des Königs und alle aufrühriſche und mißvergnügte Franzoſen aus ſeinem Lande zu ſchaffen; keine Werbungen zu einem Kriege wider Frankreich zu dulden; dem König zu erlauben, daß er in Lothringen alle ſeine widerſpenſtige Unterthanen in Verhaft nehmen dürfe; den Armeen des Königs freyen Durchzug zu geſtatten, ſie auf des Königs Koſten mit Lebensmitteln und Bedürfniſſen zu verſehn, und ſeine Truppen, die wenigſtens aus 4000 zu Fuß und 2000 zu Pferd beſtehn müßten, dazu ſtoſſen zu laſſen, unter der Bedingung, daß der dritte Theil aller Eroberungen, die der König in feindlichen Ländern machen würde, dem Herzog überlaſſen werden ſollte. Zur Sicherheit der Vollziehung dieſer Artikel, mußte der Herzog von Lothringen die Stadt Marſal nebſt ihrem Gebiete dem König auf drey Jahre übergeben. Zur Bekräftigung des erſten Artikels mußte der Herzog in Geheim allen Verbindungen mit dem Kaiſer und dem König von Spanien entſagen, und verſprechen, weder dem Herzog von Orleans noch der Königin Mutter, noch ihren Anhängern Auf-

ent-

enthalt oder Hülfe zu geben. Hingegen verſprach 1632
Ludwig, den Herzog in ſeinen Schutz zu nehmen und für deſſen Wohl, wie für ſein eigenes zu ſorgen; und dieſer Schutz wurde in der Zukunft dieſem groſſen Hauſe ſehr nachtheilig.

Herzog Karl von Lothringen war keineswegs Willens, dieſen Vertrag zu erfüllen. Schon ſeit geraumer Zeit hatte er mit dem **Herzog von Orleans** verabredet, ihm ſeine Schweſter, **Margarethe von Lothringen**, Tochter des Grafen von Baudemont, zur Gemahlin zu geben; und noch vor Unterzeichnung des Vertrags von Vic war die Vermählung würklich vor ſich gegangen, vornemlich auf Betreiben des Lieblings **Püylaurens**, der ſich in die verwitwete **Prinzeſſin von Pfalzburg**, Margarethens Schweſter, verliebt hatte, und thöricht genug war, zu glauben, er könne auf die Art wohl Schwager ſeines Herrn, folglich auch vielleicht einmal ſeines Königs werden; denn er ſowohl als viele andre hofften, im Glauben an die Aſtrologie, Ludwig der Dreyzehnte werde bald ſterben. Le Coigneux aber widerſetzte ſich lebhaft der Vollziehung dieſer Heurath, ſo lange der König nicht ſeine Einwilligung dazu gegeben hätte. Er und Püylaurens zerfielen darüber: da aber der letztere mehr über das Gemüth ſeines Herrn vermochte als le Coigneux, ſo geſchah die Vermählung in Geheim und vor wenig Zeugen. Der König und der Kardinal wußten ſchon lange den Vorſchlag zu dieſer Heurath. Unter den Papieren des Marſchalls von Marillac hatte man Briefe gefunden, die bewieſen, daß er mit Genehmigung der Königin Mutter daran gearbeitet hatte. Der König fragte zu Metz den Herzog von Lothringen wegen dieſer Sache: er läugnete aber keck, und die Vermählung blieb ſo lange geheim, daß Richelieu ſehr lange keine Gewißheit davon erlangen konnte, ob

1632 er gleich den ſtärkſten Verdacht hatte. Der Herzog von Orleans hatte ſogar hunderttauſend lothringiſche Piſtolen zum Heurathsgut der Prinzeſſin bekommen. Dieſes Geld brauchte er, als er bald darauf, dem Vertrag von Vic zu Folge, Lothringen verlaſſen mußte, und ſich, mit Zurücklaſſung ſeiner Gemahlin, nach Brüſſel zu ſeiner Mutter begab, zur Werbung der Truppen, mit denen er ſeinen Bruder bekriegen wollte. Seine und ſeiner Mutter Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, gründete ſich auf die verſprochene Hülfe des Königs von Spanien, auf ein geheimes Verſtändniß mit dem über den Hof mißvergnügten Herzog von Montmorenci, und endlich auf das Verſprechen des Herzogs von Lothringen, in Frankreich einzufallen, ſobald der Herzog von Lothringen einen Weg hinein gebahnet hätte. Schlecht gegründete Hoffnung! Dem Kaiſer und dem König von Spanien hatte man durch die Verbindung mit Schweden und mit dem Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien ſo viel zu ſchaffen gegeben, daß ſie ſich nicht um fremde Angelegenheiten bekümmern konnten; und in Anſehung des Herzogs von Lothringen nahm Richelieu ſolche Maasregeln, daß man ſich nicht vor ihm zu fürchten hatte.

Nach Unterzeichnung des Vertrags zu Vic ertheilte der König dem **Biſchof von Würzburg** und den Geſandten der übrigen katholiſchen Reichsfürſten Gehör, die gekommen waren, ihn um Schutz zu bitten. Richelieu ſagte ihnen, der vom König von Schweden angefangene Krieg ſey kein Religions- ſondern ein Staatskrieg, der blos die Abſicht habe, die Macht des Kaiſers einzuſchränken und die Freyheit des Reichs wieder herzuſtellen; es ſtehe nur bey ihnen, parteylos zu bleiben, und dadurch ihre Länder vor den Einfällen der Schweden ſicher zu ſtellen. In der That war auch dies die Abſicht des Kardinals

bey

bey Guſtavs Unterſtützung; und dieſer König hatte 1632
ſich ausdrücklich anheiſchig gemacht, den Fürſten des katholiſchen Bundes, welche Parteyloſigkeit verlangen würden, dieſelbe zu bewilligen. Da es aber ſchien, als wenn der König von Schweden dieſes Verſprechen in einigen Fällen übertreten hätte; ſo ſchickte König Ludwig den Herrn von Lile nach Teutſchland, um einen Vergleich mit Guſtav und den katholiſchen Fürſten zu vermitteln. Allein, es war ſchwer, einem Helden durch Unterhandlungen die Hände zu binden, dem nichts widerſtehen konnte, und der halb Teutſchland erobert hatte. Der ordentliche franzöſiſche Geſandte bey dieſem König, Baron von **Charnacé**, empfieng gleichfalls Befehl, alle Mittel anzuwenden, um ihn zu einer gelinden Behandlung der katholiſchen Fürſten zu bewegen. Man ſchickte überdies den Marquis von **Brezé** unter dem Titel eines auſſerordentlichen Geſandten zur ſchwediſchen Armee, um die Unterhandlungen des Barons von Charnacé zu unterſtützen. Der König von Schweden behauptete dagegen, die katholiſchen Fürſten ſuchten die Parteyloſigkeit in keiner andern Abſicht, als um Zeit zu gewinnen; ihr feſter Entſchluß, dem Kaiſer anzuhängen, ſey ihm zu gewiß bekannt, als daß er ſich durch ihre Kunſtgriffe könne blenden laſſen. Doch erbot er ſich zu einem Waffenſtillſtand von vierzehn Tagen, aber unter Bedingungen, die verworfen wurden. Guſtavs Kriegsglück mehrte ſich, und mit ihm Richelieu's Anſehn, wodurch dieſer in der Rache gegen ſeine Feinde noch kühner wurde.

Eben deswegen ließ er ſich durch nichts irre machen, den bisher gefangen geſeſſenen Marſchall von **Marillac** auf die Blutbühne zu bringen. Vornehmlich wurden gegen dieſen unglücklichen Herrn ſeine unerlaubten Mittel Reichthümer zu erwerben,

 und

1632 und ſeine Anhänglichkeit an die Königin Mutter und an den Herzog von Orleans, gerügt. Die Richter brachten zween volle Monate mit der Prüfung der Inquiſitionsakten zu, aus denen nun freylich erhellte, daß er höchſt unerlaubte, franzöſiſchen Bürgern und Soldaten nachtheilige Gelderpreſſungen verübt habe: da aber doch der gröſte Theil der Kriegsbefehlshaber eben ſolche Unordnungen begangen hatte und noch begiengen, ſo betrachtete ſie die Welt weder als peinliche Verbrechen, noch als wahre Diebſtähle an dem König. Daher berief ſich Marillac beſtändig auf ſeine Unſchuld, ob er gleich nicht alle Beſchuldigungen völlig läugnen konnte. Seine Richter waren ſelbſt verſchiedener Meynung; dennoch behielt die Strenge der der Rachbegierde des Kardinals
am 8. May. opfernden Partey die Oberhand. Das Todesurtheil ward alſo über den Marſchall von Marillac ausgeſprochen; ſeine Freunde legten zwar viele und flehentliche Fürbitten für deſſen Leben bey dem König und dem Kardinal ein: aber beyde blieben unerbittlich.
am 10. May. Man ſahe ſeine Enthauptung theils mitleidig, theils mit Unwillen über den Kardinal an, weil ihn die meiſten als ein Opfer betrachteten, das nicht der Strenge der Geſetze, ſondern dem Haſſe des erſten Miniſters gebracht würde.

An dem Tage der Hinrichtung des Marſchalls von Marillac reiſte der König Ludwig in die Picardie, um ein heimliches Verſtändniß des Herrn von Valencé, Befehlshabers zu Calais, mit den Spaniern, zu vernichten; denn man hatte erfahren, daß er im Begriff ſtehe, ihnen den Platz für hunderttauſend Thaler in die Hände zu ſpielen. Daß er ſeinen Sekretär nach Arras geſchickt habe, um dieſen ſchändlichen Handel zu ſchlieſſen, hatte man durch den Präſidenten le Coigneux erfahren, der mit dem Herzog von Orleans zerfallen war, und bey dem Hof

wieder in Gnade zu kommen ſuchte; ferner durch 1632
aufgefangene Briefe des Herrn von Püylaurens, und durch einige Edelleute von der Partey des Herzogs von Orleans, die Richelieu gewonnen hatte. Der Streit, der zwiſchen der Königin Mutter, und den Spaniern, wegen der in Calais zu legenden Beſatzung entſtand, war Urſache, daß die Ausführung dieſes Vorhabens aufgeſchoben wurde, und gab dem König und dem Kardinal Zeit, daſſelbe zu vereiteln. Jene wollte eine franzöſiſche, dieſe wollten eine ſpaniſche Beſatzung haben. Der König machte dem Streit ein Ende, indem er den Herrn von Saint Chaumont zum Befehlshaber in Calais ernennte, eine ſtärkere Beſatzung dahin legte, und dem Herrn von Valencé auf eines ſeiner Landgüter zu gehen befahl. Ob man gleich den Beweis ſeiner Untreue in Händen hatte, ſo erwähnte man doch nichts davon, und zahlte ihm ſogar zur Schadloshaltung 200,000 Livres. Richelieu hatte von dieſer Sache nur durch ſolche Perſonen Nachricht erlangt, welche die Spanier, die Königin Mutter, und den Herzog von Orleans verriethen. Er wollte ihre Verrätherey, die ihm zur Entdeckung der Anſchläge ſeiner Feinde nöthig war, lieber verborgen halten, als das Verbrechen des Herrn von Valencé beſtrafen. Freylich mochte es der Härte ſeiner Gemüthsart ſchwer fallen, eines dem König untreuen Befehlshabers zu ſchonen: aber diesmal mußte er ſich Gewalt anthun, um Perſonen nicht in Verdruß und Unglück zu bringen, die ſich auf ſeine kluge Verſchwiegenheit verlaſſen hatten, und deren Briefe er nicht hätte vorlegen können, ohne ſie dadurch um ihre Ehre zu bringen. Er ſahe beſſer, als irgend jemand, ein, wie viel daran gelegen ſey, die Ränke ſeiner Feinde zu wiſſen; daher unterhielt er allenthalben Kundſchafter, ſowohl in Frankreich, als an auswärtigen Höfen. Nichts

1632 fiel zu Brüſſel in dem Kabinet des Herzogs von Orleans und der Königin Mutter vor, davon er nicht die genaueſte Nachricht erlangt hätte. Eben ſo erfuhr er zeitig genug, daß der Herzog von Orleans Anſtalten zu einem Einfall in Frankreich mache, um den König zu zwingen, daß er ihn von der Staatsverwaltung entfernen und ſie ihm überlaſſen möchte. Die Spanier und der Herzog von Lothringen wollten den Herzog von Orleans unterſtützen. Wegen der erſten war Richelieu unbeſorgt, weil ſie damals mit der Vertheidigung der Stadt Maaſtricht gegen den Prinzen von Oranien genug zu thun hatten: aber der letzte konnte eher Beyſtand gewähren; ſeine Werbungen giengen gut von ſtatten, und man verbeſſerte eifrigſt die Befeſtigungen ſeiner Plätze. Er hatte zwar dem franzöſiſchen Hofe verſichern laſſen, daß er den Vertrag von Vic unverbrüchlich halten werde: allein Richelieu hatte zu viel Merkzeichen von deſſen Falſchheit, als daß er ihm hätte trauen ſollen. Man hatte zwar noch eine hinreichende Armee, unter dem Marſchall von la Force in den drey Bißthümern ſtehen: allein, man mußte dem Kurfürſten von Trier zu Hülfe kommen, den die Spanier aus ſeiner Reſidenz vertrieben hatten, und der in Gefahr ſtand, ſein ganzes Land zu verliehren. Richelieu ließ daher eine andre Armee von 22000 Mann an den Gränzen von Champagne zuſammenziehen. Der Marſchall von Effiat wurde zu Anfang des Mayes zum Anführer derſelben ernennet, um dem Kurfürſten von Trier beyzuſpringen, der am 9ten April mit dem König von Frankreich einen Vertrag gemacht hatte, vermöge deſſen dieſer ſich anheiſchig machte, die Schweden von den Einfällen in ſein Land abzuhalten, und ihn wider diejenigen, die ihn unterdrücken wollten, zu vertheidigen. Er hingegen verſprach, eine franzöſiſche Beſatzung in die

die Feſtung Ehrenbreitſtein einzunehmen, wo ſie bis 1632
zum allgemeinen Frieden bleiben ſollte, und zwey Drittel von denen zur Unterhaltung dieſer Beſatzung erforderlichen Summen zu bezahlen. Er war derſelben benöthigt, um dieſen Platz zu erhalten; indem die darin liegende teutſche Beſatzung dem ihm widerſpenſtigen Domkapitel eben ſowohl, als ihm ſelbſt, Treue geſchworen hatte. Die Franzoſen zogen würklich in Ehrenbreitſtein ein. Der Kurfürſt hätte ihnen gern auch Trier, Coblenz und Philippsburg eingeräumt; allein, die beyden erſten Städte waren nicht mehr in ſeiner Gewalt, indem ſich die Spanier ihrer bemächtiget hatten, und als er dem Befehlshaber in Philippsburg ſagen ließ, dieſen Platz den Franzoſen einzuräumen, ſo gehorchte ihm derſelbe nicht. Das Domkapitel und die Einwohner zu Trier hatten ſich ſeinem Gehorſam völlig entzogen, und erkläret, daß ſie ihn nicht mehr für ihren Oberherrn erkennten. In ſolchen mißlichen Umſtänden befand ſich der Kurfürſt Philipp Chriſtoph, als Effiat Truppen an Teutſchlands Gränzen rücken ließ.

Zu eben der Zeit kam der Herzog von Orleans mit zweytauſend Mann in Lothringen an. Unterwegs ſtieß er auf eine Kompagnie Küraſſier, die Effiat nach Teutſchland ſchickte; er ließ ſie angreifen, und niederhauen. Dieſe auf lothringiſchem Grund und Boden verübte Feindſeligkeit brachte den Marſchall von Effiat zu dem Entſchluß, ſeine Waffen wider den Herzog von Lothringen, der ſich durch den Vertrag von Vic verbindlich gemacht hatte, den Durchzug der franzöſiſchen Truppen zu befördern, zu wenden, ohne erſt die Befehle des Hofs zu erwarten. Er rückte vor die Stadt Pont a Mouſſon, die ihm die Thore öffnete. Er kannte die Geſinnungen des Kardinals ſo vollkommen, daß er keine Mißbilligung ſeines Unternehmens befürchtete. Sein

1632 Verhalten war auch in der That den Abſichten des Kardinals ſo gemäß, daß er eben zu der Zeit, da ſeine Truppen in die Stadt einzogen, zwey königliche Schreiben empfieng, worin ihm die Beſetzung derſelben befohlen ward.

Sobald der König von der Ankunft des Herzogs von Orleans in Lothringen Nachricht erhalten hatte, beſchloß er, ſelbſt dahin zu ziehen. Am 18. Junius kam er zu Sainte-Menehould an, rückte bis Vaubecourt fort, ließ zween Haufen Lothringer in die Flucht ſchlagen, und die Städte Bar und St. Michel, die ſich ohne Widerſtand ergaben, beſetzen. Nunmehr zog er gegen Nanci: aber zwo Meilen da-
am 23. Jun. von zu Liverdün traf er den Herrn von Contriſſon an, der im Namen des Herzogs von **Lothringen** alle Genugthuung anbot. Als der König dennoch ſeinen Marſch fortſetzte, kamen neue Abgeordnete mit Vorſchlägen zum **Vergleich**, der dann auch zu
am 26. Jun. **Liverdün** geſchloſſen wurde. Dadurch wurden die fünf erſten Artikel des Vertrags zu Vic beſtätigt, und dem König die Stadt und das Schloß Clermont-en-Argonne, wie auch Stenai und Jamets zur Verſicherung folgender Verſprechen eingeräumt: jederzeit dem Beſten des franzöſiſchen Staats ergeben zu bleiben, ſeine Macht in jedem Krieg mit der königlichen zu verbinden, und in Jahres Friſt den Eyd der Treue und der Lehnspflicht, wegen des Herzogthums Bar, zu leiſten. Dieſes neue von Lothringen abgeriſſene Stück ſetzte den König in Stand, nach Verdün zu kommen, ohne das lothringiſche Gebiet zu betreten, über die Maas zu gehen, und in das Luxenburgiſche einzudringen; war ihm folglich bey den gegenwärtigen Umſtänden ſehr angenehm.

Als der Herzog von **Orleans** auf dieſe Art den Beyſtand der Lothringer entbehren mußte, ſo rückte er unter Spaniens Begünſtigung mit einem

Hau-

Haufen zuſammengeraffter Truppen in Bürgund ein, 1632
wo er in einem Manifeſt erklärte, daß er in Frank- am 13.
reich einrücke, um ſich mit bewaffneter Hand den ver- Jun.
derblichen Anſchlägen des Kardinals von Richelieu zu widerſetzen, den er einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe nennte, einen Feind des Königs und des königlichen Hauſes, einen Verſchwender der Staatseinkünfte, einen unbefugten Beſitzer der beſten Plätze des Königreichs, einen Tyrannen vieler Standesperſonen, ja des ganzen franzöſiſchen Volks. Er ermahnte alle rechtſchaffene Franzoſen, ſich mit ihm zu vereinigen, und verſicherte, daß er alle diejenigen, die ſich ſeinem heilſamen Vorhaben mittelbar oder unmittelbar widerſetzen wollten, für Feinde des Königs und des Staats halten würde, und daß ſie als ſolche mit Gefängniß und andern Strafen ſollten belegt werden, wenn ſie in ſeine Hände fielen. Die Anhänger der Königin Mutter und des Kardinals hofften, dieſes Manifeſt würde ganz Frankreich wider den Kardinal aufbringen: allein, dieſer kannte die Gemüther beſſer. Die meiſten Franzoſen waren überzeugt, daß der Herzog nicht ſo viel Macht hätte, als nöthig war, der Gewalt des Königs zu widerſtehen, und daß alle ſeine Lieblinge nicht ſo viel Klugheit beſäſſen, daß ſie den Staat regieren könnten. Die Ankunft des Herzogs verurſachte alſo keine Bewegung im Königreich. Der Herzog von Lothringen hatte ihn zu dieſem Einbruch gereitzt, in Hoffnung, ſein Zug werde den König zur Zertheilung ſeiner Macht nöthigen, und daß er alsdann beſſer ihm Widerſtand würde thun können: aber er betrog ſich in ſeiner Erwartung. Denn der König behielt alle ſeine Truppen ſo lange beyſammen, bis der Herzog von Lothringen den Vertrag von Liverdün geſchloſſen hatte; und den Herzog Gaſto ließ man in Frankreich eindringen, und ſtellte ſich, als wenn

1632 man gar nicht darauf achte. Seine Truppen beſtanden aus einigen Regimentern teutſcher, lüttichſcher und neapolitaniſcher Reuterey; und der Reſt aus einem Haufen Kroaten und leichter Truppen, die Don Gonzalez von Cordua dem Herzog von Orleans gegeben hatte, und die man mit Recht für Auswürflinge der ſpaniſchen Armee hielt. Der Herzog von Orleans nennte ſich Generalſtatthalter des Königs, zu Abſchaffung der von Richelieu in der Staatsverwaltung geſtifteten Mißbräuche und Unordnungen. Bey dem bloſſen Gerücht von ſeiner Ankunft flüchteten ſchon die Landleute in die Städte. Seine Armee fand überall nichts, als Dörfer ohne Bewohner, und verlaſſene Häuſer, worin weder Geräthe noch Lebensmittel waren. Indeſſen hatten ſeine Truppen doch Unterhalt, weil die königlichen noch in Lothringen gebraucht wurden, und ſie ſich alſo, ohne Beſorgniß eines Ueberfalls, weit ausbreiten konnten, wobey ſie aber ſchreckliche Ausſchweifungen begiengen; ſelbſt die Franzoſen beobachteten keine Mannszucht. Die Stadt Langres verſchloß die Thore. Dijon ſchickte den Brief des Herzogs, worin er allerhand Forderungen that, uneröffnet an den König. Hierauf ſchrieb der Herzog an das dortige Parlament einen Brief, voll von Bitterkeit und Drohungen, und erklärte, daß er die Landhäuſer der Präſidenten und Räthe würde anzünden laſſen, wenn ſie nicht die Bürgerſchaft zur Lieferung der verlangten Lebensmittel anhielten. Die Stadtthore wurden geſchloſſen; die Bürger, 8000 an der Zahl, ergriffen die Waffen; mehr Stücke wurden auf die Wälle geführt, und dieſe noch beſſer befeſtiget. Reuter des Herzogs ſteckten die Vorſtadt St. Nikolaus an, und es brannten dreyſſig Häuſer ab: die Reuter aber mußten mit Verluſt zurück. Der Herzog ließ das platte Land

verheeren, die Dörfer plündern und dann anzünden, 1632
Landleute niedermachen ꝛc. Unter ſolchen Miſſethaten zog er durch Niederburgund und durch die Grafſchaft Charolois, gieng bey Digois über die Loire, bey Vichi über den Allier, wo er ſeine Truppen, die über Mangel an Sold murrten, einige Tage ausruhen ließ, und dann in Auvergne und Rouergue rückte. Nirgends erklärte ſich ein Ort für ihn, auch nicht einmal Edelleute, ausgenommen einige, die ihm Charagnac zuführte. Dieſe Gleichgültigkeit des Volks und des Adels gab ihm zu erkennen, daß die Provinzen ſich nicht ſo leicht, als er ſich eingebildet, zu einem Aufſtand bringen lieſſen; daß nicht alle wider die Regierung murrende deswegen auch geneigt wären, ſich zu empören, und daß die meiſten Franzoſen zwar mißvergnügt, aber doch unterthänig zu ſeyn pflegten. Die Marſchälle von Schomberg und la Force konnten den Herzog in ſeinem Zug nicht aufhalten, weil er drey Wochen eher von St. Dizier aufgebrochen war.

Der Marſchall von Effiat hatte ſich unterdes mit 24000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd Teutſchlands Gränzen genähert. Den Anfang ſeiner Unternehmungen wollte er mit Eroberung der Feſtung Philippsburg machen, die damals dem Kurfürſten von Trier, als Biſchof von Speyer, gehörte; da ihm aber Charnacé, der ſich noch immer als Geſandter bey dem König von Schweden aufhielt, vorgeſtellt hatte, es wäre zu befürchten, daß Guſtav, der ſchon den gröſten Theil des Bißthums Speyer in ſeiner Gewalt hätte, unzufrieden würde, wenn die Franzoſen Philippsburg wegnähmen; ſo beſchloß der Marſchall, Trier zu belagern, und er lagerte ſich bey Lützelſtein, zwiſchen Trier und Saarbrück, bekam aber daſelbſt ein Fleckfieber, das ihn am 27.
wegraffte. Richelieu, dem er ſehr ergeben war, und Jun.
in

1632 in deſſen Entwürfe er ſich beſſer, als irgend jemand, zu ſchicken wußte, bedauerte ihn wegen ſeiner nicht gemeinen Fähigkeiten gar ſehr. Sein **Oberaufſeheramt über die Finanzen**, das er mit vieler Einſicht und Sorgfalt verwaltet hatte, wurden den Herren **Bouthillier** und **Büllion** gemeinſchaftlich anvertraut. **Chavigni**, des erſtern Sohn, erhielt die Stelle eines Staatsſekretars, die ſein Vater beſaß, urd auf die er zu Anfang dieſes Jahrs die Anwartſchaft erhalten hatte. Befehlshaber über die Armee in Teutſchland wurde der Marſchall von **Etre'es**, der am achten Auguſt im Lager vor der ſchon berennten Stadt **Trier** ankam. Die zum Entſatz anrückenden Kaiſerlichen wurden zurückgeſchlagen, und die Stadt kapitulirte. Man erlaubte den Spaniern, nach Luxemburg zu ziehen, und die Bürger wurden bey dem Genuß ihrer Freyheiten gelaſſen. Etre'es ernennte den Ritter von Senneterre zum Befehlshaber in Trier, und eroberte vollends den Reſt des Kurfürſtenthums; denn aus Koblenz waam 20. Aug. ren die Spanier durch die Schweden vertrieben worden. Alſo gelangte der Kurfürſt wieder zum Beſitz ſeines Landes: als er aber in ſeine Reſidenz zurückkehren wollte, erfuhr er, daß man alles Geräthe in ſeinem Pallaſt geplündert habe. Er beklagte ſich hierüber bey dem König, der dann dem Marſchall von Etre'es ſehr ernſtlich befahl, alles genommene wieder herbey zu ſchaffen.

Während dieſer Zeit ſetzte der Herzog von **Orleans** ſeinen Marſch nach **Languedok** fort. Der dortige Statthalter, Herzog von **Montmorenci**, hatte verſprochen, ihn aufzunehmen; und Gaſto ſetzte viel Vertrauen auf den Eifer und die Redlichkeit dieſes Herrn, dem ſeine Geburt, ſeine Reichthümer und ſeine perſönliche Eigenſchaften groſſes Anſehn in der Provinz gaben. Er hatte ihn durch die

ſchlau=

ſchlauen Bemühungen Alphonſens von Elbene, 1632
Biſchoffs von Albi, deſſen Bruder und Neffe nach Brüſſel gegangen waren, auf ſeine Seite gebracht. Dieſe ganze aus Florenz gebürtige Familie hieng der Königin Mutter eifrig an, und der Bruder des Biſchoffs führte die Kompagnie leichter Reuter des Herzogs. Montmorenci war ſeit einiger Zeit nicht wenig mißvergnügt über die ſchlechte Belohnung ſeiner Dienſte. Er war nach der Krankheit des Königs im Jahr 1630. wegen beſonderer Angelegenheiten von Lyon nach **Languedok** gegangen. Die Bewohner dieſer Provinz äuſſerten gegen ihn groſſe Betrübniß über die Aufhebung ihrer Landtage und über den Verluſt ihrer Vorrechte. Dem Herzog giengen ihre Klagen um ſo mehr zu Herzen, da er überlegte, daß er ſelbſt mit Schuld daran wäre, indem er dem Kardinal zur Ausführung ſeines Entwurfs, die Stände von Languedok aufzuheben und in jeder Diöces zu Einrichtung und Erhebung der Steuern Perſonen zu beſtellen, die man Elûs nennet, beförderlich geweſen. Für ihn ſelbſt waren ohngefähr 100,000 livres verlohren gegangen, die ihm die Stände jährlich verehrten, wenn ſie das von der Provinz dem König bewilligte Don gratuit anordneten. So groß auch die Einkünfte des Herzogs waren, ſo fiel doch der jährliche Verluſt einer ſolchen Summe ihm, der viel Aufwand machte, beſchwerlich. Er ſuchte die Klagen der Languedoker zu ſtillen, und verſprach, ſein ganzes Anſehn zur Wiederherſtellung der Stände anzuwenden. Er ſchmeichelte ſich um ſo mehr mit einem guten Erfolg, da Richelieu, gedrängt von einer furchtbaren Parthey, den Beyſtand eines ſo mächtigen Herrn nicht wohl entbehren konnte. Gleich nach der Rückkehr von Lyon ließ der Kardinal ihn nach Hof einladen, weil ihm ſeine Gegenwart und die während der Krankheit

1632 des Königs ſo großmüthig verſprochene Freundſch nothwendig wäre. Maria Felicia von Orſini, Ge mahlin des Herzogs, eine nahe Verwandtin der Kö nigin Mutter, von deren väterlichen Tante, Iſabel le von Medici, die mit Paul Jordan von Orſini Herzog von Bracciano, dem Großvater der Herzo gin von Montmorenci, vermählt geweſen, dieſe Her zogin ſag' ich, war einer Königin, der ſie ſo na angehörte, eifrig ergeben, und reitzte zu Lyon ihren Gemahl, ſich lieber für Marien von Medici zu er klären, als einen dem ganzen königlichen Hauſe ver haßten Miniſter zu unterſtützen: allein, die Herzo gin vermochte nichts über das Gemüth ihres Ge mahls, den das Bitten des Königs, den Kardinal in Schutz zu nehmen, über alle andere Betrachtun gen wegſetzte. Als der Herzog den gedachten Brief empfangen hatte, zeigte er ihn ſeiner Gemahlin und einigen Vertrauten, die ihm dann riethen, nicht zu eilen und ſich auf der Reiſe nach Paris unter allerley Vorwänden ſo lange aufzuhalten, bis man ſähe, wie der Kampf zwiſchen der Königin Mutter und dem Kardinal ausfallen würde. Bey Befolgung dieſes Raths kam der Herzog gerade zu der Zeit in Paris an, da die Königin Mutter die Oberhand hatte. Richelieu, der nicht leicht zu hintergehen war, er rieth die Urſache der Verzögerung, und empfieng die Entſchuldigungen des Herzogs kaltſinnig. Doch hielt ſich der Herzog an dem Tage der betrogenen Hoff nung parteylos; er folgte dem König nach Verſailles. Richelieu, dem dies gefallen, ſtellte ſich nun nicht mehr ſo zurückhaltend; er verſprach ſogar, dem Her zog bald Merkmale ſeiner Erkenntlichkeit zu geben. Man bot ihm den Marſchallsſtab von Frankreich an: er bezeigte ſich aber dabey ſehr gleichgültig, und gab zu verſtehen, daß er die Würde eines Konne tabels verlange, die ſein Vater und Großvater ſo

rühm-

ähmlich bekleidet hätten. Allein, die Marſchälle 1632
von Frankreich lieſſen ihm durch Baſſompierre ſagen,
daß der Stand eines Herzogs und Pairs bey der
Armee keinen Rang gäbe, und daß er folglich künf-
tig nicht mehr erwarten dürfe, den Oberbefehl mit
ihnen zu theilen, wofern er nicht erſt eine Würde
annähme, die ſein Vater lange vorher, ehe er Kon-
netabel geworden, bekleidet hätte. Dies bewegte
ihn, den Stab anzunehmen, in Hoffnung, dereinſt
Konnetabel oder doch Generalfeldmarſchall zu wer-
den. Indem er auf eine Gelegenheit hierzu wartete,
betrieb er die Wiederherſtellung der Stände von Lan-
guedok und die Widerrufung des Edikts, welchem-
nach Elûs in den Provinzen angeſtellt werden ſoll-
ten. Ihm widerſetzte ſich hierin der Marſchall von
Effiat, als Oberaufſeher der Finanzen, der ſeit dem
Gefecht bey Veillane in Piemont ſein geſchworner
Feind war: dennoch glaubte Richelieu zu einer Ge-
nugthuung gegen Montmorenci verbunden zu ſeyn,
und den ſchlimmen Folgen vorbeugen zu müſſen, die
das allgemeine Mißvergnügen einer ſo groſſen Pro-
vinz zu einer ſo unruhigen Zeit verurſachen konnte.
Auf ſeine Veranſtaltung mußten der Herzog und Ef-
fiat einander in ſeinem Landhauſe zu Bois-la-Vi-
comte antreffen; Richelieu verſprach, Rückſicht auf
die Forderungen der Languedoker zu nehmen, und bat
die beyden Herren, ihm zu Liebe von nun an in gu-
tem Vernehmen zu leben. Einige Tage hernach
ward beſchloſſen, ſtatt der Elûs Kommiſſarien in je-
der Diöces zu beſtellen, und daß die königlichen Pach-
ter auf Koſten der Provinz ſollten entſchädigt wer-
den. Durch dieſe Auskunft gewann der Herzog das
Verlohrne wieder, und die wiederhergeſtellten Stän-
de konnten ihm, wie vorher, Geſchenke bewilligen.
Es waren damals Abgeordnete aus Languedok am
Hof: weil ſich aber ihre Vollmacht nur auf die bloſ-

ſe

1632 ſe Bitte um Wiederherſtellung der Vorrechte Langue-doks erſtreckte, ſo getrauten ſie ſich nicht, den vom Statthalter getroffenen Vergleich ohne Beyſtimmung derer, die ſie abgeſchickt hatten, zu genehmigen. Der Schluß des Vergleichs ward alſo bis zur nächſten Verſammlung der Stände, die der König erlaubte, verſchoben. Der Präſident Miron und der Finanz-verwalter Hemeri hatten Befehl, ihr im Namen des Königs beyzuwohnen und ſo gütlich als möglich einen Handel beyzulegen, vor deſſen Folgen ſich der Hof fürchtete. Dies geſchah im vorigen Jahr, nach der Entweichung der Königin Mutter und des Herzogs von Orleans.

Nunmehr dachte **Montmorenci** auch auf ſeine eigenen Angelegenheiten, und verlangte die Stelle eines Generalfeldmarſchalls nebſt dem beſon-dern Oberbefehl über die Stadt und Citadelle Mont-pellier. Er ſchmeichelte ſich, Richelieu, an deſſen Untergang immer eifriger gearbeitet wurde, würde es nicht wagen, ihn, als einen mächtigen Herrn, vor den Kopf zu ſtoſſen. Allein, nicht zu gedenken, daß die Miniſter auf die Erniedrigung aller groſſen Herren im Königreich bedacht waren, ſo mochte Ri-chelieu ſelbſt gern die Armeen kommandiren, entwe-der in eigener Perſon, oder durch Feldherren, die ihm ganz ergeben waren; und Montmorenci war nicht biegſam genug, ſich in eine blinde Abhängig-keit von der Willkühr des Miniſters zu verſetzen. Durch Ertheilung des Oberbefehls zu Montpellier wollte man ihn auch nicht gern noch mächtiger ma-chen. Seine Hoffnung verſchwand alſo, und er ſah ein, daß man ihn lebenslang Marſchall würde blei-ben laſſen; und nun reuete es ihn auch, daß er ſich der Admiralswürde begeben hatte. Der Verdruß, ſich hintergangen zu ſehen, vermehrte ſeinen Haß ge-gen Richelieu, der ihm die Würde eines Admirals

und

und eines Generaliſſimus der Landtruppen liſtig ent- 1632
zogen hatte. Voll von Grillen und Mißvergnügen kehrte er zu Ende des Oktobers im vorigen Jahr nach Languedok zurück. Die Stände verſammleten ſich zu Pezenas, und ſein Verdruß wuchs dabey eben ſo ſtark, als die Beſchwerden der Provinz. Miron, einer von den königlichen Kommiſſarien rieth, die Gemüther durch Aufhebung der Elûs zu beſänftigen: allein, Hemeri, ſein Kollege, der den heimlichen Befehlen, die ihm Effiat ſchickte, folgte, widerſetzte ſich aus allen Kräften Mirons patriotiſchen Abſichten, handelte dem Herzog von Montmorenci in allen Stücken zuwider, und ſchickte nachtheilige Berichte von ihm an den Hof. Effiat alſo, nicht aber Richelieu, vermehrte des Herzogs Mißvergnügen; denn dieſer ſuchte ihn aus Staatsklugheit zu ſchonen und ihn immer noch zu vertröſten: jener aber glaubte, der Herzog dringe blos um ſeines eigenen Vortheils willen ſo ſehr auf die Widerrufung des öfters gedachten Edikts, und der König dürfe nicht geſtatten, daß die ohnehin mit Auflagen beſchwerten Languedoker noch ihrem Statthalter zur Unterhaltung ſeiner üppigen Pracht beyſteuern ſollten.

Marie von Medici und ihr jüngerer Prinz erfuhren bald die Lage des Herzogs von Montmorenci und der Languedoker. Ihre Hoffnung erlangte dadurch Nahrung; ſie ſannen auf die Errichtung eines geheimen Verſtändniſſes mit dem Herzog. Der vorhin gedachte **Biſchof von Albi** mußte den Grund dazu legen, den Herzog an ſein ehemaliges Verſprechen erinnern, dem zu Folge er dem **Herzog von Orleans** bey vorfallender Gelegenheit einen wichtigen Dienſt leiſten wollte; und ihm vorſtellen, daß nun eine ſolche Gelegenheit, die nicht ſchöner ſeyn könnte, vorhanden wäre. Der Biſchof griff ihn auf der Seite des Ehrgeitzes an, und fand über-

1632 haupt günſtige Augenblicke genug, den Herzog einzunehmen, der jetzt noch mehr gegen Richelieu erbittert war, da man das auf ſein Betreiben gethane Verſprechen den Languedokern auch nicht hielt. Zwar ſuchte Soudheilles, ein Edelmann aus Limouſin, und Vertrauter des Herzogs, ihn durch die vernünftigſten Vorſtellungen zurückzuhalten: aber der Biſchof Elbene hinderte die Würkung derſelben; und Soudheilles wurde dadurch von dem Herzog entfernt, daß man ihn nach Paris ſchickte, unter dem Vorwand, die Bewegungen des Hofs in der Nähe zu beobachten und die Erfüllung des der Provinz gethanen Verſprechens zu betreiben. Zugleich ſchrieb der Biſchof von Albi nach Brüſſel, er verzweifle nicht, den Herzog zu gewinnen, wofern nur der Herzog von Orleans im Stande wäre, mit einer etwas beträchtlichen Macht in das Königreich einzurücken. Gaſto ſchickte ſogleich den Abbé von Elbene, Neffen des Biſchoffs, an Montmorenci, um ihn zu verſichern, daß er in Begleitung von 2000. Pferden kommen, daß der Herzog von Lothringen ſeinen Eintritt in das Königreich durch 15,000 Mann begünſtigen werde, daß viele franzöſiſche Herren bereit wären, ſich für ihn zu erklären, und daß der König von Spanien eine mächtige Hülfe durch Rouſſillon wolle herbey rücken laſſen. Der Vortrag des Abbé fand Eingang. Richelieu, der immer von den Unternehmungen ſeiner Feinde gute Nachrichten hatte, fieng an zu beſorgen, Montmorenci möchte ſich mit Gaſto verbinden, und eine mißvergnügte Gränzprovinz in Bewegung bringen. Er ſchrieb daher ſelbſt und ohne Genehmigung des Königs an den Befehlshaber zu Montpellier, Marquis des Foſſez, und an Hemeri, ſich des Herzogs, der ſich oft zu Montpellier beluſtigte, auf irgend eine Art zu verſichern. So gefährlich nun auch der Auftrag für dieſe beyden

Män-

Männer war, ſo machten ſie doch einen Anſchlag, 1632
der vielleicht auch gelungen wäre, wenn ſie nicht einer von den Mitwiſſenden verrathen hätte. Andere ſagen, Hemeri habe ſelbſt, aus Furcht vor der Gefahr ſein Leben zu verliehren, den Herzog davon benachrichtiget. Wie dem auch ſey, alle Edelleute liefen ſogleich zum Dienſt des Herzogs herbey, und einige riethen ihm, ſich des Marquis des Foſſez und Hemeri, und der Citadelle, wo nur eine ſchwache Beſatzung lag, zu bemächtigen: allein, Montmorenci, noch ungewiß über ſeine Vereinigung mit dem Herzog von Orleans, wollte ſich nicht übereilen, und verließ blos Montpellier mit einer ſtärkern Begleitung.

Bey ſeiner Rückkunft zu Pezenas drungen die Vertrauten des Herzogs und die Brüder von Elbene noch ſtärker in ihn, und brachten ihn endlich zu dem Entſchluß, den Herzog von Orleans in Languedok aufzunehmen: aber unter der Bedingung, daß er nicht eher, als zu Ende des Auguſts, von Brüſſel abreiſen ſollte, indem erſt um dieſe Zeit die Stände auseinander giengen, und man ſich alsdann der von ihnen dem König bewilligten Summen bemächtigen und ſie zum Dienſt des Herzogs von Orleans anwenden könnte. Einige Geſchichtſchreiber verſichern, ſeine Gemahlin habe den ſtärkſten Antheil an der Bewürkung dieſes Entſchluſſes gehabt: andere entſchuldigen ſie und behaupten, ihr Gemahl habe die ganze Sache geheim vor ihr gehalten: wieder andre ſagen, ſie habe dies erſt ſpäter, da ſie die gefährlichen Folgen dieſes Unternehmens eingeſehn, zu ihrer Rechtfertigung vorgegeben. Genug, der Biſchof von Albi war ſehr vergnügt über den Entſchluß des Herzogs, und ſuchte nunmehr die Abgeordneten der languedokiſchen Stände zu gewinnen. Ein groſſer Theil des Adels und der Biſchöffe erbot ſich freywillig, die

1632 Abſichten des Herzogs zu unterſtützen, theils aus einem im Grunde lobenswürdigem Eifer, die Privilegien der Provinz zu erhalten, theils wegen ihrer Ergebenheit gegen die Perſon des Statthalters. Der Erzbiſchof von Narbonne, als Präſident der Stände, hegte auch Achtung und Ehrfurcht gegen ihn: aber er widerſetzte ſich aus allen Kräften allem dem, was auf eine Empörung abzielen konnte. Richelieu, der deſſen Geſinnung kannte, ſchrieb ihm, er möchte doch den Herzog von Montmorenci auf alle Weiſe von den gefährlichen Rathſchlägen des Biſchoffs von Albi und anderer Anhänger der Königin Mutter und des Herzogs von Orleans abwendig zu machen ſuchen. Der Erzbiſchof that dies auch: allein, Montmorenci blieb unbeweglich und ſtellte ſich nur, als wenn er noch nicht ganz entſchloſſen wäre, den Herzog Gaſto in Languedok aufzunehmen. Er ſchickte ſogar Briefe an den Hof, in denen er dem König die ſtandhafteſte Treue verſicherte. Richelieu, der dies nicht mit den Ränken des Herzogs bey den Ständen von Languedok reimen konnte, ſchickte neue Befehle an den Erzbiſchof von Narbonne, an Hemeri und Miron, an Verderonne, den Intendanten der Provinz, und an alle, die dem Hof ergeben blieben, ſich den Kunſtgriffen des Biſchoffs von Albi und den Entwürfen des Herzogs von Montmorenci tapfer zu widerſetzen. Und weil damals die königlichen Truppen mit Bändigung des Herzogs von Lothringen und mit Vertheidigung des Kurfürſten von Trier beſchäftigt waren, folglich nicht ſo geſchwind in einer entferntern Gegend des Königreichs gebraucht werden konnten; ſo ſchickte Richelieu den Herrn von Soudheilles abermals ab, um noch einen, aber auch den letzten Verſuch bey dem ſich zu Baniols aufhaltenden Montmorenci zu wagen. Soudheilles erſchrack bey ſeiner Ankunft, als er ſahe, daß ſich der

Her-

Herzog ſchon tiefer eingelaſſen hatte, als man bey 1632
Hof glaubte; er zog gegen deſſen Rathgeber heftig los, drohte dem Biſchof von Albi mit Stockſchlägen, wenn er fortfahren würde, den Herzog zu beſuchen, und beſchwur dieſen, er möchte doch ſein verwegenes Vorhaben recht ernſtlich überlegen. Dieſer ertrug gelaſſen den ungeſtümen Eifer eines Dieners, deſſen gute Abſichten und Treue er unmöglich verkennen konnte; erlaubte ihm ſogar an Richelieu zu ſchreiben, und ihm einige Hoffnung zu geben. Dieſer antwortete, der Herzog ſollte alle Genugthuung erhalten, die er nur immer verlangen würde, wenn er nur ſeiner Verbindung mit der Königin Mutter und dem Herzog von Orleans entſagen wollte. Allein, nun konnte Montmorenci nicht wieder zurück treten; Gaſto war ſchon in Burgund eingedrungen und zog auf Languedok zu. Gern wär' er bis zu der von Montmorenci beſtimmten Zeit in Brüſſel geblieben, wenn ihn nicht der Herzog von Lothringen ſo heftig zum Einfall in Frankreich gereitzt hätte: doch eilte Gaſto nicht, und bemühte ſich, den König ungewiß zu machen, ob er ſich gegen Güyenne oder gegen eine andre Provinz wenden werde. Man rieth dem Herzog von Montmorenci, ſich dieſer Uebereilung des Herzogs von Orleans als eines Vorwandes zur Rücknahme ſeines Verſprechens zu bedienen, weil dieſer Prinz das ſeinige nicht gehalten hätte. Dies beunruhigte den Biſchof von Albi und ſeine Freunde ſo ſehr, daß ſie ihre Zudringlichkeiten verdoppelten und den Herzog antrieben, die Verſammlung der Stände zu ſchlieſſen, indem der Herzog von Lothringen wider ſeinen Willen vor der beſtimmten Zeit ſeine Unternehmung habe anfangen müſſen. Montmorenci konnte ſich nicht überwinden, ſein Wort zu brechen, und einen Prinzen, der, im Vertrauen auf ſeinen Edelmuth, ſich mit wenig Truppen mit-

1632 ten ins Königreich gewagt hatte, zu verlaſſen, und verſprach alſo aufs neue, den Herzog von Orleans in Languedok aufzunehmen, brachte es bey den Ständen dahin, daß ſie ihn unterſtützten, und ſprach beym Herausgehen aus ſeinem geheimen Rath zu Soudheilles: **Lieber Freund! es iſt geſchehen; nun helfen keine Vorſtellungen weiter.** Gut, verſetzte der vom Schmerz durchdrungene Patriot, **weil Sie denn Ihren wahren Vortheil und das Wohl Ihrer Freunde und Diener hintanſetzen, ſo bedenken Sie wenigſtens, daß Sie eine Provinz, die Ihnen jederzeit beſonders am Herzen lag, verliehren. Zwo bis drey Armeen werden ſie von allen Seiten verwüſten. Befürchten Sie denn nicht, daß man Ihnen dereinſt alles Unglück, das dieſe Provinz unausbleiblich treffen wird, vorwerfen werde?** Montmorenci ſchien durch dieſe Vorſtellung gerührt zu ſeyn, blieb aber doch bey ſeinem Entſchluß. Nicht allein ſeine Ehre ſchien ihm darunter zu leiden, ſondern er hatte ſich auch überzeugt, billige und unparteyiſche Perſonen würden ein Unternehmen, das blos auf die Errettung der Mutter und des Bruders des Königs abziele, unmöglich tadeln können.

Als der Erzbiſchof von Narbonne, Hemeri, Miron und Verderonne fortfuhren, dem Herzog bey den Ständen entgegen zu arbeiten, ſo riethen der Biſchof von Albi und einige andere dem Herzog, ſich dieſer vier Männer zu verſichern. So gleich gab er Befehl zu ihrer Gefangennehmung. **Bringt mich hin,** ſagte der Erzbiſchof, **wohin ihr wollt, der König wird mich doch finden.** Anfangs brachte man ihn in das Schloß bey Pezenas, am folgenden Tag aber übergab man ihn dem Biſchof von Agde. Miron, überzeugt, daß Montmorenci keine Gewalt-

waltthat zu begehen fähig ſey, bewies ſich eben ſo 1632
ſtandhaft: Verderonne hingegen, noch mehr aber Hemeri, wurden kleinmüthig. So bald der Erzbiſchof von Narbonne und die königlichen Kommiſſarien entfernt waren, erhielt der Herzog von der Verſammlung der Stände, deren Präſident nun der Biſchof von Albi war, eine Berathſchlagung, bey der man ihn bat, ſein Wohl mit dem Wohl der Provinz unzertrennt zu vereinigen; ſie ihrer Seits wollten eben dies thun, um gemeinſchaftlich zum Dienſt des Königs und für das Beſte des Vaterlandes arbeiten zu können. Vierzehn Tage hernach erklärte das dem Statthalter ſich widerſetzende Parlament zu Toulouſe die in jener Berathſchlagung gefaßten Schlüſſe für aufrühriſch.

Zu Anfang des Auguſts kam der Herzog von **Orleans** zu Lodeve, der erſten Stadt in Languedok, an. Er ließ ſogleich den Herzog von **Montmorenci** begrüſſen, der aber ſeinen Unwillen über die voreilige Einrückung in das Königreich nicht verbergen konnte, und ſich den Untergang prophezeyte. Er erkannte nun erſt auch ſeine eigene in manchen Stücken begangene Unvorſichtigkeit. Vor allen Dingen hätte er ſich der Citadelle bey Montpellier bemächtigen ſollen; dies wäre vorher leicht geweſen: nun aber, da er den Befehlshaber, Marquis des Foſſez, durch Verſprechung eines Marſchallsſtabs, den doch weder er noch der Herzog von Orleans ertheilen konnte, gewinnen wollte, fand er kein Gehör. Ferner hätte er ſich der Stadt Narbonne verſichern ſollen, deren Erzbiſchof er nun wieder los ließ, der dann die Narbonner zu gewinnen wußte, daß ſie ſich nicht für den Herzog von Orleans erklärten. Die Königin Mutter hatte ſich Hoffnung gemacht, der Herzog von Epernon, Statthalter in dem benachbarten Güyenne, würde ſich für ihre Partey erklären; we-

1632 nigſtens hätte Montmorenci zeitig die Geſinnung ſeines Freundes erforſchen ſollen: aber das that er zu ſpät, und erfuhr dabey, daß dieſer alte erfahrne Herr ſich nicht in dieſe Händel miſchen wolle. Auch die Proteſtanten lieſſen ſich auf keine Weiſe bewegen, ihre Treue gegen den König zu ändern. Endlich hatte Montmorenci bey ſeinem Haushofmeiſter zu Paris 500,000 livres liegen; anſtatt ſich dieſer beträchtlichen Summe gehörig zu verſichern, ließ er dem Kardinal Richelieu Zeit, ſie wegzunehmen. Unterdes kam Gaſto nach Languedok, ohne ſo viel zu haben, als zur Beſtreitung des Aufwandes für ſich und ſein Gefolge nöthig war; Montmorenci mußte für ihn borgen. Es gab Leute von Machiavells Brut, die ihm allerhand gewaltſame Mittel an die Hand gaben, Gelder aufzutreiben: aber ſein Gemüth war zu edel, als daß es Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten hätte erlauben ſollen.

Die Marſchälle von **la Force** und **Schomberg** waren dem Herzog von Orleans auf verſchiedenen Wegen nachgefolgt, um ihm zuvor zu kommen und ihn von Languedok abzuſchneiden: aber ſie konnten ihren Zweck nicht erreichen. Beyde Feldherren hatten mit äuſſerſtem Widerwillen den Auftrag, gegen den einzigen Bruder des Königs und vermuthlichen Kronerben zu Felde zu ziehen, angenommen. Fiel er in einem Treffen, ſo konnte man ſie vielleicht deswegen belangen. La Force, weniger Freund des Kardinals, als Schomberg, machte die gröſten Schwierigkeiten, und verlangte einen ausdrücklichen und klaren Befehl über das Verfahren, das der König gegen ſeinen Bruder wollte beobachtet wiſſen. Als Ludwig hierauf antwortete, man ſolle dem Herzog kein Leid zufügen, und ihm mit aller ſeiner Geburt und ſeinem Range gebührenden Achtung begegnen; ſo zeigte der Marſchall, wie unmöglich es ſey, dies

bey

bey einem Handgemenge zu beobachten. Den Kar- 1632
dinal brachte dies auf die Beſorgniß, die Feldherren möchten in dieſer Verlegenheit nicht kräftig genug zu Werke gehen. Er beredete daher den König, ſelbſt nach Languedok zu reiſen, und durch ſeine Gegenwart der Unternehmung Nachdruck zu geben. Ludwig erklärte vor ſeiner Abreiſe bey einer feyerlichen am 12. Aug.
Sitzung im Parlament, daß alles vergeſſen ſeyn ſollte, wenn der Herzog von Orleans in ſechs Wochen von ſeinem Vorhaben abſtehen würde; dabey ward des Kardinals Richelieu auf die allerrühmlichſte Art gedacht: Montmorenci aber ward als ein Verbrecher der beleidigten Majeſtät verdammt.

Der Graf dů Fargis war ſeit neun Jahren franzöſiſcher Geſandter zu Madrid: als aber ſeine Gemahlin, wie oben erzählt worden, durch Richelieu vom Hof entfernt wurde, begab er ſich mit ihr zu dem Herzog von Orleans, als er nach Burgund geflohen war. Da nun Gaſto jemand haben mußte, den er nach Spanien ſchicken konnte, um vom König Philipp nachdrücklichen Beyſtand zu erflehen, ſo ſchickte ſich niemand beſſer dazu, als der Graf dů Fargis. Er ward zu Madrid mit eben den Ehrenbezeugungen empfangen, und ihm durchgehends eben ſo begegnet, als den Geſandten gekrönter Häupter: aber Hülfe konnte er nicht erlangen, indem die für Gaſto beſtimmten italieniſchen Truppen in die Niederlande marſchiren mußten, von woher eine ſchlimme Nachricht über die andere einlief. Montmorenci, der Geldhülfe verlangte, konnte nicht mehr als 50000 Thaler bekommen. Ehe dů Fargis in der Mitte des Auguſts Madrid wieder verließ, ſtellte er daſelbſt den bekannten und dem Herzog von Orleans angenehmen Dichter **Vincenz Voitůre** auf. Dieſer witzige Kopf wußte ſich bey dem Grafen von Olivarez trefflich einzuſchmeicheln, konnte aber

1632 doch nichts Entſcheidendes für ſeinen Herrn auswürken. Der Herzog von Orleans fand auch bey den Languedokern weniger Zulauf und Unterſtützung, als er erwartet hatte. So gar an ſeinem Hof riß Zwietracht ein. Püylaurens, ſein Günſtling, der gewohnt war, überall, wo ſich der Herzog aufhielt, zu befehlen, konnte nicht vertragen, daß Montmorenci alles, was den Krieg betraf, anordnete. Die Eiferſucht zwiſchen ihnen wuchs ſo ſtark, daß keiner den andern mehr leiden konnte. Auch der lothringiſche Herzog von Elboeuf wurde mißvergnügt, weil ihm Montmorenci die Anführung der Truppen nicht überlaſſen wollte, zu der er ſich vermöge der Rechte ſeiner Geburt berechtiget hielt. Der König gab zwar ſelbſt Gelegenheit zur Beylegung dieſes Zwiſts, aber ſo, daß deſſen Bruder ſeine Armee theilen, folglich ſchwächen mußte. Die Marſchälle von la Force und Schomberg kamen von verſchiedenen Orten herbey; der erſte gieng nach Niederlanguedok, und der andre ſollte gerade auf den Herzog von Orleans los gehen. Jedem mußte alſo ein Haufen Truppen entgegen geſtellt werden. Elboeuf bekam die Anführung desjenigen, der dem Marſchall la Force die Spitze bieten ſollte, und Montmorenci war unter dem Herzog von Orleans Befehlshaber gegen Schombergen, aber bey lauter Verdrießlichkeiten, Ränken und Uneinigkeiten. Der Marſchall la Force erwartete zu Pont St. Eſprit alle für ihn beſtimmte Truppen. Mittlerweile ſchickte er einen Theil der gegenwärtigen Soldaten unter Anführung des Herrn von la Roque Maſſebaut in die Landſchaft Vivarez, um ein Regiment, das der Vicomte von l'Etrange, ein ſehr angeſehener und tapferer Herr, zum Dienſt des Herzogs von Orleans errichtete, zu zerſtreuen. L'Etrange ward in ſeiner Verſchanzung angegriffen und gefangen, und ohngeachtet aller Vorſtellungen des Her-

zogs von Elboeuf gerichtlich verurtheilt und enthaup- 1632
tet, um den übrigen Herren von dieſer Parten Schre-
cken einzujagen. Nach einigen mißlungenen Verſu-
chen auf languedokiſche Plätze kam der Herzog von
Orleans nach Beziers, und erfuhr daſelbſt, daß
Schomberg in der Grafſchaft Foix das Städtchen
St. Felix de Carmain, drey Meilen von Caſtelnau-
dari, belagere. Die Herzoge von Orleans und
Montmorenci machten ſich zum Entſatz des Orts
fertig, wollten aber zur Sicherheit erſt Caſtelnaudari
beſetzen: allein, Schomberg hatte ſchon St. Felix
durch Vergleich erobert, und kam zu eben derſelben
Zeit vor Caſtelnaudari an. Seine Truppen konn-
ten nicht weiter kommen, ohne über den kleinen Fluß
Fresquel zu ziehen, über den eine ſehr lange und
ſchmale ſteinerne Brücke gieng. Montmorenci woll-
te warten, bis ein Theil der feindlichen Armee über
die Brücke marſchiret wäre, und alsdenn den einen
Theil angreifen, ehe der andere zu Hülfe kommen
könnte: allein, Schomberg wollte einen ſo gefährli-
chen Uebergang nicht wagen, und gieng an einem
andern Ort über den Fluß, ehe ſich Montmorenci
deſſen verſah. Es kam zu einem Gefechte, wobey
Montmorenci, durch ſeine unbändige Hitze ver-
führt, ſchwer verwundet und gefangen genom-
men wurde. Schomberg ſahe die Gefangenneh-
mung des Herzogs von Montmorenci als einen Sieg
an. Zufrieden mit dieſem Vortheil, der ihm ſo we-
nig gekoſtet, blieb er ohngefähr eine Stunde lang
auf dem Schlachtfeld, und da er ſah, daß die Fein-
de ganz ruhig in ihrer Stellung blieben, ſo führte er
ſeine Truppen triumphirend nach Caſtelnaudari. Am
folgenden Tag ließ ihm der Herzog von Orleans, der
ſich bey dem erſten Gefechte ganz unthätig bewieſen,
ein zweytes anbieten: allein, der Marſchall war viel
zu klug, als daß er ſich ohne Noth mit dem vermuth-
lichen

1632 lichen Kronerben in ein neues Gefecht håtte einlaſſen ſollen, worin dieſer håtte bleiben können. Er antwortete ihm alſo, er würde jederzeit ein Treffen mit dem Bruder des Königs zu vermeiden ſuchen: wenn er aber angegriffen würde, ſo müßte er ſich wehren. Der Herzog konnte ſich alſo ruhig nach Beziers zurückziehen. Aber wo ſollte er weiter hin? Entweder mußte er zu den Spaniern übergehen, oder bey dem König Gnade ſuchen und ſich allen Bedingungen unterwerfen. Allein, die Påſſe nach Spanien waren ſchon mit königlichen Truppen beſetzt; und die Herzogin von Montmorenci, welche hoffte, die Begnadigung ihres Gemahls würde einer der erſten Artikel bey dem Vergleich mit dem König ſeyn, bewegte den Prinzen durch Worte und Thrånen, ſeinen Zwiſt mit dem König beyzulegen. Der König befeſtigte dieſen Entſchluß in dem Gemüth des Prinzen dadurch, daß er ihm verſprechen ließ, ihn nebſt ſeinem ganzen Hofſtaat geneigt aufzunehmen, und ihm an ſeinem Hof mit aller Güte zu begegnen, wenn er nur ſeinen Fehler erkennen und allen Verbindungen in und auſſer dem Reich entſagen wollte. Dieſes Erbieten wurde von dem Prinzen ſo wohl aufgenommen, daß er den Herrn von Chaudebonne nach Pont St. Eſprit, wo ſich der König aufhielt, ſchickte, die größten Verſicherungen der Treue und Folgſamkeit auf die Zukunft åuſſern ließ, und den König bat, das Geſchehene zu vergeſſen, und ihm ſeine Forderungen zu bewilligen. Dieſe wurden aber im Staatsrath ſo übertrieben und der Würde des Königs ſo ungemåß befunden, daß man es bey dem mußte bewenden laſſen, was man ihm vorher angeboten hatte.

am 9. Sept.

Inzwiſchen hatte die Ankunft des Königs eine allgemeine Beſtürzung in Languedok verurſacht, und die aufrühriſchen Stådte beeiferten ſich um die Wette,

te; zum Gehorſam zurückzukehren. Die Einwohner von Albi jagten ihren Biſchof fort, weil man ihn als den Urheber der Unruhen betrachtete. Da dieſer Prälat beſorgte, man möchte ihn gefangen nehmen, ſo floh er nach Florenz, von da er erſt nach des Königs Tod wieder nach Frankreich kam. La Croix, Hauptmann der Leibwache des Herzogs von Montmorenci ward aus der Citadelle von Agde, wo er Befehlshaber war, gejagt; und Lünel kam auch wieder unter die Herrſchaft des Königs. Als der Herzog von Orleans zu Beziers erfuhr, daß die königlichen Truppen von allen Seiten gegen ihn anrückten, ſo wollte er die wenige Mannſchaft, die ihm noch übrig war, in die Stadt ziehen: aber die Einwohner widerſetzten ſich. Er verließ alſo nebſt der Herzogin von Montmorenci die Stadt, und begab ſich nach Olonzac in der Diöces St. Pons. An eben dem Tag kamen die Marſchälle von la Force und Vitri vor die Stadt, deren Bewohner ihnen die Thore öffneten und dem König einen neuen Eyd der Treue leiſteten. Gaſto wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Alle Städte hatten ihre Thore verſchloſſen, ſo daß er nur in ſchlechten Dörfern ſich aufhalten mußte, die noch dazu von königlichen Truppen umgeben waren. Er ließ die Einwohner zu Beziers bitten, ihm eine Freyſtätte zu vergönnen: ſie antworteten aber, daß ſie dies ohne ausdrücklichen Befehl des Königs, dem ſie aufs neue Treue geſchworen, nicht thun könnten. Sie ſchickten auch an dieſen einen Kourier, um deſſen Willen zu erfahren. Der Kardinal, der den Prinzen durchaus hindern wollte, aus dem Königreich zu gehen, ließ ihnen Erlaubniß ertheilen, ihn nur mit ſeinen Bedienten aufzunehmen, doch ſollte er die Thore mit 300 Mann bewachen dürfen: jedoch Gaſto wollte nicht einmal, daß ſich ſeine Truppen der Stadt nähern 1632

ſoll-

1632 ſollten, und ließ dem König ſagen, ſein Wort allein ſey ihm lieber, als eine Bedeckung von 10,000 Mann. Er ſchickte abermals den Herrn von Chaudebonne an den König, um ihn zu bitten, daß er die Vergebung, die er dem Herzog von Elboeuf und den Perſonen ſeines Hauſes habe angedeyen laſſen, auch auf alle, die ihm gefolgt wären, ausdehnen möchte; die übrigen Punkte des Vergleichs wolle er ganz dem Willen des Königs anheim ſtellen. Allein, Richelieu war feſt entſchloſſen, in Anſehung dieſes Punkts nicht im geringſten nachzugeben. Chaudebonne gab zu verſtehn, der Prinz würde am Ende in alles willigen, was der Hof verlangen möchte, wenn man nur einen ſichern Mann an ihn ſchicken wollte, der deſſen Gemüth zu lenken wüßte. Büllion wurde hierzu beſtimmt: aber der König verlangte erſt Geiſel für die Sicherheit dieſes Miniſters. Man befürchtete, die Leute des Prinzen möchten aus Verzweiflung den Abgeſandten des Königs gefangen nehmen, und Mittel finden, ihn nach Rouſſillon zu bringen, und ihn zum Vortheil des Herzogs von Montmorenci brauchen. Bey der Ankunft des Hofs zu Montpellier brachte Chaudebonne die verlangten Geiſel, und am zweeten Tag hernach ließ der König den Herrn von Büllion nebſt dem Marquis des Foſſez mit folgenden Bedingungen abreiſen: 1) daß der Prinz ſeinen Fehler aufrichtig bereuen, ihn bekennen, ſchriftlich deswegen um Verzeihung bitten und verſprechen ſollte, allen dem Wohl des Staats zuwider laufenden Ränken zu entſagen, und kein Verſtändniß mehr mit irgend einer fremden Macht, auch nicht mit der Königin ſeiner Mutter, ſo lange ſie noch in den gegenwärtigen Umſtänden wäre, zu unterhalten; 2) daß er ſich an dem von dem König zu beſtimmenden Orte aufhalten, und daſelbſt als ein wahrer Bruder und Unterthan leben

ben wolle; 3) daß er ſich derer, die ſich mit ihm 1632
verbunden und ihren Eigennutz durch ſeinen und des Staats Schaden zu befördern geſucht hätten, auf keine Art annehmen wollte, und daß er nicht meynen ſollte, als hätte er Urſache ſich zu beklagen, wenn ſie der König mit den verdienten Strafen belegte: doch ſollten ſeine Hofbedienten von dieſem Artikel ausgenommen ſeyn; 4) daß er für die Ausländer, die gewaffnet mit ihm ins Reich gekommen wären, keine beſondere Gnade begehren, ſondern zufrieden ſeyn ſollte, wenn ihnen der König erlaubte, nach Rouſſillon zu gehen; 5) daß er von nun an zur Beſetzung ſeines Hofſtaats und beſonders zur Kanzlerſtelle Perſonen nehmen ſollte, die dem König gefällig wären; 6) daß Püylaurens, als Haupturheber aller böſen Anſchläge, die den Prinzen zur Uebertretung ſeiner Pflicht verleitet, dem König von allen heimlichen Ränken Nachricht geben ſollte, die wider deſſen Dienſt und den Vortheil der Miniſter, zum Nachtheil des Staats geſchmiedet worden; und daß er erklären ſollte, er wolle für einen Verbrecher angeſehen ſeyn, wenn denen zu unterzeichnenden Artikeln nicht würde nachgelebt werden; 7) daß der Herzog allen ſeinen Dienern und Anhängern befehlen ſollte, den König von allem, was wider ſeinen Dienſt geſchähe, zu benachrichtigen.

Büllion fand bey ſeiner Ankunft den Herzog von Orleans ſehr geneigt, ſich dem Willen des Königs zu unterwerfen. Seine Vertraute ſchienen zwar Anfangs mehr Standhaftigkeit, Muth und ſogar Trotz zu zeigen, aber ſie gaben bald nach, als man ihnen vorſtellte, wie leicht es dem König falle, ſie alle gefangen zu nehmen und auf das ſtrengſte zu beſtrafen. Sie bewegten alſo den Prinzen, alle vorgeſchlagene Punkte anzunehmen, nur den dritten ausgenommen, der augenſcheinlich auf den Herzog von

1632 Montmorenci zielte, deſſen Begnadigung auszuwürken, die Ehre des Prinzen erforderte, indem er der Herzogin von Montmorenci etlichemal endlich versprochen hatte, keinen Vergleich, worin ihr Gemahl nicht mit begriffen wäre, einzugehen. Endlich aber bewilligte er auch dieſen Punkt, indem ihm Büllion vorſtellte, er könne ohne die völlige Unterwerfung unter den Willen des Königs nichts erlangen; dieſer würde nur noch mehr aufgebracht werden, wenn der Prinz wegen des Lebens des Herzogs von Montmorenci einige Verſicherung verlangte; das Beſte würde seyn, wenn er deſſen Schickſal dem Gutdünken des Königs überlieſſe, und allein der blinde Gehorſam, den er ihm bey dieſer Gelegenheit leiſten würde, könne ihn wegen des Herzogs auſſer aller Furcht ſetzen.

am 29. Sept. Der **Vergleich** wurde zu **Beziers** geſchloſſen und unterzeichnet. Der **Herzog von Orleans** nahm alle Artikel ohne die geringſte Aenderung oder Einſchränkung an. Man fügte noch eine Urkunde bey, worin der Herzog bey ſeinem fürſtlichen Wort versprach, alle Artikel auf das genaueſte zu beobachten, die guten Abſichten des Königs zur Aufnahme ſeines Staats nach allem Vermögen zu befördern, und allen deſſen Dienern, beſonders dem Kardinal, günſtig zu seyn. Die zween Abgeordneten erklärten hierauf im Namen des Königs, daß er dem Herzog von Orleans ſeine Gewogenheit wieder ſchenke, ihm alle ſeine Güter wieder einräume, und ihm erlaube, in einem von ſeinen Schlöſſern, das man ihm anweiſen würde, ruhig zu leben; ferner, daß der König deſſen gegenwärtigen Hofbedienten, nicht aber den abweſenden und entfernten, das begangene Verbrechen der Empörung verzeihe, und daß er eben dieſe Gnade dem Herzog von Elboeuf angedeihen laſſe, als welcher ſich auf einem von ſeinen Schlöſſern

ſern, das der König beſtimmen würde, aufhalten 1632
könnte. Der König gab ſeine Beſtätigung dazu, und erlaubte dem Herzog, ſich nach Tours oder Champigni zu begeben. Er dankte den kleinen Reſt ſeiner Truppen ab, die auf 3 bis 400 Mann geſchmolzen waren, und verſetzte ſein Silbergeſchirr, um ſie zu bezahlen. Ehe er von Beziers abreiſte, ſchrieb er einen demüthigen und ehrerbietigen Brief an ſeinen Bruder, worin er ihn um Verzeihung bat, und ihm ewigen Gehorſam zuſagte. Zugleich ſchrieb er an den Kardinal, und verſicherte ihn, daß er ſich auf ſeine Freundſchaft verlaſſen dürfe. Der Graf von Alais, General der leichten Reuterey, mußte ihn bis nach Tours begleiten. Der König zog hierauf in Beziers ein, und hielt daſelbſt einen Landtag. Nachdem der Siegelbewahrer die Abſcheulichkeit der Empörung geſchildert und die Güte des Königs gegen die Provinz erhoben hatte; ſo las der Staatsſekretar, der die Geſchäfte der Provinz zu beſorgen hatte, eine Erklärung des Königs ab, wodurch die Freyheiten der Provinz wieder hergeſtellt, die Steuerkammern abgeſchafft und die Erhebung der Abgaben auf einen gewiſſen Fuß geſetzt wurde. Von Beziers reiſte Ludwig nach Narbonne, wo man den Anfang der Unterſuchungen gegen den Herzog von Montmorenci machte, indem man die Ausſage der Officiere vernahm, die bey der Gefangennehmung deſſelben zugegen geweſen waren. Von da gieng der König nach Toulouſe. Das Parlament dieſer Stadt hatte ſchon vorher das Gouvernement von Languedok für erledigt erkläret, und den Marſchall von Schomberg als Gouverneur angenommen, nachdem dieſer ſein Gouvernement von Saintonge und Angoumois niedergelegt hatte. Der Herzog von Hallüyn oder Halwein, ſein Sohn, hatte die Anwartſchaft auf dieſes Gouvernement, die er aber gegen die Anwart-

am 1. Okt.

am 8. Okt.

am 16. Okt.

am 22. Okt.

1632 ſchaft auf das Gouvernement von Languedok vertauſchte. Der Graf von **Braſſac** wurde zum Gouverneur von Saintonge beſtellt; und Urban von Maillé, Marquis von **Brezé**, ſtatt des verſtorbenen Effiat, zum Marſchall von Frankreich ernannt, und bekam dazu das Gouvernement der Stadt und des Schloſſes Calais.

am 25. Okt. So bald der König zu Toulouſe angekommen war, ſo erklärte er den Parlamentsräthen, er habe ihr Parlament auserſehen, dem Herzog von **Montmorenci** den **Proceß** zu machen, wobey der Siegelbewahrer Chateauneuf, ehedem Page bey dem Vater des Herzogs, den Vorſitz führen ſollte. Er ließ eine beſondere Urkunde ausfertigen, wodurch dieſem Parlament befohlen wurde, dem Herzog nach den zu Narbonne angeſtellten Unterſuchungen den Proceß zu machen, ohngeachtet der Vorrechte der Pairswürde, welcher er verluſtig erklärt war. Der Marquis von Brezé brachte den zu Lectoure verwahrten Herzog, der ſchon alle Hoffnung zur Begnadigung aufgegeben hatte, nach Toulouſe. Richelieu hatte beſchloſſen, den Proceß möglichſt zu beſchleunigen, damit die häufigen Fürbitten das Gemüth des Königs nicht erſchüttern möchten. Daher wurde der vornehme Verbrecher gleich am erſten Tage nach ſeiner Ankunft zu Toulouſe verhört. Freylich ſuchte er ſein Verbrechen ſo gut zu entſchuldigen, als möglich war: allein, das Gefecht bey Caſtelnaudari, worin er mit den Waffen in der Hand, gegen die Truppen des Königs fechtend, war gefangen worden, litt gar keine Entſchuldigung. Er geſtand es alſo, und ſeine Richter hatten nicht nöthig, die Unterſuchung zu verlängern und mehr Beweiſe gegen ihn aufzubringen.

Während dieſer Zeit war der ganze Hof, alle Groſſe des Reichs, und alles was von menſchlichen Empfin-

Empfindungen belebt wurde, in Bewegung und im 1632
Gefühl des ſchmerzlichſten Mitleidens über das Unglück eines Prinzen, der alle vortreffliche Eigenſchaften, die unter ſeine Vorfahren vertheilt waren, in ſich vereinigte, und der in dem mantuaniſchen Krieg einen groſſen Theil ſeines eigenen Vermögens aufgeopfert hatte. Allein, der Blutdurſt des Kardinals und die natürliche Hartherzigkeit des Königs machten alle Bemühungen fruchtlos. Die Prinzeſſin von Condé, Schweſter des Herzogs, die nach Languedok gekommen war, um dem König einen Fußfall zu thun, die verwitwete Herzogin von Montmorenci, und die Herzogin von Angouleme, eine andre Schweſter des Herzogs, erhielten Befehl, nicht nach Toulouſe zu kommen. Kaum konnte man erlangen, daß der P. Arnoux, Vorſteher des Profeßhauſes der Jeſuiten zu Toulouſe, gegen den der Herzog vorzügliche Achtung hegte, durch Vorſchub des Kardinals la Valette, zu dem Gefangenen gelaſſen wurde, um ihn zum Tode vorzubereiten.

Am Tage ſeiner Hinrichtung wurde Montmorenci vor ſeine Richter geführt. Die meiſten bedeckten ihr Geſicht, um ihre Betrübniß und ihre Thränen zu verbergen. Nach kurz wiederholtem Verhör, deſſen Punkte der Herzog ohne Schwierigkeit geſtand, fielen alle ihre Stimmen dahin aus, daß er auf einer Blutbühne enthauptet, daß ſeine Herrſchaften Montmorenci und Damville auf ewig des Titels der Herzogthümer und Pairien beraubt, und ſo, wie alle ſeine liegende Gründe, eingezogen werden ſollten. Doch milderte der König auf Anhalten ſeiner Verwandten und Freunde das Urtheil dahin, daß es in dem Hofe des Rathhauſes bey verſchloſſenen Thüren ſollte vollſtreckt werden, worüber aber der Verurtheilte unzufrieden war; und nachdem wurden auch ſeine Güter unter ſeine drey Schweſtern,

am 30. Okt.

1632 die Prinzeſſin von Condé, und die Herzoginnen von Angouleme und Ventadour, vertheilt. Der König behielt blos die Grafſchaft Dammartin, l'Etang de Gouvieux, und die Herrſchaft Chantilli.

Durch ganz Toulouſe herrſchte eine allgemeine Trauer. Die Hofleute lieſſen ihre Betrübniß öffentlich blicken, und das Volk betete in den Kirchen, daß Gott das Herz des Königs erweichen möchte. Viele ſchrien auf den Gaſſen, Gnade, Gnade! Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! und dieſes Geſchrey drang bis in den Pallaſt des Königs. Der Marſchall von Chatillon nahm daher Anlaß, ihm zu ſagen, daß er unzähligen Perſonen durch die Begnadigung des Herzogs Freude machen würde: aber der unerbittliche Monarch antwortete: Ich würde nicht König ſeyn, wenn ich die Geſinnungen der Privatperſonen hätte. Der Graf von Charlus mußte dem Herzog das Band vom Heil. Geiſtorden und den Marſchallsſtab abfordern. Er gab ihm beydes mit folgenden Worten: Mein Herr und mein werther Vetter, ich gebe den Stab und Orden meinem König willig zurück, weil er dafür hält, daß ich ſeiner Gnade unwürdig bin. Charlus fand den König in ſeinem Kabinet, als er mit dem Herrn von Liancourt Schach ſpielte. Als er den Auftrag des Herzogs ausgerichtet hatte, fiel er auf die Knie, umfieng die Füſſe des Königs, die er mit ſeinen Thränen benetzte, und bat um Gnade. Alle, die im Kabinet waren, fielen auf die Knie nieder, und unterſtützten ſeine Bitte. Dennoch ſagte der König mit verdrießlicher Mine: Nein, bey mir iſt keine Gnade; er muß ſterben. Man darf ſich über den Tod eines Menſchen, der ihn ſo ſehr verdient hat, nicht grämen; man muß ihn nur bedauren, daß er durch ſein Vergehen in ein ſo groſſes Unglück gerathen iſt. Gehet, und meldet ihm, daß ich ihm weiter

ter keine Gnade erweiſen kann, als dieſe, daß der 1632
Scharfrichter ihn nicht anrühren, ihm den Strick nicht über die Schultern thun, ſondern nur den Kopf herabſchlagen ſoll. — Jeder leſer dieſer ſultaniſchen Scene mag ſelbſt nach Belieben Anmerkungen darüber machen. Wir ſetzen weiter nichts hinzu, als daß niemand Gefallen daran fand, als Richelieu und ſeine Kreaturen, und ſelbſt dieſe nicht alle. Als der Herzog hörte, daß keine Begnadigung zu hoffen ſey, ſo bat er den P. Arnoux und drey andre gegenwärtige Jeſuiten, ihm bis ans Ende beyzuſtehen. Der Scharfrichter entblößte ihm den Hals und einen Theil der Schultern, und ſo gieng er freudig durch den Hof des Rathhauſes zur Blutbühne, grüßte alle Perſonen, die in dem Hof waren, und bat ſie, dem König zu melden, daß er als ein demüthiger Unterthan von ihm und mit der größten Reue über die ihm zugefügten Beleidigungen ſterbe. Der Block, auf dem er den tödlichen Streich empfangen ſollte, war zu niedrig, und es kam ihm, wegen einer Wunde an der Kehle, ſauer an, ſich darauf zu legen. Deswegen hieß er den Scharfrichter mit dem Zuhauen ſo lange warten, bis er eine bequemere Lage gefunden hätte. So bald dies geſchehen war, ſo ſchrie er: **Hauet beherzt zu! Herr Jeſu nimm meinen Geiſt auf!** So ſtarb **Heinrich der Zweete, Herzog von Montmorenci**, der, ob er gleich als Verbrecher hingerichtet wurde, auch in dieſer ſchimpflichen Stellung alle Merkmale eines chriſtlichen Helden äuſſerte, im 38ſten Jahre ſeines Alters, von ganz Frankreich, ſelbſt von Ludwig dem Dreyzehnten, bedauret! Denn obgleich dieſer König eine natürliche Neigung zur Strenge hatte, ſo machte er ſich doch nachher ſelbſt heftige Vorwürfe, daß er ſich durch die Thränen und Bitten ſeines ganzen Hofs nicht hatte zur Gnade bewegen laſſen. Er ver-

1632 ſicherte den Prinzen von Condé auf ſeinem Todbette, daß man ihm bey dieſer Sache Gewalt angethan, und ihn durch allerhand Staatsgründe hingeriſſen hätte. Er ſetzte hinzu, die Könige wären ſehr unglücklich, daß ſie nichts, als verkehrte Berichte, zu hören bekämen, daß ſie in ihre nächſten Verwandten, in ihre vornehmſten Bedienten, und ſelbſt in diejenigen, denen ſie am günſtigſten wären, Mißtrauen ſetzen, und ihr Verhalten nach den Hirngeſpinſten einer Staatskunſt einrichten müßten, die ſehr oft nichts als das Intereſſe eines andern ſeyen.

Acht Tage nach dieſer Hinrichtung wurde der auf eine ſo betrübte Art zur Witwe gewordenen **Herzogin von Montmorenci** befohlen, Languedok zu verlaſſen, und nach Montargis, oder la Fére, oder Moulins zu gehen. Sie wählte den letzten Ort, weil er am weiteſten vom Hof entfernt lag, und beſchloß, in das daſelbſt neuangelegte Nonnenkloſter von der Heimſuchung Mariä zu gehen, und ihrem Gemahl dort ein prächtiges Grabmahl errichten zu laſſen. Allein, ſie konnte die Erlaubniß dazu erſt nach Richelieus und Ludwigs Abſterben erlangen. Die nachherige Regentin, Anne von Oeſtreich, erlaubte ihr, den Leichnam ihres Gemahls nach Moulins bringen zu laſſen und ihm noch im Tode alle mögliche Ehre zu erweiſen.

Noch vor der Rückkunft des Königs nach Paris war der **Herzog von Orleans** zum drittenmal aus dem Reich entwichen. Montmorenci hatte die Vermählung dieſes Prinzen, wovon vorher der franzöſiſche Hof keine Gewißheit hatte erlangen können, entdeckt; entweder, weil er hoffte, durch die Entdeckung eines ſo wichtigen Geheimniſſes Gnade zu erlangen, oder weil er ſich im Gewiſſen für verbunden hielt, daſſelbe zu offenbaren. Gaſto hatte Nachricht von dieſer Entdeckung erhalten, und befürchtete,

der

der König möchte ihm dieſe Heurath als ein Verbre- 1632
chen anrechnen. Auſſerdem mußten ſeine Vertraute, die ſich durch den Vertrag zu Beziers anheiſchig gemacht, dem König alles zu entdecken, was wider ſeinen Dienſt vorgenommen worden, und die bisher dieſe Vermählung geläugnet, mit Grunde beſorgen, Richelieu möchte ſie wegen dieſer Untreue zur Strafe ziehen. Daher riethen ſie dem Prinzen, auſſer Frankreich Sicherheit zu ſuchen. Er ſelbſt nahm den Vorwand von der Hinrichtung des Herzogs von Montmorenci, und ſchrieb an den König, er habe am 12. Nov.
vernommen, daß dies wider die ihm gegebene Verſicherung der Begnadigung geſchehen ſey; er ſehe ſich demnach gezwungen, das Reich zu verlaſſen, weil er nicht mehr mit Ehre und Sicherheit darin bleiben könnte, nachdem man ihm das Verſprochene nicht genau gehalten hätte. Gaſto begab ſich wieder nach am 23. Nov.
Brüſſel, wo er von der Infantin Iſabelle ehrenvoll aufgenommen wurde. Die Königin Mutter, die mißvergnügt über ihn war, daß er ihr Intereſſe bey dem Vertrag zu Beziers vernachläſſiget hatte, war am vorigen Tag nach Mecheln gereiſt. Gaſto kam dahin, um ſich bey ihr zu entſchuldigen, und ſie zur Rückkehr nach Brüſſel zu bewegen, aber vergebens. P. Chanteloube, ihr Günſtling, ſtand in Uneinigkeit mit Pãylaurens, und Mutter und Sohn nahmen Antheil an den Zänkereyen derer, von denen ſie regiert wurden. So bald ſich der Herzog zu Brüſſel eingerichtet hatte, ſchickte er Unterhändler nach Wien, Madrid und London, um Beyſtand an Geld und Volk zu erlangen, damit er zum zweytenmal mit einer Armee dem Kardinal Trotz bieten könnte. Allein, König Karl der Erſte hatte kein Geld; Philipp der Vierte mußte die Niederlande gegen den Prinzen von Oranien vertheidigen, und Kaiſer Ferdinand der Zweete hatte genug mit den Schwe-

1632 den zu thun, die auch nach dem Tode ihres helden⸗müthigen Königs muthig genug blieben, deſſen Ent⸗würfe weiter zu verfolgen.

1633 Die erſte Folge der Rückkunft des Kardinals nach Paris war die **Ungnade des Siegelbewah⸗rers von Chateauneuf.** Der König ließ ihm die Siegel nebſt allen ſeinen Papieren abfordern und ihn auf das Schloß bey Angouleme bringen, wo er bis zu Anfang des Jahrs 1643 zubringen mußte. **Se⸗guier**, Präſident des Parlaments zu Paris wurde deſſen Nachfolger, mit eben den Vorrechten, die ſeine beyden Vorgänger genoſſen hatten. Die Be⸗weggründe zu dieſer Veränderung wurden ſehr ge⸗heim gehalten: man erfuhr aber nachher, daß Cha⸗teauneuf mit dem Ritter von Jars aus dem Hauſe Rochechouart, ſeinem vertrauten Freund, und der Herzogin von Chevreuſe eine Partey gemacht habe, um den Kardinal zu ſtürzen, und daß ſie ein gehei⸗mes Verſtändniß mit dem engliſchen Hof unterhiel⸗ten, wo die Herzogin von Chevreuſe viele Bekannte hatte. Dieſe wurde deswegen nach Touraine ver⸗wieſen, von da ſie nach Spanien und hierauf nach England flohe, und Jars in die Baſtille geſetzt, wo man ihn eilf Monate lang ſehr hart behandelte, hier⸗auf nach Troyes brachte, ihn des Kopfs verluſtig er⸗klärte, ihn aber nur die Todesangſt ausſtehen ließ. Der Kardinal ließ auch ſtrenge Unterſuchungen ge⸗gen alle Anhänger des Herzogs von Orleans anſtel⸗len. Die Biſchöffe von Languedok, die durch päbſt⸗liche Kommiſſarien gerichtet wurden, erfuhren noch das erträglichſte Schickſal; einige wurden abgeſetzt, andre losgeſprochen. Mit den weltlichen Perſonen verfuhr man ſchärfer. Das Parlament zu Dijon mußte einen Edelmann zur ewigen Galeerenſtrafe verdammen, blos deswegen, weil er der Partey des vermuthlichen Kronerben gefolgt war. Einige wur⸗

den

den verurtheilt, mit vier Pferden zerriſſen zu wer- 1633
den; andere zu geringern Todesſtrafen. Zum Glück für ſie konnten ſie nur an ihren Bildern vollzogen werden.

Während dieſer Vorgänge hatte Richelieu den am 5. Febr.
Marquis von **Feuquieres**, einen geſchickten Unterhändler, als königlichen Geſandten an die zu Heilbronn nach dem Tode des Königs von Schweden verſammleten proteſtantiſchen Stände des teutſchen Reichs geſchickt, um mit ihnen und dem ſchwediſchen Kanzler **Oxenſtierna** in Unterhandlung zu treten, und ſie zur Fortſetzung des Kriegs zu ermahnen. Frankreich hoffte bey dieſer Gelegenheit ſeine Gränzen gegen den Rhein zu erweitern, und etwas von den Kurfürſtenthümern Mainz und Köln, wie auch vom Elſaß abzureiſſen. Die Erzählung deſſen, was dabey verhandelt und feſtgeſetzt worden, gehört nicht hieher; ſondern nur ſo viel, daß der Krieg von Seiten Schwedens und der proteſtantiſchen Stände in Teutſchland gemeinſchaftlich unter allgemeiner Aufſicht des Kanzlers Oxenſtierna fortgeſetzt, und das **Bündniß zwiſchen Frankreich und Schweden erneuert** worden iſt. Ludwig machte ſich dabey anheiſchig, der Königin Chriſtine von Schweden jährlich eine Million Livres in zwo Friſten zu bezahlen. Zugleich aber ward ausgemacht, daß die Uebung der katholiſchen Religion an den Orten, wo ſie eingeführt wäre, unverletzt erhalten werden ſollte. Feuquieres gieng hierauf nach Dreßden, um den Kurfürſten von Sachſen zur Theilnehmung an dem Heilbronner Bund zu bewegen, konnte aber bey ihm, da er kaiſerlich geſinnt war, nichts ausrichten. In Berlin war er glücklicher.

Herzog Karl von Lothringen war durch das vorherige Betragen des franzöſiſchen Hofes in Anſehung ſeiner ſo erbittert, daß er ſeine Verbindun-

1633 gen mit dem Hauſe Oeſtreich immer feſter knüpfte, und in ſeinem Haſſe gegen Frankreich ſo weit gieng, daß er mit Hintanſetzung aller Klugheit, die Verträge von Vic und Liverdün offenbar verletzte. Zwar überließ er, dem letzten zu Folge, den größten Theil ſeiner Truppen dem König von Frankreich zu der in Trier ſtehenden Armee: aber unter der Hand befahl er ſeinen Officieren, ſeinen Soldaten das Ueberlaufen zu der kaiſerlichen Armee zu geſtatten. Die Liſt fiel bald in die Augen; denn die unter dem verſtorbenen Marſchall Effiat ſtehenden lothringiſchen Truppen verliefen ſich bald, und verſtärkten die kaiſerliche Armee. Man warb auch mit des Herzogs Genehmigung Soldaten im Lothringiſchen zu des Kaiſers Dienſt; und überhaupt ließ er keine Gelegenheit, die Franzoſen und Schweden zu kränken, vorbeygehn. Er hatte auch die Lehnspflicht wegen des Herzogthums Bar noch nicht geleiſtet. Die heimliche Heurath ſeiner Schweſter mit dem Herzog von Orleans diente zu einer neuen Beſchwerde. Der Kardinal rieth dem König, mit einer Armee nach Lothringen zu gehn, und den Herzog auſſer Stand zu ſetzen, den Feinden Frankreichs Hülfe zu leiſten. Ehe es zu Thätlichkeiten kam, wurde der Herr von Güron an den Herzog geſchickt, welcher Nanci befeſtigte und ſich nirgends finden ließ, ſo daß Güron unverrichteter Sachen nach Metz zurückkehren mußte. Wenige Tage hernach ließ ihm der Herzog melden, daß er ihm zu Lüneville Gehör geben wolle. Güron kam, und verlangte, daß er dem König wegen Bar die Lehnspflicht nicht nur für ſich, ſondern auch für ſeine Gemahlin Nikoläa, Tochter des letzten Herzogs von Lothringen, leiſten ſollte; wobey man zum Grund ſetzte, daß er nur wegen der Rechte ſeiner Gemahlin Herzog von Lothringen wäre. Der Herzog behauptete, daß das ſaliſche Geſetz in Lothringen eben

ſo gut, als in Frankreich gelte, daß folglich ſeine 1633
Gemahlin wegen ihres Geſchlechts kein Recht auf Lothringen habe. Zugleich bot ihm Güron die Vermittelung des Königs an, um ſein Land vor den Einfällen der Schweden in Sicherheit zu ſetzen, wenn er der Partey des Kaiſers entſagen, und die Städte Zabern und Hagenau, die ihm der Kaiſer abgetreten hatte, den Franzoſen übergeben wollte. Als der Herzog keine befriedigende Erklärung ertheilte, ſo mußte das Pariſer Parlament einen Ausſpruch ergehn laſſen, vermöge deſſen das Herzogthum Bar eingezogen und mit der Krone vereiniget werden ſollte, weil der Herzog die Lehnspflicht, die er ſowohl für ſich als für ſeine Gemahlin zu leiſten ſchuldig wäre, nicht geleiſtet hätte. Dieſer Ausſpruch wurde in dem Herzogthum und in der Stadt Bar bekannt gemacht, und die Einwohner mußten dem König huldigen. Zu gleicher Zeit rückte der König gegen Lothringen an; Herzog Karl ſchickte ſeinen Bruder, den Kardinal Franz von Lothringen an ihn, der ſich dann erbot, für das Herzogthum Bar im Namen ſeines Bruders die Lehnspflicht zu leiſten, in die Eheſcheidung des Herzogs von Orleans zu willigen, und dem König die Stadt Zabern und einen andern Platz im Elſaß zum Unterpfand ſeiner Treue einzuräumen. Weil aber der Herzog ſeine Zuſagen ſchon ſo oft gebrochen hatte, ſo verlangte Richelieu durchaus die Stadt Nanci; und der Kardinal von Lothringen mußte unverrichteter Dinge abreiſen.

am 30. Jul.

Inzwiſchen hatte der Marquis von Saint Chaumont Befehl erhalten, einen Theil der jenſeits des Rheins ſtehenden Truppen nach Lothringen zu führen. Der König zog gleichfalls weiter und beſetzte Bar le Duc und Pont a Mouſſon. Hier kam der Kardinal von Lothringen wieder, und that

Vor=

1633 Vorſchläge, die dem Kardinal Richelieu ſehr reitzend ſcheinen mußten. Herzog Karl erbot ſich nämlich, die Regierung dem Kardinal von Lothringen zu übergeben, der dann den Kardinalshut dem Pabſt zurückſchicken, und die Marquiſe von Combalet, Nichte des Kardinals, heurathen ſollte. Allein, Richelieu ließ ſich durch das groſſe ſeiner Muhme angebotene Glück nicht blenden, und wollte ſich den Ruhm einer groſſen Uneigennützigkeit erwerben, indem er verlangte, daß vor allen Dingen der König befriedigt und ihm die Prinzeſſin Margarethe ausgeliefert werden müßte, damit man die Trennung dieſer heimlichen Ehe deſto eher erlangen könnte. Man fuhr alſo fort, lothringiſche Plätze, beſonders Lüneville, zu beſetzen. Herzog Karl ſtand mit dem geringen Reſt ſeiner Truppen bey Epinai, und hoffte auf ſpaniſche Hülfsvölker, die aber nicht früh genug ankommen konnten. Da man eine Belagerung der Hauptſtadt Nanci zu befürchten hatte, ſo fand man nicht für rathſam, die Prinzeſſin Margarethe länger daſelbſt zu laſſen. Damit ſie der Wachſamkeit des Marquis von Saint-Chaumont entgehen möchte, deſſen Armee vor den Stadtthoren ſtand, und der Befehl hatte, alle herauskommende Perſonen ſorgfältig zu unterſuchen, ſo mußte ſie ſich, als Kavalier verkleidet, zu dem Kardinal von Lothringen in den Wagen ſetzen, welcher Erlaubniß hatte, nach Belieben aus der Stadt zu fahren, und wieder hineinzukommen. Nach einiger Entfernung von dem franzöſiſchen Lager fuhr der Wagen in ein Gehölz, wo die Prinzeſſin ein Pferd beſtieg, und in Begleitung eines Edelmanns und zweener in Bedienten verkleideter Soldaten glücklich nach Thionville entkam, von da ſie ihre Reiſe nach Brüſſel fortſetzte.

Nach dieſem Streich wollte der König von keinem Vergleich mehr hören. Er unternahm die

Bela-

Belagerung der Stadt: weil es aber ſchon im 1633
Herbſt war, und man wußte, daß der Platz wohl
befeſtigt, mit allen Nothwendigkeiten und mit einer
ſtarken Beſatzung verſehen war; ſo wurden die Un-
terhandlungen mit dem Kardinal von Lothringen
wieder angefangen und ein Vergleich geſchloſſen, deſ- am 6.
ſen Hauptartikel folgende waren: 1) der Herzog ent- Sept.
ſagt von neuem allen dem Intereſſe von Frankreich
zuwider laufenden Verbindungen; 2) er wird, ſo
lange der teutſche Krieg währet, ohne Einwilligung
des Königs keine Truppen werben; 3) das Herzog-
thum Bar wird ſo lang' eingezogen bleiben, bis der
Herzog die ſchuldige Lehnspflicht geleiſtet hat; 4) die
Stadt Nanci wird nach drey Tagen dem König zur
Verwahrung übergeben, der ſie dann ſo lange be-
hält, bis der teutſche Krieg geendigt ſeyn wird,
wenn er anders nicht über vier Jahre währet, bis
die Prinzeßin Margarethe in ſeine Hände geliefert
und ihre Heurath für nichtig erklärt ſeyn wird, und
bis man die Anſprüche, die der König und der Her-
zog auf verſchiedene Ländereyen machen, aus einan-
der geſetzt hat. Herzog Karl genehmigte zwar dieſe
harten Bedingungen: aber er befahl unter der Hand
dem Kommandanten in Nanci, Marquis von
Moui, die Thore ohne einen neuen mit einem gewiſ-
ſen Zeichen verſehenen Befehl nicht zu öffnen. Der
Kardinal von Lothringen kam mit Janin, Karls
Sekretar, wieder, übergab dem König die Geneh-
migung des Vertrags, und verſprach, daß Nanci
in drey Tagen übergeben werden ſollte. Nach Ver-
lauf dieſer Friſt machte der Kardinal von Lothringen
allerhand Ausflüchte zur Verzögerung der Ueberga-
be. Der König gerieth darüber ſo ſehr in Unwillen,
daß er dem Marſchall von la Force befahl, den Her-
zog von Lothringen, der ſich in das Gebürge ge-
flüchtet hatte, mit einer beſondern Armee zu verfol-
gen,

1633 gen, und daß er die Anſtalten zur Belagerung eifrigſt betreiben ließ. Da aber doch Richelieu beſorgte, Nanci möchte durch Gewalt nicht zu bezwingen ſeyn, und dem König die Zeit ſchon lang zu werden anfieng, ſo hielt er für nöthig, zur Erreichung ſeines Zwecks Liſt mit Gewalt zu verbinden. Er ließ dem Herzog verſichern, daß er ſeinem Vortheil geneigter ſey, als er vielleicht dächte, und daß er ihm zeigen wolle, wie begierig er ſey, ſein Haus zu retten; er möchte ſich nur die Mühe nehmen, unter ſicherm Geleit des Königs in das Städtchen Charmes zu kommen, und ihm einen Geleitsbrief von ſeiner Seite überſchicken; ſo wollten ſie einen Vertrag zu ſchlieſſen ſuchen, der ihm nach ſeinen gegenwärtigen Umſtänden vortheilhaft wäre. Der Herzog, deſſen Angelegenheiten damals in der größten Verwirrung waren, und der ſich von Seiten des Kaiſers keine Hülfe verſprechen konnte, nahm das Erbieten an, und kam nach Charmes. Er hatte mit dem Kardinal zwo vergebliche Unterredungen, in welchen man die Artikel des letzten Vertrags unterſuchte; und man glaubte, ſie würden ohne Erfolg von einander gehn. Als aber der Herzog zum Kardinal kam, um Abſchied zu nehmen, ſo hielten ſie die dritte Unterredung, nach deren Endigung der Herzog den Vertrag von Nanci, dem man noch drey Artikel beyfügte, unterzeichnete. Es ſollte nämlich nicht nur dasjenige Thor von Nanci, das zwiſchen der Alt- und Neuſtadt iſt, nebſt den zween Baſteyen, ſondern auch das Frauenthor den königlichen Truppen übergeben werden; ferner, der Herzog, und der Kardinal, ſein Bruder, ſollten ſich zu Nanci aufhalten können, und alle ihrem Stand gemäſſe Ehrenbezeugungen erhalten; und wenn der Herzog in einem Vierteljahre die Bedingungen des Vertrags, beſonders in Auslieferung der Prinzeßin Mar-

Margarethe erfüllte, ſo ſollte ihm der König Nan- 1633
ci ohne weitern Verzug wieder einräumen, aber zu-
gleich Erlaubniß haben, die Feſtungswerke vorher zu
ſchleifen.

Nach Unterzeichnung des Vertrags bewog Richelieu den Herzog, ſich ſelbſt zum König zu verfügen, indem er ihm vorſtellte, er würde dadurch zeigen, daß er ihm Nanci willig übergebe, und deſſen Vertrauen gewinnen, wodurch vielleicht eine Milderung der Bedingungen bewürkt werden könnte. Richelieu hatte dabey keine andere Abſicht, als ſich der Perſon des Herzogs zu verſichern, und ihn zur Uebergabe der Stadt zu nöthigen, wenn ihn etwan, nach ſeiner gewöhnlichen Unbeſtändigkeit, ſein Verſprechen reuen ſollte. Der Herzog ließ ſich bereden, und kam in Geſellſchaft des Kardinals nach Neuville zum König. Er wurde ſehr zärtlich empfangen und genoß alle Ehre, die er erwarten konnte. Als er aber eben keine Luſt bezeigte, Nanci zu übergeben; ſo erklärte man ihm, daß man ihn nicht eher würde reiſen laſſen, bis dieſer Punkt des Vertrags erfüllt wäre. Man hielt alſo ſcharfe Wache um ſeine Wohnung, und der Herzog ſah kein anderes Mittel, ſich aus dieſer Verwirrung, in die er durch ſeine Unvorſichtigkeit gerathen war, zu ziehen, als ſeinem Kommandanten zu Nanci Befehl zur Uebergabe zu ertheilen, der aber nicht eher gehorchte, bis der Herzog ſeinen Befehlen das verabredete Zeichen beygeſetzt hatte. Endlich nahmen die
Truppen des Königs Beſitz von der Stadt, und am 24. Okt.
Tags darauf hielt der König ſeinen Einzug. Ei- am 1. Okt.
nige Tage hernach gieng er nach Paris zurück, ließ
aber den Grafen von Braſſac mit 8000 Mann in Nanci, und den Marſchall la Force mit 20000 Mann in Lothringen, um den Schweden wider den Herzog von Feria beyzuſtehen, der eine Armee von

30000

1633 30000 Mann nach Teutſchland führte. Der Herzog von Lothringen nahm ſeinen Aufenthalt zu Mirecourt.

Die **Königin Mutter** wurde ihres Aufenthalts in den Niederlanden überdrüßig, und ließ im November den König fragen, ob ſie nicht auf erträgliche Bedingungen nach Frankreich zurückkommen dürfte? Sie beſchwerte ſich bey dem König über das unehrerbietige Betragen des Herzogs von Orleans und ſeines Günſtlings, des Herrn von Püylaurens. Ludwig antwortete, das Betragen ſeines Bruders mißfalle ihm ſehr, und daß ſie nie ſolche Verdrießlichkeiten würde erfahren haben, wenn ſie ſeinem und ſeiner treuen Diener Rath hätte folgen wollen. Wenn ſie ihre boshaften Rathgeber, den P. Chanteloube, der ſie regierte, den Abbt von St. Germain, der ihre Schutzſchriften verfertigte, und den Sterndeuter Fabroni, der durch ſeine Prophezeyungen die Gemüther mit Erwartung des Todes Ludwigs des Dreyzehnten eingenommen hatte, dem König zur Beſtrafung ausliefern, und die treuen Diener des Königs aufrichtig lieben wollte; ſo würde man überzeugt werden, daß ſie ihre ehemaligen übeln Geſinnungen geändert habe. — Dieſe Antwort, die der Kardinal dem König eingegeben hatte, ſollte die Königin Mutter zwingen, alle ihre Diener der Rache des Kardinals zu überlaſſen; allein dies war ſo ſchimpflich, daß man leicht vermuthen konnte, ſie würde ſich nie dazu entſchlieſſen, ſondern die Ausſöhnung des Sohns mit der Mutter würde dadurch völlig vereitelt werden.

Der **Herzog von Orleans** arbeitete ſeiner Seits auch an einem Vergleich mit Richelieu, und er fand dabey weniger Schwierigkeiten, als die Königin Mutter. Richelieu war viel geneigter, Gaſto's Rückkehr zu befördern, als die Wieder-

kunft

kunft der Königin. Jenen betrachtete er als einen leichſinnigen und unbeſtändigen Prinzen, den er gewinnen könnte, ſo bald er wollte, wenn er nur deſſen Günſtlinge befriedigte: dieſe aber hielt er für eine ganz unverſöhnliche Feindin. Allein, die Vermählung des Prinzen mit der lothringer Margarethe, ſchien dieſer Ausſöhnung ein wichtiges Hinderniß in den Weg zu legen; denn dieſe wollte der Kardinal ein für allemal getrennt wiſſen. Zu dem Ende mußte der Oberfiſkal bey dem Parlament um Erlaubniß anſuchen, wegen der von dem Herzog von Lothringen zu Schulden gebrachten Verführung und der heimlichen Verheurathung des Herzogs von Orleans eine Unterſuchung anzuſtellen; und das Parlament verordnete dieſe Unterſuchung. Der König hielt hierauf einen hohen Gerichtstag im Parlament und ließ eine Erklärung regiſtriren, wodurch dem Herzog von Orleans ſeine Güter, ſein Leibgeding und ſeine Gouvernements wieder angeboten wurden, wenn er in einem Vierteljahr nach Hof kommen und ſich wieder zu ſeiner Pflicht bequemen wollte. Seinem Gefolge verſprach man eine völlige Verzeihung des Geſchehenen; le Coigneux, la Vieuville, Monſigot und die languedoker Biſchöfe ausgenommen. In Anſehung der Vermählung des Prinzen erklärte der König, ſie wäre den Grundgeſetzen des Reichs und der Würde ſeiner Krone zuwider, ſo daß er nie darein willigen könnte.

1633

1634 am 4. Jan.

Wenige Tage hernach erfuhr man, daß Herzog Karl der Vierte von Lothringen durch eine zu Mirecourt am 19ten Januar datirte Urkunde die Regierung niedergelegt, und ſie dem Kardinal, ſeinem Bruder, übergeben habe. Dieſer hatte noch im vorigen Jahr um eine Milderung des Vertrags

1634 von Charmes gebeten; allein der Kardinal, der bey ſeinen Entwürfen gegen das Haus Oeſtreich Lothringen nothwendig im Beſitz haben mußte, wollte nichts nachlaſſen. Herzog Karl wollte alſo lieber nicht regieren, als lebenslang ein Sklave Frankreichs ſeyn, indem er die Bedingungen eines Vertrags, den er nur aus Zwang unterzeichnet hatte, erfüllte. Er brach hierauf mit 2000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferd von Mirecourt auf, gieng zuerſt in die Niederlande, alsdann aber an den kaiſerlichen Hof. Der Kardinal **Franz von Lothringen** nahm ſogleich den Titel eines Herzogs von Lothringen und Bar an, und ließ dem König von Frankreich Nachricht davon geben. Das erſte, was man von ihm forderte, war dies: er ſollte in die Eheſcheidung ſeiner Schweſter und des Herzogs von Orleans willigen, und die Trauungsurkunde nebſt den darzu gehörigen Schriften, wie auch den Mönch, der die Trauung verrichtet, ausliefern. Allein, der neue Herzog ließ ſich damit entſchuldigen, man wiſſe nicht, wo dieſe Urkunde hingekommen, und der Geiſtliche, der die Trauung verrichtet, ſey entflohen. Richelieu wurde durch dieſe Antwort höchſt aufgebracht, und ſagte, man ſehe wohl, daß der Kardinal von Lothringen in die Fußtapfen ſeines Bruders treten wolle: aber der König würde ihm zeigen, daß er lange Arme habe; er habe den Titel eines Herzogs von Lothringen, der ihm von Rechts wegen nicht gebühre, zu voreilig angenommen; Herzog Karl habe kein anderes Recht auf dieſes Land gehabt, als dasjenige, das von ſeiner Gemahlin herrührte, indem das ſaliſche Geſetz in Lothringen nicht eingeführt wäre; wenn er alſo kein Kind von ihr hätte, ſo müßte Lothringen der Prinzeßin Klaudia, der Schweſter der Herzogin Nikoläa, zufallen.

Der

Der neue Herzog, der dieſe Einwendung vor- 1634
ausgeſehn hatte, beſchloß, die Prinzeßin Klaudia zu heurathen, und die Rechte derſelben an ſich zu bringen, damit nicht Richelieu ihr einen franzöſiſchen Prinzen zum Gemahl geben, und ſeine Rechte auf das Land ſtreitig machen möchte. Er that dies zu Lüneville ei- am 16. Febr.
lig, unter manchen Hinderniſſen, die er theils ſchnell aus dem Wege räumte, theils ſich darüber weg ſetz- te. Der Marſchall la Force, dem er ſeine Ver- mählung zu wiſſen gethan, nöthigte ihn, mit ſeiner neuen Gemahlin, mit der Herzogin Nikoläa, und der Prinzeßin von Pfalzburg wieder nach Nanci zu gehen. Lüneville wurde von den Franzoſen beſetzt, und der Herzog Franz lebte auf ſeinem Schloſſe zu Nanci wie ein Gefangener. Er ließ dem König ſei- ne Vermählung bekannt machen, und ihn bitten, daß er ihm und den Prinzeßinnen Lüneville und die Freyheit wiedergeben möchte, weil er zur Erfüllung aller Verträge bereit wäre: allein, Richelieu, der ſich, wie man ſagt, ſeine Nichte als Herzogin von Lothringen, und die Prinzeßin Klaudia mit ei- nem franzöſiſchen Prinzen vermählt zu ſehen, ge- ſchmeichelt hatte, und zugleich überzeugt war, daß Frankreich, ohne Lothringen im Beſitz zu haben, mit Oeſtreich nicht glücklich Krieg führen könnte, ließ ihm antworten, daß der König um ſeiner eige- nen Sicherheit willen genöthiget ſey, ſich ſeiner noch übrigen Länder zu bemächtigen. Der Marſchall la Force, der ſchon die Städte Zabern und Hagenau eingenommen hatte, eroberte alles, bis den fünften Auguſt dieſes Jahrs.

Vorher noch war den Franzoſen von dem neuen Herzog Franz folgender Streich geſpielt wor- den. Er genoß zu Nanci nur einen Schatten von Freyheit, und mußte alle Augenblicke erwarten,

 daß

1634 daß man die Prinzeßinnen nach Frankreich führte. Daher beſchloß er, ſich mit ihnen auf die Flucht zu begeben. Er wählte den erſten Tag des Aprilmonats dazu, an dem man in Lothringen und Frankreich, ſo wie in andern Ländern, einander durch allerhand Scherze und Vorſpielungen aufzuziehen ſucht, da man alſo gegen alles, was erzählt wird, mißtrauiſch und ungläubig iſt. Um die franzöſiſchen Wachen deſto gewiſſer zu hintergehen, begab ſich die Gemahlin des Herzogs am 31ſten März bey angegangener Nacht, als Page gekleidet, mit einer Fackel in der Hand, die ſie vor dem Herrn von Beaulieu, einem Edelmann des Herzogs und Führer des ganzen Unternehmens, hertrug, aus dem Pallaſt in das Haus des Herrn von Bornet, Oberkammerjunkers des Herzogs; und er ſelbſt kam dahin in Geſtalt eines Packträgers in zerlumpten Kleidern. Mit dem Anbruch des Tags, gleich beym Aufſchluß der Thore, am 1. April. gieng die Herzogin in Geſtalt einer armen Bäuerin, mit einem Korb voll Miſt auf dem Rücken, zu der Stadt hinaus, und ihr Gemahl, als Bauer verkleidet, leiſtete ihr Geſellſchaft. In dieſem Aufzug giengen ſie faſt eine halbe Meile weit fort, mit unſäglichen Beſchwerden für die Prinzeßin, die nie einen ſo weiten Weg zu Fuß und durch unwirthbare Gefilde, gemacht hatte. Sie kamen doch glücklich an den beſtimmten Ort, wo Beaulieu mit Pferden ihrer wartete und ſie nach Beſançon brachte. Gleich vor dem Thor war zwar das verkleidete Paar von einer Bäuerin, die vom Lande kam, erkannt und der Wache unter dem Thor verrathen worden: aber der wachthabende Officier verlachte den Soldaten und glaubte, die Bäuerin habe ihn in den April ſchicken wollen. Doch beſann er ſich nach einiger Zeit, und ließ es dem Kommandanten, Grafen von Braſſac, melden, der aber gleichfalls muthmaßte,

es

es ſey nur Scherz: dennoch befahl er ganz heimlich 1634
dem Officier, der den Herzog und die Herzogin beobachten mußte, nachzuſehen, ob ſie in ihrem Zimmer wären. Dieſer klopfte gleich an die Thür, und fragte, ob Ihre Hoheiten noch nicht aufgeſtanden wären. Ein dazu abgerichteter Kammerdiener winkt ihm und giebt zu verſtehen, daß ſie noch ſchliefen, und bittet, keinen Lärmen zu machen. Aus Höflichkeit wartet der Officier noch einige Zeit: aber der Graf von Braſſac, dem alle Augenblicke neuer Verdacht zu Kopfe ſtieg, gehet endlich ſelbſt hin, öffnet die Vorhänge, und findet ein leeres Bett. Die Diener des Herzogs ſollten nun dafür büſſen; man warf ſie in Gefängniſſe, begegnete ihnen übel, und wollte wiſſen, wohin ihre Herrſchaft wäre. Dies konnten ſie aber nicht wiſſen, und alle andre Mühe, die man ſich in dieſer Sache gab, war eben ſo fruchtlos.

Der Herzog und die Herzogin glaubten den Herzog Karl zu Beſançon anzutreffen, er hatte ſich aber zu der kaiſerlichen Armee in Teutſchland begeben. Sie reiſten alſo nach Florenz zu ihrer Tante, der verwitweten Großherzogin. Zu Mayland erwies ihnen der Kardinal Infant alle mögliche Ehre; eben dies thaten die Genueſer. Zu Florenz blieben ſie drey Jahre lang: die daſige Luft war ihnen aber ſo zuwider, daß ſie faſt unaufhörlich krank waren; daher begaben ſie ſich nach Wien, zu der Kaiſerin Eleonore, Tante der Herzogin von mütterlicher Seite.

Die **Prinzeßin von Pfalzburg**, Schweſter der beyden Herzoge von Lothringen, folglich auch der mit dem Herzog von Orleans vermählten Prin-

1634 zeßin Margarethe, bediente ſich eines andern Mittels zu ihrer Flucht. Sie beſaß einen männlichen und kühnen Geiſt, ſprach ſehr frey und laut von den Ungerechtigkeiten des franzöſiſchen Hofs gegen ihr Haus, beſorgte aber, am Ende deswegen in eine förmliche Gefangenſchaft zu gerathen. Sie dachte alſo auf ihre Rettung und bediente ſich dazu des Beyſtands eines Edelmanns, Herrn von Brone. Dieſer fuhr täglich in einer Kutſche aus Nanci zu einem Marienbild, eine Viertelmeile von der Stadt, unter dem Vorwand einer neuntägigen Andacht, weil er vorgab, er habe einen unheilbaren Schaden an einem Bein, das er auf ein längs des Schlags liegendes Bett ausſtreckte. Unter dieſes Bett kroch eines Tags die Prinzeßin, kam ſo glücklich zur Stadt hinaus, und ritt mit dem Herrn von Brone unter guter Begleitung nach Beſançon und von da nach Brüſſel. Richelieu, deſſen vornehmſte Abſicht dahin gieng, Lothringen zur Zeit des Kriegs mit Oeſtreich zu beſitzen, ſchien ſich nicht viel um dieſe Flucht zu bekümmern: aber doch ließ er die unglückliche Herzogin **Nikoläa**, die allein noch in Nanci geblieben war, nach Paris bringen, wo ſie ihre Anſprüche an Lothringen gegen ihren Gemahl, gegen ihre Schweſter Klaudia und den Herzog Franz behaupten und ausführen ſollte. Allein vor ihrer Abreiſe von Nanci ließ ſie eine Proteſtation gegen alles, was man ſie zum Nachtheil ihres Hauſes zu unterzeichnen nöthigen würde, aufſetzen.

Richelieu, immer aufmerkſam auf die Ausführung ſeines Entwurfs, das Haus Oeſtreich zu ſchwächen, verband ſich nicht allein nach der für die Schweden unglücklichen Schlacht bey Nördlingen näher mit dem Kanzler **Oxenſtierna**, erneuerte nicht

nicht allein auf ſieben Jahre das Bündniß mit den 1634
Holländern, wodurch ſie ſich zur Fortſetzung des Kriegs mit Spanien gegen eine Erhöhung der franzöſiſchen Hülfsgelder *) verpflichteten, ſondern er wollte auch Frankreichs Kräfte dazu anwenden. Ehe aber dies letzte geſchehen konnte, muſte er den vermuthlichen Erben der franzöſiſchen Krone aus den Händen der Spanier ziehen, und arbeitete unaufhörlich daran. Nur noch zwo Schwierigkeiten legten ſich in den Weg; die erſte betraf einen Sicherheitsplatz, den der Herzog von Orleans in Frankreich haben wollte, und der andre die Beſtätigung ſeiner Heurath. Er gab endlich bey dem erſten Punkt nach, und wollte ſich mit den ihm zugetheilten Städten begnügen: aber von der Richtigkeit ſeiner Vermählung wollte er nichts hören; vielmehr hatte er ſie in Gegenwart des Erzbiſchoffs von Mecheln beſtätigen laſſen, damit ſie für keine heimliche Ehe möchte gehalten werden, und die Univerſität zu Löwen hatte ſie für eine nach den bürgerlichen und kanoniſchen Rechten gültige Heurath erkannt. Als Richelieu dennoch auf ſeiner Forderung beſtand, ſo brach Gaſto alle Unterhandlungen ab, und verband ſich näher mit Spanien. Er ſchloß zu Brüſſel mit am 12. May.
dem Marquis von Aytona, der nach dem Abſterben der Infantin Klare Iſabelle Eugenie die Regierung der Niederlande führte, einen neuen Vertrag, wodurch er verſprach, ſich in dritthalb Jahren ohne Einwilligung des Königs von Spanien mit ſeinem Bruder nicht zu vergleichen, den Vergleich, der etwan unter ſolcher Einwilligung geſchloſſen würde, wieder zu brechen, wenn er es verlangen würde, und beym Ausbruch eines Kriegs, während demſelben bis zum Friedensſchluß, dem Hauſe Oeſtreich treu zu bleiben. Unter

*) 300000 Livres mehr als vorher; jährlich zuſammen zwey Millionen und 300000 Livres.

1634 ter dieſen Bedingungen verſprach König Philipp der Vierte, dem Herzog 12000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd zu überlaſſen und zu unterhalten. Das ſpaniſche Schiff, das die Beſtätigung dieſes Vertrags in die Niederlande überbringen ſollte, wurde von einem franzöſiſchen genommen, und die Urkunde fiel dem Kardinal in die Hände. Er ſah daraus, wie nöthig es ſey, den Prinzen von den Spaniern zu entfernen. Inzwiſchen ließ er doch das rechtliche Verfahren wider die Vermählung im Parlament fortſetzen; und dieſes erklärte durch einen Ausſpruch, daß ſie auf keine gültige Art geſchloſſen worden, und daß der Herzog Karl von Lothringen, ein verpflichteter Vaſall der Krone, ſich durch die Verführung und Pflichtverletzliche Handlung, die er wider den König, ſeinen Oberherrn, begangen, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät, der Untreue und Empörung ſchuldig gemacht habe. Dabey ward verordnet, daß er an einen von dem König zu beſtimmenden Ort kommen ſollte, um ihm zu geſtehn, daß er durch Verrätherey und Verſchwörung die Vollziehung dieſer Heurath bewürkt, und daß er hierdurch nicht nur wider ſeine eydliche Verſprechen, nie dergleichen ohne Einwilligung des Königs und mit Hintanſetzung der Lehntreue zu unternehmen, ſondern auch wider die Geſetze Frankreichs, wider die Verordnungen der Könige, wider die Ehre der Krone und wider die Sicherheit des Staats gehandelt habe; welches er denn zu bereuen und den König demüthigſt um Verzeihung zu bitten hätte. Bey dieſer Abbitte vor dem königlichen Thron ſollte auch der von Frankreich noch ſo genannte Kardinal von Lothringen und die Prinzeßin von Pfalzburg gegenwärtig ſeyn. Nun konnte man freylich nicht hoffen, daß ſich der Herzog jemals einer ſo ſchimpflichen Cärimonie unterwerfen würde, daher wurden durch eben

am 5. Sept.

dieſen Ausſpruch die beyden Brüder mit ihrer 1634
Schweſter auf ewig aus Frankreich verbannt, alle Lehngüter, die ſie von der Krone hatten, mit den königlichen Domänen vereinigt, und ihre andern ſowohl beweglichen als unbeweglichen Güter im Königreich zum Vortheil des Königs eingezogen. In Abſicht auf ihre Güter auſſer Frankreich wurde beſchloſſen, daß man den König bitten ſollte, ſich derſelben durch Gewalt der Waffen zu bemächtigen. Damit aber das Andenken der wegen einer ſolchen Pflichtvergeſſenen That, Verführung und Untreue ergangenen Juſtitz auch für die Nachkommen erhalten würde, ſo befahl das Parlament, daß der Ausſpruch auf eine kupferne oder marmorne Tafel ſollte eingegraben werden, die man an eine in Bar öffentlich zu errichtende Pyramide aufhängen müßte. Dieſer Schritt gieng über alle Erwartung. König Ludwig konnte nur deswegen über dieſe Vermählung unwillig ſeyn, weil ſie ohne ſeine Beyſtimmung war geſchloſſen worden; im übrigen war ſie nicht ungleich, und für den Staat und das königliche Haus keinesweges nachtheilig. Der Herzog von Orleans hielt auch den Ausſpruch des Parlaments nicht für hinreichend, ſie zu trennen, weil es den Geiſtlichen, oder vielmehr, wegen ſeines Ranges, dem Pabſt gebühre, eine ſolche Sache zu entſcheiden. Und Urban der Achte war, Richelieu's Bemühungen ohngeachtet, auf Gaſto's Seite, und hielt das Band, das dieſen Prinzen mit ſeiner Gemahlin vereinigte, nach den Geſetzen der Kirche für unzertrennlich.

So groß auch das Hinderniß war, das der Ausſpruch des Parlaments dem Vergleich des Herzogs mit dem König in den Weg zu legen ſchien, ſo wurde er doch bald hernach geſchloſſen. Die Spanier äuſſerten wegen des Wankelmuths des Prinzen

1634 nicht viel Eifer in Erfüllung ihrer Verſprechen, und ihr Zögern mißfiel dem Prinzen ſo ſehr, daß er lieber nach Frankreich zurückkehren, als ſich länger von ihnen hinhalten laſſen wollte. Er wuſte auch nicht, wie viel er ſich von dem Kardinal Infanten, der die Regierung der Niederlande nächſtens antreten ſollte, zu verſprechen hätte, und mit ſeiner Mutter konnte er nicht einträchtig leben, weil beyderſeitige Lieblinge einander anfeindeten. Dieſer Umſtände bediente ſich Richelieu, und ließ vor allen Dingen durch den Abbé von Elbene den Liebling Pŭylaurens gewinnen, indem er ihm zu den gröſten Belohnungen, ja ſogar zur Würde eines Herzogs und Pairs Hoffnung machte, wenn er den Vergleich erleichtern würde: allein, Pŭylaurens fand hierin noch nicht Sicherheit genug, bis ihm der Kardinal vorſchlagen ließ, eine von ſeinen Muhmen, die jüngſte Tochter des Barons von Pontchateau, zu heurathen. Pŭylaurens wuſte, wie eifrig der Kardinal für ſeine Familie ſorge; er zweifelte daher nicht weiter an der Aufrichtigkeit einer Ausſöhnung, und bewegte ſeinen Herrn zu einem

am 1. Okt. Vergleich, folgenden Inhalts: Die Eheſache des Herzogs ſoll, wie die Ehen andrer Unterthanen des Königs, nach den Reichsgeſetzen entſchieden werden; wenn die Heurath getrennt wird, ſo ſoll ſich der Herzog nur mit Einwilligung des Königs vermählen, ſo wie auch der König ihn zu keiner Heurath nöthigen wird; alle Anhänger des Herzogs ſollen begnadiget werden, ausgenommen la Vieuville, le Coigneur, Monſigot, Vieuxpont und die Biſchöffe, die ihr Urtheil ſchon erhalten haben, oder an deren Proceß man noch arbeitet; der Herzog wird ſeine Güter, Jahrgelder und Leibgeding wieder erhalten, und gleich nach ſeiner Ankunft im Königreich zur Tilgung ſeiner Schulden 400000 Livres und vierzehn Tage hernach noch 100000 Thaler empfangen; anſtatt der Gou-

ver-

vernements von Orleanois und Bleſois ſoll er das 1634
von Auvergne, ferner auſſer ſeiner franzöſiſchen und ſchweitzeriſchen Leibwache noch eine Kompagnie Gens d'Armes und eine Kompagnie leichter Reuter erhalten, und die Gens d'Armes ſollen von dem Herrn von Püylaurens kommandirt werden; dieſe zwo Kompagnien ſollen zwey Monate in ihrer völligen Anzahl bey ſeiner Perſon Dienſte thun, nach dieſem aber will er nur 50 Mann von jeder bey ſich behalten. In einem geheimen Vertrag mit Püylaurens ward folgendes ausgemacht: Er entſagt allen Verſtändniſſen mit fremden Höfen; er wird ſich als ein gehorſamer und getreuer Unterthan betragen, und den König von allen Anſchlägen wider das Wohl des Staats, die er erfährt, benachrichtigen; er ſoll den Herzog in zween Monaten zur Einwilligung in die Eheſcheidung bewegen; und acht Tage nach der Rückkunft des Prinzen ſoll er zum Herzog und Pair erklärt werden, und das jüngſte Fräulein von Pontchateau heurathen.

Nach Unterzeichnung und Beſtätigung dieſer Verträge wurde allen Statthaltern in der Picardie befohlen, den Herzog von Orleans wohl zu empfangen. Er ſelbſt verließ Brüſſel unter dem Vorwand einer am 8.
Fuchsjagd, und kam glücklich auf der franzöſiſchen Okt.
Gränze an. Er hatte von niemand, auch nicht einmal von ſeiner Gemahlin, Abſchied genommen: er ließ ſie aber durch einen Edelmann verſichern, daß er jederzeit alle ſchuldige Zuneigung zu ihr hegen, und daß nichts in der Welt ſeine Geſinnungen ändern würde. Zu St. Germain en laye empfieng ihn der König zärtlich. Von da begab er ſich nach Orleans, wo er ſich ſo lang aufhalten wollte, bis alle Verſprechen des Königs erfüllt ſeyn würden. Die Erfüllung deſſen, was man dem Herrn von Püylaurens ver-

ſpro-

1634 ſprochen hatte, wurde von dem Kardinal unter allerley Vorwand aufgeſchoben. Er wollte, Gaſto ſollte vorher in die Eheſcheidung willigen, weil er den Püylaurens für einen Mann hielt, der im Stande wäre, alle ſeine Zuſagen zu brechen, wenn er ſein Glück einmal befeſtigt ſähe. Man bediente ſich vieler Theologen, beſonders des P. Joſeph, die dem Prinzen das Unrechtmäßige und Nachtheilige ſeiner Ehe zu beweiſen ſuchten. Er hörte ſie mit vieler Geduld an, und ſagte endlich, er hätte nie die Rechte ſtudiert, und er könne auf ihre Schlüſſe und Zeugniſſe nicht antworten; ſo viel wiſſe er, daß er zu ſeiner Heurath weder verführt noch gezwungen worden ſey, und das er die Prinzeßin Margarethe jederzeit als ſeine rechtmäßige Gemahlin betrachten würde, ſo lange ſeine Ehe durch keinen kanoniſchen Ausſpruch der Kirche für nichtig erklärt wäre. Dem Kardinal verſchwand auf dieſe Art die Hoffnung etwas bey dem Herzog auszurichten. Es war nun weiter kein Mittel übrig, als die Befriedigung des
am 26. Nov. Lieblings Püylaurens. Er ließ ihn deswegen an den Hof kommen, mit dem Fräulein von Pontchateau
am 7. Dec. trauen, und als Herzog und Pair im Parlament Sitz und Stimme nehmen, nachdem man die von ihm für 600000 Livres von der Prinzeßin Marie von Gonzaga erkaufte Herrſchaft Aiguillon unter dem Namen Püylaurens zu einem Herzogthum erhoben hatte.

In **Teutſchland** hatten damals die kaiſerlichen Waffen eine groſſe Ueberlegenheit: allein der Beſitz des Herzogthums Lothringen ſetzte Frankreich in Stand, die kaiſerliche Macht zu theilen. Ludwig hatte 20000 Mann Hülfsvölker unter dem Marſchall **la Force** nach Elſaß geſchickt. Einige Zeit hernach gieng auch der Marſchall von **Brezé**, Richelieu's Schwager, dahin ab, um die Armee gemein=

meinſchaftlich anzuführen: aber ſie konnten ſich nicht 1634
mit einander vertragen. Der erſte war klug und vorſichtig, und der andre tollkühn und trotzig auf die Macht ſeines Schwagers. Sie giengen gegen Ende des Jahrs über den Rhein, um Heidelberg den Kaiſerlichen zu entreiſſen. Es geſchah, und ſie geſtatteten der Beſatzung einen freyen Abzug, bekamen aber Vorwürfe darüber, weil man ſie zu Kriegsgefangenen hätte machen können, und weil die Kaiſerlichen einen Monat nachher ſich dieſer Truppen bedienten, den Franzoſen Philippsburg wegzunehmen, die ſchon lang vorher, als es die Schweden beſaſſen, darum gebuhlt hatten. Oxenſtierna hatte lange Bedenken getragen, ihnen dieſen Schlüſſel zum teutſchen Reich zu überliefern: aber nach der Nördlinger Schlacht, da ihm die Hülfe Frankreichs unentbehrlich ſchien, trat er dieſer Krone die Feſtung ab, um ſie dadurch deſto genauer mit dem Intereſſe der Proteſtanten zu 1635
verbinden. Allein, zu Ende des Januars 1635 überfielen die Kaiſerlichen die Feſtung; Arnaud, General der franzöſiſchen Reuterey und Befehlshaber der Feſtung, kam mit der ganzen Beſatzung in Kriegsgefangenſchaft, fand aber nach neun Monaten Gelegenheit zu entkommen. Ein Glück für ihn, daß P. Joſeph ſein Verwandter war; ſonſt würde ſeine Unvorſichtigkeit ſcharf beſtraft worden ſeyn. Der Vortheil, der den Kaiſerlichen dadurch zuwuchs, war beträchtlich; ſie fanden daſelbſt ſtarke Magazine und eine anſehnliche Kaſſe.

Richelieu war nun an den Zeitpunkt gekommen, wo er für dienlich und nöthig fand, öffentlich mit dem Hauſe Oeſtreich zu brechen. Nur der Herzog von Orleans machte ihm noch Unruhe, indem dieſer Prinz noch immer ſehr günſtige Geſinnungen gegen das lothringiſche, folglich auch gegen

das

1635 das öſtreichſche Haus beybehielt, und die Gültigkeit ſeiner Ehe mit einer unüberwindlichen Standhaftigkeit behauptete. Man hatte deswegen immer noch den Herzog von Püylaurens in Verdacht, der jedoch ſehr lebhaft das Gegentheil verſicherte. Allein, Richelieu ließ ſich dadurch nicht blenden. Püylaurens würkte ſo mächtig auf Gaſto's Gemüth, daß man aus deſſen Handlungen auf die Rathſchläge des Günſtlings mit Gewißheit ſchlieſſen konnte. Gaſto hielt ſich zu Blois auf, und ſchien ſich nur mit Luſtbarkeiten zu beſchäftigen. Er kam ſelten zum König, und ſein ganzes Betragen verrieth Mißvergnügen und beunruhigte den Kardinal nicht wenig. Zur Stillung ſeiner Sorgen blieb dieſem nichts weiter übrig, als die Entfernung aller verdächtigen Hofleute von dem Herzog von Orleans. Wider Püylaurens hatte er einen guten Vorwand, die Hartnäckigkeit Gaſto's in Behauptung ſeiner Ehe, die doch Püylaurens in zwey Monaten zu tilgen ſich verbindlich gemacht hattte. Dieſe Friſt war lange verfloſſen, und der Herzog beharrte immer noch auf ſeinem Vorſatz. Püylaurens konnte alſo einer Uebertretung des Vertrags beſchuldiget werden: allein Richelieu wollte ſich doch nicht nachſagen laſſen, daß er eine Perſon deswegen unglücklich gemacht hätte, weil ſie eine Bedingung unerfüllt gelaſſen, die nicht völlig von ihrem Willen abzuhängen ſchien. Er wollte alſo den Liebling nicht eher antaſten, als bis man ihn eines gröſſern Fehlers überführen könnte. Daher ließ er deſſen Verhalten genau beobachten, und fand bald Urſache, ihn mit einem Schein der Gerechtigkeit zu ſtürzen; Püylaurens unterhielt immer noch einen Briefwechſel in die Niederlande; er ſchrieb an die Prinzeßin von Pfalzburg in Zifferſchrift, und drückte ſich darin ſehr vergnügt über die baufällige Geſundheit des Königs aus; handelte auch von einem Anſchlag,

ſchlag, den Herzog von Orleans nach Italien gehen 1635
zu laſſen, wenn Richelieu noch ferner herrſchen und ſeinem Prinzen nicht mehr Gefälligkeit erweiſen würde. Er unterhielt eine ſehr genaue Freundſchaft mit Vieuxpont, einem Herrn, der von dem König immer höchſt verächtlich ſprach, und eben deswegen von der Losſprechung ausgeſchloſſen war, welche die Herren von der Partey des Herzogs von Orleans erlangt hatten. Er gab demſelben, als er heimlich nach Frankreich zurückkam, in ſeiner Wohnung Aufenthalt, und trug kein Bedenken, den Tod des Königs zu wünſchen und dieſen Wunſch zu offenbaren. Dieſe und ähnliche Vergehungen verurſachten, daß man Püylaurens und alle die gleiches am 14. Febr.
Sinnes mit ihm waren, gefangen ſetzte, beſonders den Grafen dû Fargis und den Herrn dû Coudrai-Montpenſier. Der erſte wurde mit Püylaurens nach Vincennes, der andere aber in die Baſtille gebracht. Richelieu wußte ſich ſehr viel damit, daß er bey dieſer Gelegenheit das Intereſſe ſeiner Familie dem Wohl des Staats und der Ruhe des königlichen Hauſes aufgeopfert hatte, indem er den Gemahl ſeiner Muhme vom Hof des Herzogs von Orleans entfernte, der zur Befriedigung ſeines Hochmuthes und Ehrgeitzes mit den feyerlichſten Zuſagen Spott getrieben hatte.

Nun hatte Gaſto nur noch drey Perſonen an ſeinem Hof, gegen die er einiges Vertrauen äuſſerte, den Abbé von Elbene, ſeinen Oberſekretar Goulas, und den Abbé von la Riviere, ſeinen Almoſenier. Dieſe mußten ins Louvre kommen, wo Richelieu eine lange Unterredung mit ihnen hielt, um ihnen zu zeigen, wie ſie ihrem Herrn Unterwürfigkeit unter den Willen des Königs einzuflöſſen hätten. Da aber keiner Klugheit genug beſaß, das Gemüth

1635 müth des Prinzen zu lenken, ſo wurde der Herr von **Chavigni** zu ſeinem Kanzler gemacht, welcher Miniſter und Staatsſekretär der auswärtigen Geſchäfte war, und das ganze Vertrauen des Königs und des Kardinals beſaß. Gaſto fühlte, daß er ſich in eine Art von Sklaverey begeben hätte, und daß alle Perſonen, die ſich mit ſeinen Angelegenheiten beſchäftigten, von Richelieu erkauft wären. Um einer ſo unerträglichen Lebensart ſich zu entledigen, beſchloß er, ſich einen Feind des Kardinals zum Vertrauten zu wählen. Dies war der Graf von **Montreſor**; er bot ihm ſein ganzes Vertrauen an, und erhielt dagegen das Verſprechen einer unverbrüchlichen Treue und Ergebenheit, unter der Bedingung der ſtrengſten Verſchwiegenheit. Beyde betrugen ſich auch ſo vorſichtig, daß man von ihrer Vertraulichkeit nichts gewahr wurde. Die jetzigen Hofleute des Herzogs beſaſſen Unverſchämtheit genug, ihm zur Aufhebung ſeiner Heurath und zur Vermählung mit der Marquiſe von Combalet zu rathen. Montreſor aber gab ihm den Rath, äuſſerlich dem Kardinal alle Höflichkeit zu erweiſen, und ſich bisweilen deſſen Gutachten über ſeine Angelegenheiten zu erbitten, aber ſeine Ehe möchte er nie trennen laſſen.

Püylaurens hatte Zeit genug, traurige Betrachtungen über ſein vergangenes Leben und über ſeine Unbeſonnenheit anzuſtellen. Er hatte ſich ſeit ſeiner Erhebung zum Herzog mit allerhand glänzenden Vorſtellungen geweidet, und glaubte ganz gewiß, der vermuthliche Kronerbe würde ihm Sitz und Stimme im Staatsrath und den Marſchallsſtab verſchaffen, ob er gleich nie zu Felde gedient hatte. Der ihm ſo ſehr ſchmeichelnden Prophezeyungen betrügeriſcher Aſtrologen von dem baldigen Abſterben des Königs, konnte er ſich gar nicht entſchlagen;

und er war verwegen genug, auf die Verwandſchaft 1635
mit dem Kardinal los zu ſündigen. Aber wie groß
mußte ſein Erſtaunen ſeyn, als er ſich ganz und gar
von Gaſto verlaſſen ſah! Sonderbar bleibt es immer,
daß dieſer Prinz ihm nicht einmal die Härte ſeiner
Gefangenſchaft zu erleichtern ſuchte; denn Richelieu,
der ihn als einen Staatsverbrecher betrachtete, wollte,
daß ſein Gefängniß ſtatt der längſt verdienten Todesſtrafe
gelten ſollte. Der Verdruß über ein ſo betrübtes
Geſchicke zog ihm ein langſames Fieber zu,
das ihn in einigen Monaten auszehrte; ein Fleckfieber
kam dazu, und raffte ihn vollends hin. Richelieu
kam in den Verdacht, als wenn er ihm durch eine
Giftſuppe das Leben verkürzt habe. Er hinterließ
kein Kind, und ſeine Wittwe vermählte ſich im
Jahr 1639. mit Heinrich von Lothringen, Grafen
von Harcourt. am 30. Jun.

So bald ſich Richelieu von allen Sorgen über
das Verhalten des Herzogs von Orleans durch die
in dem Hofſtaat dieſes Prinzen gemachte Veränderung
frey gemacht hatte, ſo richtete er alle ſeine Gedanken
auf die ſchon angefangenen Kriegsrüſtungen
gegen das Haus Oeſtreich. Vorzüglich bemühte er
ſich, mit allen Mächten, denen an der Unterſtützung
ſeines Vorhabens gelegen ſeyn konnte, Bündniſſe
zu ſchlieſſen. In Teutſchland hatte er ſchon mächtige
Bundsgenoſſen, vermöge der mit den Schweden
und den proteſtantiſchen Fürſten geſchloſſenen Verträge.
Mit den Holländern errichtete er in dieſem
Jahr ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß, vermöge
deſſen eine franzöſiſche Armee von 25000 am 8. Febr.
Mann zu Fuß und 5000 zu Pferd nebſt der erforderlichen
Artillerie in die ſpaniſchen Niederlande eindringen,
und die Staaten eben ſo viel Truppen ins
Feld ſtellen ſollten. Beyde Armeen ſollten gemeinſchaftlich
oder jede beſonders ihre Kriegsverrichtun-

1635 gen vornehmen. Im letzten Fall ſollte ſich keine von der andern ſo weit entfernen, daß ſie einander nicht zu Hülfe kommen könnten. Man theilte auch vorläufig ſchon die zu machenden Eroberungen, und beſchloß, den Krieg ſo lange fortzuſetzen, bis die Spanier ganz aus den Niederlanden vertrieben wären. Aus der Theilung ſelbſt konnten die Holländer deutlich ſchlieſſen, daß ihr Land die Gränze von Frankreich werden ſollte, weil zu Folge derſelben kein Land zwiſchen Frankreich und ihnen bleiben ſollte. Daher ſtanden ſie auch dem König nur auf eine zurückhaltende und argwöhniſche Art bey, ob ſie gleich Anfangs den Bund mit Frankreich eifrig gewünſcht hatten. — Bey den italieniſchen Fürſten mußte der Präſident von Bellievre ein ähnliches Bündniß wider das Haus Oeſtreich in Vorſchlag bringen.

Regi=

Regiſter
der merkwürdigſten Perſonen und Sachen.

A.

Allgemeine chriſtliche Republik, deren Entwurf von Heinrich IV. 471
von Ancre, Marſchall, ermordet 549. ſ. Ludw. XIII.
Anton von Bourbon, König von Navarra, ſ. Franz II. und Karl IX.

B.

Barricadengefecht 273
Barriere, Pet., ſtrebt K. Heinr. IV. nach dem Leben 385
Biron, Marſchall, deſſen Verſchwörung, ſ. Heinr. IV.
Bluthochzeit 160
Bourbon, Häupter dieſes Hauſes unter Franz II. 8 f.

C.

Chatel, Joh., will den K. Heinr. IV. ermorden 400
Chieraſco, dortige Verträge 711
Clement, Jac., erſticht K. Heinrich III. 306 f.
Coligni, Admiral, ſeine Ermordung 152; 160
Concini, ſ. Ancre.
Conde', Ludwig I. Stammvater dieſes Hauſes 9. ſeine Ermordung 127. ſ. Franz II. und Karl IX.
Conde', Heinrich I. muß catholiſch werden 169. ſtirbt 266. ſ. Heinrich III.
Conde', Heinrich II. 470. ſ. Ludwig XIII.

D.

Diane von Valentinois, Herzogin 10 f.
Doppelheurath, franzöſiſch-ſpaniſche, ſ. Ludw. XIII.

E.

Edikt von Romorantin 26. vom Monat Julius 56. vom Januar 65. von Amboiſe 95. von Rouſsillon 102. von Moulins 106. von Beaulieu 207. von Poitiers 221. von Nemours 240. Unionsedikt 279 f. Edikt von Nantes 435. Friedensedikt von Blois 528
Edinburgiſcher Vertrag 27
Epernon, ſ. Ludw. XIII.

F.

Feuerkammern 17
Franz II. König von Frankreich 7:47. Beſchaffenheit des Hofs im Anfang ſeiner Regierung 8 ff. Betragen des K. Anton von Navarra 10. die Königin Mutter Katharine von Medici vereiniget ſich mit den Guiſen 10 f. Schickſal der Herzogin Diane von Valentinois 10 f. Beſchreibung des guiſiſchen Hauſes 11. der Herzog von Guiſe und der Kardinal von Lothringen werden zu den höchſten Würden erhoben 11 f. Schickſal und Betragen des Konnetabels Annas von Montmorenci 12. wie der Prinz von Conde' auf eine Zeitlang vom Hof entfernt wird 12. Franz Olivier wird wieder Kanzler 13. der Kardinal von Tournon kommt wieder in den Staatsrath 13. der Marſchall von St. Andre' iſt auch ein Anhänger der Guiſen 13. der Prinz von Conde' wird ſehr beleidigt 13. geheime Zuſammenkunft der mißvergnügten Herren zu Vendome 14. der König von Navarra begiebt ſich an den Hof, wird aber ſchlecht empfangen 15. er ſondert ſich von den Mißvergnügten ab 15. der Prinz von Conde' tritt an die Spitze der Mißvergnügten und rathſchlaget mit ihnen über den Umſturz der guiſiſchen Herrſchaft 16. Verfolgung der Reformirten 16 f. Mouchards 17. Schriften gegen die neue Regierung 18. der Parlamentsrath Annas du Bourg wird ſeines Glaubens wegen gehängt 19. Anſchlag auf Amboiſe gegen die Guiſen 20. Conde' entgehet durch ſein ſtandhaftes Betragen den Nachſtellungen der Guiſen 23 f. der Kanzler Olivier ſtirbt 25. Mich. de l'Hopital kommt an ſeine Stelle 25. Hugenottenname 25. Widerrufung des den Hugenotten zum Beſten ergangenen Edikts 26. Edikt von Romorantin 26. Krieg in Schottland, der ſich mit dem Vertrag zu Edinburgh endiget 27. Maaßregeln der K. Katharine in Anſehung der Parteyen im Reich 27 f. auſſerordentliche Verſammlung der Groſſen zu Fontainebleau 28. der Admiral Coligni überreicht dem König eine Bittſchrift der Proteſtanten 29.

Montlüc, Biſchof von Valence 30. Entdeckung der Anſchläge des K. von Navarra und des Prinzen von Conde' durch Gefangennehmung ihres Geſchäftträgers 34. Maaßregeln des Hofs nach dieſer Entdeckung 35. der Anſchlag des Prinzen von Conde' auf Lyon mißlingt 35. Einladung der Prinzen vom Geblüt zu der Reichsverſammlung 37. der K. von Navarra und Prinz von Conde' erſcheinen bey Hofe 38. Conde' wird gefangen genommen 39. auch der König von Navarra wird genau beobachtet 40. dem Prinzen von Conde' wird der Proceß gemacht 40 f. er wird zum Tode verurtheilt 42. ſchlaues Betragen der K. Katharine bey dieſem Vorfall 43. die Guiſen trachten dem K. von Navarra nach dem Leben 43 f. K. Franz wird krank 45. die Hinrichtung des Prinzen wird dadurch gehindert 45. Vergleich der Königin Mutter mit dem K. von Navarra 45. K. Franz ſtirbt 47. wird wenig bedauret 47. ſeine Witwe Marie Stuart 64

Friedensedikt von Blois 528

G.

Guiſe, Perſonen dieſes lothringiſchen Hauſes unter Franz II. 11. Ermordung des Herzogs Franz von Guiſe 92. Herzog Heinrich von Guiſe wird erſtochen 289 f. der Kardinal von Guiſe wird getödtet 290

H.

Heil. Geiſt-Orden, wird geſtiftet 225

Heinrich II. König von Frankreich, Verfolgung der Reformirten unter ihm 1:7

Heinrich, K. von Navarra, ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Margarethe 149. er muß catholiſch werden 169. wird wieder reformirt 207. (ſ. Heinrich III.) wird König von Frankreich 311. ſ. Heinrich IV.

Heinrich, Herzog von Anjou, wird König von Polen 182. König von Frankreich 190. ſ. Heinrich III.

Heinrich III., König von Frankreich 190–310. ſeine Entweichung aus Polen 190. dem Herzog von Savoyen werden Plätze abgetreten 191. allgemeine Zerrüttung des franzöſiſchen Staats 191. Betragen der Königin Mutter Katharine während ihrer Regentſchaft 192. der Graf von Montgommeri wird enthauptet 192. Verſammlung der Mißvergnügten zu Millaud 193. Betragen des Herzogs von Damville 193. Ankunft des Königs in ſeinem Königreich 195. fünfter bürgerli-

cher Krieg 195. Mitglieder des geheimen Kabinetsraths 195. K. Heinrich nimmt ſich der Regierung nicht an 196. Verfahren gegen die Mißvergnügten und Reformirten 196. K. Heinrich vermählt ſich 197. wechſelſeitiges Mißtrauen des K. und ſeines Bruders des Herzogs von Alençon 198 f. dieſer entweicht vom Hof 201. die Mißvergnügten werben Truppen in Teutſchland 201. Gefecht des Herzogs von Guiſe mit dem Herrn von Thore′ 203. Waffenſtillſtand 203. deſſen ſchlechte Beobachtung 204. Conde′ und der Pfalzgraf Kaſimir kommen mit einer teutſchen Armee 204. K. Heinrich von Navarra verläßt den Hof 204. neue Bittſchrift der Reformirten 205 f. Vergleich des Hofs mit den mißvergnügten Herren 206 f. fünftes Friedensedikt 207. der K. von Navarra wird wieder reformirt 207. Lieblinge des Königs 208. Entſtehung und Beſchaffenheit der Ligue 208 f. Reichsverſammlung zu Blois 216. K. Heinrich erklärt ſich zum Haupt der Ligue 217. Betragen, Verfaſſung und Geſinnungen der mißvergnügten Herren 218. Unterhandlungen mit ihnen 220. Edikt von Poitiers, und Artikel von Bergerac 221. ſchlechte Beſchaffenheit des Staats 222 f. der Herzog von Anjou verläßt den Hof und kommt wieder zurück 223. Reiſe der Königin Mutter durch Frankreich 223. Unterredung zu Nerac zum Vortheil der Reformirten 225. Stiftung des heil. Geiſtordens 225. H. nimmt Genf in Schutz 227. Verſammlung der Hugenotten zu Andúſe 227. Unterredung des Marſchalls von Montmorenci mit dem K. von Navarra 227. Krieg der Verliebten 228. Lesdiguieres das Haupt der Reformirten im Delphinat 228. Unternehmungen des Prinzen von Conde′ 228. der K. von Navarra überwältiget die Stadt Cahors 229. Friede zu Fleix 230. Unternehmungen des Herz. Franz von Anjou 230 f. er ſtirbt 235. die Ligue kommt wieder in Bewegung 235. der alte Kardinal von Bourbon wird zum Haupt der Ligue ernannt 238. Heinrichs Manifeſt gegen die Ligue 239. Edikt von Nemours, zum größten Nachtheil der Reformirten 240. Geſinnungen des neuen Pabſts Sixtus V. in Anſehung der Ligue und der Hugenotten 240. der Herzog von Nevers verläßt die Ligue 242. der K. von Navarra und der Prinz von Conde′ werden vom Pabſt in den Bann gethan 242. Vertheidigung des K. von Navarra 242 f. Bund der Sechzehner 243. Heinrich rüſtet ſich zum Krieg gegen den K. von Navarra und deſſen Partey 245. wechſelſeitige Verfolgung der Katholiken und Reformirten 246. Stillſtand zu S. Bris 250. Vorfälle in Provence, Delphinat und Languedok 250 f. Betragen des Herzogs von Guiſe und ſeiner Anhän-

Anhänger 251 f. Poulain benachrichtiget den König von der Rotte der Sechzehner 252. der Herzog von Mayenne verläßt Paris 255. Kriegsunternehmungen 256. der Herzog von Guiſe kömmt an den Hof 256. Händel mit dem Kardinal Pelleve' 256. der Herzog von Joyeuſe wird mit einem Heer dem K. von Navarra entgegengeſchickt 257. Treffen bey Coutras 258. der K. von Navarra bedient ſich des Siegs ſchlecht 260. Rüſtung und Feldzug der Teutſchen und Schweitzer zum Behuf der Reformirten in Frankreich 262. die Schweizer trennen ſich von den Teutſchen 264. Niederlage der Teutſchen zu Auneau 264. ihr Abzug aus Frankreich 265. der Herzog von Bouillon ſtirbt 266. wie auch Prinz Heinrich I. von Conde' 266. ausſchweifendes Betragen der Liguiſten und Sechzehner 266. die Häupter der Ligue halten eine Verſammlung zu Nancy 266 f. beſondere Abſichten des Herzogs von Guiſe 267 f. er kommt nach Paris 269. begiebt ſich zum König 270. der K. läßt zu ſeiner Sicherheit Truppen in Paris einrücken 272. Barricadengefecht 273. Unterhandlungen der Königin Mutter mit Guiſe 275. der K. verläßt Paris und begiebt ſich nach Chartres 275. Folgen dieſer Entweichung 275. Standhaftigkeit des Präſidenten von Harlai 276. neue Ausſichten zum Bürgerkrieg 277. die Pariſer ſchicken Abgeordnete an den K. nach Chartres 278. H. unterzeichnet einen für ſich nachtheiligen Vertrag mit dem Herz. von Guiſe, woraus das Unionsedikt entſteht 279 f. ertheilt ſeinen Feinden groſſe Vorzüge und Ehrenſtellen 280 f. Vorfälle in Poitou und Dauphine'e 281. der Herzog von Savoyen bemächtiget ſich des Marquiſats Saluzzo 282. Heinrich verändert ſeinen Staatsrath 282 f. der Pabſt unterſtützt die Guiſen 283. Reichsverſammlung zu Blois 283. Urſachen, die den K. bewegen, den Untergang des Herzogs von Guiſe zu beſchlieſſen 285. Karoliniſche Rotte 287. Herzog Heinrich von Guiſe wird erſtochen 289 f. der Kardinal von Guiſe wird getödtet 290. die Königin Katharine von Medici ſtirbt 291. Empörung gegen den König unter Mayenne 296. Unterhandlungen mit dem K. von Navarra 298. Verfahren des Pabſts 299. Manifeſt der Könige von Navarra und von Frankreich 301 f. die Drohungen des Pabſts bewegen ſie zur Belagerung der Stadt Paris 305. Jacob Clement erſticht den König 306 f. er erklärt den K. von Navarra zum Nachfolger 309. der valeſiſche Stamm ſtirbt mit ihm aus 309. ausſchweifende Freude der Liguiſten über ſeinen Tod 310

Heinrich IV. der Groſſe 311 : 480. als K. von Navarra von Heinrich III. zum Nachfolger ernannt 309. mißliche Lage ſeines

nes Antritts 311 f. Epernon und viele andre verlaſſen ihn 313 f. er hebt die Belagerung von Paris auf 314. Betragen und Entwürfe der Ligue 314 f. der Kardinal Karl von Bourbon wird von der Ligue zum König aufgeworfen 316. heftiges Gefecht bey Arques zum Vortheil des Königs 317. K. Heinrich wird durch Engländer verſtärket und zieht vor Paris 317 f. Mayenne ſchlägt den angebotenen Vergleich aus 318. Verordnungen des Pariſer Parlaments zu K. Heinrichs Nachtheil 319. die beiden katholiſchen Parteyen wenden ſich an den Pabſt 320. ſchlechtes Betragen des päbſtl. Legaten Gaetano 321. Dekret der Sorbonne gegen K. H. 325. Schlacht bey Jvri 326. Unterhandlungen der Liguiſten mit ihm, Konferenz zu Noiſi 331. der Kard. von Bourbon ſtirbt 331. K. Heinr. ſchließt Paris ein 332. der Herz. von Parma rückt zum Entſatz der Stadt herbey 336 f. die Sechszehner ſchöpfen neue Hoffnung 340. Mercoeur will ſich in Bretagne unabhängig machen 340. der Herz. von Savoyen will die Provence an ſich reiſſen 341. K. Heinrich erlangt auswärtige Hülfe 341 f. vergeblicher Verſuch der Liguiſten auf S. Denis, das Mehlgefecht 342. der junge Kard. von Bourbon macht ſich eine Partey, die dritte genannt, 342 f. Gregor XIV. ſchickt einen neuen Nuncius, der durch ſeine Hitze der Ligue ſchadet 345. Jeannin wird von der Ligue nach Spanien geſchickt 346. Edikt des Königs wegen ſeiner Religionsänderung 347. kühne Schlüſſe der Parlamenter zu Tours und Chalons gegen die päbſtl. Bullen 347. K. Heinr. erneuret ſeines Vorgängers Edikte zum Vortheil der Reformirten 348. erlangt Hülfe aus Teutſchland 349. Mayenne wird durch päbſtliche Truppen verſtärkt 350. der tapfere de la Noue ſtirbt 350. der junge Herzog von Guiſe entkommt aus dem Gefängniß, und macht ſich eine eigene Partey 351. Uneinigkeit unter den Feinden des Königs 351. Mayenne erfährt die wahren Abſichten Spaniens 352. Betragen Pabſts Innocenz IX. 352. tolles Verfahren der Sechszehner und Spanier 353 f. Mayenne beſtraft ihren Unfug 357. K. Heinr. muß die Belagerung von Rouen aufheben 358. ſchließt den Herzog von Parma ein, der ihm aber entwiſcht 359. verliehrt den Biron, Montpenſier und Guitri 360. Mayenne wird zu Unterhandlungen mit dem König veranlaßt 360. Mornai macht die verworfenen Bedingungen bekannt 361. Betragen Pabſts Klemens VIII. 361. K. Heinrich ſchickt eine Geſandſchaft an ihn 362. Entſchlüſſe der Pariſer gegen die Sechszehner 362 f. Partey der Politiker, die den Frieden zu befördern ſucht 363. Verſammlung der Reichsſtände zu Paris 364 f. Konferenz der Royaliſten und Ligui-

Liguiſten zu Sürenne 368. der Herzog von Parma ſtirbt 368. Mayenne entdeckt die ſpaniſchen Abſichten noch näher 368. erobert Noyon 370. die ſpaniſchen Abgeordneten thun ihren Vortrag vor der Reichsverſammlung 370. Konferenz zu Sürenne 370. K. Heinr. bequemt ſich zur Annahme der katholiſchen Religion 373. erobert Dreux 374 f. Verwirrung in Paris 375. die Spanier bringen die Infantin Iſabelle förmlich in Vorſchlag 375. ſchlagen einen franzöſiſchen Prinzen zu ihrem Gemahl vor 376. und zwar den jungen Herz. von Guiſe 379. willigen in die harten Bedingungen des Herz. von Mayenne 380. der Kard. von Bourbon ſtirbt 380. mißliche Lage des Herz. von Mayenne 380 f. die Spanier können ihr Wahlgeſchäfte nicht nach Wunſch vollenden 381. Menippeiſche Satire 382. K. Heinr. läßt ſich in der kathol. Religion unterrichten 382. argliſtige Kunſtgriffe des päbſtl. Legaten 382. K. H. ſchwört den reformirten Glauben ab 383. gottloſes Betragen der Liguiſten bey dieſer Begebenheit 383 f. dreymonatlicher Waffenſtillſtand 384. K. Heinr. ſchickt eine Geſandſchaft nach Rom 385. Peter Barriere ſtrebt ihm nach dem Leben 385. Mayenne läßt ſeinen Bruder den Herz. von Nemour gefangen nehmen 386. Verlängerung des Stillſtandes 386. Hinderniſſe, die K. Heinr. am päbſtlichen Hofe findet 386 f. Arnold von Oſſat tritt auf 387. der Herzog von Nevers kehrt unverrichteter Dinge von Rom zurück 389. Geſandtſchaft der Ligue nach Rom 389 f. neue Erklärung des Königs, die gute Würkung thut 391. er wird zu Chartres gekrönt 392. der Krieg geht wieder an 392. ſchlimmes Betragen des Herz. von Mayenne 392 f. er macht den Grafen von Briſſac zum Befehlshaber von Paris 393. Mayenne verläßt Paris 394. Briſſacs Anſtalten zur Uebergabe der Stadt 394 f. Paris kommt in Heinrichs Gewalt 396. er verzeiht ſeinen Feinden 397. verdrießlicher Zuſtand des Königs 398 f. er belagert und erobert Laon 399 f. andere Eroberungen und Unterwerfungen 400. Johann Chatel will den König ermorden 400. die Jeſuiten werden aus Frankreich verbannt 402. K. Heinrich erklärt dem König von Spanien Krieg 402. Gefecht bey Fontaine-Françoiſe 402 f. einige Verbeſſerung des Finanzweſens 403. Aufgebot der Vaſallen 403. Aumont und Hümieres ſterben 403. Herzog Karl von Aumale wird verurtheilt 404. Vergleich des K. mit Mayenne 404. 408. der Pabſt ertheilt dem K. die Abſolution 405. Unterwerfung verſchiedener Standesherren 410. ſeltſame Vorfälle mit der Stadt Marſeille 410 f. Ausſöhnung des K. mit dem Herzog von Epernon 411. Lesdiguieres wird belohnt 411. Feldzug

der Spanier in der Picardie 411 f. die Spanier erobern Calais und andere Städte 413. K. Heinr. erobert la Fere 413. Bündniß mit England und Holland 414. Ankunft des päbſtl. Legaten, Kard. von Florenz 414. Angſt und Verſammlungen der Reformirten 414. Verſammlung des Ausſchuſſes der Reichsſtände zu Rouen 415. K. Heinrich faßt den Entſchluß, dem Sülli die Verwaltung der Finanzen aufzutragen 418. neue Unterhandlungen mit den Reformirten 418. die Spanier erobern und verliehren Amiens 419 ff. Friedensunterhandlungen zwiſchen Frankreich und Spanien 427. Friede zu Vervins, zwiſchen Frankreich, Spanien und Savoyen 428. Nachgeholte Kriegsgeſchäfte mit den Herzogen von Savoyen und Mercoeur 430 Edikt von Nantes 435. Heinr. Bemühungen, den Flor des Staats zu erneuern 436. er läßt ſich von ſeiner Gemahlin Margarethe ſcheiden 437 f. Streitigkeit mit Savoyen wegen des Marquiſats Saluzzo, und Beylegung derſelben 438 f. Verſchwörung und Beſtrafung des Herzogs und Marſchalls von Biron 444 ff. einige nützliche Verordnungen 452. K. Heinrich ſucht durch den Marquis von Rosni ein Bündniß mit K. Jacob I. zu ſtiften 453. Wiedereinſetzung der Jeſuiten in Frankreich 455 f. der Kard. von Oſſat ſtirbt 461. die Marquiſe von Verneuil fällt in Ungnade 462. die Franzoſen nehmen von Kanada Beſitz 464. Kanal von Briare 464. Einführung der Paulette 465. Unruhe von dem Herzog von Bouillon 465. K. Heinrich vermittelt einen wichtigen Streit zwiſchen dem Pabſt und den Venetianern 467. in Bearn wird die katholiſche Religion wieder eingeführt 469. K. Heinrich vereiniget Navarra mit Frankreich 469. vermittelt einen 12jährigen Waffenſtillſtand zwiſchen Spanien und den vereinigten Niederländern 469 f. Vermählung des Herzogs von Vendome mit Franziska von Lothringen 470. und des Prinzen Heinrich von Conde' mit Ch. Marg. von Montmorenci 470. in die ſich K. Heinrich verliebet 470. er will an dem jülichiſchen Erbfolgeſtreit Theil nehmen 471. ſein Entwurf zu einer allgemeinen chriſtlichen Republik 471. die Königin wird gekrönt, und Heinrich von Ahndungen gequält 473 f. er wird vom Ravaillac erſtochen 475

Henriette, franz. Prinzeſſin, deren Vermählung mit dem Prinzen Karl von Wallis 597

Holländer, franzöſiſche Bündniſſe mit ihnen ſ. Ludw. XIII.

l'Hopital, Kanzler 122

Hugenotten, Urſprung dieſer Benennung 25

J.

Jeſuiten werden aus Frankreich verbannt 422. und wieder eingeführt 455 f.
Johanne, Königin von Navarra, ſtirbt 148
Iſabelle, Infantin, zur Königin von Frankreich vorgeſchlagen 375 ꝛc.

K.

Kardinalskrieg 105
Karl IX. König von Frankreich 48 : 190. ſeine Minderjährigkeit 48 : 96. Krönung 55. die Königin Mutter, Katharine von Medici, wird Regentin, obgleich nicht dem Namen nach 48. ſie ruft den Konnetabel Montmorenci an den Hof 48. der K. Anton von Navarra wird zum Generalſtatthalter des Reichs erklärt 48. die K. Mutter ſucht parteilos zu ſcheinen 49. der Prinz von Conde' wird auf freyen Fuß geſtellt 49. Verſammlung der Reichsſtände zu Orleans 50. Franz von Vendome ſtirbt 52. die pragmatiſche Sanktion wird auf eine Zeitlang wieder eingeführt 53. Fortgang der Gährung unter den Parteyen 53. der Konnetabel ſondert ſich von der Partey der Prinzen vom Geblüte ab 54. und errichtet mit Guiſe und Andre' einen Bund, das Triumvirat genannt 55. Haß des Konnetabels gegen die Hugenotten 55. die K. Mutter will parteylos bleiben 55. der K. von Navarra übergiebt eine Bittſchrift der Proteſtanten 56. dadurch wird das Edikt vom Julius bewürket 56. ſcheinbare Ausſöhnung des Herzogs von Guiſe und des Prinzen von Conde' 58. Verſammlung der Reichsſtände zu Pontoiſe und St. Germain 58. Religionsgeſpräch zu Poiſſy 59. der K. von Navarra wird verleitet, zum Triumvirat zu treten 63. Abreiſe der Königin Marie Stuart nach Schottland 64. die K. Mutter verbindet ſich näher mit der Partey des Prinzen von Conde 65. Edikt vom Januar 65. die Parteyen verlaſſen den Hof 66. Würkungen des Edikts vom Januar 66. Blutbad zu Vaßi 67. der Herzog von Guiſe hält ſeinen Einzug in Paris 68. die K. Mutter erwartet von den Hugenotten Schutz 68. die Triumviren bemächtigen ſich der Perſon des Königs 68 f. peinliche Lage der Königin Mutter 69. Wuth des Konnetabels gegen die Reformirten 69 f. der Prinz von Conde' bemächtigt ſich der Stadt Orleans 70. Manifeſte und Schmähungen beider Parteyen 70 f. Anſtalten zum Feldzug 71 f. Innerliche Unruhen durch das ganze Königreich 73. beide Parteyen gehen zu Felde 73. fruchtloſe Unterhandlungen

gen 74 f. Unterredung zu Talſi 75. Vereitelter Anſchlag, die königliche Armee zu überfallen 78. Conde' nimt Beaugenci ein 78. die Royaliſten erobern Blois und Mer 78. beide Parteyen begehen viele Unmenſchlichkeiten 79. die Anhänger des Conde' werden durch ein königliches Edikt für Aufrührer erklärt 82. Intereſſe auswärtiger Nationen bey dieſem bürgerlichen Krieg 83. Conde' räumet den Engländern Havre de Grace ein 84. die Royaliſten belagern und erobern Rouen 84 f. K. Anton von Navarra wird verwundet und ſtirbt 85. Conde' erlangt Verſtärkung 85 f. und geht auf Paris los 86. Schlacht bey Dreux 87. Wuth des Bürgerkriegs in den franz. Provinzen 89 f. nachtheiliger Vertrag mit dem Herzog von Savoyen 90 f. Uebermuth des Herzogs von Guiſe nach der Schlacht bey Dreux 91. er belagert Orleans 91. und wird meuchelmörderiſch erſchoſſen 92. Vergleich zu Orleans 94. Edikt von Amboiſe 95. deſſen Folgen 95. die Engländer werden wieder aus Havre de Grace vertrieben 96. der König wird von dem Parlament zu Rouen für volljährig erklärt 96. Betragen der K. Katharine und des Prinzen von Conde' nach dem Friedensſchluß 96 f. das Haus Guiſe fordert Gerechtigkeit wegen des an dem Herzog Franz verübten Mords 97. Mißvergnügen und Konſpiration des Konnetabels 98. Verfolgungen gegen die Proteſtanten 99. der Pabſt thut Prälaten in Bann 99. ſeine Bannbulle gegen die Königin von Navarra muß er wieder zurücknehmen 99. Reiſe des Hofs durch Frankreich 100. Edikt von Roußillon 102. Beſchimpfung des Kardinals von Lothringen durch den Marſchall von Montmorenci 103. Folgen derſelben 103. Kardinalskrieg 104 f. Unterredungen der Königin Mutter mit dem Herzog von Alba zu Bayonne 105 f. Verſammlung der Groſſen zu Moulins und Edikt daſelbſt 106. Geſinnungen der Parteyen in Frankreich 106. Betragen der Königin Mutter gegen die Groſſen des Staats 109. der Hof rüſtet ſich zur Ausrottung der Reformirten 110. die Anſchläge des Hofs werden verrathen 112. Maaßregeln der proteſtantiſchen Herren 112. ihr Anſchlag, den König von der Gewalt des Kard. von Lothringen zu befreyen 112 f. der Hof zieht unter Bedeckung der Schweitzer nach Paris 114. die Hugenotten rücken unter Conde' vor Paris 115. Schlacht bey S. Denis 117. der Konnetabel Annas von Montmorenci wird verwundet und ſtirbt 117. der Bruder des Königs, Herzog von Anjou, wird zum Generalſtatthalter des Königreichs erklärt 118. die Hugenotten werden durch deutſche Truppen verſtärket 118. ſie belagern Chartres 119. Friede zu Longjümerau, der kleine

Friede genannt 119. Falſchheit des Hofs bey dieſem Friedensſchluß 119. neue Verfolgungen gegen die Hugenotten 120. Verſchuldungen der Hugenotten 120. verrätheriſcher Anſchlag des Hofs gegen den Prinzen von Conde' und den Admiral, der den dritten bürgerlichen Krieg veranlaßt 121. der Kanzler von l' Hopital wird ſeiner Würde entſetzt 122. Treffen bey Jarnac 126. Prinz Ludwig von Conde' wird meuchelmörderiſch erſchoſſen 127. Anſtalten des Admirals nach der Schlacht 127 f. Muth der Königin von Navarra, deren Sohn, Heinrich von Bearn, zum Haupt der hugenottiſchen Partey erklärt wird 128. Niederlage der Katholiken bey la Roche Abeille 131. hartes Verfahren des Hofs gegen den Admiral 132. dieſer belagert Poitiers vergebens 132. die Hugenotten verliehren das Treffen bey Montcontour 133 f. Glück der Hugenotten zur See 140 f. Gefecht bey Arnai le Duc 143. Friedensunterhandlungen 143. Vertrag zu St. Germain en Laye 144. Vermählung des Königs mit der kaiſerl. Prinzeſſin Eliſabeth 145. Vermählung des Prinzen Heinrich von Bearn mit der Schweſter des Königs 145 f. 149. Liſt des Hofs, die Hugenotten ſicher zu machen 146 ff. Vertheidigungsbündniß zwiſchen Frankreich und England 148. die Königin Johanne von Navarra ſtirbt 148. Vermählung des Prinzen Conde' mit Marien von Kleve 149. der Admiral zieht den König völlig auf ſeine Seite und macht ſich dadurch bey der Königin Mutter noch verhaßter 150. er wird meuchelmörderiſch verwundet 152. der Tod wird ihm und allen Reformirten beſchloſſen 156. Pariſer Bluthochzeit 160. der König von Navarra und der Prinz von Conde' müſſen catholiſch werden 169. Hinrichtung der Herren von Briguemaut und Cavagne 171. das Andenken des Admirals von Coligni will der Hof beſchimpfen 172. Urtheile einiger auswärtigen Höfe von der Bluthochzeit 172. Zuſtand der Reformirten nach dem Blutbad 175. Rochelle wird belagert 176. der vierte Religionsfriede 180. Belagerung der Stadt Sancerre 181. Herz. Heinrich von Anjou wird König von Polen 182. Maaßregeln und Bittſchriften der Reformirten 182 f. Partey der Politiker oder Mißvergnügten 184. berühmte Faſtnachtsunternehmung 185. la Mole, Graf Coconnas, und die Marſchälle von Coſſe' und Montmorenci werden gefangen genommen, und die beyden erſten enthauptet 187 f. Verhalten der Königin Katharine gegen die Politiker 189. Graf von Montgommeri wird gefangen genommen 189. K. Karl ſtirbt 190.

Karl

Karl X., aufgeworfener König von Frankreich 316. ſtirbt 331
Karoliniſche Rotte 287
Katharine von Medici, Königin, ſ. Franz II. Karl IX. und Heinrich III. bis S. 291.
der Kleine Friede 119
Konkordat wird wieder aufgebracht 53

L.

Ligue, 208 f. ſ. Heinr. III. und IV.
Liverdün, dortiger Vertrag 725
Longjümerau, dortiger Friede 119
Lothringen, Kardinal Karl 11. erſter Staatsminiſter unter Franz II. 12. Herzoge Karl und Franz, ſ. Ludw. XIII.
Loudün, dortiger Vergleich 524 f.
Ludwig XIII. 481–784. Die verwitwete Königin Marie von Medici wird durch Hülfe des Herz. von Epernon und des Parlaments Reichsregentin 481. der Unwille des Grafen Karl von Soiſſons über die Regentſchaft wird beſänftigt 482. Betragen des Herz. von Sülli 482. f. Einrichtung des Staatsraths 483. Proceß und Hinrichtung des Königsmörders Ravaillac 485. Dekret der Sorbonne und Verbrennung des Buchs de rege vom Mariana 485. f. Concini wird Marquis von Ancre 488. Jülich wird erobert 488. der K. wird gekrönt 488. Zwiſt zwiſchen Ancre und Bellegarde 488. Sülli wird verdrängt 490. groſſe Verſammlung der Reformirten zu Saumür 491. Doppelheurath in dem königlich franzöſ. und ſpaniſchen Hauſe 495. ſchlimme Grundſätze der Königin Regentin 496. f. Uneinigkeit der Herz. von Bouillon und Rohan 497. Nationalſynode der Reformirten zu Privas 498. Graf Karl von Soiſſons ſtirbt 500. Partey des Prinzen von Condé 501. Vergleich der Regentin mit den Mißvergnügten zu S. Menehould 503. der K. wird volljährig 504. letzte allgemeine Verſammlung der Reichsſtände 505. der Biſchof Richelieu von Luçon trit auf 507. Lüines wird Statthalter von Amboiſe 511. Concini wird Marſchall 512. merkwürdige Irrung zwiſchen dem Parlament und dem Hof 512. Condé widerſetzt ſich der Reiſe, die der Hof der Doppelheurath wegen thun will 517. ſein Mäniſeſt und Rüſtung 518. le Jay wird gefangen genommen 519. das Parlament erklärt ſich gegen Condé 519. der Herzog von Rohan ergreift nebſt den meiſten Reformirten die Waffen zum Beſten der misvergnügten Prin-

Prinzen 521. der Graf von S. Pol verläßt ihn 523. die Doppelheurath wird geſchloſſen 523. f. Unterhandlungen und Vergleich zu Loudün 524. f. Silleri, Villeroi und Jeannin werden von den Staatsgeſchäften entfernt 527. Mangot, Barbin und dü Vair kommen an ihre Stellen 527. Friedensedikt von Blois 528. Betragen der Groſſen nach dem Frieden 528. f. Schickſal und Betragen des Marſchalls von Ancre 529. Rohan ſöhnt ſich mit der Königin Mutter aus und kommt an den Hof 533. nach vielen Schwierigkeiten kommt auch Conde' wieder 533. f. Nachricht vom Richelieu 534. f. Anſchläge gegen den Marſch. von Ancre 536. f. der Graf von Auvergne, nachher Herz. von Angouleme, wird aus dem Gefängniß an den Hof gebracht 537. Unternehmungen des Herz. von Longueville in der Picardie 537. f. die Königin Mutter läßt den Pr. von Conde' gefangen nehmen 539. Beförderungen des Themines, Montigni, Praslin, S. Gerend und Crequi 540. Guiſe verläßt die Partey der Mißvergnügten 541. Betragen des Herz. von Epernon 541. ſeine Abſichten auf Rochelle 542. Lüines bewegt den König, ſich der Regentſchaft ſeiner Mutter und des Ancre zu entledigen 544. Mangot wird Siegelbewahrer, Richelieu Staatsſekretar, und Barbin Oberaufſeher der Finanzen 546. Deageant, ein Verräther 546. Lesdiguieres unterſtützt den Herz. von Savoyen gegen Spanien 547. andere Groſſen rüſten ſich gegen den Hof 547. Armeen gegen ſie 547. Ermordung des Marſchalls von Ancre 549. ſeine Gemahlin wird gefangen genommen 549. Veränderungen dadurch 550. kritiſche Lage der Königin Mutter 552. Richelieu verläßt den Staatsrath, und widmet ſich dem Dienſt der Königin Mutter 553. ſie wählt Blois zu ihrem künftigen Aufenthalt 553. die Mißvergnügten kommen nach und nach an den Hof zurück 554. Richelieu muß die Königin Mutter verlaſſen und ſich nach Avignon begeben 555. Proceß und Hinrichtung der Marſchallin von Ancre 555. f. Betragen und Vermählung des Lüines 557. Staatsverſammlung zu Rouen 557. Jac. Aug. von Thou und Villeroi ſterben 557. f. Haß des Herz. von Epernon gegen Lüines 558. Ränke des Abts Ruccelai, um die Königin Mutter zu befreyen 559. Lüines beobachtet ihr Betragen 559. Anſtalten zu ihrer Befreyung durch Epernon 560. ſie entweicht aus Blois 562. f. Unruhen, die daraus entſtanden 563. Vergleich zwiſchen ihr und dem König durch Richelieu 565. ſie nimmt ihren Aufenthalt zu Angers 566. Conde' wird wieder auf freyen Fuß geſtellt 566. Lüines

wird Herzog und beneidet 567. das Misvergnügen der Königin Mutter und der Groſſen erzeuget neue Unruhen 567. neuer Vergleich des K. mit ſeiner Mutter 571. dem Richelieu wird der Kardinalshut verſprochen 571. Vergleich mit den misvergnügten Groſſen 572. Urſprung eines Religionskriegs 573. f. Lúines wird Konnetabel 577. Lesdiguieres wird allgemeiner Marſchall aller königl. Lager und Armeen 577. man geht gegen die Reformirten zu Felde 578. Lúines ſtirbt 581. neue Miniſter 581. Lesdiguieres wird Katholik und Konnetabel 585. Friede mit den Reformirten 587. K. Ludwig begiebt ſich nach Avignon und unterredet ſich mit dem Herz. von Savoyen wegen der Händel über das Veltlin 589. Richelieu wird Kardinal 591. Veränderungen bey Hof und im Staatsrath 591. Bündniß mit Savoyen und Venedig gegen Spanien, und Würkung deſſelben 592. Unbilliges Betragen gegen die Reformirten 593. neuer Fall des Kanzlers Silleri und ſeines Sohns Púiſieux 594. Aligre wird Siegelbewahrer 595. neue Miniſter 595. Richelieu kommt in den Staatsrath 596. Vermählung der Prinzeſſin Henriette Marie mit dem Prinzen von Wallis 597. Bündniß mit den Holländern 599. Fall des Marquis von la Vieuville 600. neue Miniſter 601. Richelieu ſucht die Finanzen in beſſere Ordnung zu bringen 601. Fortſetzung der Veltliner Händel 601 f. Verſammlung der Groſſen zu Fontainebleau 605. innerlicher Krieg mit dem Herz. von Rohan und den ihm anhängenden Reformirten 605 f. Mornay ſtirbt 606. Friede mit den Rochellern und andern Reformirten 611. Fortſetzung der veltliniſchen Händel 611. Friedensſchluß zu Monzon zwiſchen Frankreich und Spanien 618. Urſprung der durch den Herz. von Anjou verurſachten innerlichen Unruhen 623 f. Verbindung gegen Richelieu 626. der Marſchall Ornano und andere werden gefangen geſetzt 626 f. Richelieu entdeckt die Abſichten ſeiner Feinde und rächet ſich 628. der Herz. von Vendome und ſein Bruder der Großprior werden gefangen geſetzt 630. Vertrag des Herz. von Anjou mit dem K. und Richelieu 631. die Siegel werden dem Marillac gegeben 632. der Graf von Chalais wird gefangen geſetzt 632. der Herz. von Anjou bekommt eine ſtarke Appanage und wird dadurch Herz. von Orleans 633. ſeine Vermählung mit der Prinzeßin von Montpenſier 633. 635. Hinrichtung des Grafen von Chalais 635 f. Mißhelligkeit und Ausſöhnung mit England 637. die Stellen eines Admirals und Konnetabels von Frankreich werden aufgehoben 638. Verſammlung der Groſſen und ihre Verrichtung

richtung 639. Richelieu wird Oberbefehlshaber der franzöſ. Marine, und erlangt Zutritt bey allen Kollegien 642. Verträge und Bündniſſe mit Spanien und Holland 642 f. Zurüſtungen zur Belagerung der Stadt Rochelle 644. England erklärt Frankreich den Krieg 644. die Engländer landen auf der Inſel Re' 645. Anſtalten des Kard. Richelieu gegen die Engländer 645. die Gemahlin des Herz. von Orleans ſtirbt 645 f. der König begiebt ſich zur Armee 646. Mißvergnügen des Baſſompierre 646. die Engländer ſegeln wieder nach Hauſe 648. Rochelle wird völlig eingeſchloſſen 649. Seedamm zur Sperrung des Rocheller Hafens 649 f. eine engliſche Flotte macht Mine, Rochelle zu entſetzen 654. Rochelle unterwirft ſich 656 f. Krieg in Languedok 660. Anſehn des Kard. Richelieu 661. Streit und Krieg über die Erbfolge in Mantua und Montferat 661. Code Michau 668. Vertrag zu Suſa zwiſchen Frankreich und Savoyen 670. Vertrag mit Venedig und Mantua 671. Endigung des Kriegs mit den Reformirten in Languedok 672 f. Friede mit England 672. Uneinigkeit zwiſchen der Königin Mutter und Richelieu 674. der Herz. von Orleans entweicht nach Lothringen 675. Richelieu wird Premierminiſter 675. der K. begütigt ſeinen Bruder 675 f. Verfolg des Kriegs wegen der mantuaniſchen Erbfolge 676. Julio Mazarini trit auf 679. die Franzoſen erobern Pignerol 680. K. Ludwig geht wieder zur Armee nach Italien 681. die Kaiſerlichen erobern und plündern Mantua 684. Belagerung der Feſtung Caſale 684. Waffenſtillſtand 685. Zuſtand der Sachen in Teutſchland 686. Unterhandlungen und Vertrag zu Regensburg 687. Würkungen oder Folgen dieſes Vertrags 688 ff. wechſelſeitige Ränke und Verfolgungen der Königin Mutter und des Kard. Richelieu 692. Fall des Siegelbewahrers Marillac 696 f. Chateauneuf wird Siegelbewahrer 697. Richelieu ſucht den Herz. von Orleans zu gewinnen 698. Bund zwiſchen Frankreich und Schweden 700. der Herz. von Orleans verläßt den Hof 700. K. Ludwig entfernt ſeine Mutter vom Hof, und läßt ſie bewachen 703. Baſſompierre kommt in die Baſtille 705 f. ſtrenges Verfahren gegen den Herz. von Orleans und ſeine Freunde 706 f. deſpotiſche Behandlung des Pariſer Parlaments 707 f. Guiſe verläßt Frankreich und geht nach Italien 709. die Königin Mutter entflieht nach Brüſſel 710. Beylegung der italieniſchen Unruhen durch die Verträge zu Chieraſco 711. Frankreich reißt Pignerol an ſich 713 f. Richelieu unterſtützt den Fortgang der ſchwediſchen Waffen in Teutſchland 715.

715. Beſetzung der durch die Anhänger des Herz. von Orleans erledigten Stellen 716. Richelieu erlangt die Statthalterſchaft von Bretagne und wird Herzog und Pair 717. Einfall der Franzoſen in Lothringen 717. Vertrag zu Vic 718. der Herz. von Orleans vermählt ſich heimlich mit der Schweſter des Herz. von Lothringen 719. begiebt ſich nach Brüſſel und rüſtet ſich zum Krieg 720. Verhalten des franzöſ. Hofs bey dem Krieg in Teutſchland 720. Proceß und Hinrichtung des Marſchalls von Marillac 721 f. der Anſchlag, Calais den Spaniern in die Hände zu ſpielen, wird vereitelt 722. der franz. Hof nimmt ſich des Kurfürſten von Trier an 724. die Franzoſen zwingen den Herz. von Lothringen zu dem Vertrag von Liverdün 725. der Herz. von Orleans fällt in Frankreich ein 726 f. Unternehmungen des Marſchalls von Effiat zu Gunſten des Kurf. von Trier 729. Effiat ſtirbt 729. der Marſchall von Etre'es wird an deſſen Stelle Befehlshaber der Armee in Teutſchland 730. Herz. Heinr. II. von Montmorenci macht gemeinſchaftliche Sache mit dem Herz. von Orleans 730 f. 741. Schlacht bey Caſtelnaudari, wo Montmorenci gefangen wird 745. Vergleich zwiſchen dem K. und dem Herz. von Orleans zu Beziers 746. 750. der Marſchall von Schomberg wird Gouverneur in Languedok 751. Proceß und Ende des Herzogs von Montmorenci 752. der Herz. von Orleans entweicht zum dritten mal 756. Chauteauneuf verliehrt die Siegel und Seguier bekommt ſie 758. Schickſal der Herzogin von Chevreuſe und des Ritters Jars 758. Richelieu verfolgt die Anhänger des Herz. von Orleans 758. Unterhandlungen mit den Schweden und den teutſchen Fürſten 759. Herz. Karl von Lothringen macht durch ſein Betragen ſein Land und ſeine Familie unglücklich 759 ff. fruchtloſe Unterhandlung der Königin Mutter wegen ihrer Rückkehr nach Frankreich 766. rechtliches Verfahren gegen die Vermählung des Herz. von Orleans 766 f. Herz. Karl von Lothringen übergiebt die Regierung ſeinem Bruder, dem Kard. Franz. 767 f. Richelieu verfolget ſeinen Entwurf gegen Oeſterreich 772. erneuert das Bündniß mit Holland 773. ausſchweifendes Verfahren des Pariſer Parlaments gegen das lothringiſche Haus 774. Vergleich mit dem Herz. von Orleans und ſeinem Liebling Puylaurens 776. Unternehmungen der Franzoſen gegen das teutſche Reich 778. neue Mißhelligkeiten mit dem Herz. von Orleans, worüber Puylaurens ins Gefängniß kommt 779 f. Fortſetzung der Kriegsanſtalten gegen das Haus Oeſtreich 783. neues Bündniß mit Holland 783

Lüines, ſ. Ludw. XIII.

M.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

M.

Mantua und Montferat, Streit und Krieg über die Erbfolge, ſ. Ludw. XIII.

Marie Stuart, K. Franzens II. Witwe 64

Marie von Medici, K. Heinrichs des Groſſen Gemahlin, wird vor ſeiner Ermordung gekrönt 473 f. wird Regentin für ihren Sohn 481 f. (ſ. Ludwig XIII.)

von Mayenne, Herzog, ſ. Heinrich III. S. 296. und Heinrich IV.

Mercoeur, Herzog, Krieg mit ihm, ſ. Heinr. IV.

Merkuriale 4

Montcontour, dortiges Treffen 133 f.

Montlüc, Biſchof von Valence 30—32

Montmorenci, Konnetabel, errichtet mit Guiſe und S. Andre' das Triumvirat 55. wird verwundet und ſtirbt 117. ſ. Karl IX.

Montmorenci, Herzog Heinrich II., hingerichtet 752 f.

Monzon, dortiger Friedensſchluß 618

Mouchards 17

N.

Nantes, Edikt 435

Navarra wird mit Frankreich vereinigt 469

O.

Olivier, Kanzler, ſ. Franz II.

P.

Paris, von Heinrich III. belagert 305. von Heinrich IV. erobert 396. Pariſer Bluthochzeit 160

Paulette, eine Abgabe 465

Poiſſy, dortiges Religionsgeſpräch 59

Politiker, Partey, ſ. Karl IX. Heinr. III. und IV.

Pragmatiſche Sanktion wird auf eine Zeitlang wieder eingeführt 53

Privas, dortige Nationalſynode der Reformirten 498

Puylaurens, ſ. Ludw. XIII.

R.

Ravaillac, ermordet den K. Heinrich IV. 475

Reichsſtände, ihre letzte allgemeine Verſammlung 505

Reformirten, dieſe Benennung findet ſich in dem Friedensedikt von Beaulieu 207
Regensburgiſcher Vertrag 687
Richelieu, Kardinalherzog, ſ. Ludw. XIII.
Rochelle erobert, ſ. Ludw. XIII.
von Rohan, Herzog, ſ. Ludw. XIII.

S.

Saluzzo, Streitigkeit darüber, und deren Beylegung 438 f.
Schweden, Bündniß mit Frankreich, ſ. Ludw. XIII.
Sechzehner, Bund derſelben, ſ. Heinr. III. und IV.
Sülli 418. 482 f. 490
Suſa, dortiger Vertrag 670

T.

Triumvirat 55. 63

V.

Valeſiſcher Stamm ſtirbt aus 309
Vaßi, dortiges Blutbad 67
Veltliniſche Händel, ſ. Ludw. XIII.
Vervins, dortiger Friedensſchluß 428
Vic, dortiger Vertrag 718

Häberlin, Franz Dominicus, 1720-1787 / Häberlin, Franz Dominicus, / Gebhardi, Ludwig Albrecht,

Die Allgemeine Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engelland ausgefertiget In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge mit zureichenden Allegationen
Bd.: 19

Halle 1778

H.un. 238-19
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031998-9
VD18 80253288